

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ausgestellt den 30. März 1867.
Emittirt den 8. Mai

D. 3695.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Stich u. Druck v. A. Wyss in Leipzig.

2. Timoth. 2, 5.

Hermann Billroth

vormals Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde

in Rio de Janeiro.

Geb. d. 17. Juni 1834, gest. d. 16. Nov. 1865.

Digitized by Google

Ein

Evangelist in Brasilien.

Aus dem Nachlaß

des vormaligen Pfarrers der deutsch-evangelischen Gemeinde in Rio de Janeiro,

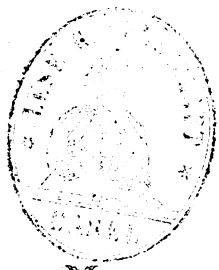
Hermann Billroth,

von

Albert Billroth,

Vormittagsprediger an St. Marien-Magdalenen in Naumburg a. S.

Mit einem Bildniß H. Billroth's und einer Karte.



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BASEL

Bremen,

Verlag von C. Ed. Müller.

1867.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorrede.

Erstes Capitel. Berufung und Beruf. 1

Zweites Capitel. Reise von Wittenberg nach Zürich, Paris, Bordeaux, Lissabon, St. Vincent, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro. . . 27

Drittes Capitel. Brasilien. Land und Leute. 55

Viertes Capitel. Die deutsch-evangelische Gemeinde in Rio de Janeiro. Englische und Nordamerikanische Gemeinde. 88

Fünftes Capitel. Anfänge des Evangelistenwerkes. Die alte Schule und ihre Reform. 114

Sechstes Capitel. Seelsorge und Predigt. 126

Siebentes Capitel. Die Ehefrage in Brasilien. 145

Achtes Capitel. Der Schulconflict und die Privatschule. 169

Neuntes Capitel. Die kirchliche Krisis. 190

Zehntes Capitel. Krankheit und Todesgedanken. Privatleben. Abschied. . 200

Elftes Capitel. Petropolis. Stroele's Berichte und Briefwechsel mit dem Pfarrer in Rio de Janeiro. 219

Zwölftes Capitel. Mitarbeiter in Brasilien und Südamerika. Candace und Schiffsprediger Otte. Amtsbrüder in der europäischen Diaspora. 261

Dreizehntes Capitel. Nach Madeira. Erster Aufenthalt daselbst 1864. Land und Leute. Reise nach Deutschland und Aufenthalt in Naumburg. 314

Vierzehntes Capitel. Reisebriefe aus dem Spätherbst 1864. Von Naumburg über Heidelberg, Straßburg, Freiburg nach Basel. . . . 334

Fünfzehntes Capitel. Reisebriefe aus dem Spätherbst 1864. Basel, Zürich und Bern. 350

Sechszehntes Capitel. Reisebriefe aus dem Spätherbst 1864. Die französische Schweiz. Lausanne, Vevey, Genève. 377

Siebzehntes Capitel. Reisebriefe aus dem Spätherbst 1864. Südfrankreich. Lyon, Orange, Arles, Marseille. 396

Digitized by Google

Seite

Achtzehntes Capitel. Reisebriefe aus dem Spätherbst 1864. Das Mittelmeer und die spanische Küste. Barcelona, Alicante;
und:
Eine Landreise durch Spanien und Portugal, oder von Cadix nach Lissabon. 414

Neunzehntes Capitel. Zweiter Aufenthalt auf Madeira. Drei Predigten: „Wie verhängnißvoll es sei, mit dem Glauben an die Wunder Jesu zu brechen" 439

Zwanzigstes Capitel. Heimkehr und Heimgang. 473

Digitized by Google

Vorrede.

„Da ich, falls ich plötzlich aus diesem Leben abberufen werden sollte, die wahre Sachlage in meiner Heimath und von competenter Seite erfaßt wissen möchte, so habe ich Dir ausführlich geschrieben.“ So schrieb mir mein theurer Bruder schon unter dem 23. Juli 1862, ehe noch der Schulconflict in Rio und die kirchliche Krisis auf ihren Höhepunkt gekommen war. Und auf seinem Sterbebette, wenige Tage vor seinem am 16. November 1865 erfolgten seligen Heimgange vermachte er mir ausdrücklich alle seine Manuscripte zu meiner Verwerthung. Ich schreibe demnach nicht aus Willkür, sondern aus heiligem Beruf, und Gottes Gnade ist es, daß ich die Verarbeitung des umfangreichen Schriftennachlasses in so kurzer Zeit vollenden konnte. So fern der Verklärte davon war, von seiner Person reden zu machen, wie er denn auch bei seiner Bescheidenheit erst in der allerletzten Zeit dem Gedanken Raum zu geben begann, selbst etwas Zusammenhängendes über Brasilien zu veröffentlichen, und auf die dahingehenden Aufforderungen zu antworten pflegte: „Meine Zeit ist noch nicht gekommen —“, so habe ich doch nicht von seiner Person absehen können, da sie der bewegende Mittelpunkt in den kirchlichen Kämpfen Rio's war, selbst da, wo er sich passiv verhielt, ja ich habe die heilige Pflicht, seine Person in das rechte Licht der Wahrheit zu setzen. Dennoch bin ich weit davon entfernt, meinen Bruder, der mir ein Vorbild der Demuth bleiben wird, zu überschätzen und ihm eine eigentliche Biographie zu widmen. Für eine solche, bei welcher ich viel mehr in das Einzelne hätte eingehen müssen, hatte ich keinen Auftrag. Freilich habe ich so um so mehr noch das Zarteste des brüderlichen Herzens zurückhalten müssen, wie ich denn auch sonst von den mir zu Gebote stehenden Papieren Vieles zurückgehalten habe und bestrebt gewesen bin, Persönlichkeiten möglichst zu schonen. So dient das Biographische und der im Ganzen festgehaltene ge-

Digitized by Google

schichtliche Faden nur dazu, der Darstellung des Mannigfaltigen eine Einheit zu geben. Wenn man mich fragen würde, was mein Bruder gethan habe, daß ich ein Buch über ihn und von ihm veröffentliche, so würde ich antworten: Er hat gelitten! In dem Leiden für seinen Heiland und in einer kaum dreijährigen Amtswirksamkeit ist er auch seinem Meister ähnlich geworden. Wenn nun auch mancher Freund des Heimgegangenen von seiner Person gern hören wird und diese vielleicht manchen Freund ihm gewinnen wird, so ist es doch ganz nach dem Sinne meines seligen Bruders und nach meinem eigenen Sinne, wenn der Leser über das Persönliche möglichst hinweg- und hauptsächlich auf das Sachliche hinsieht. Dieses letztere betrifft aber nicht nur die Kämpfe in Rio de Janeiro und die sie veranlassende große Principienfrage: Christ oder Antichrist!, welche in mancher evangelischen Gemeinde auch in Deutschland ihre Analogie finden dürfte, sondern vornehmlich ganz Brasilien und seine Evangelisation. Auf diese die Augen der deutschen Kirche zu lenken, ist nach dem Sinne des Seligen, der einen festen Glauben an Brasiliens Zukunft bis an das Ende bewahrte. Die Anfänge, welche Preußen, Basel, Barmen gemacht haben mit der Evangelisation Brasiliens, bedürfen einer viel allgemeineren Theilnahme der deutschen evangelischen Kirchengenossen, und die brasilianischen Sendlinge in ihrer Einsamkeit und sauren aufopfernden Arbeit müssen ganz anders von unserer Theilnahme und Unterstützung getragen werden, als bisher geschehen ist. Das zu Dresden im vorigen Jahre ausgesprochene Interesse des Gustav-Adolf-Vereins für Brasilien ist verheißungsreich. Ich hoffe, daß die Mittheilungen und Correspondenzen der evangelischen Sendlinge in Brasilien, welche das Buch bietet (besonders Cap. 11, 12 und 3), sowie die Orientirung in dem Lande das Interesse Mancher der Sache Brasiliens zuwenden wird. Um für das Geschichtliche, Ethnographische und Topographische — obgleich dies Alles nur in der Kürze behandelt werden durfte — aus dem Vollen zu schöpfen, habe ich nicht nur den Manuscriptenvorrath meines seligen Bruders verarbeiten, sondern auch mit der im Druck vorhandenen Literatur über Brasilien mich bekannt machen müssen. Die Druckschriften, welche mir vorgelegen haben, sind folgende: — Dr. Robert Avé-Lallemant, Reise durch Süd- und Nord-Brasilien. Leipzig bei Brockhaus 1859 und 1860. — Heinrich Handelmann, Geschichte von Brasilien. Berlin 1860 bei Jul. Springer — Dr. Herm. Burmeister, Reise nach Brasilien ꝛc. Berlin 1853 bei Georg Reimer. — Pastor F. Avé-

Digitized by Google

Lallemant, Erinnerungen an Brasilien. 1854. Lübeck, in der von Rohden'schen Buchhandlung. — F. Tietz, brasilianische Zustände nach gesandtschaftlichen Berichten. 1839. Berlin, Voß'sche Buchhandlung. — Dr. Wiedemann, kathol. Pfarrer, die deutsche Colonie Petropolis ꝛc. 1856 bei Franz Datterer in Freysing. — Von Martius, von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens. 1832. München, in der Lindauer'schen Hofbuchdruckerei. — Luiz Pedreira do Coutto Ferraz, übersetzt von Otto Köhler, die deutschen Ackerbaucolonien in Santa Catharina ꝛc. 1859. Hamburg bei G. W. Niemeyer. — Ungewitter's Erdbeschreibung. 1859. Dresden bei Adler und Dietze. — An Zeitungen: die in Petropolis erscheinende Brasilia, die in Rio de Janeiro erscheinende ultramontane A Cruz, Ave-Crux spes unica! und die in Rio de Janeiro erscheinende: Imprensa Evangelica. — — Soeben wird mir mitgetheilt, daß eine Schrift von Thomas Davaz, einem Graubündtner, über die Colonisten in der Provinz S. Paulo erschienen ist, welche besonders in die traurige Lage der Halbpachtcolonisten hineinblicken läßt. Das Werk des Herrn von Tschudi über Brasilien, welches die Colonistenverhältnisse zu günstig darstellen soll, ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Zur Orientirung schien eine Karte der evangelischen Gemeinden in Brasilien ganz nothwendig. Als ich mit der Beschaffung, resp. Anfertigung einer solchen umging, erfuhr ich von Herrn Perthes in Gotha, daß eine derartige Karte soeben erschienen sei von Herrn Kiepert, nach den Acten des Oberkirchenraths angefertigt. Die Colonien Rio Novo und Brusque enthält diese Karte noch nicht, weshalb ich dieselben geographisch genau hinzufüge, nachdem ich aus der Petropolitanischen Zeitung Brasilia, aus dem Evangelischen Heidenboten aus Basel u. a. die Lage derselben erforscht habe. Auch die Colonie Therezopolis kann ich genau angeben nach ihrer Lage, was Cap. 3 in der Uebersicht über die Gemeinden geschehen ist, doch gebe ich sie auf der Karte nicht an wie überhaupt die Filiale, auch Juiz de Fora bei Petropolis, nicht. Ich hoffe, durch Beigabe dieser Karte dem Wunsche Vieler entgegenzukommen.

Das Portrait des Verklärten wird manchen Freund hienieden grüßen und dem Unbekannten seine Persönlichkeit lebhafter veranschaulichen.

Der Titel des Buches bezeichnet das Ungefähre seines Inhalts. Die Reisebriefe haben schon im Manuscript Manchen erfreut,

Digitized by Google

und das ist Bürgschaft, daß sie auch im Druck das Interesse Anderer erregen werden. Neben Wichtigem und Erbaulichem kommt einiges Unerhebliche und Humoristische darin vor, was aber, um das Ganze nicht zu zerstören, auch nicht gestrichen werden konnte. Die Wahrheit muß sich selber vortragen wie sie ist.

Noch einer besondern göttlichen Providenz muß ich erwähnen, die über dem Material für dieses Buch gewaltet hat und mir eine Aufmunterung mehr zu dieser Arbeit gewesen ist. Bei seinem zweiten Abschied von Madeira (1865) trug mein seliger Bruder seinem Wirth in Funchal auf, die unsignirte Kiste mit den Manuscripten und brasilianischen Büchern zu signiren und zu adressiren und ihm nachzuschicken nach Deutschland über England. Die Bedienung nahm im Irrthum die noch unsignirte adressenlose Kiste und brachte sie an Bord eines nach Teneriffa und Afrika segelnden Schiffes. Alles schien nun verloren, da die Kiste auf keine Weise zu bezeichnen war, und dann wäre auch dies Buch niemals zu Stande gekommen. Dennoch ist die Kiste nach geschehenen Nachforschungen in Funchal und Liverpool ihrem Besitzer wieder zugekommen, und seine Freude darüber war groß. Er ließ sich Alles in sein Krankenzimmer bringen, und an dem Abend, an welchem er sich auf sein Sterbebett legte, breitete er die sorgfältig geordneten und couvertirten Papiere und Briefe auf meinem Flügel aus, wies mir Alles und sagte: „Meine Correspondenzen sind doch viel wichtiger, als ich geglaubt habe." Er legte sich, und sein Ende nahte bald.

„Der Herr wird's versehn" war der Trost des Sterbenden. Der Herr wird's auch ferner versehn mit der Evangelisation Brasiliens.

Manche lebende Augenzeugen der brasilianischen Zustände könnten besser über Brasilien reden, als ich nach einem Nachlaß und ohne diese Anschauung. Möchte dies geringe Buch eine Literatur über Brasilien hervorrufen. Pastor Stroele und Pastor Eger wären gewiß im Stande, namhafte Beiträge zu liefern. Beide treueste Freunde meines seligen Bruders in Brasilien grüße ich aus der Ferne.

Allen, die Beiträge und Hülfe für dies Buch geleistet haben, sage ich meinen Dank und wünsche ihnen sammt allen Lesern Gnade und Frieden!

Naumburg a/S., im September 1866.

Albert Billroth,
Vormittagsprediger an St. Marien-Magdalenen in Naumburg a/S.

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Berufung und Beruf.

Das Evangelium Christi bedarf seiner Evangelisten und diese bedürfen eines Berufs und nach menschlicher Ordnung einer Berufung. Beruf und Berufung decken sich nicht immer. Oft ergeht eine Berufung an Jemanden durch Menschen, aber es fehlt der Beruf zu dem ihm bestimmten Amt. Andererseits kann ein Beruf vorhanden sein und es fehlt die Berufung in ein Amt, das diesem Beruf entspricht. In dem ersteren Falle kann Gott nach seiner Gnade den menschlichen Irrthum corrigiren und dem nach menschlicher Ordnung Berufenen die ihm nothwendigen Gaben verleihen, es ist dies aber etwas Außerordentliches und die Annahme einer Berufung ohne Beruf immer sehr bedenklich. In dem letzteren Falle weist Gott ohne Zweifel Seinem Berufenen einen Platz an für seine Wirksamkeit, mag dies auch durch Entwirrung und Ueberwindung noch so vieler Schwierigkeiten geschehen. Hierin liegt auch der gewisse Sieg des Genies, das sich unter den ungünstigsten Verhältnissen durchringt. Nicht anders ist es mit jedem wahren Beruf, der in einem inneren entschiedenen Trieb besteht und von diesem verwandten Gaben begleitet ist. So auch mit den Dienern des Evangeliums. Das Entscheidende für sie ist ihr Beruf, nicht ihre Berufung. Ein Beispiel dafür ist der Prophetische und Apostolische Beruf, welcher ohne menschliche Berufung sich kräftig erwies, ja den aus Berufung Amtirenden sich oft entgegensetzte, wie man an den Propheten sieht, wenn sie die Priester im Namen Gottes strafen. Der Apostel Paulus legt ein solches Gewicht auf seinen Beruf, nicht von Menschen und nicht durch Menschen, daß er nicht nur das Bewußtsein um denselben häufig ausspricht, sondern darauf

Digitized by Google

seine Autorität mitbegründet gegenüber anderen Evangelisten in den Gemeinden. Allerdings eine Erscheinung Christi, wie auf dem Wege nach Damaskus, und eine persönliche Berufung Christi, welche Bürgschaft ist für den Beruf, wie bei den anderen Aposteln, findet in der Gegenwart für die Diener des Herrn nicht statt. Es ist vielmehr das Erfahren und Bewußtwerden um den Beruf ein innerlicher Vorgang, ähnlich wie bei den Propheten, nur im Geiste des Neuen Testaments. Darum ist auch die Schwierigkeit größer, den Beruf zu erkennen, und bei dem Anklopfen einer Berufung sich zu entscheiden. Aus diesem Grunde scheinen nun manche Diener des Herrn sich der Entscheidung ganz begeben zu wollen und dieselbe sich lieber von der menschlichen Obrigkeit zuschieben zu lassen durch die Berufung. Man hört die Meinung aussprechen, daß die Berufung, etwa eines Consistoriums, die göttliche Stimme und also das Entscheidende sei, und deshalb müsse auch ein Diener des Herrn in dem übertragenen Amte bleiben, bis er von derselben obrigkeitlichen Behörde zu einem Wechsel aufgefordert werde. Es scheint diese Meinung zusammenzuhängen mit der wunderlichen und unbiblischen Vorstellung von einer unbedingten Subordination unter die menschliche Obrigkeit, welche, so zur göttlichen erhoben, keinen Raum mehr läßt für die eigentliche und allein maßgebende Obrigkeit, nämlich für Gott den Herrn. Man kann dann nicht mehr, wie der Apostel Petrus will, der menschlichen Obrigkeit unterthan sein um des Herrn willen, und kann nicht mehr, wie Johannes und Petrus, Gott mehr gehorchen als den Menschen. So sind Manche bedenklich geworden, wenn Männer, die in einem pastoralen Amte standen, ihr pastorales Amt aufgegeben haben, wiewohl ordnungsmäßig, um dem göttlichen Beruf auf dem Gebiete der Mission oder auf anderen Gebieten gehorsam zu sein. Der Erfolg pflegt auch hier auszuweisen, ob es ein göttlicher Beruf war, wenigstens für diejenigen auszuweisen, welche Augen haben zu sehen. Der Apostel Paulus in seinen Briefen an Timotheus will die ordnungsmäßige Berufung durch Handauflegung, und damit verbunden eine Prüfung derselben (I, 3, 7 u. 10), in welcher sich die Gaben für das Amt ausweisen sollen. Allein mit der Handauflegung ist auch schon eine innere Gabe (I, 4, 14) verbunden nach Apostolischer Erfahrung, und die außen erkennbaren Berufsgaben müssen in innerlicher Anlage ihren Grund haben. Es muß darum derjenige, welcher einer Berufung folgt, sich selbst geprüft haben, ob er auch das für diese Berufung geeignete Gefäß sei, ob er wirklich mit den erforderlichen Gaben ausgerüstet sei, ob er einen kräftigen Trieb zu der fraglichen Thätigkeit habe, d. i. ob er Beruf habe.

Digitized by Google

Als Kennzeichen des inneren Berufs zum köstlichen Bischofsamt oder Predigtamt (I, 3, 1) bezeichnet Paulus die innere Ueberzeugung des Glaubens, Glauben und gutes Gewissen (I, 1, 19), unsträflichen Wandel, Lehrhaftigkeit, Erfahrung im Glauben. An diesen Stücken wird sich also auch ein Diener des Herrn prüfen müssen, ob er ein Amt annimmt oder nicht. Denn er muß nicht nur zu dem Predigtamt überhaupt geschickt sein, sondern zu dem besondern ihm dargebotenen Amte. Nun kann freilich — und möchte das recht oft der Fall sein — der Berufene in seiner Selbstbeurtheilung sich viel zu gering achten für die Pflichten seiner Berufung, und in diesem Fall kann ein vertrauter Freund ihn vielleicht besser berathen, als er selbst. Allein ist der Beruf ein entschiedener, so wird auch das entschiedene Ja sich bei dem Berufenen finden, und er die Entscheidung weder von Freunden und Vorgesetzten erwarten, noch sich viel mit Fleisch und Blut besprechen.

Hermann Billroth war in der Lage, bei seiner Berufung nach Rio de Janeiro im Februar 1861 seitens des Evangelischen Oberkirchenraths diesen Kampf sehr ernst durchzukämpfen. Während desselben aber gelangte er zu fester Gewißheit und großer Freudigkeit, wie wir weiterhin genauer hören werden. In solchen entscheidenden Wendungen des Lebens pflegt wohl eine Ueberschau des ganzen bisherigen Lebens stattzufinden. Die Verirrungen, entwirrt durch die lichten Gedanken Gottes, treten vor die Seele und der Mensch erkennt, wie er von seinem Gott zubereitet sei für diese Stunde. Mag der Leser es sich gefallen lassen, diesen Blick auf ein anspruchsloses, aber von göttlichen Gedanken geleitetes Jugendleben mit mir zu thun.

Wie ein wehmüthiger Widerspruch seiner frohen Kindheit mit seinem schweren und thränenreichen Amtsleben blicken mich die Zeugnisse und Stammbucherinnerungen seiner Erzieher und Verwandten an, welche von seinen drolligen Einfällen und seiner Heiterkeit und Freudigkeit einstimmig reden. Doch liegt in diesen Zeugnissen auch eine Weissagung auf jenen heitern Humor, welcher selbst in schwerer Zeit ihn und seine Freunde erheitern konnte. Eine gleiche Weissagung liegt in den Aussagen seiner Großeltern über seine Unschuld und Frömmigkeit und seinen kindlichen Sinn, auch in den Worten seines greisen Großvaters väterlicher Seits, der Bürgermeister in Greifswald war: „Stifte viel Gutes, bewahre Dein Gewissen rein und unschuldig!“ Der Zug des Vaters zum Sohne war früh in dem Kinde, und von einer frommen Mutter, deren Gatte lange in der Erde unter der großen Linde des Dorfes Reinberg schlummerte, auch die Liebe zur Kirche gepflegt. Der Gottesdienst

Digitized by Google

und ein innerer Trieb waren ihm von solcher Macht, daß er bald auf Stühlen und Schemeln predigte und die Nachahmung der gottesdienstlichen Feier in die Reihe der kindlichen Spiele aufgenommen wurde. Die Eindrücke des Consistorialrath Vogt in Greifswald und des Prediger Neumann in Staffelde in Osthavelland waren für den Knaben bleibende Kanzeleindrücke. Von weichem Herzen, konnte er Arme nicht darben sehen, ohne ihnen wenn auch den letzten oder einzigen Groschen zu geben und ihnen zur Weihnachtszeit Weihnachtsfreude zu bereiten. Milde und gutmüthig war er nicht ohne Heftigkeit, als Kehrseite einer großen Gründlichkeit erwies sich eine gewisse Langsamkeit, die ihn auch in dem Schema der Schule mit der beanspruchten Gleichmäßigkeit in den Fortschritten der Disciplinen sich nicht ganz glücklich fühlen ließ, um so weniger, als sein zartes Gemüth und sein religiöser Sinn auf dem Greifswalder Gymnasium manche rauhe Berührung und Vernachlässigung erfuhr. Denn von christlichem Geiste war das Gymnasium nicht blos nicht durchdrungen, sondern nicht einmal berührt, nur zwei Lehrer, unter denen der eine nachmals Pastor wurde und noch jetzt im Amte unseres seligen Vaters zu Reinberg amtirt, Lic. Vogel, standen auf positivem Standpunkt, und der Letztere ist bleibend von uns deshalb verehrt worden. Hermann Billroth selbst äußert sich über die göttlichen Fügungen und Führungen in seinem Jugendleben in einem Lebenslauf von 1858 folgendermaßen: „Ich erkenne mit Lob und Dank die gnadenvolle Führung Gottes an, denn gewiß war der frühe Tod des Vaters (er starb in seinem Geburtsjahre 1834) nicht ohne Gewinn für mich. Es ist möglich, daß gerade dadurch, daß meine Erziehung allein der Mutter anheimfiel, mein Gemüth mehr ausgebildet wurde. Die Mutter wirkt unwillkürlich auf das Gemüth des Kindes.... Ein Gewinn, den ich mit Sicherheit aus dem frühen Tode meines Vaters herleiten zu können meine, ist der Ernst des Lebens, der mich schon als Kind oft bedenken lehrte, daß der Mensch sterben, und die Zeit seines irdischen Wandels der wahren Lebensklugheit widmen müsse..... Unter solchen Einflüssen ist es leicht erklärbar, wie ich schon früh mit Freude und Sehnen mich dem Gedanken hingeben konnte, Theologie zu studiren, um dereinst das vom Vater begonnene Amt fortzuführen. Und in der That stand dieser früh gefaßte Entschluß so fest bei mir, daß er nie ernstlich erschüttert wurde." In Bezug auf die Gymnasialbildung sagt er dann: „Vor allen Dingen muß ich hier des höchst mangelhaften Religionsunterrichts gedenken. In Sexta wurden nur die Geschichten des A. T. zu lernen gegeben und überhört, in Quarta wurden fortwährend Bibelsprüche aufgeschrieben und gelernt, aber um das

Digitized by Google

Verständniß derselben bekümmerte man sich wenig. In Tertia nahm ich nicht Theil am Religionsunterricht, weil ich den Confirmandenunterricht zwei Jahre lang besuchte. Wie mangelhaft ist es, deshalb von dem Religionsunterricht auf dem Gymnasium dispensirt zu sein! In Secunda wurde uns Kirchengeschichte vorgetragen und wir lasen, was auch in der mit Secunda in der Religionsstunde vereinigten Prima fortgesetzt wurde, das N. T. im Urtext, welches uns mit dickleibigen Commentaren erklärt wurde, z. B. die Logosidee. Außerdem wurde uns bei der deutschen Lectüre der Genesis der Unterschied der Jehovah- und der Elohimurkunde klar zu machen gesucht..... Das steht fest, daß unsere Kenntnisse in den religiösen Dingen sehr mangelhaft waren, weil nichts dafür gethan wurde; noch schlechter fast kam das Herz dabei fort." Doch wußte er auch Gutes zu rühmen von seinem Gymnasialunterricht, die Lectüre aus dem classischen Alterthum hat seinem Geist willkommene Nahrung geboten und Hiecke's vortrefflicher anregender Unterricht ihn in die Wunderwelt der Shakspear'schen, Sophokleischen und Nibelungen-Gestalten eingeführt. Als neue Quellpunkte für Belebung seines religiösen Sinnes und seines Charakters nennt er seinen Confirmationsunterricht und die langjährige, erst mit dem Tode endende Krankheit seiner Mutter, deren jugendlicher Zeuge er war. Er sagt: „Wenn ich mit den Meinigen auch oft mit Schmerz auf die Leiden meiner bettlägerigen Mutter sah, so wurde ich es doch durch sie selbst, die Gott mit der Kraft aus der Höhe ausrüstete, inne, daß die Krankheit nicht zum Tode, sondern zum Leben war, auf daß der Sohn Gottes durch sie geehrt würde. Denn unermüdlich auf das Wohl der Ihrigen und der Armen bedacht, traf sie vom Krankenlager aus Anstalten der Erziehung und der Wohlthätigkeit, die ihr Gott durch die Kraft seines heiligen Geistes vergolten hat. Mit dieser Kraft ausgerüstet, konnte sie denn auch als Christin leiden und sterben... Wir hatten an ihr ein Vorbild der Thätigkeit zur Ehre Gottes und ein Vorbild christlichen Leidens. In beiden Dingen der Mutter nachzukommen in guten und bösen Tagen, die nach Gottes Willen wechseln im menschlichen Leben, das war mein Vorsatz und mein Gebot und ist es auch noch... Im Jahre 1851 schlief meine Mutter ruhig ein, um zum besseren Leben zu erwachen, und mit Dank und Freudigkeit konnte ich mich trotz meiner herzlichen Trauer der seligen Hoffnung hingeben: Sie ist nicht todt, sie schläft nur!" Durch regelmäßigen Kirchenbesuch suchte der Schüler nach seinem Bekenntniß das, was ihm auf dem Gymnasium mangelte, zu ersetzen, und er hat in dieser Zeit wenigstens einen Jahrgang der in St. Marien zu Greifswald ge-

Digitized by Google

hörten Predigten nach dem Gedächtniß nachgeschrieben. Es sind meistens Predigten von Consistorialrath Dr. Vogt, doch finden sich darunter auch Predigten von Professor Dr. Gaß, Pastor Bahl und Anderen, und ich erinnere mich wohl, mit welcher Genauigkeit er damals schon auffaßte und Herr der Form wurde, wie beides auch die mir vorliegenden Manuscripte beweisen. Ein geistliches Erfahrungsleben dämmerte nur allmählich auf, Nahrung durch entschieden vom Christusglauben beherrschte Häuser wurde ihm nicht zu Theil, den lebenbeherrschenden Christusglauben hat er erst später kennen gelernt. Er selbst bekennt, daß er nicht vermocht habe, den alten Menschen auf einen Schlag zu tödten. Auch fand der alte Mensch leider nur Pflege genug in mancher Zerstreuung und Abirrung, welche bei dem ungebundenen Ton der frühreifen Schüler in der Universitätsstadt für den lebensfrischen und charaktervollen Jüngling fast unvermeidlich schien. Doch, die Ausschreitungen abgerechnet, hatte die Schulfreundschaft und der gesellige Umgang auch viel Edles, das bleibender Same bei ihm wurde. Mit Sang und Klang zog das jugendliche Männerquartett durch die mondbeglänzten Straßen oder längs dem Hafen, oder durchtönte den Buchwald der Umgegend oder die schönen meerumspülten Rügenschen Gestade. Oft mischte sich seine sonore Baritonstimme in's Quartett auf der winterlichen Stube am warmen Ofen mit den Freunden Constanz Ziemssen, Wilhelm Häger u. A., die längst ihren öffentlichen Beruf gefunden haben. Oder es wurden Oratorien und Opern unermüdlich durchgesungen und durchgespielt mit anderen Freunden, theils bei jenen, theils im Hause, in welchem die Musik als väterliches und mütterliches Erbtheil lebte. Ja, diese musikalischen Ausübungen wurden zu förmlichen Sänger- und Concertfahrten. In dem Boot zu rudern, in den Wellen der Ostseebucht bei Eldena zu baden, auf Fußreisen die Inseln Rügen und Usedom zu durchstreifen, war auch ihm Lust und Leben. Unter den Heiteren war er der Heitere. In dieser Ungebundenheit neben dem Schulfleiß, in diesen Versuchen und Bestrebungen und durch den frühen Verlust der Eltern bildete sich sein Charakter aus und eine frühe Selbstständigkeit, zugleich aber auch ein idealer Schwung, genährt durch die bildenden Einflüsse, welche von seinem elterlichen Hause und der weiteren Familie mannigfaltig ausgingen. Ein Sinn für Sprachen wurde früh angeregt, und eine Neigung zur Fixirung der sichtbaren Dinge durch Stift und Pinsel wurde vielfach genährt und nach Kräften befriedigt. Hier und da unterbrach ein ländlicher Aufenthalt in Pommern oder der Mark bei den Verwandten das sonstige städtische Leben und eröffnete neue Anschauungen und neue Freuden.

Digitized by Google

Als der Schüler für die Universität gereift war, stand ihm die Wahl seines Studiums längst fest, ja es schien ihm nicht möglich zu denken, daß er überhaupt etwas Anderes als Theologie studiren könne und solle. Er sagte, wenn überhaupt zu etwas, so sei er dazu geschickt. In Heidelberg empfing sein theologischer Sinn die erste anregende Pflege durch Rothe, dessen Kirchengeschichte er eifrig nachschrieb, und dessen speculative Theologie er anfangs mit großem Interesse hörte, dann aber, da Rothe durch seine Theilnahme an der Karlsruher Synode verhindert war die Vorlesung fortzusetzen, aus einem Hefte studirte. Umbreit's Persönlichkeit und poetische Salbung machten einen bleibenden Eindruck auf ihn. Und wenn der allem Wahren, Edlen und Schönen zugeneigte Jüngling auch im frohen, frischen Studentenleben nicht so ernstlich seiner Wissenschaft sich hingab, wie sein zarteres Gewissen ihn dazu ermahnte, so hat er doch bleibende Eindrücke und bleibenden Gewinn aus den theologischen Vorlesungen der ersten Semester mit hinweggenommen. Auch mit der englischen Sprache suchte er sich nebenher unter Leitung des Dr. Gaspey bekannt zu machen, und genoß, was Kunst und Natur in der schönen Neckarstadt im Umgange mit vielen lebensfrohen Freunden bot. Manche herrliche Parthien wurden unter Sang und Klang und in heiterer Lust ausgeführt und manchmal zu größeren Fußreisen in den Odenwald und Schwarzwald erweitert. Sein Skizzenbuch fesselte ihm dann die Eindrücke der Natur, und führt den Betrachter durch den Schwarzwald und durch ganz Tyrol, wo er Wochen lang reiste in den Ferien und mit jugendlicher Unternehmungslust täglich viele Stunden marschirte, Berge erklomm und über Gletscher unter dem heitern blauen Himmel hinwanderte. So heiter der frohe Student aber auch zu sein pflegte, und so lustig er mit den Genossen in Edingen, Neckarsteinach, auf den Wegen zum Kaiserstuhl, Speirerhof, Kohlhof, Handschuhsheim, Heiligenberg und Allerheiligen im Schwarzwald sein Wesen trieb, so ernst durchzog ihn manchmal stille Gewissensmahnung über manches studentische Unwesen und die übel verwendete Zeit. Daher war ihm ein Universitätswechsel, der ihn den Rücksichten auf die Genossen entnahm, wünschenswerth, er glaubte in Halle zu der nöthigen Stille zu kommen, sich zu vertiefen und unter dem Einfluß der dortigen Professoren gefördert zu werden. Da traf es sich, daß er noch zum Abschied von Heidelberg den ersten und gesegneten Eindruck einer großen kirchlichen Versammlung empfing, nämlich der Centralversammlung des Gustav-Adolf-Vereins, über welche er sehr begeistert und erwärmt sich äußerte. Seine Begeisterung war so auf das kirchliche Gemeinschaftsleben gelenkt, wie er es vorher noch nicht kannte,

Digitized by Google

während doch sein Herz der Verbrüderung und Freundschaft ganz besonders offen war. Von einem erhofften frohen Tage in Heidelberg schrieb er einmal: „Der Tag wird mehr als einen Glücklichen sehen, denn wo der Eine lustig ist, soll da der Andere es nicht auch sein? — so geht es die große Freundschaftskette hindurch von Glied zu Glied.“ Die Gnadenkette kannte er damals noch nicht als das mächtige heilige Verbindungsband christlicher Brüder. Für diese bedurfte es nach allen Zügen des Vaters zum Sohne, nach allem Bußanklopfen durch Gottes Güte und Ernst noch zuvor einer entschiedenen Verknüpfung seines Herzens mit dem Heiland. Und dazu verhalf ihm Halle unter dem Lehreinfluß Müller's, Jacoby's, Tholuck's, Moll's, besonders aber unter dem entscheidenden Einfluß Tholuck's in Vorlesungen, Predigten und den häuslichen Vorträgen. „Wo ich in meinem Leben die Kraft des heiligen Geistes, welche der Predigt inne wohnt und welche von ihr in das Herz des Hörers überströmt, je am stärksten beim Hören einer Predigt empfunden habe, das war in den Gottesdiensten, welche Tholuck abhielt in dem Dom zu Halle.“ So äußert sich der dankbare Hörer und Schüler noch nach seiner Studienzeit 1858. Schrieb aber der Anfänger im Studium noch aus Heidelberg: „Ich werde mich jetzt wieder an das neue Testament machen, dabei fällt mir Faust immer ein, wie er sich mit der Uebersetzung abmüht“ — so sollte für ihn doch erst in Halle ein eigentliches Abmühen mit den tiefsten Fragen und mit dem Studium beginnen. Mit großem Ernst und rastlosem Fleiße — welche nur hier und da die Einflüsse des früheren Universitätslebens unterbrachen — hat er sich unter dem Ringen des Gewissens nach Ruhe und des Geistes nach Wahrheit in die heiligen Dinge vertieft. Zweifelte er auch die Grundfragen der Offenbarung niemals an und hatte sein frommer Sinn auch in der bisherigen Jugendzeit manche Blüthe schon getrieben, so war ihm das Heil in Christo doch noch keineswegs das Entscheidende gewesen, Buße und Gnade ihm noch nicht so entscheidend geworden, der neue Mensch in der Wiedergeburt noch nicht zum Leben geboren. Das geschah hier, wenn auch nur allmählich, und fremden Augen wohl wenig erkennbar, und nicht ohne manches Zurückbleiben einzelner Eigenschaften in hinterstelliger Zeit. Eine Entlastung seines Gewissens empfing er auch in der Sacramentslehre durch Jul. Müller, da die lutherische Lehre sich ihm längst unhaltbar erwies und er schon als Confirmande nach Klarheit Verlangen trug in diesem Punkt. Da er in Halle Dogmatik bei Jul. Müller zu hören beabsichtigte, so äußerte er sich in einem Brief aus seiner letzten Heidelberger Zeit über Kirchengeschichte und Dogmatik folgendermaßen: „Du schreibst von Deiner

Digitized by Google

Arbeit und Deinen Gedanken über die Kirchengeschichte und Dogmatik. Gewiß drängten sich bei der ersteren mir dieselben Gedanken auf. Die Verwirrungen machen verwirrt; wer sagt uns, ob das, was wir Wahrheit nennen, nicht Irrthum ist, ob das, was wir glauben, nicht Folge einer neuen Verwirrung ist, und so in's Unendliche fort. Wenn ich nun auch mit einem kindlichen Glauben an die Dogmatik gehe, so soll der prüfende Verstand hinzukommen, und wie sollte ich da wohl verhehlen, daß der Gedanke, jetzt Dogmatik zu hören und ernstlich zu treiben, mich mit einer heiligen Scheu erfüllt! Doch Gott wird mir, so er will, den rechten Weg zeigen!" Und Er hat es gethan. Als der von Heidelberg nach Halle übersiedelnde Student Angesichts der Bergstraße und in Wehmuth über den Abschied von dem Ort vieler frohen Lust ausrief: Adieu Welt! wußte er nicht, daß dieses Valet an die Welt ihm ungeahnt heilig und selig erfüllt werden sollte. Denn es trat der Abschied ein von der Welt mit ihrer Lust, und das Trachten, zu thun den Willen des Vaters. Nach der wichtigen und entscheidenden Studienzeit in Halle, in welcher auch Hoffmann's Predigten und Abendstunden von Segen für ihn geworden waren, vollendete er seine Universitätsstudien in seiner Heimathsstadt Greifswald, wo er Zeit zur Verarbeitung des vielen theologischen Stoffes und Anleitung zur homiletischen Thätigkeit vornehmlich sich versprach. Einzelne wissenschaftliche Fragen, wie z. B. über die Messianischen Weissagungen, welche ihn gründlicher in das Alte Testament einführten, wurden aus Anlaß der studentischen Seminarien, d. i. der von einem Professor geleiteten Uebungen in der Exegese des Alten und Neuen Testaments, u. dgl. durchgemacht und regelmäßige dogmatische Besprechungen mit den Freunden eingerichtet zur Durchdringung des dogmatischen Stoffs und Klarstellung der eigenen Resultate. Während Andere sich aus Schleiermacher rekrutirten, bekämpfte er diesen schon im biblisch-kirchlichen Sinne. Am wichtigsten aber waren ihm die beginnenden Predigtübungen. Schon aus Tholuck's Predigtweise hatte er sich bestimmte Grundsätze abgeleitet, welche er nun zu verwirklichen strebte. „Wie viel ich auf die Predigt gebe — schreibt er am Ende seiner Studienzeit — mag zum Theil schon aus dem oben Gesagten erhellen. Ich habe es an mir selbst erfahren, welch eine unterschiedliche Wirkung verschiedene Predigten hervorbringen, und halte dafür, daß die Predigt das Mittel ist, welches vor allen anderen dazu geeignet ist, Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen. Darum schaue ich auch als Endziel alles Dessen, was ich studire, welcher Art es auch sei, die Predigt an und halte den Beruf der Geistlichen für größten-

Digitized by Google

theils verfehlt, wenn sie als Prediger die Predigt vernachlässigen." Das, was er — um dies hier nachzuholen — als „oben Gesagtes" bezeichnet, ist vornehmlich Folgendes: Er abstrahirte sich aus Tholuck's Predigtweise drei homiletische Grundsätze: 1) man muß speciell, 2) auch Ethik, 3) aus der Gemeinde predigen. — Je specieller das Thema der Predigt gefaßt und je specieller die Ausführung gehalten wird, desto besser prägt sich dieselbe dem Hörer ein, desto mehr nimmt er mit nach Hause. Dann: der Hauptinhalt jeder Predigt wird auf Dogmatik ruhen, aber die Ethik darf nicht vernachlässiget werden. Es giebt so hundert Fälle des Lebens, in welchen die zarteren Gewissen der Laien nicht ein noch aus wissen, ohne daß sie glauben anzustoßen; hier ist es sehr nöthig, daß der Prediger durch Darlegung einzelner ethischer Fälle anschaulich zeigt, bis wie weit sich die christliche Freiheit erstreckt. — Dieser Grundsatz war seinem eigenen Bedürfniß entsprechend, die Herrschaft des christlichen Princips über das gesammte Leben war ihm unter Tholuck's Einfluß Grundsatz geworden, den er in sein eigenes Leben umzusetzen suchte. Er hörte zweimal Ethik, in Halle und Greifswald, und unterzog alle Lebenserscheinungen streng dem ethischen Urtheil, sich selbst überall über das Erlaubte prüfend. — Endlich: „aus der Gemeinde kann jeder Pastor predigen, wenn er will. Wie wichtig dies ist und wie wenig oder gar nicht es so oft beachtet wird, darauf macht Tholuck in der Vorrede zu seiner Predigtsammlung mit Recht aufmerksam." Zu dem Bisherigen setzt er hinzu: „Doch kommt noch dazu ein vierter Punkt: es ist die Werthschätzung der Lehre auf der Kanzel. Mit Recht verweist man wohl die Lehre in die Schule oder den Confirmandenunterricht, aber bedenken wir, wie schwach es meistentheils um die religiösen Kenntnisse der Laien steht, so erscheint es als eine heilige Pflicht des Geistlichen, hier ergänzend aufzutreten. Was in der Schule gelernt wurde, ist zum größten Theil wieder vergessen, und was im Gedächtniß hangen geblieben ist, das ist oft sehr unklar. Solche Erfahrungen habe ich oft mit Schmerz gemacht, und daher mir jenen Grundsatz, die Lehre auf der Kanzel nicht zu vernachlässigen, doppelt eingeschärft." Mit diesen homiletischen Grundsätzen ausgerüstet, welche er durch das Studium von Reinhard's Predigten und das Hören vieler Prediger, unter welchen er Müllensiefen dankbar erwähnt, noch erweiterte — bestieg nun der Student zum ersten Mal die Kanzel, um eine Uebungspredigt vor nur den Commilitonen und dem leitenden Professor zu halten nach Ordnung des homiletischen Seminars. Vor der Gemeinde wollte er seine erste Predigt nicht halten, obwohl es an Aufforderungen dazu nicht fehlte. Er

Digitized by Google

meinte der Gemeinde keine Uebungspredigt bieten zu dürfen, und hielt es für Unrecht, die Geduld der Zuhörer im öffentlichen Gottesdienst in Anspruch zu nehmen, noch ehe er sich auf der Kanzel versucht und seiner Fähigkeit zum freien Sprechen gewiß geworden war. Auch schien es ihm, man solle älter und sittlich und homiletisch ausgereifter sein, um vor der Gemeinde zu predigen. Er hat dies deshalb nur einmal gethan vor seinem ersten Examen. Jene Seminarpredigt, die erste, behandelte den Text Lucas 3, 1—7, die Bußpredigt Johannis des Täufers, und wurde selbst zur Bußpredigt aus der Erfahrung seines eigenen Herzens. Eine große Länge, wie es bei Anfängern zu geschehen pflegt, kennzeichnete auch diese Predigt als Erstlingswerk, allein mit warmer Begeisterung wurde die lange Predigt am kalten Februartage nicht nur vorgetragen, sondern gepredigt, und es stellte sich gleich anfangs heraus, daß der jugendliche Prediger vollkommen heimisch war auf der Kanzel und das freie Sprechen, als Reproduction des memorirten Stoffes, ihm gar keine Schwierigkeit machte. Er hat diese Sicherheit auf der Kanzel immer als eine Gnade vom Herrn gepriesen. Auch offenbarte diese Predigt schon großen Ernst der Buße und warmen Eifer, Seelen zu gewinnen, die evangelische Erkenntniß der Gnade allein in Christo ist auch klar und rein ausgesprochen. „Wie leichtfertig nimmt man es so oft mit der Buße! — ruft er aus — O glaubt ihr, daß ihr Buße thut, wenn ihr auf kurze Zeit nur zu einem Gott kommt? Glaubt ihr, daß das Hören und das Lesen des heiligen Wortes Gottes Frucht in euch schaffen können, wenn ihr, sobald der Schall des Wortes verklungen, sobald das Buch der Andacht geschlossen ist, ihn schon wieder aufnehmt, den alten Weg des Leichtsinns und der Thorheit? wenn ihr, kaum beschienen von den milden, warmen Strahlen der Sonne, welche ist Christus, statt euch ganz von ihr durchwärmen zu lassen, ihr den Rücken kehrt und euch in den Schatten stellt, wo keine Spur jener milden Wärme euch erquicken kann? — „Alle Thäler sollen voll werden!“ Zugeschüttet sollen werden die Tiefen, daß der Weg gangbar werde! Aufhören soll das Sichvertiefen in die Welt... Zerreißt die Fesseln, mit welchen ihr noch an die Welt gekettet seid, und macht euch würdig der besseren Welt, die uns durch Christum erschlossen ist.“ Weiter heißt es: „Sie sind stolz auf das Verständniß der Schrift, stolz auf gute Werke, stolz auf die Erfüllung alles Dessen, was das Christenthum von uns fordert, und dabei übersehen sie in ihrer Blindheit die christliche Tugend, welche der Herr als die vornehmste Bedingung seiner Nachfolge von uns fordert, die Selbstverleugnung. Erniedrigt euch, damit ihr nicht erniedrigt werdet! Klein müssen wir uns

Digitized by Google

fühlen, m. Fr., so klein, wie wir staubgeborene sündige Menschenkinder sind, sonst kommt der Heiland nicht zu uns! Wir bitten ihn aber, daß er bei uns einkehren möge!" Nachdem er wiederholt darauf gedrungen, daß man Christo angehören müsse mit Leib und Seele, kommt er auf die Freudigkeit in Christo zu sprechen, die durch anhaltendes Gebet erhalten werde, und tröstet zum Schluß, daß die Freudigkeit im Herrn wachsen werde, „bis das letzte Gebet verstummt, dann aber wird sie überschwänglich!" Das hat der Herr ihm gnädig erfüllt. Nachdem der Student seiner Kanzelsicherheit gewiß geworden war, predigte er in einer Landgemeinde, Reinkenhagen, über das Gebet im Namen Jesu nach dem Rogate-Evangelium. Diese Predigt hob und erbaute ihn selbst wie Andere, und steigerte seine Neigung zur Predigt. Das Ende seiner Studienzeit war gekommen, da sollte er noch eine überaus wichtige Erscheinung auf heimischem Boden mit durchleben und die heilsamsten Eindrücke von solchem Erlebniß erfahren, das ist die Theilnahme an der Evangelischen Allianz in Berlin 1857. Diese Versammlung bedünkte seinem warmen und weiten Herzen wie ein neues Pfingsten, der heilige Geist war fühlbar und hörbar und sichtbar ausgegossen über diese Versammlung, welche, mit ihrem Festredner zu reden, trotz der Weissagung der Gegner, sie werde im Sande verlaufen, wie der Nil im Sande verlief, d. h. die Ufer fruchtbar überströmend. Neuer Glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, in so viel Zungen bezeugt, neue Anregung zur wissenschaftlichen Erkenntniß, durch die besten und größten Theologen vertreten, neue Inbrunst der Liebe und des Gebets ergoß sich in sein Herz, und er wurde von Stund' an ein bleibendes Mitglied dieses Bundes, in dessen Organ, der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung, er den Ausdruck seiner theologischen Ueberzeugung fand. So schloß die Studienzeit ab und es kam die Zeit für das erste Examen. Das für die üblichen umfassenden Aufgaben des Pommerschen Consistoriums bevorstehende Arbeitsjahr wurde möglichst nach allen Seiten hin theologisch ausgekauft; jedoch nahmen die Arbeiten selbst die meiste Zeit in Anspruch. Die Vergleichung der loci Melanchthon's und der Institutionen Calvin's gab ihm Gelegenheit, beide Werke zu lesen, und die verschiedenen Ausgaben der loci unter einander zu vergleichen. Auch sein Urtheil in confessioneller Hinsicht befestigte sich in seiner bisherigen Unpartheiligkeit und die Bearbeitung trug ihm das Lob der Scharfsinnigkeit ein. Die lateinische Arbeit: Dominum Jesum Christum Deum esse argumentis ex Vetere Testamento haustis probetur führte ihn in die Psalmen und Propheten auf's Neue ein, und in eine gründliche Untersuchung über den Knecht

Digitized by Google

Gottes, den Maleach Jehovah, die Weisheit und andere einschlagende Fragen. Er prüfte dabei die Meinungen entgegenstehender Richtungen, und lies sich durch keine Autorität bestechen, Hupfeld und Hengstenberg, Knobel und Kurtz wurden gleichmäßig um Rath gefragt in ihren einschlagenden Schriften. Ueberhaupt hat er den guten Schatz des Himmelreichs aus der heiligen Schrift selbst gewonnen, und wenn auch Ein akademischer Lehrer für ihn von entscheidender Bedeutung für die Aufweisung des Heils und Weckung des Gewissens geworden ist nach Gottes Güte, so ist er doch Niemandes Schüler geworden, und suchte die Wahrheit ohne Ansehen der Partheien, wo er sie finden konnte. Er selbst äußerte sich am Ende seiner Studienzeit dahin, daß er sagt, er habe studirt nicht ohne schwere Stunden anhaltender und angestrengter Arbeit und nicht ohne die schwereren Stunden des Zweifels. „Aber auf solchen Stunden ruht der Segen Gottes; nur durch eigene Ueberzeugung, nicht durch Glauben auf Autoritäten hin wollte ich die Wahrheit erringen und mir zu eigen machen; das kostete freilich schwere Kämpfe und ist sehr langsam gegangen, indem ich oftmals, alles Andere vernachlässigend, der Ergründung Eines Punktes nachhing, aber ich habe auch die Frucht solcher Mühen und beängstigender Stunden erfahren, und danke Gott für seinen Segen." Dies Bekenntniß charakterisirt des Bekenners theologisches Leben. Er war nicht für Gelehrsamkeit begabt und übersah und faßte nie viele Fragen auf Einmal. Aber die einzelnen Fragen — und dies waren Grundfragen —, welche er durchmachte, beschäftigten ihn dann ganz und gründlich, seine Seele hing dann daran. Dies gab ihm etwas, wodurch er gelehrteren Genossen doch in der Hauptsache überlegen war, das ist: Ueberzeugungen. Charaktervoll und gründlich stand er fest auf der erkannten Wahrheit, und lebte und litt für seine aus Gottes Wort gewonnenen Ueberzeugungen im privaten und öffentlichen Leben, wie auch sein Amtsleben ausgewiesen hat. So war auch seine zu Stettin gehaltene Examenpredigt über 1. Cor. 1, 23—24 ein aus der Ueberzeugung geborenes „Bekenntniß des wahren Christen vom Evangelium des gekreuzigten Christus," und nicht minder überzeugungsvoll die schriftlich eingereichte Predigt über einen Text des A. T., welches letztere er mit Liebe studirte. Die Predigt über Micha 7, 18—20 ist aus dem Studium des ganzen Propheten gewonnen, und man hat in dieser Predigt den Inhalt des ganzen Propheten, wie der Prediger auch später diese Weise beibehielt und ein Feind der abgerissenen und zerstückelnden Textesbehandlung blieb. Zwar nimmt der jugendliche Prediger hier noch seine Zuflucht zu historischen und dogmatischen Aufzählungen, doch gingen

Digitized by Google

diese auch aus dem Bestreben hervor, den Heilsplan Gottes den Hörern darzustellen. Er sagt andern Orts: „Es ist sehr nothwendig, auch das Alte Testament auf der Kanzel zu behandeln, es mehr und mehr bekannt zu machen, und in seinem Verhältniß zum Neuen Testamente darzustellen. Wie lehrreich und tröstlich ist es, den gnadenreichen Heilsrathschluß Gottes in seiner allmählichen Entwickelung von Stufe zu Stufe bis zur vollkommenen Erfüllung zu verfolgen." Als das erste Examen absolvirt war und eine Schweizerreise ihn erfrischt hatte, trieb ihn eine Neigung zur Beschäftigung mit Kindern, eine Hauslehrerstelle anzunehmen, die sich ihm bot bei dem Herrn Baron von Otterstedt in Zemitz bei Wolgast in Neuvorpommern. Hier war er ein halbes Jahr und verlebte in der ihm lieb gewordenen Familie eine ihm immer theuer gebliebene Zeit, der er gern gedachte. Ein verwandter Geist wehte ihm hier entgegen, und die Bibelstunden über das Evangelium Lucas, welche er laufend hielt, und an welchen auch der Hausherr mit seiner Gemahlin regelmäßig Theil nahm, waren für ihn selbst förderlich und erwecklich. Mit welcher Sorgfalt er in die Auslegung dieses Evangeliums eingegangen ist, beweisen die aufbewahrten Vorbereitungsnotizen und Ausarbeitungen. Auch Gelegenheit zur Predigt bot sich ihm in der Stadt Wolgast und in dem Dorfe Hohendorf, wo er bei dem Pastor Odebrecht Stunden heiligen und herzlichen Verkehrs verlebte, deren er oftmals gern gedachte. Mit Kindern zu verkehren war seinem kindlichen Sinne ein Bedürfniß, und so fand hier seine pädagogische und katechetische Anlage ihr erstes Wirkungsfeld. Wie sehr er auch den wissenschaftlichen Fragen nachgegangen ist, beweist ein um diese Zeit veranlagtes Heft mit dem Titel: Studia dogmatica. Die Trinität, die persönliche Schuld des Menschen an der Erbsünde, die Person Christi, die Erlösung durch Jesum Christum, Taufe, Abendmahl, das Studium der Symbolischen Bücher, und Luther's und der Bibel waren die Gegenstände seiner theologischen Beschäftigung. Dieser Trieb zu der wissenschaftlichen Theologie, ein Bedürfniß nach größerer Klarheit und mehr wissenschaftlicher Nahrung, bevor er in ein Amt eintrete, zogen ihn denn auch mit seinen Wünschen nach dem Wittenberger Predigerseminar, zumal sein Bruder dort Mitglied geworden war, wenn auch wegen Krankheit einstweilen wieder ausgeschieden. Der Eintritt in das Predigerseminar wurde ihm nach Wunsch zu Theil, und er war für den Candidaten und zukünftigen Pastor von der größten Wichtigkeit, wie er auch von Rio aus noch lebendig und dankbar gerühmt hat. Hier fand er einen Ort stiller Einkehr und stiller Arbeit, Zeit zur Sammlung und Verarbeitung des bisher gewonnenen theolo-

Digitized by Google

gischen Materials, hier Förderung im homiletischen und katechetischen Studium, hier wissenschaftliche Anregung durch Vorlesungen und Zusammenarbeiten mit den Brüdern, hier ein frommes Gemeinschaftsleben der Brüder im Gebet, hier eine Nahrung seines Freundschaftsbedürfnisses, hier die erste praktisch-pastorale Thätigkeit bei Armen und Kranken und Gefangenen, hier die ihm nachmals so wichtige Vorübung für Unterricht und Leitung der Volksschule. Gedrückt durch Studium, Examenarbeiten und besondere Lebenserfahrungen, schien er sich gealtert vor dem Eingang in Wittenberg. In Wittenberg schien er sich zu verjüngen, freier zu werden, so daß er belebend wirkte im Umgange mit den Freunden, bald mit ihnen in das Freie eilend, bald ihren Gesang leitend und Heiterkeit um sich verbreitend. Seine Studien erweiterten sich, er gewann an Uebersicht und Klarheit und fand seinen Platz unter den Genossen. Die Vorlesungen von Schmieder über kirchliches Leben und die Geschichte der Predigt, die Uebungen in der Auslegung des Alten und Neuen Testaments bei Lommatzsch und der freundschaftliche Verkehr mit demselben, die Disputationen und Besprechungen, die Freundesgespräche und stillen Studien regten ihn an und thaten ihm wohl. Die Ehefrage, welche in Preußen öffentlich viel besprochen wurde, die Kirchentage, wie sie aus den gedruckten Verhandlungen bleibend zu den Suchenden reden, das Missionsgebiet, welches ihm noch ziemlich neu war, die mancherlei Kirchenzeitungen verschiedener Richtung, die ihre Vertreter im Seminar selbst fanden, das Kirchenlied, die Irvingianer, die sich in Wittenberg zu constituiren begannen, alles das beschäftigte ihn, und sein empfänglicher Sinn verschloß sich keiner theologischen Frage und keiner theologischen Richtung. Er hat Baumgarten und Marheinecke so gut studirt, wie Nitzsch und Wuttke, und Rothe so gut wie Hengstenberg, Diesterweg so gut wie die Regulative, und Geß, und unter den Reformatoren Zwingli wie Luther, wie denn auch die Reformirten Väter, empfohlen bei der Berliner Ev. Allianzversammlung, sofort von ihm angeschafft wurden. Viele Excerpte aus dieser Zeit lassen erkennen, wie gründlich er eingegangen ist auf schwierige wissenschaftliche Fragen, wie die Absolution, die Taufe u. A. Mit großer Liebe hat er sich mit Nitzsch's praktischer Theologie abgegeben und weitläufig darin gearbeitet. Auch über die Geschichte der Musik weisen seine Manuscripte weitläufige Excerpte und Bemerkungen auf. Was ihn aber hauptsächlich beschäftigte und anzog, und wodurch ihm Wittenberg so wichtig wurde, das ist die Predigt und die Katechese, ganz besonders die erstere. Er hat den Aufenthalt in Wittenberg zu dem benutzt, wozu er benutzt sein will, nämlich

Digitized by Google

zur praktischen Ausbildung des Predigers auf wissenschaftlicher Grundlage. Allerdings fühlte er seine wissenschaftliche Armuth, je mehr ihn die wissenschaftlichen Fragen anzogen, sehr lebendig, und seine Schwachheit, diese zu überwältigen und zu lösen. Allein er hat doch seinen Beruf eben dadurch erfüllt, daß er sich auf die Hauptsache beschränkte. Vor einem dogmatischen oder einem gesetzlich peinlichen Druck im Seminarleben, wie ihn Mitglieder des Seminars manchmal empfunden haben, bewahrte ihn seine Selbstständigkeit und die charaktervolle Haltung mit seinen Genossen. Die günstigste Zeit für den Aufenthalt der Candidaten in Wittenberg, namentlich für die, welche wie die Pommern ihre Examina spät machen, ist zwischen dem ersten und zweiten Examen, und in diese Zeit fiel auch der Aufenthalt meines Bruders in Wittenberg. Wie schon gesagt, lag er der Predigt mit besonderer Liebe ob. Das Memoriren seiner Predigten machte ihm so wenig Mühe, daß er kaum zwei Stunden dazu gebrauchte, während die Meisten einen halben Tag, oder einen ganzen Tag oder mehrere Tage dazu gebrauchten. Auf der Kanzel war er sicher, warm, lebendig und würdevoll. Unter seinen in Wittenberg gehaltenen Predigten bezeichnet er die Passionspredigt über Joh. 18, 22—23 — von dem Backenstreich mit dem Thema: „Das Gewicht der Passionsgeschichte von dem ersten Schlag, welchen Jesus von Sünderhänden empfing" — als die beste. Jedoch sind andere Predigten, die er schon früher hielt, ihm noch wichtiger geworden. Hier muß ich nämlich bemerken, daß seine Predigten in Wittenberg für ihn innere Erlebnisse und Siege waren auf der Bahn des Heils. Das beweist auch die Predigt über 1. Petri 2, 21—25 am Sonntage **Misericordias Domini** mit dem Thema: „Ihr seid berufen, auch um Wohlthat willen geduldig zu leiden." An dieser Predigt hat er sich noch in Rio einmal aufgerichtet. Solche Wahrheiten, die er Anderen predigte, hatte er sich dann zuvor zu eigen gemacht, und das schaffte ihm im Voraus einen guten Schatz für die kommenden Tage seiner Trübsal. Ueberhaupt scheinen seine Predigten über das Leiden des Christen und seine Passionspredigten über das Leiden des Herrn von besonderer innerer Erfahrung. Ganz besonders wichtig aber ist ihm nach Gottes fürsorglicher Weisheit seine am Dienstag den 18. October 1859 gehaltene Seminarpredigt geworden über 2. Tim. 2, 5. Sie wurde ihm Leitung und Weissagung für die kommenden Tage. Oft kehren die von ihm gepredigten Worte des Apostels wieder in seiner Erinnerung, und er hat sie durch sein Leben und Leiden bewährt bis an's Ende, darum stehen sie auch auf seinem Grabkreuz. Weil denn diese Predigt so wichtig für ihren Prediger geworden ist, darum scheint

Digitized by Google

Einiges daraus hier mitgetheilt werden zu sollen. „So Jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht" — so lautet der Text, und noch vor Verlesung des Textes beginnt der Prediger: „Welch ein überschwänglich köstlicher Schatz ist es, meine Brüder, den Jesus Christus, der wahrhaftige Sohn Gottes, verheißen hat allen Denen, die ihn lieben, wenn sie den Lauf dieses Lebens vollendet haben! Es ist die Krone des ewigen Lebens, die über uns schwebt, unsichtbar und doch dem geistlichen Auge so deutlich, wie sie leuchtet im goldenen, strahlenden Glanze der überirdischen Herrlichkeit! Zu ihr schlagen wir unsere Augen empor in den Drangsalen und Nöthen dieses Lebens, und ihr Anblick gewährt uns Trost! — Ueber das vergängliche Wesen dieser Welt hinaus blicken wir auf die unvergängliche, unverwelkliche Krone, und ihr Anblick gewährt uns selige Hoffnung! In dem ängstlichen Harren aller Creatur auf ihres Leibes Erlösung schaut der Christ auf die Krone der Herrlichkeit, und ihr Anblick erfüllt ihn mit unaussprechlicher Freude noch in den Schauern des Todes, denn er blickt über die dunkle Gruft hinweg in die Klarheit des ewigen Lebens! Das ist ein Kleinod, dessen sich Niemand getrösten kann, als der Christ! das ist ein Schatz, als welcher kein köstlicherer denkbar ist, denn er gewährt uns die vollkommenste Seligkeit, Seligkeit schon hier auf Erden durch die Hoffnung, vollkommene Seligkeit dereinst im Besitze des ewigen Lebens, in welchem wir Gott schauen wie er ist, von Angesicht zu Angesicht. — Aber, meine Lieben, wenn auch der Welt Heiland uns die Krone des Lebens verheißen, ja durch sein einiges Opfer am Kreuz uns den Zugang zu ihr erschlossen hat, — die Pforte ist eng und der Weg ist schmal!..... Ach, da müssen wir kämpfen, m. Br., einen heißen, schweren Kampf, wenn wir fest stehen wollen beim Drängen der Feinde und weiter vorwärts dringen auf dem schmalen Wege, um zu ergreifen die Krone des ewigen Lebens! Denn kämpfen wir nicht, so können wir auch die Krone nicht empfangen. — Doch, m. Fr., wenn auch die Krone des Lebens durch Kampf errungen werden kann, wird darum jeder Kämpfer gekrönt? Wir Alle, die wir versammelt sind, haben wohl gekämpft und kämpfen noch, aber können wir darum auch gewiß sein, daß wir zu den Auserwählten gehören, denen der Herr, der gerechte Richter die Krone reichen wird am Tage der Vergeltung? O, m. L., die heilige Schrift antwortet auf diese ernste Frage mit einem ernsteren „Nein!" denn sie lehrt uns, daß es für uns, wollen wir gekrönt werden, nicht allein darauf ankommt, daß wir kämpfen, sondern auch darauf, daß wir recht kämpfen!" — Nach der Textverlesung wird dann übergeleitet zu dem Thema: „Wie kämpft man

Digitized by Google

recht um die Krone des Lebens?" und diese Frage dreifach beantwortet: I. Im Namen Jesu Christi! II. Wachsam! III. Ausdauernd bis in den Tod!

In dem ersten Punkt kommt er in strenger Schriftentwickelung zu dem Resultat, daß im Namen Jesu kämpfen heiße: In Seinem Auftrage, in Seinem Sinn und in Seiner Kraft. „Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist! — Wir könnten eigenmächtig den geistlichen Kampf beginnen, aber dann würden wir nur so lange kämpfen, wie es uns zweckmäßig erscheint.... Ein Anderes ist es aber, wenn wir kämpfen im Auftrage, auf Befehl des Herrn Jesu Christi.... Dann fragen wir nicht erst, ob wir es gerade sein müssen, die da kämpfen, auch wenn der Angriff des Feindes nicht gerade auf uns gerichtet ist, sondern wir erkennen es als eine hohe Pflicht und Ehre, das Reich unseres himmlischen Königs zu schützen, sobald wir es irgendwie von dem Feinde bedroht sehen! Dieses Bewußtsein, in dem Auftrage unsers Herrn Jesu Christi zu kämpfen, das nimmt uns alle Gleichgültigkeit und Trägheit, und giebt uns die rechte Bereitwilligkeit, zu kämpfen für die Ehre unseres Heilandes zu unserm ewigen Heil!" — Rücksichtlich des Kampfes in Jesu Sinne sagt der Prediger unter Anderem: „Hat nicht mancher Christ, wenn er ernsthaft dieser oder jener Sünde widerstand, zugleich sich selbst im Auge gehabt und war sein Interesse nicht das vorwiegende? Er wollte vor den Leuten ehrbar wandeln, um sich eine angenehme Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu erwerben oder sie nicht zu verderben; er wollte zu zeitlichem Gewinn, zu Amt und Würden gelangen. Und hat nicht Mancher sich in den Kampf wider die Sünde der Welt begeben um seiner Ehre willen, um sich einen Namen zu machen? O, m. L., Solche kämpfen nicht im Namen Jesu Christi, sondern sie kämpfen in ihrem eigenen oder des Teufels Namen und gleichen den Kriegern, die wohl für das Vaterland kämpfen, im Grunde aber ihr Augenmerk darauf richten, für sich Beute zu machen, und sich nicht schämen, heimlicher Weise sich mit den Feinden des Vaterlandes zu befreunden um ihres Vortheils willen, wenn sie aber ihren Zweck erreicht haben oder sehen, daß sie für sich nichts mehr gewinnen können, so stellen sie am liebsten den Kampf ein, und werden laß oder sind gar gezwungen, auf Seiten des Feindes zu fechten. Das aber wolle Gott gnädiglich an uns verhüten! Fassen wir nur einzig und allein das Reich Gottes in's Auge, dann werden wir kämpfen gegen alle Macht der Finsterniß mit der heiligen Begeisterung, die uns fortwährend zum Kampfe drängt,

Digitized by Google

sobald wir das Reich Gottes bedroht sehen, die uns keinerlei Gemeinschaft mit dem Feinde suchen läßt, ja, in welcher wir uns nicht begnügen, nur den Feind abzuwehren, sondern auch dahin streben, ihn zu gewinnen für das Reich der Herrlichkeit." — Für den Kampf in der Kraft Christi beruft er sich auf Paulus: „Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne." Vernunft, Gewissen, Liebe zum Guten, Wille, alle diese Mächte, auf welche sich der Mensch beruft als auf seine Kraft im Kampfe für das Gute und Heilige, weist er auf in ihrer Gebrechlichkeit und drängt zur Kraft Christi." Darauf folgt die Ermahnung zur Wachsamkeit (II.). Hier heißt es unter Anderem: „Lasset uns aber auch wachen, daß wir nüchtern kämpfen, nicht so ungestüm, daß wir mit dem Feinde zugleich den Freund erschlagen, denn oftmals erscheint Gutes und Böses so nahe bei einander, bei uns und bei Anderen, daß wir nur mit Vorsicht die böse Saat ausjäten können, ohne zugleich die gute niederzutreten.... Seid aber auch wachsam, wenn der Feind euch zurückgedrängt oder verwundet hat.... Wollt ihr die Krone des Lebens erkämpfen, so ruft euch Morgens und Abends das Wort der Schrift zu: „Seid wachsam!" Hört mit wachem Ohr auf die Stimme des Herrn Jesu Christi, sehet mit wachem Auge auf den Feind, merket mit wachem Geiste auf euch selbst, sonst kämpfet ihr nicht recht und könnt nicht gekrönt werden!" Am wichtigsten und dringendsten wird die Ermahnung, zu kämpfen ausdauernd bis in den Tod (III.). „Ach, m. Br., wenn wir kämpfen und ringen mit den finsteren Mächten, die wider uns streiten, mit Ernst und mit Kraft durch den Herrn Jesum Christum, und doch so oft sehen müssen, daß die Erfolge unseres Kampfes gering sind und so viel daran fehlt, daß wir sicher sein könnten, nicht überwunden zu werden, wenn wir sehen, daß die alte Sünde uns immer noch anhangt, daß es mit denen, in deren Mitte wir gestellt sind, nicht besser wird durch unsern Kampf, dann möchten wir verzagen und meinen, unser Kampf sei nichts nutze, wir fühlen einen Druck auf unserem Geiste und unsere Hände werden laß im Kampfe, der uns verordnet ist. Deß aber getrösten wir uns doch, der Herr wird Nachsicht haben an jenem Tage und wird uns die Krone des Lebens um unserer Schwachheit willen nicht vorenthalten.... So mancher Knecht Gottes hat gekämpft mit Ausdauer und mit der Anspannung aller seiner Kräfte, gegründet auf den Herrn Jesum Christum, und wachsam, wie es dem Streiter Jesu Christi geziemt, aber der Kampf drohte ihn aufzureiben geistig und körperlich, anhaltendes Wachen hat ihn abgespannt,

Digitized by Google

er hat durch den Kampf wider den heftig andringenden Feind der Seele seine Kräfte zum großen Theil schon verloren und müde und matt bricht er zusammen, seine Augen sind nur auf jene Welt gerichtet, wo Christus lebt in aller seiner Herrlichkeit, wo die Arbeit aufhört und ewige Ruhe herrscht; seine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott, er sehnt sich nach der Behausung, die vom Himmel ist, und er bittet den barmherzigen Gott: Herr, nimm mich zu Dir, denn ich bin müde, gieb mir, Herr, die Krone des Lebens, denn Du weißt, ich habe gekämpft für Deine Ehre, so lange ich konnte!" Aber „Nein" spricht der Herr, „du darfst noch nicht ablassen, und die Krone kann ich dir nicht geben, denn du hast noch nicht bis auf's Blut widerstanden über dem Kämpfen wider die Sünde!" Bis auf's Blut sollen wir widerstehen, m. Br., das ist die ernste Forderung, und wenn wir uns davor scheuen, so können wir nicht gekrönt werden. — Wir wissen nicht, ob es des Herrn Wille ist, daß wir unser Blut einmal im Kampfe für ihn vergießen sollen, aber wenn es geschehen muß, so gedenket, daß wir nicht gekrönt werden, wenn wir in dem Kampfe wider den Satan und sein Reich uns scheuen, auch unser Blut dem Herrn zu opfern. Doch wenn wir auch nicht leiblich bluten sollen für den Heiland der Welt, bluten wir nicht doch aus vielen Wunden unseres Herzens, wenn wir in heiligen ernsten Stunden die Sünden betrachten, mit welchen unser Volk befleckt ist, wenn wir auf die Sünde schauen derer, die uns nahe stehen, wenn wir sehen, wie sie nicht müde werden zu eifern wider den Sohn Gottes? und wenn wir dann auf uns schauen und sehen, daß unserer Sünden so viele sind, daß wir uns zehnmal am Tage vornehmen, uns zu bessern durch die Gnade Jesu Christi, und zehnmal wieder zurückfallen in die alten Sünden, blutet uns dann nicht das Herz, und wünschen wir nicht erlöst zu sein aus solchem schmerzensreichen Kampfe? Aber es ist des Herrn Wille, daß wir also Schmerz leiden sollen, und dieser Schmerz darf uns nicht abhalten, fortzukämpfen, und würden unsere Schmerzen immer größer, unsere blutigen Wunden immer brennender, denn wenn wir auch kämpften bis auf's Blut und sprächen: Herr, nun wirst Du mir die Krone geben — so spricht doch der Herr: Nein, sage ich, die Krone kannst du nicht empfangen, du mußt dich bewähren treu bis in den Tod! — Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. — So haben wir denn Streit, so lange wir leben, auch sollen wir unsere Hände nie zurückziehen aus dem Kampfe mit der Macht, die in uns wohnt, und mit allen finsteren Mächten!! Das ist die ernste Aufgabe, die uns für dieses Leben gestellt ist:

Digitized by Google

„kämpfen bis in den Tod!“ Ach, daß wir nicht untreu werden möchten noch in den letzten Stunden, wenn es des Herrn Wille sein sollte, daß wir sterben wie seine Apostel, wie die ganze Reihe der Märtyrer, die sich der Herr zu jeder Zeit erweckt, wie in unseren Tagen jene Männer Gottes auf Borneo, als Blutzeugen Jesu Christi; o daß wir nicht untreu sind, auch wenn uns nicht solche Gefahren drohen, daß wir nicht in der letzten Stunde unsere Laßheit in dem uns verordneten Kampfe zu bereuen haben! Daß es doch dereinst am Tage des Gerichts von uns nicht heißen möge: „Gewogen und zu leicht befunden!“ und der Herr nicht zu uns spräche: „Ihr könnt die Krone nicht empfangen, denn ihr habt nicht treu gekämpft bis in den Tod!“

„O, m. Brüder, es ist ja das Höchste, das Ernsteste, worauf unsere Andacht ruht, der Kampf um die Krone des Lebens, von dem Leben und Seligkeit, Tod und Verdammniß abhängt. Nehmt denn auch das Wort der Schrift über diesen Kampf mit heiligem Ernste an und bewahrt es in euren Herzen! Morgens und Abends müsse es in euren Herzen wiederhallen: „Und so Jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht!“ und ihr müsset allen euren Sinn darauf richten, daß ihr recht kämpfet: Im Namen Jesu Christi! — Wachsam! — Ausdauernd bis in den Tod!“

„So ihr aber also kämpft als gute Streiter Jesu Christi, so werdet ihr Gnade finden vor den Augen des barmherzigen Heilandes, er wird euch an jenem Tage aufnehmen in seine Arme, ihr werdet stehen zu seiner Rechten im Angesicht des dreieinigen Gottes, der ganzen Schaar der himmlischen Heerschaaren, im Angesicht der heiligen Propheten und Apostel, der Märtyrer und aller Kinder Gottes, ihr werdet stehen im Glanze seiner Herrlichkeit, ihr werdet mit ihm herrschen, weil ihr mit ihm geduldet habt, denn er wird euch geben an jenem Tage die Krone des ewigen Lebens! Amen!“

Das ist eine Candidatenpredigt. Der Prediger stellt sich darin unbewußt sein Horoskop für die Zukunft. Es ist, als wäre sie am Ende seiner Laufbahn gehalten, so genau hat sich Alles an ihm erfüllt. Der Herr hat in einem schweren Kampfesleben dem Candidaten die Probe abgenommen, ob es ihm Ernst sei mit seinen Worten. Sie waren aber sein eigen, und aus ihnen wuchs ihm neuer Muth. Auch diese Predigt ist ein Beitrag zu der weisen Vorbereitung seines Lebens auf den ihm bestimmten Dienst des Herrn. Ob die zuhörenden Brüder dieser Predigt welche der Dienstagsprediger hielt, lange bevor er etwas von seiner zukünftigen Berufung ahnen konnte, sich noch erinnern, weiß ich nicht. Es

Digitized by Google

geht wohl manches Lebendige bei dem Eifer nach Recension verloren. Vielleicht erinnert sich der Eine oder der Andere derselben, wenn er dies liest. Es giebt wohl kein gewichtigeres Moment in der Predigtschule, als wenn der Prediger sich bei jeder Predigt gewissenhaft fragt, ob er auch wohl diese Predigt durch sein Leben zu vertreten bereit und im Stande sei. Die Dienstagspredigten der Wittenberger Candidaten in der Schloßkirche pflegen nicht mit demselben Maß der Freudigkeit gehalten zu werden wie die Sonntagspredigten, weil es an Zuhörern fehlt und man nur für die Mitglieder des Seminars und die Kinder der Lutherschule predigt. Mancher meint, nur vor einer Gemeinde wirklich predigen zu können. Mein seliger Bruder schrieb einmal über diese Meinung folgendermaßen, was ich im Zusammenhange um einiges Andere erweitert wiedergebe:... „Du schreibst von Deiner „Seminarruhe", ja köstliche, arbeitsvolle, innere Ruhe; widme Dich dem Seminar, so sehr Du kannst, es ist ein großer Segen darin. — Die Brüder sollen nicht klagen über die Dienstagspredigten, da so wenige Zuhörer da sind. Hat man denn auch etwas Vielen zu sagen? Und die Zuhörer, die Brüder, heben den Prediger doch mehr als vierzig nur äußerliche Christen! Viele werden daran zurückdenken! Ich meines Theils habe gern vor den Brüdern gepredigt. Lebe ich fort unter den Brüdern? O, das ist erquicklich, ja ich möchte sie Alle an's Herz drücken, ich hänge an dem Seminar." Besonders wurde ihm dies Letztere fühlbar in der ersten Zeit nach dem Abschied von den Freunden und bei dem Contrast seines Lebens in Rio. „Der Gedanke an das Seminar ist mir immer noch sehr wehmüthig" — schrieb er — und gedenkt seiner Wittenberger Freunde Göbel, Kletschke, Gaupp, Paul Struve, der Missionar in Indien geworden ist, Baxmann in Bonn, Oßwald, Frauenstein, Mattke, Haacke, Schwahn, Weber, Jordan in Münster, Eilsberger, Steinwender, Pipirs, Balfanz, Koch, Thiele in Nordamerika, Dumfrey, Nöldechen u. A. mit Namen. „Wenn ich doch erst die rechte Muße hätte, mich mit meinen Coätanen in Verkehr zu setzen!" Ein handschriftlicher Gruß von Etlichen oder Photographien, wie von Philipp Lindner und August Giebe, erfreuten ihn sehr. „Ach, wie sich Alles verändert" — schrieb er einmal — „wie komme ich mir alt und einsam vor! Wie gern wollte ich im Seminar noch sein mit den alten Freunden! Grüße jeden Bruder, den ich kenne, herzlich von mir." Als er einst ein Bild von Rio für das Seminar sandte, welches auch auf dem Secretariat seinen Platz gefunden hat, begleitete er dasselbe unter anderen mit folgenden Worten: „Ich denke, es ist nicht unpassend, dem mir so werthen Seminar diese kleine Widmung zu machen; will man

Digitized by Google

das Bild nicht aufhängen, so findet es sonst wohl einen Platz im Secretariat. Ich denke mir, es kann die Brüder auch, welche ich gar nicht kenne, wohl daran erinnern, daß jenseits des Oceans auch noch Leute wohnen, und daß sie auf Alles gefaßt sein müssen. Sollte Einer oder der Andere meiner Person dabei in Liebe gedenken, so wäre meine Freude voll." — — „Ach, daß 1867 wäre!" ruft er auch einmal aus in der Hoffnung, bei dem 50jährigen Jubiläum des Wittenberger Predigerseminars die Freunde wiederzusehen. — „Was machen meine Lutherschülerinnen? Siehst Du sie wohl noch? Gehen sie auf rechtem Wege? Wie steht es mit den Bibelstunden im Armenhause, werden sie mit Liebe und Fleiß verwaltet? Und die Predigten bei den Gefangenen und die Ansprachen bei der Brodvertheilung?" so erkundigt er sich nach allem ihm Theuren in Wittenberg. Und damit sind auch die Thätigkeiten genannt, welchen er sich in Wittenberg neben den Seminarpflichten widmete. Die Bibelstunden bei den Kranken, Armen und Gefangenen waren ihm eine gute Vorschule für das freie Sprechen nach vorhergegangener Meditation oder aufgeschriebenem Entwurf. Der Pflege seiner Schulkinder widmete er sich noch, auch wenn sie der Schule bereits entwachsen waren, und zur Seelsorge fand er Gelegenheit in allen diesen Thätigkeiten. Inzwischen wurde ihm Gelegenheit, sich durch eine Reise nach der Schweiz zum Besuche seines Bruders in Rorschach zu erfrischen und bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des Pfarrers Berger zu machen, welche bald in Freundschaft überging. Er vertrat den Letzteren einmal in der Predigt und predigte über das Feuer, das Jesus anzuzünden gekommen ist auf Grund von Luc. 12, 49 am 4. Sonntag p. Tr. den 17. Juli 1859. Auch erstickte unter den vielen Arbeiten in Wittenberg seine Liebe zur Kunst nicht. Was in Dresden und München und Berlin in seiner Studenten- und Candidatenzeit für seinen Schönheitssinn angeregt war, das pflegte er nach Kräften weiter, wie seine sorgfältig geordneten Albums, seine eigenen Skizzen, seine Kataloge und Excerpte mir noch beweisen. Mit gleicher Sorgfalt sammelte er die Bilder der Freunde und bewahrte er seltene Gräser, Pflanzenbildungen des Urwalds oder von Rios Umgegend in seinen Albums. Naturssinn, Kunstsinn, Freundschaftssinn bereicherten das Innenleben dieser innerlichen Natur. Ganz besonders aber hatte er sich noch den Arbeiten für das zweite theologische Examen zu widmen. Das Thema für die lateinische Arbeit: De precibus ad Christum Dominum nostrum faciendis exegetico-dogmatice et historice disseratur ließ ihn vorerst nach der Geschichte dieser Frage forschen. Da fand es sich, daß es gar keine eigentliche Geschichte über das Gebet zu Christo gab, und

Digitized by Google

dies veranlaßte ihn mit dem Stettiner Consistorium zu correspondiren, doch ohne daß ihm Rath in der Sache wurde. Er konnte solchen auch im Seminarkreise nicht finden, und befragte deshalb die Apostolischen Väter und Apologeten, um, so gut es gehen wollte, den geschichtlichen Stand der Frage zu erkunden. Der Hirt des Hermas, Clemens Romanus, die Ignatianischen Briefe, Justinus martyr, die Apostolischen Constitutionen und Origenes contra Celsum wurden ihm wenigstens lehrreiche Lectüre. Außer den beiden Predigten über Psalm 119, 109 und Col. 3, 1—4 lag ihm noch als die größte Arbeit die deutsche Aufgabe ob über die rechte Innerlichkeit eines evangelischen Seelsorgers, aus der Wirksamkeit und den Zeugnissen des Apostels Paulus bekräftigt durch Hinweisung auf bezügliche Dogmen. Diese Arbeit, welche das Gepräge größerer Reife trägt und zu welcher mein seliger Bruder sehr gründliche biblische Vorstudien gemacht, hat, wie ich nicht zweifle, den Verfasser für den Ernst seines ihm dazumal noch unbekannten künftigen Amtes besonders vorbereitet. Ich sehe auch dies als eine Fügung Gottes an.

Daß ich mich bei Wittenberg so lange aufgehalten habe, dafür habe ich außerdem, daß Hermann Billroth dort die wichtigste Zeit seiner Vorbildung verlebte, ihn dort die Berufung traf, er dort den Kampf zwischen Berufung und Beruf durchkämpfte, und von dort seine Reise nach Rio antrat, noch einen ganz besondern Legitimationsbrief aufzuweisen. Das Wittenberger Predigerseminar hat nämlich in neuerer Zeit durch Angriffe auf Geist und Art seiner Institutionen die Ehre der Schmach erfahren. Und das ist wohl auch in früherer Zeit schon der Fall gewesen. Am auffallendsten ist es, wie selbst in der Provinz Sachsen die Irrthümer über diese heilsame Institution so verbreitet sind. Allein alles das fand doch bisher nur diesseits des Oceans statt, in der Person Hermann Billroth's ist das Wittenberger Predigerseminar auch jenseits des Oceans und ausdrücklich geschmäht worden. In jener am 18. October 1863 von den Gegnern der Kirche in Rio gehaltenen Versammlung nämlich ließ sich ein Redner vernehmen: „Er (der Oberkirchenrath) schickte uns einen sehr jungen Mann vom Wittenberger Seminar, welches den Ruf hat, Pietisten zu bilden." Diese Aeußerung gereicht dem Wittenberger Predigerseminar eben so zur Ehre wie seinem Repräsentanten in der brasilianischen Ferne. Wohl dem Haus, das den Samen des Glaubens an den gekreuzigten Christus bis in die Trope streut, daß auch die Feinde ihn nicht verkennen können. Selig der Diener Jesu, der in der seligen Freiheit dieses sogenannten Pietismus

Digitized by Google

nach eigen errungener Ueberzeugung glaubt, liebt, kämpft und leidet, und die heilige schöne Erinnerung an den Chor der Brüder im Andachtssaal, an die stillen Abendgebete im Kreise der Brüder, an die gewissenhaften Studien in den klösterlichen Mauern, an das Wort der Lehrer, an der Liebe und der Freundschaft frohe Stunden, geweiht durch Luther's und Melanchthon's theure Bilder, trotz mancher menschlicher sündlicher Schatten als ein helles warmes Licht bewahrt, in dessen Strahlen er unter der erkältenden Luft der Welt und des Amtes und des Lebens erwarmt!

Als die Berufung nach Rio an ihn erging, erwog mein seliger Bruder mit großem Ernst, ob er Beruf für eine solche Mission habe, unter Prüfung seiner geistigen und leiblichen Kräfte, in Ueberschau seines bisherigen Lebens, im Gehorsam gegen Gott, in Befragung der Freunde und in ernstem Gebet. Gerade war ihm seine Zeit prolongirt worden über die üblichen zwei Jahre hinaus, und er hatte Aussicht, in eine Hülfspredigerstelle am Seminar in nicht langer Zeit einzurücken. Wissenschaftlich fühlte er sich noch so unfertig, daß er gern noch eine Zeit des Einsammelns und Verarbeitens gehabt hätte, auch ging sein Streben weder in das Große noch in die Weite. Er antwortete deshalb der berufenden Behörde, dem Oberkirchenrath in Berlin, daß er zu gehen bereit sei, wofern kein Anderer sich finde. Da letzteres nicht der Fall war, und er nun die Berufung annahm, für welche ihn auch noch besondere Umstände bei seiner Wahl im Oberkirchenrathscollegium bestimmten, schenkte ihm der Herr große Freudigkeit. Ueber seinen Beruf zur Annahme der Berufung sagt er in seiner Antrittspredigt in Rio, die Wahrheit von der Kraft des Evangeliums, selig zu machen, die er dort bezeugen solle, habe ihn zu ihnen geführt. Denn einer besondern Macht habe es für ihn bedurft, das Vaterland zu verlassen, an das er sich mit tausend Fäden gebunden fühle. Nicht zwar die Annehmlichkeiten im Vaterlande hätten ihn können zweifeln lassen, dieses Amt anzunehmen, denn jene um eines Amtes willen aufzugeben, sei so selbstverständliche Pflicht, daß es verwerflich wäre, sich durch solche Rücksichten des Amtes zu entledigen. „Ich rede von den gewohnten Bedingungen gesegneter Wirksamkeit, sie aufzugeben, das ist schwer. Es ist ja nicht gleichgültig, unter welchen Verhältnissen man arbeitet; die Verhältnisse, in welchen ich gestanden habe und noch jetzt in meinem Vaterlande stehen würde, wenn ich es nicht verlassen hätte, waren lebenbringend für meine Arbeit. Die Einflüsse der christlichen Freundschaft, die Macht des Verkehrs mit den Genossen meiner Wissenschaft — sie waren eine kräftige Nahrung meines

Digitized by Google

christlichen und theologischen Lebens — durfte ich sie aufgeben, ohne eine innere Nöthigung dazu wahrzunehmen? — Und nun kommt dazu, was an Gewicht das Erste übertrifft: der Blick auf das eigenthümliche Arbeitsfeld, das mir hier angewiesen ist, auf die besonderen Anforderungen, die es an den Körper nicht minder stellt, wie an den Geist, auf das Eigenartige der äußeren und inneren Verhältnisse der Kirche und Schule — mußte ich da nicht ernstlich prüfen, ob ich gehen sollte oder nicht? So bedurfte es einer Macht, die mich bewog, das Alte aufzugeben, das Neue zu ergreifen. Es war der heilige Wille Gottes. Wie ich desselben gewiß geworden bin durch äußere und innere Zeichen, das läßt sich Anderen schwer erklären, doch ich vernahm die Stimme Gottes, wie sie einst an Abraham gerichtet wurde: „Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen will." Das war entscheidend, denn den Willen Gottes zu thun wird jeder Christ getrieben durch eine gewaltige Kraft, welcher er nicht zu widerstehen vermag! Das ist die Kraft, welche uns zum Gehorsam treibt gegen das ernste Wort unseres Heilandes: Wer nicht Vater oder Mutter verläßt oder Alles, was er hat, und folget mir nach, der kann nicht mein Jünger sein. Es ist die Kraft, welche uns hier auf Erden zu aller Zeit mit dem Frieden Gottes zu erfüllen vermag, der höher ist als alle Vernunft, und die uns einen Ausblick thun läßt auf die Krone des Lebens. Es ist die seligmachende Kraft des Evangelii von Christo!"

Ueber seinen Beruf gewiß geworden, ging er fortan den Weg seiner Berufung ohne Zweifel als ein Gebundener Christi und trug das Kreuz seines Herrn über den Ocean.

Digitized by Google

Zweites Capitel.

Reise von Wittenberg nach Zürich, Paris, Bordeaux, Lissabon, St. Vincent, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro.

Es ist wohl allen damaligen Seminarmitgliedern noch in Erinnerung, wie der nach Rio de Janeiro bestimmte Bruder am Freitag den 17. Mai 1861 von uns Abschied nahm. Zum Morgengruß sang ihm der Gesangverein der Brüder unter Gerhard Göbel's, seines Nachfolgers, Leitung den 103. Psalm: „Lobe den Herrn meine Seele" in der Composition von Stein, sein Lieblingsstück in dem damaligen Repertoir. Hermann antwortete in gehobener Stimmung, Sieg tönte durch seine Worte. Unter Anderem sagte er: „Mit meinem Gott will ich über die Mauer springen, mit meinem Gott will ich Thaten thun!" Er schreibt von dem Eindruck des Psalms in jenem Augenblick, die Composition habe viel Schönes und „dazu die Worte! Da ist die Gnade, die den Frommen seine Sünde fühlen läßt, ihn zu heißem Dank stimmt und überschwänglich tröstet!!" — Die Anfangsworte dieses unvergleichlichen Lobpsalms kehren auf seinen Lippen und aus seiner Feder noch manchmal unter tiefer Herzensbewegung wieder. Nachmittags sangen die Brüder dem Scheidenden das alte Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott." „Das Lied pflegten wir — so schreibt er — Schlag 12 Uhr in der Sylvesternacht zu singen. Es stärkte mich sehr. Ich mochte nicht reden, nur beten, ich betete mit den Brüdern das Vaterunser — das immer stärkt, in allen Lebenstagen (gestern habe ich das noch erfahren am Bette einer angefochtenen Frau, die zu sterben meinte) — und sagte ihnen Lebewohl." Unter Begleitung der Brüder und nach herzlichem Abschied entrückte die Locomotive bei strömendem Regen den Scheidenden aus den Augen der Bleibenden, deren Viele ihn nie wiedergesehen haben.

Digitized by Google

Die Reise ging zunächst über Leipzig und Hof nach Lindau und in die Schweiz. Unter den Reisegefährten fand sich ein Herr, der auch von Bordeaux nach Rio gehen wollte, ein Brasilianer, welcher unter Anderem, während er die Gemüthlichkeit und Gastfreiheit der Brasilianer rühmte, den wenig tröstlichen Ausspruch that: „Um Religion bekümmert man sich nicht in Rio." Die Reise durch Baiern war unserem Reisenden bekannt; er selbst sagt bei Erwähnung der Station Augsburg: „Wie oft habe ich schon in Augsburg zu Mittag gegessen! (Mittagstation.) Ich bin doch ein glücklicher Mensch, daß ich so viel reisen konnte; doch dahin, wohin ich nun reisen sollte, stand mein Sinn nie. Doch Gott will es so und es ist gut." Avé's Buch über Brasilien unterhielt ihn zwischen Augsburg und Lindau. „Ich las den höchst interessanten Abschnitt über die Provinz St. Leopoldo, wo eine Evangelische Kirche ist." Die Nacht in Lindau im Hôtel Bavière war erquickend, und ein schöner Maimorgen, wenngleich kühl, löste sie ab und versprach eine schöne Ueberfahrt über den Bodensee. „Frühmorgens, am ersten Pfingstfeiertage, um 6¾ Uhr befand ich mich auf dem Dampfschiff nach Rorschach. Wie schön war es auf dem See! In so früher Jahreszeit war ich ihn noch nicht passirt. Die Berge hatten so viel Schnee, wie ich dort noch nicht gesehen! Dann die prächtige smaragdgrüne Farbe des Wassers! Doch die Freude über die Natur wurde mir zum Theil gestört durch den Anblick eines Schiffes, auf welchem man daran arbeitete, ein kürzlich mit der ganzen Bemannung und den 13 Passagieren in Folge von Unvorsichtigkeit untergegangenes Schiff mittelst Luftdruck durch Tonnen heraufzubefördern. Ein schreckliches Unglück, welches solche Arbeit veranlaßte! Die Schweiz hat kürzlich mancherlei Unglücksfälle erlebt: „In Bern wurde Jemand von den Bären zerrissen," und nun hörte ich auch von dem furchtbaren Brande in Glarus, der den ganzen, im Auslande wegen seines Handels weit bekannten Flecken in Asche gelegt hat. Die armen Obdachlosen! Doch Gott hat gewiß seinen Plan dabei! — Gegen 8 Uhr war ich in Rorschach. Welche Erinnerungen wurden lebendig! — Berger (Pfarrer) und Frau waren wohlauf. Um 9 Uhr begann die Kirche. Kurzer Gesang, nur zwei Verse, das liturgische Gebet auf der Kanzel, auf welcher ich ehemals gepredigt, als ich bei Dir zum Besuch in Rorschach war. Gott hat Alles wohlgemacht! — Berger predigte prächtig, lebendig und einschlagend nach Actor. 4 über „die Wirkungen der Geistesausgießung." I. Darlegung, und 1) kräftiges Zeugniß von Christo; 2) dauerndes Zeugniß von Christo (Petrus ließ sich nicht den Mund verbieten). II. Anwendung. Dann Schlußgebet. Es folgte das

Digitized by Google

heilige Abendmahl, vorher und nachher Gesang. Fröhlich machte mich der reiche Ertrag der Collecte für Glarus: 102 Frs. Nun sprach ich noch ½ Stunde mit Berger, er hatte noch zweimal an dem Tage zu predigen. Ich nahm Abschied (— auch hier den letzten! —) und begab mich nach dem Bahnhof, um nach St. Gallen zu fahren. Welch' herrliche Bahn! Die schöne Brücke, die sieben Churfürsten, der Säntis, der schöne Jura, die vielen Tunnels! Um 12^{30} war ich aus Rorschach abgereist, um 4^{10} war ich in Zürich." —

Zürich war das nächste Ziel der Reise, dort wollte unser Reisende noch einmal mit dem Bruder, welcher dort Professor der Chirurgie ist, zusammen sein, und sich von ihm und seiner Frau verabschieden. Einige auf Rio bezügliche Bekanntschaften, welche er hier machte, sind für die Folge nicht wichtig geworden. Der zweite Pfingstfeiertag rief den fernhin bestimmten Sendboten des Evangeliums noch einmal in einen Gottesdienst deutscher Zunge. Er ging in den Frauenmünster, wo er mit dem von Greifswald her bekannten Fäsi zusammentraf, dem Sohne des verewigten Professors Fäsi, der durch seine philologischen Arbeiten bekannt ist. Beiden, Vater und Sohn, bewahre auch ich dankbare Erinnerung für wohlthuende schweizerische Gastfreundschaft, geweiht durch Einmüthigkeit im Geiste zwischen uns, wie sie mir noch nachklingt unter Anderem aus einem vierstimmig gesungenen Choral, mit welchem wir nach dem Mahle den Herrn lobten. „Zimmermann im Frauenmünster predigte über „Wirkungen der Geistesausgießung." (Ich dachte, das sind die leichtesten Pfingstthemata: die Wirkungen!) — I. Sie schafft neue Erkenntniß; II. neue Herzen; III. neuen Willen. (Vorzügliche Disposition nach den drei Seelenthätigkeiten: Denken, Fühlen, Wollen!) Die Predigt war prächtig warm, aber nicht gewaltig, sie verlief ebenmäßig. Der Gottesdienst wurde mit dem heiligen Abenmahle geschlossen. Ich blieb; doch da bei der Vertheilung alle Leute sitzen blieben und das von den Geistlichen resp. Presbytern empfangene Brod und Wein einander selbst zureichten, (die Sitte ist sehr schön!), so sah ich, entweder muß man mit theilnehmen, oder fortgehen. Da ich auf Ersteres nicht vorbereitet war, so that ich das Letzte." Zu seinem Bedauern konnte mein lieber Bruder wegen anderer unerläßlich nothwendig erscheinender Besuche des Pfarrers Rudolph Zimmermann's und Dr. Held's Bekanntschaft nicht machen, deren ich mich erfreut hatte im Winter 1860 auf 1861 bei meinen Aufenthalt in Zürich. Dagegen war es ihm vergönnt, auf einer schönen Uetli-Parthie noch einmal in die Herrlichkeit der Schweiz hinein zu blicken: der Säntis und die sieben Churfürsten, Glarner, Schwyzer, Berner Alpen, auch Rigi

Digitized by Google

und Pilatus; hinten Jungfrau, Mönch, Wetter- und Schreckhorn. Unter den Professoren, welche oben auf dem Uetli sich zusammenfanden, war Professor Oesterlen, dessen Bemerkung: „In den Tropenländern ist nicht die Hitze, sondern die Kälte der Feind der Gesundheit" unserem Reisenden wichtig geblieben ist und bewährt erfunden. Der Dienstag nach Pfingsten brachte schon die Scheidestunde, denn der Termin der Dampfschiffabfahrt in Bordeaux drängte. Ueber Basel ging die Reise nun nach Paris. Die Coupés erster Klasse, etwas geräumiger als in Deutschland zweiter Klasse, sind dennoch nicht eleganter, und die Gesellschaft ist eine durchaus gemischte. Das ist französisch. Die Stände sondern sich nicht so wie in Deutschland. „Hat der Pariser Blusenmann Geld, so setzt er sich mit seiner Bluse in einen Fiacre, während der deutsche Arbeitsmann spart." Wie ein letztes Band mit der heimathlichen Sprache und verwandten Sitten war die Reisegesellschaft eines Berners bis Paris, zugleich ein Wink in die Zukunft, denn er war in Brasilien gewesen, ein Jahr in Bahia; seine Erzählungen von Muskiten und gelbem Fieber konnten freilich nicht lockend sein. Um 5 Uhr Morgens gelangten wir in Paris an. Man hatte nicht übel Lust meine Sachen noch einmal zu öffnen, und mußte ich den Leuten erst insinuiren, daß ich bereits die Douane passirt sei, wie sie es aus den Zeichen auf denselben sehen könnten. Ich nahm einen Fiacre und fuhr nach dem Hôtel Bergère. Kein Zimmer frei. Es sollte aber bald eins frei werden. Inzwischen spazierte ich in den Straßen umher. Es kam mir nicht so großartig vor, wie man's macht. Ich gerieth auf die Boulevards, eine breite Straße, an den Seiten Bäume, doch letztere viel kleiner als die Linden in Berlin. Die Häuser sind großartig, von ungeheurer Höhe und Breite. Welche Industrie! Da ich eine Cigarre aus dem Etui nahm, sie in den Mund steckte und in die Tasche griff, um Schwefelhölzer hervorzuholen, brannte vor meiner Cigarre, ganz bequem zum Anrauchen, bereits ein Schwefelholz. Woher das? Ein Blusenjunge hatte gesehen, wie ich die Cigarre hervorgeholt und nach Feuer suchte, er reichte mir von hinten solches hin!! Welche bekannte große Säule sehe ich da unten links? Der große Kaiser, der kleine Corporal, steht oben drauf; es ist die Vendômesäule auf dem Vendômeplatz. Der Garten ist schön da rechts, oder vielmehr der Park; die Seiten der breiten Stege sind mit Tropenpflanzen in grünen viereckigen Behältnissen besetzt. Ich frage, wo ich bin: Jardin des Tuileries! und vor mir stehen die Tuileries selbst, großes Gebäude im Zopfstyl. Ich ging rechts durch den Garten hindurch, und kehrte am Ufer der Seine zurück. Mein Weg führte mich auf die Place de la Concorde. Die ist herrlich. Welch eine Ausdehnung hat dieser Platz,

Digitized by Google

Trottoirs an jeder Seite, je 45 Schritte breit! Und wiederum eben so breite Trottoirs in der Mitte. Ganz in der Mitte steht der ägyptische Obelisk. Endlich die Häuser, welche den Platz rings umgeben, sind großartig! Ich habe diesen Platz am meisten bewundert unter Allem, was ich gesehen habe. Ich kam zu Hause an, nachdem ich mancherlei Schönes, besonders an hier schon vorhandenen reifen Früchten, gesehen hatte. Eine Stunde lang fuhr ich bis zu Bodelschwingh, der Kutscher konnte sich nicht zurechtfinden. Ich erkannte das Haus nach einer Beschreibung, die mir Göbel einmal davon gemacht hatte. Es ist ein hölzernes Schweizerhäuschen auf einem kleinen Berge. Glücklicherweise war Pastor Bodelschwingh zu Hause. So eben gab er einigen zu confirmirenden schwachen Kindern besondere Nachhülfestunde. Wir begrüßten uns, und ich wohnte gleich seiner Stunde bei, bis er schloß. Die Antworten der Kinder, sowie überhaupt der Eindruck, welchen ich von ihnen gewann, befriedigte mich. Wir gingen nun in Bodelschwingh's Zimmerchen, ein ganz, ganz kleines Stübchen. Er zeigte mir auf einer Karte das ungeheure Arbeitsfeld der deutschen Prediger, drei ungeheure Vorstädte, eine einzige mit 40,000 Einwohnern, unter welchen Deutsche massenweise!" Die freundliche Gastlichkeit des Bodelschwingh'schen Hauses mit den Klängen deutscher, gemeinsam ausgeübter Musik that meinem seligen Bruder sehr wohl und ist ihm immer in der Erinnerung theuer geblieben, wie denn auch die Correspondenz mit Bodelschwingh ihm tröstend und stärkend war. Das Pariser Arbeitsfeld der deutschen Brüder war ihm von größtem Interesse. Hören wir ihn selbst noch darüber erzählen. „Bodelschwingh wohnt in der Vorstadt Vilette, Rue de Crimée 26. Dort hat er ein hölzernes Schulhaus, in welchem er unterrichtet und Bibelstunden hält. Doch arbeitet er auch in einer andern, sehr weit entfernten Vorstadt, wohin wir mit einem Omnibus fuhren. Gerade kamen die Kinder aus der Schule, es war vier Uhr. O, das war reizend! in dieser französischen Weltstadt die kleinen Blondköpfe mit ihren blauen Augen. „Guten Tag, Herr Pfa—rer, guten Tag, Herr Pfa—rer," in ihrem gedehnten süddeutschen Dialekt. Die Kinder mußten umkehren und mir etwas vorsingen; das thaten sie mit großer Freude. Diese Schule ist erst am letzten Weihnachten gegründet und mit einem Weihnachtsbaum eingeweiht. Sie sangen: „Laßt mich geh'n", Volkslieder und Choräle. Lehrer und Pfarrer richteten einige Fragen an die Kinder. Das kleine Völkchen hatte zu thun, nur einigermaßen still zu sitzen. Endlich forderte mich Bodelschwingh auf, ein Wort zu den Kindern zu reden, und ich that es gern. Bodelschwingh machte es den Kin-

Digitized by Google

dern zur lieben Pflicht, für den fremden Pfarrer, der weit über das Meer geht, zu beten, und wie gern versicherte ich sie, daß ich dasselbe für sie thun würde; — habe es auch gehalten. Reizend war die kindliche Art, in welcher Bruder Bodelschwingh mit den Kinderchen verkehrte, lieblich auch sein Verkehr mit Erwachsenen. Das Schullocal wird zu Zeiten zur Kirche umgewandelt und Gottesdienst dort gehalten. Nur zuweilen predigt Bodelschwingh in der Kirche. Den Verkehr mit Erwachsenen lernte ich kennen, bevor wir die letztberührte Schule besuchten. Welch eine Samariterarbeit hat Bodelschwingh hier! Er ging mit mir zu Kranken und Ehepflichtigen. Zu einem Kranken gingen wir, das war schön. Ein Eingang von der Straße führte sofort zu einer Leiter, wir stiegen sie hinauf, und oben in kleiner ärmlicher Stube lag ein alter Mann schon lange, lange auf dem Krankenbett. Er war fromm, und Bodelschwingh tröstete ihn durch den Text, welchen das Tagesgebet in dem ihm gegebenen Gebetbuch behandelte, Jesaj. 40: „Tröstet, tröstet mein Volk, redet mit Jerusalem freundlich und saget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende habe." In manche Spelunken sind wir noch hineingekrochen, wie eng, wie schmutzig! Hier muß ja die Cholera wüthen, es ist nicht anders möglich! Die Deutschen in Paris sind vielfach Straßenkehrer; sie wandern zu Schaaren aus dem Elsaß und aus Hessen nach Paris. Die Eltern lernen fast gar nicht französisch, sie sprechen nur deutsch; die Kinder lernen um so leichter das Französische, und mit der Sprache französische Frivolität und Unsitten." Alle diese Beobachtungen waren dem nach Rio de Janeiro bestimmten Pastor wichtig für sein zukünftiges Arbeitsfeld. — Ein Spaziergang mit Bodelschwingh ließ ihn noch manches von den äußeren Merkwürdigkeiten der großen Stadt sehen, den Triumphbogen vor den Champs élysés, diese selbst, die Thürme von Notre Dame, den Carrousselplatz, den Louvre, das Hôtel de Louvre, welches 150 Köche hat, den ungeheuern mit Glas bedeckten Markt, wo frische Speisen auf Marmortischen dargeboten werden, um schöne Brunnen gruppirt, den Equipageglanz der großen Welt, auch Kaiser und Kaiserin, wie sie vorüberfuhren. Das Alles aber war ihm nur Zuthat, sein inneres Auge verweilte bei den evangelischen Deutschen. Der Abschied von Bodelschwingh geschah — Beide vorüberziehende Wanderer auf dieser Lebensreise, welche sich nicht wiedergesehen haben! — und am andern Morgen, Donnerstag den 23. Mai, früh 9^{10} mußte der Eine seine weite Evangelistenreise nach Westen fortsetzen, während der Andere auf seinem geistlichen Arbeitsfelde in Paris sein Evangelistenwerk fortsetzte. „Eine merkwürdige Reisegesellschaft im Coupé, Alles

Digitized by Google

sprach französisch, doch waren nicht Alle Franzosen, ich Deutscher, ein Anderer ein Norweger, ein Dritter ähnelte zum Theil einem Engländer, Franzose war er nicht, bald stellte es sich heraus, daß er auch Norweger war, ich mußte ihm französisch verständlich machen, daß er gegenüber einen Landsmann habe. Nun sprachen Beide norwegisch, und der Erste bald spanisch mit einem Franzosen: so waren wir Leute von vier verschiedenen Zungen bei einander; daran merkt man, daß man weit reist, in der Heimath kommt uns das schwerlich oder sehr selten vor. In Tours und Angoulême waren Déjeuner- und Souper-Stationen, dazwischen noch eine Diner-Station, sehr gute Einrichtung gegenüber Deutschland! Vortreffliches Essen und eine große Flasche **Bordeaux rouge à discrétion**. Kurz vor Bordeaux stellte mich der erste Norweger einem deutsch sprechenden Franzosen vor, der mit meinem Schiff bis Lissabon fuhr; so weit sollten wir also zusammen reisen. Nicht lange vor 10 Uhr kam ich in Bordeaux an." — In Bordeaux war mancherlei Aeußeres für die Ueberfahrt zu besorgen; das schon vierzehn Tage vor Abgang des Steamers von Berlin aus brieflich in Paris bestellte Billet lag in dem betreffenden Büreau bereit. Der französische Steamer, I. Klasse, eine Kajüte mit zwei Betten (so daß zwei Personen darin wohnen und jede die ganze Summe bezahlt) kostet von Bordeaux bis Rio de Janeiro 1125 Francs (299 Thlr. 10 Sgr.), dafür hat man dann freilich auch Alles, was man braucht. Noch waren einige Einkäufe zu machen, zu welchen dem Seereisenden gerathen wurde: ein leichter leinener Anzug, eine Flasche Cognac, Pfeffermünzkuchen, Thee und Anderes, was noch nothwendig erschien, und so ging es am Sonnabend den 25. Mai zu dem kleinen Steamer, mit welchem man sich bis zu dem großen einbarkiren mußte. Dies geschah um 11 Uhr Morgens; der kleine Steamer ist an Größe etwa den Rheindampfschiffen gleich. Mit dem Gebetsgedanken: „Unser starker Gott geleite seinen Diener über's Meer!" trat er seine Evangelistenreise für die See an.

Am Bord des kleinen Steamer fand sich jener Brasilianer wieder, der auf der bairischen Bahn schon ein Reisegefährte des deutschen Pastors gewesen war. Bei ihm war ein anderer Brasilianer, der etwa ein Jahr in Europa zugebracht und für eine cultur-geographische Dissertation in Deutschland den Doctortitel erworben hatte. Er war in Berlin und Jena gewesen und sprach sehr gut deutsch, was er schon früher in Rio erlernt hatte. Doch war er kein Heros in der Geographie, wie sich bald herausstellte. Allein „die Leutchen müssen hier den Doctortitel haben, um über das übrige Volk eines Hauptes Länge hervorzuragen."

Digitized by Google

Auch der deutsch sprechende Franzose war an Bord, ein Blondin von guten Sitten, er hat einen Landsitz, sein Deutsch hat er in Frankfurt a/M. gelernt, jetzt reiste er zum Vergnügen nach Lissabon, wollte Portugal bereisen. Das Wetter war kühl, ich hatte meinen Winteranzug an und doch nahm ich schleunigst mein Plaid; Etliche hatten Mäntel um. Das dachte ich zuvor nicht; es war auch am Freitage, also am Tage zuvor, eine glühende Hitze gewesen! Nun war es kühler und zudem waren wir auf dem Wasser, das macht einen großen Unterschied. Ich nahm gern eine warme Tasse Kaffee auf dem Schiff. Um 12 Uhr hatten wir Bordeaux verlassen und waren die Garonne und die Gironde passirt. Wie beide sich scheiden, weiß man nicht genau, ebensowenig wo das offene Meer anfängt. Ein Hannoveraner Candidat der Theologie war mit unter der Reisegesellschaft. Er hatte ein theologisches Examen gemacht und war 10 Jahre Hauslehrer in Bahia gewesen! Dort giebt es viele evangelische Deutsche. Nun wollte Jener über Bahia nach Rio gehen als Hauslehrer der Gräfin Barral, der Erzieherin der kaiserlichen Prinzessinnen. — Drei bis vier Stunden waren wir auf dem kleinen Dampfschiff gefahren, und nun erst gegen 4 Uhr erreichten wir den großen Steamer, der hier erst Wasser genug hatte für seine Schwere! Er heißt: „Le Béarn," nach der Provinz dieses Namens. Das Einsteigen vom kleinen in den großen Steamer war nicht angenehm, viel Gedränge! Man mußte nun aufmerken, daß der Koffer, und was man sonst in seiner Kajüte haben wollte, nicht in den großen Schiffsraum gepackt wurde, in welchem das Gepäck liegen bleibt bis an den Ort seiner Bestimmung. Ich nahm einen Koffer, eine Reisetasche, einen Reisekasten und die losen Sachen, Mantel, Plaid, Regenschirm, à part, und ließ sie in die Kajüte befördern. Es ist übel, daß man keinen Gepäckschein über die einbarkirten Sachen hat; man kann sich nicht legitimiren. Es ist daher rathsam, sich ein Verzeichniß der in den Kisten enthaltenen Gegenstände zu machen und dieses im Nothfall am Ort der Bestimmung vorzuzeigen. Als wir Béarn betraten, ergriffen die sauber gekleideten Matrosen Kisten und Kasten, um sie an Ort und Stelle zu bringen. Kellner mit blauen Tuchanzügen, Glanzstiefeln ꝛc. traten uns entgegen, und die fein gekleideten Schiffsofficiere präsentirten sich hier und da. Man arrangirte sich. Das Anker wurde heraufgewunden. Welch eine ungeheure Anstalt dazu! — Es passirt ein Unglück! Man schaart sich zusammen. Was ist, was ist? Ein Matrose war heftig am Kopfe verletzt. Er blutete stark und schien ganz ohnmächtig. Der Arzt eilte herbei und verband ihn. Man zerstreute sich wieder. Das Diner begann und unterdessen setzte sich Béarn

Digitized by Google

in Bewegung. Nach dem Essen besah ich mir das Schiff. Es ist unmöglich, es auf einmal kennen zu lernen. Welch ein kolossales Gebäude ist das Schiff! — Eine ganze Menagerie haben wir an Bord, Ochsen, Kälber, Schafe, über zweihundert Hähne und Hühner, eine Menge Enten, Tauben, Puter und Gänse. Das soll Alles verzehrt werden! Auch Hunde sind an Bord; wer kann Alles aufzählen? Das Schiff hat, meine ich, vier Rettungsboote. Welch ein dicker Schornstein für die Maschine und dann alle die Nebenschornsteine der Küche! Zwei Masten hat Béarn, je mit zwei Raen; die Maschine ist kolossal. Ganz unten sind die Keller, auf dem dann folgenden Deck die Cabinen, eine große, große Anzahl mit einem Hauptgange und vielen Nebengängen. Wieder eine Treppe höher ist das Hauptdeck mit dem Speisesalon. Unten ist ein besonderer Damensalon, wo sich nur Damen aufhalten, doch gehen auch die Herren hinein, die zu ihnen gehören. Für die Damen giebt es zwei femmes de chambre. Der Speisesaal oben ist sehr schön. Ein Pianino, an den Seiten Sophas mit Tischen, über ihnen Oelgemälde und Lampen über den Tischen, in der Mitte ein breiter Gang. Die Küche mit all' den weißen, geschäftigen Köchen ist höchst interessant. Sie ist in der Mitte des Schiffes. Hinten, also hinter dem Speisesaal, ist ein angenehmer Raum, das Schiffshintertheil. Vor der Maschine, also schon auf dem Schiffsvordertheil, sind die Cabinen zweiter Klasse. Dort sind immer vier Betten in einer Kajüte, das ist sehr bekommen, gut, daß ich nicht da bin. Sonst haben die, welche zweiter Klasse reisen, dieselbe Annehmlichkeit, Eleganz, Bedienung, Speise und Getränk, als die erster Klasse. Alle essen in dem großen Saal zusammen. Der einzige Unterschied liegt in den Cabinen, doch kosten diese etwa 800 Francs weniger. Das ist zu bedenken, aber die Nächte in den engen Dingern müssen fürchterlich sein. Ganz vorn ist der Raum für das Schiffsvolk; in diesem der Entrepont, der dritte Platz, wo ganz unbemittelte Leute reisen. Auf dem Vorderdeck ist das Speisezimmer und auch wohl die Wohnung der Officiere. Nur der Commandant, der zwei luftige Zimmerchen hat, der erste Commissär, welcher Cabineofficier ist, über sie die Aufsicht hat, der Postmeister und vielleicht noch ein Officier wohnen hinten in guten Zimmern. Sie essen auch table d'hôte im großen Speisesaal und lassen es sich wohl sein. Ueber den Maschinen ist dann noch ein Deck rings herum, wo ich mich in der ersten Zeit fast ausschließlich aufgehalten habe, weil es in der Mitte des Schiffes ist, wo es am wenigsten schaukelt. In derselben Höhe ist ein Deck über dem Speisesaal, sehr geräumig und wie ersteres mit Bänken versehen. Hier stehen stets mindestens zwei

Digitized by Google

Matrosen am Steuerruder, das durch ein Rad bewegt wird; hier sind Compas und sonstige Schiffsinstrumente. Noch eine Etage höher, oberhalb der Maschinen oder etwas vorher, ist der Platz der Officiere, der alles Andere überragt. — Von den Passagieren erwähne ich drei Jesuiten in auffälliger Tracht; sie gehen nach Montevideo, um in Schulsachen zu wirken. Sie machen keinen angenehmen Eindruck; zwei Diener, die wohl Kirchendiener sind, haben sie bei sich. — Die See ist grau, geht nicht hoch, ist ruhig, doch schwankt das Schiff bedenklich.

Die Nacht war gut gewesen und ein Unwohlsein noch nicht eingetreten. Deswegen konnte der Seereisende mit einem „Gottlob!" erwachen am Sonntag den 26. Mai, jedoch machte sich eine unbehagliche Schlaffheit bald geltend. Seine Morgenandacht über I. Joh. kann er nur mit Unterbrechung halten. Die Lage auf einer Seitenbank ist höchst unbequem, denn nach den Seiten bewegt sich das Schiff. Zwei kleine Vögel, verdiers (Grünfinken), statten Besuch ab an Bord, man hascht nach ihnen, es kommt ein großer Vogel dazu, und alle fliegen fort. Zu sehen giebt es fortwährend auf dem Schiff und Leben ist immerfort: ein Matrose klettert auf den Vordermast, himmelhoch, blos um Tauben zu greifen. Man hört das Commando geben mit der Glocke, oder mit der Pfeife, Kohlen werden mit Geräusch heraufgewunden, die Köche reinigen Gemüse, nehmen Fische aus, kochen, die Matrosen spielen Karten, Segel werden aufgezogen mit Seemannsgesang oder -geschrei. Ein lustiger Schiffsjunge reinigt das Schiff, bei dem Ausspeien der Franzosen, Portugiesen und Brasilianer während des Rauchens um so nöthiger. Der Punkt ist einer von denen, in Betreff welcher es viel besser auf dem englischen Steamer ist. — Die See ist immer grau, die Wellen klein, wenigstens scheint es so. Inzwischen hatte das mal de mer von Mann und Weib jeder Passagierklasse seine Opfer gefordert, und diese entsetzliche Plage blieb denn auch von unserm Reisenden nicht fern. Er brachte deshalb den Sonntag Abend in der Kajüte zu; „es ist Nacht, die Wellen des Meeres rauschen mächtig gegen das Schiff, Alles ist dunkel! Die Maschine braust; es läutet, damit die Matrosen sich ablösen, dumpf tönt das Commando hernieder. Nur Schiffsofficiere pflegen ernst ihres Amtes zu warten, und wir stehen Alle in Gottes Hand, Er schütze mich, uns Alle, Amen!" Der Montag, 27. Mai, an welchem sich das Befinden auf dem Schiff allgemein besserte, und welcher starken Regen brachte, verging ohne Erhebliches. Man musicirt zum Vergnügen und zur Qual der Gesellschaft auf dem vorhandenen Pianino, man singt, ein leidlicher Tenor und ein schlechter Baß, und freut sich besonders,

Digitized by Google

morgen an Land zu kommen. Die Reise war schnell gegangen. „Heute haben wir viel die Segel gebraucht, Fock-, Brahm-, und Vordersegel; von Sonntag auf Montag, in 24 Stunden, haben wir 261 miles (= englischen Landmeilen, wovon 5 auf eine deutsche Meile gehen) zurückgelegt; schon heute Morgen hat man die spanische Küste gesehen, wir sind nicht weit von Portugal." Der Dienstag verstärkte die Freude auf die bevorstehende Landung, man schreibt Briefe, so gut es beim Schwanken des Schiffes gehen will, um sie in Lissabon befördern zu können. Deutlich sieht man die Berge, die Küste von Portugal, es sind steile Felsen. Von einem Anbau ist nichts zu sehen, doch fern auf der andern Seite erscheint die Stadt, hier und da Ackerland, aber wenig. Man macht sich fertig und zieht Sommerzeug an, weil es auf dem Lande wärmer ist, und so lief das Schiff in den Fluß ein, der sich zu einer stattlichen Bai ausdehnt, sobald man den engeren Eingang zwischen Lissabon und den gegenüberliegenden Gebäuden passirt ist. Zu letzteren gehört ein Spital, wo die von Brasilien kommenden Kranken aufgenommen werden und die Schiffe Quarantaine halten müssen. Béarn macht einen großen Bogen ganz Lissabon entlang, endlich trifft er auf die rothe Tonne im Meer, die an einem Anker befestigt zum Ankern für Béarn bestimmt ist, der nun die Mühe sparen kann, ein eigenes Anker hinabzulassen, da er sich einfach an der Tonne befestigt. Die Stadt ist großartig, aber nicht schön, sie liegt auf Bergen, von unten bis oben bildet sie einen großen Häuserkoloß, hier und da sieht man grüne Flächen und Bäume. Aber es fehlt der Hintergrund und die Häusermasse ist todt. Man sieht auch keine schönen Häuser. Ausgezeichnet liegt Pedro's Schloß, aber es ist selbst nicht schön. Sofort beim Halten des Béarn erschienen 4 Boote mit Kohlen, mehrere große Gondeln mit je 12 wunderhübschen Ruderern. Die einen 12 sind ganz dunkelblau angezogen, knappe Jacken und Hosen, die Jacken zugeknöpft; die Klappkragen blau und weiß gestreift, feine weißliche Strohhüte mit hellblauen Bändern oder auch dreieckige Mützen haben sie auf dem Kopf. Andere sind ganz weiß, weißes Hemde ohne Rock, weiße Beinkleider, Strohhüte. Schön ist's, den regelmäßigen Ruderschlag zu beobachten. Auch giebt es kleine Boote mit gewöhnlichen Ruderern. Ein solches nahmen wir, d. i. der Hannoveraner, ein Holländer und ich. Es ist billiger und kostet nur 2 Frcs. à Person, wiewohl schon dies furchtbar theuer. Nun sieht man die zahlreichen Portugiesen in ihren Booten und Schiffen arbeiten, sie haben eine Zipfelmütze auf, tragen Schwimmhosen und die halben Schenkel unbekleidet. „Wir landen nun. Ein schreckliches, halb gut, halb zerlumpt gekleidetes Gesindel kommt uns

Digitized by Google

entgegen. Ueber einen großen verfallenen Platz, auf welchem Gras als Unkraut wild aufgewachsen ist — man fühlt sich etliche Jahrhunderte zurückdatirt — gelangen wir in einer Droschke, die ein Halbwagen ist, weiter in die Stadt. Zu unserem Entsetzen schwang sich ein schmutziger Cicerone mit in den Wagen und blieb sitzen, bis wir ein uns empfohlenes schlechtes Gasthaus erreicht hatten. Die Stadt ist reichlich häßlich, Alles halb modern, halbe Jahrhunderte zurück; viele Balcons, die Fenster zugleich Thüren; zum Theil sieht man gute Equipagen, aber doch überall fehlt etwas, die Häuser sind bunt mit Ofenkacheln an den Vorderwänden ausgelegt, die Fenster zum Theil haben nur ganz kleine, altmodische Scheiben. Dagegen Bordeaux, wie anders! Die schönen breiten Quais, der enorme Platz mit der Reiterstatue des jetzigen Kaisers, das Saubere überall, Alles groß und schön, und doch nicht das entsetzliche Treiben wie in Paris. — Doch zurück zu Lissabon! Wir kommen im Hôtel columna d'oro an. Es ist ganz alterthümlich, der Wirth ein junger schmutziger Kerl, die Stuben aber sind recht nett mit Matten ausgelegt, es steht ein Bett darin von fürchterlicher Breite, aber nicht ordentlich zurechtgemacht, im Nebenzimmer ist ein Toilettenspiegel mit weißen Gardinen; die Stuben sind hoch, überall künstlicher Zug durch Thür und Fenster, Alles sonst alterthümlich und eigenthümlich. Der Hannoveraner, der Sprache mächtig, bestellte das Essen. Inzwischen kam Lisbonner Wein, er ist stark und braun wie Madeira, hat einen guten Geschmack. Eine Fleisch- oder besser Gemüsesuppe, Rindfleisch, lange grüne Bohnen, Fisch, Beefsteak, viel Gemüse, Orangen, ungeheure Erdbeeren, schlechte Kirschen machten das Diner aus. Nicht nur den Lisbonner Wein, sondern selbst den Champagner mischte eine Frau mit Wasser. Nach Tisch machten wir eine Spazierfahrt durch die Stadt. Wir sahen das Schloß von Fernando — unbedeutendes Gebäude! Welch schmutziges Volk in den Straßen! Die letzteren sind eng, bergig, die Häuser nicht hoch. Die Soldaten sehen leidlich aus. Ich stieg bei dem Hause des Pastor Böttcher ab, es liegt an einem Platz wie die schon beschriebenen. Ein Töchterchen stand in der Thür, ich freute mich über ihr deutsches Gesicht. Dann kam das portugiesische Dienstmädchen und führte mich eine Treppe hoch in eine nette Stube, das ganze Haus ist recht hübsch, es ist Amtswohnung. Ich sah Böttcher's Bild und endlich kam der Superintendent selbst, ein Mann von liebem Gesicht und einnehmendem Aeußern; zu meiner Freude sah er besser aus, als ich es nach seiner schweren Krankheit erwartet hatte. Unser Gespräch mußte ja bald lebhaft werden durch mancherlei Beziehungen." Bei den lieben Böttchers fand denn mein seliger Bruder nach einem an-

Digitized by Google

genehmen Abend Obdach — wieder einmal auf dem Lande und in einem deutschen Pfarrhaus noch dazu. Die Gemeinde in Lissabon besteht aus etwa 200 Protestanten und unter diesen 100 zahlende Mitglieder. Zu dem Kirchlein führte ein bedeckter Gang vom Pfarrhause. Die Kirche ist erst zu Böttcher's Zeit fertig geworden, und ist recht nett. Oben geradeaus, dem Eingang gegenüber, an der schmalen Seite ein buntes Fenster, unter dem Fenster eine Galerie mit einem Positiv, unten, freistehend, eine nette Kanzel, vor derselben der Altar mit Crucifix, vor dem Altar zwei Reihen Bänke, in der Mitte ein Gang. Zum Abschied am Dienstag den 28. Mai wurde der Gast von den lieben Gastfreunden mit Psalm 93 und einem Liede aus der Reiseharfe entlassen. Rechtzeitig kam derselbe am Bord des Béarn wieder an. „Wir freuten uns Alle, nun wieder beisammen zu sein." Indessen die leidige Seekrankheit klopfte bald wieder bei den Reisenden an, und wollte auch andern Tags noch nicht weichen. Das Schiff schaukelt fortwährend sehr stark, und alles Service wurde mit Querhölzern und Stricken zum Déjeuner befestigt. Die See war heute manchmal blau, die Wellen hatten weiße Köpfe; es gab trotz des sehr hohen Bords Spülwasser, das Schiff liegt dann ganz auf der Seite, und es sieht aus, als gingen wir Alle zu Grunde, aber man gewöhnt sich daran, und es ist einem schließlich ganz gleichgültig. Die drei Jesuiten haben heute um sieben Uhr schon die Messe celebrirt, nur ein Kellner und eine Frau, sagt man, waren dabei, den Anderen, die alle Katholiken sind, ist es ganz gleichgültig. — Jetzt kommen wir schon in die Passatwinde. Der 31. Mai brachte blauen Himmel, der nur am Horizont bewölkt war, und angenehme erfrischende Luft. Die Beschäftigung auf dem Schiff hängt von dem Befinden des Seereisenden, von der Witterung und anderen Umständen ab, Immer will es mit dem Lesen nicht gehen, wenn auch Avé (Brasilien) und Riehl gute Reisegesellschafter sind. Ein deutscher Kaufmann, früher in Santos in Brasilien, brachte das Gespräch auf Spinoza. Die Kranken kommen allmählich zum Vorschein und die noch Unbekannten lernen einander kennen. Eine rührende Scene stellte sich auf dem Hinterdeck unten dar. Eine Mutter oder Gattin, niederen Standes, doch zweiter Klasse fahrend, liegt fast den ganzen Tag mit ihrem Kopfe im Schooße ihres Sohnes oder Mannes, der auf der Erde unverrückt still sitzt, in Jacke und blauer Hose; noch ein Mann, etwa vierzig Jahre alt, sitzt dabei, die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, spielen um sie herum, die arme Frau, sie sieht sehr blaß aus, kann nichts essen und nichts trinken, eine Tasse lehnt sie ab. Bei Tisch erschien sie endlich, den Kopf mit Tüchern behangen nach

Digitized by Google

ihres Landes Sitte. — Um 8 Uhr Abends ist es schon ganz dunkel, daran merkt man, daß man sich unter einem andern Himmelsstrich befindet! Der Mond geht sehr spät auf, des Morgens ist er zu sehen. So ladet denn der längere Abend zum Lesen ein, wozu Avé wieder Handreichung thut. Ein warmes Bad, für welches am Bord gesorgt ist, und zum Getränk Limonade, sind eine Erquickung für den Reisenden, welcher hier am Tage schon den Einfluß der brennenden Sonne sofort merkt. Eine spanische Familie mit Töchtern, Noten tragend, machen die Gesellschaft auf Musik gespannt, und quälen deutsche Ohren mit schauderhaften Compositionen. Man kann von solcher Dudelei seekrank werden auf ebener Erde." Unter so wenig befriedigender Gesellschaft gingen denn freilich im Gefühl der Vereinsamung die Gedanken manchmal in die Heimath. Aber „nicht rückwärts, nicht rückwärts, vorwärts, es kann nicht anders sein!" Schon freute man sich wieder auf den Anblick von Land, welcher auf den andern Tag den 1. Juni, Sonnabend, verheißen war, und schon rechnete man die Tage bis Rio, denn bei allem Interessanten der Seereise bleibt sie für den, welcher nicht Seemann ist, doch langweilig. „Also in diesem Monat kommen wir in Rio an, allerhöchstens noch zwanzig Tage, freilich eine lange Zeit. Heute ist mir so wohl wie noch nie! Ich habe gut geschlafen bis gegen 8 Uhr, nur als die Matrosen durch Pfeifen und Läuten commandirt wurden, erwachte ich. Das Schiff schwankt wenig, das kommt davon, daß wir nun den regelmäßigen Passatwind haben. Ich trinke draußen Chocolade. — Teneriffa ist noch zu sehen. Doch früher sah man mehr. Die Berge sind von Wolken bedeckt. Durch Gläser sehe ich einen großen Streifen Land, etwa 10—12 Seemeilen entfernt, prächtig roth und grün gefärbt. Ueber die Wolken hinaus, ganz oben, ragt endlich der 11,000′ hohe Pick hervor. Hier sind wir nun Afrika am nächsten, gegenüber der Wüste Sahara. Es ist milde angenehme Luft, stundenlang habe ich unter dem Zelte ganz hinten im Schiff gelegen, und in der heiligen Schrift gelesen, in der Apostelgeschichte. Dabei hat mich aber doch zum Theil gefroren, obgleich wir kürzlich 3 Grad, also nur 45 deutsche Meilen, vor Afrika vorbeigefahren sind: früher fuhr man längs der Küste mit wohl wenigen Ausnahmen, fast täglich landete man. Wie aber sind wir fortgeschritten: damals kannte man die Anfuhren nicht, heutzutage kennt man selbst jede Sandbank im Meere. Die Karte unserer Reiseroute machte mir bekannt, daß ein Billet auf vier Monate gültig ist, und die Reise hin und zurück in einem Jahre weniger kostet. Die folgende Tabelle zeigt die Distancen, die Rechnung bezieht sich auf englische Seemeilen.

Digitized by Google

	Lisboa	St. Vincent	Pernambuco	Bahia	Rio
Von Bordeaux bis	740	2300	3900	4280	5014
Von Lisboa bis		1560	3160	3540	4274
Von St. Vincent bis			1600	1980	4274
Von Pernambuco bis				380	1114
Von Bahia bis					734

(Von Rio bis Montevideo 1024. Von Montevideo bis Buenos Ayres 118. Von Rio bis Buenos Ayres 1142.)

Die nächste Hoffnung der Reisenden war auf St. Vincent gerichtet, das aber freilich noch auf sich warten ließ. Die Fahrt war inzwischen angenehm, auch gut, daß sich der tief blaue, unumwölkte Tropenhimmel nicht einstellte, da er auch glühende Sonne bringt! Das harmlose Vergnügen des Cigarrenrauchens war geschmälert worden durch Feuchtigkeit, in welcher selbst Taschenmesser rosteten. Eine Annehmlichkeit ist der Wasservorrath: 1) Wasser aus Bordeaux in den Cabinen; 2) Wasser aus Lissabon bei Tisch, dies ist am frischesten; 3) destillirtes Wasser zum Kochen, Waschen, Baden. — Das Meer gewährte dem Auge kein so großartiges Schauspiel wie die Phantasie zuvor es sich gemalt hatte, der Horizont begrenzt es zu bald, es erscheint als eine Scheibe, deren Radien Einem gleich etwa 100 Schritt bedünken, das Schiff liegt im Centrum, tief, während das Meer nach allen Seiten hin aufwärts zu gehen scheint, und man glaubt deutlich zu sehen, wie das Meer dicht unter dem Horizont abwärts geht. Avé's Brasilien weist unterdeß vorwärts in das Land der Evangelistenarbeit. „Wie viele Deutsche, wie viele Protestanten in Brasilien, ach, daß es an Predigern fehlt in diesem Lande!" Die Reisebekanntschaft vermehrt sich um einen rothhaarigen Amerikaner, mit welchem die Unterhaltung in französischer Sprache stattfand, er war über ein Jahr in Paris gewesen, und geht nach Rio. Mit diesem ließ sich angenehm verkehren, und diese Bekanntschaft, wie sich zeigen wird, war eine von den wenigen Reisebekanntschaften, welche von Dauer sind. Der heutige Abend,

Digitized by Google

welcher dem Amerikaner zu Liebe mit einer Parthie Schach begonnen wurde, wobei die Limonade die Gemüthlichkeit erhöhte, brachte den ersten sternklaren Himmel. „Die Sterne sind herrlich! So viele hellglänzende Sterne! Der Nordstern steht schon ganz tief, er muß immer mehr sinken, Orion ist nicht zu sehen. Jupiter scheint blau und hell, im Südosten präsentirt sich die Milchstraße mit den köstlich hellen Sternen. Wie tief unten am Firmament giebt es hier sichtbare Sterne, bei uns sehen wir nur oben solche, die Luft ist hier viel reiner. — Drollig: der große Bär steht ganz verkehrt!" — Mittags gegen 2 Uhr waren es 20° Réaum. gewesen im kühlen Schatten, 24° in der Sonne. — Es war Schlafenszeit geworden, doch zu Bett kann man nicht gehen, man muß voltigiren, denn das Bett ist mannshoch. Der Sonntag, 2. Juni, brachte wieder gutes Wetter, Evangelium und Epistel wurden der Andacht zu Grunde gelegt, die gewöhnliche Beschäftigung geht bei den etwa 300 Menschen an Bord fort: Dame, Whist, Schach, Bretspiel. Zu letzterem dient eine schiefe Ebene mit Bleischeiben, und es kommt darauf an, daß diese in einem Viereck mit möglichst großer Zahl liegen bleiben. Bei solchen Spielen trinkt man Bier, Porter, Ale. Zu Mittag hatte Alles Toilette gemacht, die Herren erschienen in Weiß, statt der bunten wollenen Hemden, die Damen in Seide, so trug man dem Sonntag Rechnung. Inzwischen hatte sich der rothe Amerikaner, welcher zu seinem in Rio für das Evangelium wirkenden Bruder wollte, und der deutsche Pastor befreundet und beschlossen einander im Deutschen und Englischen zu fördern und zu festigen. Die Lection begann denn sogleich. Unterdessen hätte der Himmel nun das Kreuz des Südens zeigen müssen, jedoch schwarze Wolken verdeckten es. Das Schiffsvolk feierte seinen Sonntag Abend. Sie bildeten einen Kreis, Zwei tanzten in demselben wie Herr und Dame, ein Dritter machte allerlei Narrheiten dabei. Die Musik leistete eine Oboe und mitunter Gesang. Später machten sie sich Luft in der Marseillaise. Bemerkenswerth ist das Meerleuchten: in dem Schaum des Meeres sieht man Lichter wie Sterne. Heute sind wir den Wendekreis des Krebses passirt, wir sind in den Tropen. Nachdem ein Matrosenaufstand in der Stille beigelegt war, näherte man sich endlich dem Lande. Schroffe, rauhe Felsen, kein Grashalm wächst hier!! Béarn löst einen Schuß, seine Ankunft anzuzeigen, schleunigst kommen etliche Boote mit Kohlen heran. St. Vincent gehört zu den Cap Verdischen Inseln, rechts von uns liegt St. Antoine, links St. Vincent. Ein prächtiger blauer Himmel dehnt sich über die röthlichen Felsen und das schöne Meer aus, das hier eine Bai ist. Die Luft ist klar, nur einige Wolken! St. Vincent ist schrecklich wild, aber sehr malerisch, nicht nur roth, sondern

Digitized by Google

auch blau und braun erscheinen die Felsen, sie ragen scharf in die klare Luft hinein, daß man die Umrisse deutlich und scharf sieht, wie ich's wohl nie gesehen in meinem Leben; dazu sind die Felsen spitz, zackig. Die Schwarzen und Braunen, die Bewohner der Insel, rudern an uns heran, sie haben ganz wolliges Haar, zu meinem Erstaunen sprechen sie alle portugiesisch, die Insel gehört zu Portugal. Das Wasser ist hier prächtig smaragdgrün. Kein Baum, kein Strauch wächst auf St. Vincent. Es ist offenbar nur ein Ort auf dieser Felseninsel. Links hoch oben sieht man ein kleines Fort, hier und da ein Haus, endlich zeigte sich der ganze Ort, weiße Häuser aus Stein und Holz. Nun landeten wir in einem Boot, von zwei Braunen und einem Schwarzen gerudert. Welch eine Einöde! Einige Häuser sehen niedlich aus, wie von Holz geschnitzt, haben eine Thüre und an jeder Seite derselben ein Fenster, ein Stockwerk hoch. Andere Häuser sind größer, die Douane namentlich. Alle Einwohner sind schwarz, Leute des niedrigsten Standes, nur ausnahmsweise ein Weißer und ein besser Aussehender, auch die Soldaten in ihren ganz netten Uniformen sind Schwarze; die Uniformen sind blau mit rothen Aufschlägen und Kragen. Neger und die gelben Mulatten, Alle sind häßlich, nur eine recht hübsche Negerin habe ich gesehen. Sehr hübsch ist es, wenn die Negerinnen etwas auf dem Kopfe tragen, wie sie pflegen; eine trug einen mächtigen Wasserkrug, sie erinnerte mich an Rebecca. Kleine Kinder laufen ganz nackt herum. Die schwarzen Frauen rauchen aus Thonpfeifen. Leidenschaft giebt sich kund in Sprache und Geberde, auffällig erschien mir auch die körperliche Gewandheit der Schwarzen, wie sie sich bei der Schiffsarbeit kund thut. Gottlob, Christenthum giebt es hier, aber man muß fragen: was für eins? — Eine Kirche war im Bau, ohne Thurm, ein Glockengerüst mit Glocken steht dabei. Aber wer kommt da an? Ein Schwarzer mit langem, knapp anliegendem schwarzen Gewande, hinten ein großes Stück schwarzes Zeug als Scapulier, auf dem Kopfe eine hohe schwarze Mütze. Die ganze Figur sah schrecklich aus, es war der Priester. Ich ging, die Kirche inwendig zu besehen, sie stand dicht neben einem ganz netten zweistöckigen Hôtel, in welchem wir ein Glas Wein nahmen. Der Altar und Alles, was zur Kirche gehört, war in Ordnung, man lag auf den Knieen. Der Priester hatte sich weiß und roth angezogen, bald begann die Messe, oder was? Der Gesang, mehrstimmig, war nicht übel, obwohl in einem näselnden Tone; doch dachte ich, das Volk hier muß wohl musikalisch sein. Nun versammelte Einer aus der Gesellschaft die kleinen Negros auf der Straße und ließ sie für Geld tanzen. Sie hüpften ohne Geschick herum und

Digitized by Google

schrieen dabei. Alles bettelt, das ist schlimm, aber das Volk hat ja nichts, hier wächst nichts. Der Anzug der Frauen hatte etwas Besonderes. Der Rock ist gewöhnlich, aber sehr bequem weit um die Brust, dann leicht herabhängend, auf dem Kopfe haben sie eine Art Turban. Abends gingen wir — in dieser Wüste — in ein Café, wo ein Billard war, wir tranken ein Glas recht gutes Bier. Zwei bis drei Stunden waren wir in St. Vincent, in der Zeit konnten wir genug sehen. Welche Häuser! Höhlen sind es. Keine Fenster in den meisten Häusern, die Thüre dient als Fenster, man kann sehen, wie dunkel es in den Häusern ist! Keine ordentlichen Stuben, der Fußboden nicht gedielt, in einem Raume gekocht, gewohnt, geschlafen! Was zum Leben nöthig ist, Licht und Luft, fehlt! Die Leute leben vom Kohlengeschäft. Einer ist der Herr, der kauft von den vorbeikommenden Schiffen Kohlen, und verkauft sie an die Dampfschiffe; der Schiffsverkehr ist hier sehr rege; eine Menge Schiffe liegen hier, aus Amerika, England, Oesterreich. Um $9^1/_2$ Uhr (4. Juni, Dienstag) waren wir wieder an Bord." Der Umgang zwischen jenem Amerikaner und dem deutschen Pastor wurde ein immer vertrauterer, ein großer Gewinn für die langweilige Seereise. Es ist doch bemerkenswerth, schreibt Letzterer, was ich oft erfahre, daß ein Deutscher sich leicht einem Amerikaner oder Engländer annähern kann, aber keinem Franzosen. Ich bin mit keinem Franzosen bekannt geworden! Der Amerikaner war im College gewesen und in einem theologischen Seminar gebildet. Er gehört der Presbyterianischen Kirche in Nordamerika an, und wollte Lehrer werden. Beim Austreten aus dem College geben die Professoren, je nach der Befähigung, ein Diplom, welches zur Aufnahme in ein Seminar berechtigt, oder sie verweigern es. In drei Jahren wird das Seminar durchgemacht: das ist die Zeit des theologischen Studiums. Ist die Zeit vorbei, so wird wieder ein Diplom ertheilt. Mit diesem geht man zu den Presbytern und läßt sich prüfen. Ist dann irgendwo eine Stelle offen, so hält man, dazu aufgefordert, eine Probepredigt, und dann folgt die Entscheidung, doch die Presbyter geben dabei den Ausschlag. Unser Amerikaner wollte mit seinem Bruder und Schwager in Rio zusammen wohnen und wirken. Die Nähe des Aequators mehrte die Hitze und brachte zum Theil ängstliche Träume. Es sind $23^1/_2{}^0$ im Schatten, Alles stöhnt über die furchtbare Hitze, der Himmel ist zwar bedeckt, aber gar keine Brise, es ist so schwül!! Limonade zur Erquickung steht immer bereit, das Wasser steht in Eis. Jedoch brachte die Hitze große Mattigkeit, und einiges Unwohlsein und Verstimmung. „Ich ging in meine Cabine und legte mich auf's Bett. Die

Digitized by Google

heilige Schrift, ein oder mehrere Psalmen trösten mich. Es ist ein gewaltiges, wunderbares Buch! Schon wenn man es hungrig aufschlägt, hat man Trost! — Mein lieber rother Amerikaner besucht mich in meiner kläglichen Lage. Er wäre derjenige, den ich rufen lassen wollte, wenn mir etwas Menschliches begegnete!" — Wieder eine Disciplinarexecution auf dem Schiff: ein Matrose wurde auf den Platz transportirt, wo die Officiere sind; dort wurde er mit Stricken an das eiserne Geländer gebunden, und mußte, die Hände auf den Rücken gebunden, so eine Stunde oder länger stehen; eine schauderhafte Strafe! Andern Tags bringt man eine Hiobspost: eine Leiche an Bord! „Ein Koch hat, als er erhitzt war, kaltes Wasser getrunken, und ist sofort gestorben." Glücklicher Weise wurde dies widerrufen: „er ist nicht todt, er ist krank!" Einer von den Priestern an Bord hat zu Jemand gesagt: um Protestant zu sein, müsse man entweder Betrüger sein, oder dumm, er wolle, wenn er mit mir rede, mich bald davon überführen. Bis jetzt ist er nicht gekommen, wir würden uns auch schlecht verständigen. Aber der Thor! — — Inzwischen hatte sich die Nachricht von dem Sterben des Kochs doch bewahrheitet, Nachts um 3 Uhr hat man ihn in's Meer gesenkt. Gott der Barmherzige sei seiner Seele gnädig, und nehme sich der hinterlassenen Frau und ihrer zwei Kinder in Gnaden an! Man hat eine Subscriptionsliste herumgehen lassen, um für die Familie des Verstorbenen zu sammeln: es kamen 400 Francs ein, die Portugiesen aber und Brasilianer gaben nichts. Am Sonntag den 9. Juni Nachmittags 4^{15} passirten wir die Linie, es wurde aber davon weiter keine Notiz genommen, wie es wohl auf Segelschiffen geschieht, wo man im günstigsten Falle mit einem Trinkgeld davonkommt. Die Temperatur ist so schwül, daß man des Nachts sich nur ganz leicht mit einem Laken bedeckt. Der Himmel ist meistens blau, doch das Blau nie tief. Auch das Meer ist blau, die Fahrt ist sehr glücklich. Um $3^1/_2$ Uhr am Montag den 10. Juni fuhren wir bei St. Fernando vorbei, einer brasilianischen Verbrechercolonie; hohe, spitzige, eigenthümlich geformte Felsen, zerrissen unten und oben; viele Bäume, Gras, bebautes Land, Häuser und Kirche, durch ein Fernrohr Alles zu erkennen. Herrlich brandet das Meer an den zerrissenen Felsen. Es ist wieder einmal „Land" zu sehen. Das ist immer eine große und angenehme Veränderung. Alle Leute im Schiff kommen zum Vorschein und betrachten das Land. Was mich am meisten wundert, ist, daß auch das Schiffsvolk so begierig das Land beschaut, ja sie sind die Begierigsten, können gar nicht genug sehen. Trotz der zwischendurch herrschenden Gesundheit der Passa-

Digitized by Google

giere forderte die Seekrankheit jetzt wiederum ihren Tribut. Die Damen hocken draußen kläglich herum, beim Déjeuner sind viele Plätze leer. Das Schiff tanzt fürchterlich. Wie man sich nach dem Lande sehnt, nach dem Ende der Seereise! Wind und Wellen sind so thätig, daß es auch auf dem höchsten Deck Wasserstaub giebt. So viele weiße Köpfe im Meer habe ich auf dieser Seefahrt noch nicht gesehen! — Der Wind und die Wellen muntern mich auf, so kenne ich das Meer von meiner Heimath her. Der Wind ist schon seit St. Vincent immer conträr, Süd-Süd-Ost, wir fahren Süd-Süd-West. Ein Quersegel haben wir am Vordermast, ein ziemlich langes; die obersten Raen sind schon seit einiger Zeit von beiden Masten abgenommen. Es sieht immer aus jetzt, als schösse Béarn in den Abgrund, dann bäumt er sich, um von Neuem sich hinabzustürzen. Am Abend sahen wir die Lichter aus den Leuchtthürmen von Pernambuco, dennoch konnten wir wegen der Dunkelheit nicht landen, wenn auch Sterne und $^1/_4$ Mond uns leuchteten. Es ist hier für Schiffe sehr gefährlich, denn es giebt viele Untiefen. Ankern konnten wir nicht wegen der zu großen Tiefe des Meers. Was also thun? Wir müssen die Nacht über hin und herfahren und zum Landen den Tag abwarten! Béarn meldete seine Ankunft durch eine Rakete und ein Leuchtfeuer. Es war ein angenehmer Abend. Ich sah die Lichter der Stadt — doch konnten wir sie nicht erreichen. Am andern Morgen um 7 Uhr hatte Béarn Ankergrund gefunden, doch war noch kein Boot herangekommen. Die Boote hatten den Wind entgegen und das Meer ist sehr wild bei Pernambuco. Die Stadt liegt hart am Meer, ein langer weißer Streifen, großstädtische Häuser im neumodischen Kasernenstyl, in der Mitte ein Thurm! Die Häuser zum Theil fünfstöckig, aber auch genug einstöckige, alle Häuser sind weiß, vor den Häusern ein ganz schmaler Landstreifen und dann die Brandung. Links von der Stadt liegt ein Palmenwald, die Stämme der Palmen sind weißlich, die Kronen sind nicht gut zu sehen, weil der Wald zu weit entfernt ist. Weiterhin links liegt ein großes Lazareth. Rechts von der Stadt der Hauptleuchtthurm, der frei steht, ferner Bäume und eine große Kaserne, ein Gebäude mit zwei Flügeln, wieder folgen viele Bäume, ein ganzer Wald, dann das Städtchen Olinde auf einer Anhöhe ganz rechts sehr hübsch gelegen. Die Stadt Pernambuco liegt dagegen ganz flach. Die Reichen pflegen auf dem Lande zu leben. Den Reichthum taxirt man nicht nach Geld, sondern nach Palmen. Man sagt nicht, Jemand hat so und so viel Geld, sondern so und so viele Palmen. Etwa 400 Collis waren an Bord für Pernambuco, welche nun in einem Boot abgeholt wurden.

Digitized by Google

Drei Boote mußten beladen werden, und welch' eine Arbeit ist das! Zwar hatten wir keinen Wind und das Meer war verhältnißmäßig ruhig, doch war es immerhin so wild, daß die Leute mit ihrem Boote fast gar nicht herankommen konnten. Und wenn sie nun endlich dicht an Béarn leidlich still lagen, dann das Einladen! Die Ruderer im Boot waren Schwarze, Braune, wenig Weiße. Die Dunkelbraunen sind schöne Männer mit glänzender Haut, sehr fleischig, zum Theil bildschön gebaut. Die Arbeiter mußten nun fortwährend mit großen Stangen das Boot vom Dampfschiff abhalten, damit es von den furchtbaren Wellen nicht gegen letzteres geworfen und zerschellt würde; zugleich nahmen Andere die ungeheuren Kisten in Empfang, die von Béarn hinuntergelassen wurden mittelst Winden. Es wurde sehr geschickt gepackt, so daß eine erstaunlich große Menge Collis in einem Boote untergebracht wurde. Eine schwere Arbeit! Das Boot wurde hoch in die Höhe geworfen und schoß dann tief hinunter, während gepackt wurde. Nun waren auch Passagierboote gekommen, nur zwei Passagiere verließen Béarn, um in Pernambuco zu bleiben, einer von ihnen nahm meine Briefe mit. Ein Boot wurde nun neben das andere gestellt, um das Passagiergut über mehrere Boote, die als Brücke zum Passagierboot dienten, in dieses zu befördern. Nun aber das Einsteigen der beiden Passagiere in das Boot! Béarn hatte seine Treppe hinuntergelassen und auf dieser standen die Passagiere; das der Treppe zunächst liegende Boot tanzte fürchterlich, es galt den Zeitpunkt abzuwarten, in welchem das Boot von den Wellen gerade so hoch geworfen wurde, daß man in dasselbe springen konnte; wurde es niedriger geworfen, als die Passagiere standen, oder höher und dazu mehr rechts oder links, so konnten sie nicht hinein. Das Lauern auf den betreffenden Zeitpunkt und dann das Stolpern, die ängstlichen Gesichter ꝛc. hatten etwas Komisches, es ist aber doch die Gefahr zu groß, um zu lachen. Dieselbe Sache, nur umgekehrt, ereignete sich, als die Passagiere aus Pernambuco kamen, Béarn zu besteigen. Für Damen ist ein selbstständiges Ein- und Aussteigen gar nicht möglich, sie werden auf einen Stuhl oder in einen Korb gesetzt und dann hinunter- oder heraufgewunden. Inzwischen hatten nun auch unsere Matrosen ein Boot von Béarn losgemacht, um die Officiere — den Commissär und den Postbeamten — an's Land zu bringen. Sie fuhren sehr gut, hatten auch guten Wind, der die Wellen günstig bewegte. Aber wie sah das Fahren aus! Man sah oft gar nichts von dem Boote, oder nur einen Hut, einen Kopf der Ruderer oder derer, die sonst darin waren, so tief schossen die Boote in's Meer hinein! Und

Digitized by Google

wenn sie in die Höhe kamen, bäumten sie sich mitunter so, daß der Kiel zum guten Theil in der Luft schwebte, während das Hintertheil tief unten im Wasser lag. Und das war ein ruhiges Meer bei Pernambuco. Wie fürchterlich muß es sein, wenn es unruhig ist! Zum Vergnügen geht hier Niemand an's Land. Auch war die Zeit zu knapp. Béarn will so schnell wie möglich wieder fort. Nun aber kam eine Zeit peinlichen Wartens: still liegen auf dem Wasser, wenn man nicht landen kann, das ist peinlich! Dazu war es schrecklich schwül, und wir sagten: „O ein schöner Winter hier! Wehe, wehe, wenn der Winter ebenso ist in Rio, und dazu sind wir auf dem Wasser! Doch in Rio soll es etwas kühler sein! In Bahia soll es, was den schädlichen Einfluß hinsichtlich des gelben Fiebers betrifft, besser sein als in Rio, in Bahia, sagt man, sei das Fieber lange nicht so stark als in Rio. Doch ist das nicht genug verbürgt. Zu sehen war in diesem Wartezustande nichts Anderes als das Meer, welches eine eigenthümliche schmutzig-grüne Farbe zeigte, aber sehr malerisch durch Licht und Schatten wurde, gestreift! Unter solchen Umständen beschäftigten denn auch Gedanken der bevorstehenden Evangelistenarbeit unsern Reisenden. Er denkt hier und da an seine Antrittspredigt, aber „viel Ordentliches kann es hier nicht werden, man mußte sehr zufrieden sein, wenn man sich leidlich wohl fühlte, und ohne jegliche geistige und körperliche Anstrengung leben." Endlich um 4½ Uhr setzte sich das Schiff wieder in Bewegung, was an dem furchtbaren Schwanken zu merken war und Einigen mal de mer verursachte. „Man spricht so viel über Mittel gegen die Seekrankheit, besonders über viel Essen und wenig Essen. Das ist Alles ganz haltlos. Wer viel ißt — zu viel — der kann auch auf dem Lande seekrank werden, und wer wenig ißt — zu wenig — dito, dazu braucht man gar kein Schiff und Wasser darunter! Natürlich also, wer zu viel gegessen hat, wird auch leichter auf einem Schiffe krank, als wer mäßig lebt, und wer mit einem leeren Magen herumläuft, der wird auch eher krank, als wer so viel ißt, wie die Thätigkeit des Magens verlangt. — Wie es dem Theologen oft geht, daß ihm gegenüber ernstere Menschen ihre tieferen Gesinnungen offenbaren, so geschah es auch Seitens eines Mitreisenden, noch dazu eines Deutschen, dem deutschen Pastor gegenüber, der, immer bereit für ernstere Gespräche und dem Evangelium Freunde zu gewinnen innerlich berufen, auch gern auf derartige Gespräche, wenngleich sie manchmal die Haltlosigkeit der Herzen offenbarten, einging. So suchte jener Kaufmann wiederholt sein Gespräch und lenkte es heute auf das Wesen des „Christenthums.". „Er hat sich, wie Viele, nicht ohne Ernst,

Digitized by Google

aber auch nicht mit genug Ernst, ein bequemes Haus mit seiner Vernunft in die Luft gebaut; ach, mir schwindelt, wenn ich das sehe, denn das Haus hat ja kein Fundament! — Er gab mir auf jedem Schritt zu, daß er die Bibel nicht genug kenne, und wollte — trotzdem er nur mit der Vernunft manövrirte — doch ein Bibelchrist sein, das ist traurig!" — — Wir spazierten Abends, so lange es gehen wollte, hin und her; aber es ging nicht gut, wir taumelten wie die Betrunkenen, denn das Schiff schwankte arg. Das starke Schwanken des Schiffes schreibt sich wahrscheinlich von der Nähe der Küste her. Fliegefische werden bemerklich in Menge, so groß wie Heringe, ganz weiß. Es ist hübsch zu sehen, wie sie aus dem Meere tauchen, über demselben fliegen und dann wieder hinabtauchen. Ganz frische Fische aus Pernambuco sind ein Fest für die Tischgäste. Der 14. Juni, ein Freitag, bringt wieder den ersehnten Anblick von Land den Seereisenden. Bahia liegt dort lang gestreckt, zwischen hohen Häusern Bäume, Gras, Grünes. Die Stadt liegt sehr malerisch, unten und oben, Berge sieht das Auge. Die Lage von Bahia ist viel, viel schöner als die von Lissabon. Bananen und Palmen wachsen bei Bahia. Hier war Zeit zum Ausschiffen für die Passagiere. Der deutsche Kaufmann, der Amerikaner, der Holländer und der deutsche Pastor nahmen ein Boot, die Stadt zu besehen. Die Straßen sind eng und schmutzig. Wir suchten den **Passeio publico** auf und schützten uns gegen die Sonne mit unseren Regenschirmen. — Das ist Winter! Alles ist hier halb städtisch, halb ländlich, viel weiter noch zurück, viel weiter als in Lissabon. Die bunten Häuser, vorn mit Kacheln belegt! Gänzlicher Mangel an Architektur! Keine Spur von Kunst! Trottoirs hier und da, aus Theer und Sand! Der öffentliche Garten, der **Passeio publico**, ist recht hübsch, schöne Aussicht auf das Meer! Aber die Kunst thut hier nichts! Was würde man bei uns mit einem so herrlich gelegenen Garten machen, und hier ist ein Klima, in welchem Alles von selbst wächst. Welch ein Schmutz überall! — Frauen sieht man zum Theil in Sänften getragen, aber sie machen die Gardinen ängstlich zu. Anständige Frauen gehen hier und in Rio und in Brasilien überhaupt nicht auf der Straße. Nur in Begleitung eines Mannes geht das an. Da aber die Männer den ganzen Tag im Geschäft sind, so können die Frauen und Töchter gar nicht ausgehen mit seltenen Ausnahmen. Bei dem Miasma in Bahia kann man sich nicht wundern, wenn das Fieber und die Cholera herrscht. Man reitet hier auf Mauleseln. Große Leute steif sitzend auf den kleinen Maulthieren, das ist drollig! Die meisten Menschen, welche man in Bahia sieht, sind

Digitized by Google

Schwarze oder Braune, fast alle bunt, ganz Weiße verhältnißmäßig sehr selten. Eigenthümlich heimisch wurde mir, als ich am preußischen Consulat das preußische Wappen sah. In dem Hôtel français wurde nun das Abschiedsmahl gehalten, denn unser Hannoveraner verließ uns hier. Das Essen war ziemlich deutsch, doch Lissabonwein und Burgunder, eigenthümlich und neu für uns waren die Mangas, welche Früchte in Bahia besonders schön sind. Sie sehen gelb aus, haben eine Schale etwa wie Pfirsiche, sind länglich, und ihr Fleisch ist rothgelb, der Geschmack etwas weichlich. Die hiesigen Cigarren sind sehr schlecht. Der Tabak wächst in der Provinz Bahia, und die Cigarren werden dort gemacht. Ich ging mit meiner Gesellschaft in eine offene Kirche, in welcher die Geistlichen Gebetsstunden hatten. Die Kirche, im byzantinischen Geschmack mit vielem Golde verziert, ist ein Viereck, nicht lang. Halb orientalisch, halb Zopf! Der Thurm hat eine kleine Haube mit Kuppelansatz. Die Kirchen sind auswendig alle weiß, der Bau auswendig, abgerechnet die Thürme, wie ein Stall mit kleinen Fenstern. Bahia ist Erzbisthum. Die Geistlichen haben lange schwarze Röcke mit rothem Futter, und tragen einen schwarzen Hut (Napoleonshut) mit rothem Besatz, rothe Kniestrümpfe, schwarze Schuhe. Viele Häuser haben auch hier keine Fenster, die Thüren stehen offen; es giebt schreckliche Behausungen, furchtbares Miasma. Die Schwarzen sind häßlich, doch unter den Dunkelbraunen sieht man wunderschöne Körperformen. Sie kommen aus der Provinz Minas und sind sehr zahlreich in Bahia. Die Neger in Bahia sind wegen ihrer Schönheit berühmt, nur sind sie oft zu fett, einige mager und häßlich. Eigenthümlich ist es, daß man aus diesen schwarzen Gesichtern gar nicht recht auf das Alter schließen kann. Die alten Männer haben dazu, wie die alten Frauen, eben so schwarzes wolliges Haar wie die jungen; nur der Bart färbt sich mit weißen und grauen Haaren. Die Kleidung ist verschieden: ein Hemd, Rücken und Brust halb entblößt; die Männer haben Beinkleider, die Arbeiter an und auf dem Wasser ein Stück Beinkleid, auch Viele kein Hemd. Die Frauen haben von der Taille an einen Rock an und eine Toga, ein blau und schwarz gestreiftes Tuch um Schultern und Brust geschlagen, so daß das eine Ende die linke Schulter hinabhängt; dabei tragen sie einen Turban, den sie sich mit Leichtigkeit aus einem Tuche machen. Welch ein Gestöhn der Negergesang! Sie singen — wenn man es doch einmal Gesang nennen soll — beim Tragen der Lasten. Am Largo do theatro, gegenüber dem Hôtel univers und Hôtel Uniâo tranken wir Kaffee und Limonade, nachdem wir lange Zeit in der Hitze herumgegangen waren; ich spielte

Digitized by Google

mit dem deutschen Kaufmann Billard, was dieser zu lieben schien; aber das Billard war schlecht, und es wollte nicht recht gehen. Darauf wollten wir spazieren fahren, um etwas von der Landschaft zu sehen; aber ein Wagen auf anderthalb Stunden kostet 20$000 (Milreis), d. i. etwa 55 Francs. Das war uns zu theuer. — Sonderbar, die Reisegefährten, mit welchen man nie ein Wort gesprochen, sind auf dem Lande gute Freunde; es ist, als wäre man gemeinschaftlich auf eine Insel verschlagen, so daß man sich annähern muß; es ist, als freute sich ein Jeder auf dem Lande, und bis hieher glücklich gekommen zu sein, und in einem Gruß scheint sich Vieles auszusprechen, was doch ein Jeder bei solcher Seefahrt in sich fühlt, wenn er es auch nicht in Worte faßt! — Aber welche Nachlässigkeit der Einwohner hier! Nobel gekleidete Leute haben thalergroße Löcher in den lackirten Stiefeln — denn die Hühneraugen drücken! Und die Soldaten, welche Front! Schwarze, Gelbe, Weiße, von allen Farben! So ein Musikus — wenn sie Parademarsch machen — pausirt und bläst nach Belieben; wenn es ihm zu langweilig wird, nimmt er die Posaune unter den Arm und läßt die Anderen blasen. Die Form der Uniformen ist europäisch, die Fahne ist grün, die Stickerei gelb. Wir ruhten an einem Platze aus an der Börse. Endlich führte mich der deutsche Kaufmann in eine Vende, ein Kaufmannsladen, um ein Glas Bier zu trinken. Es giebt hier englisches Bier: Ale und Porter; doch das Ale ist gar nicht süß, so wie bei uns, und man behauptet, süßes Ale gebe es in England gar nicht. So eine Vende ist ein kleiner schmutziger Laden, keine Gaststube, bewahre! In dem Laden steht man oder setzt sich auf einen Schemel, und trinkt sein Bier oder Wein. Ein Engländer mit einer Dame kam auch in dies schmutzige Local, in welches bei uns kein Handwerker gehen würde, und tranken Champagner aus Wassergläsern. Schinken, Wurst, Reading-Biscuits lagen dicht dabei, und viel Anderes. Ein Schild hat kein Kaufmann, sie brauchen keins, denn die Thüren stehen offen, und so sieht man, was es giebt. Ich ging nun mit dem deutschen Kaufmann an das Meer, und das Philosophiren begann wieder, und gegen 6 Uhr kamen wir wieder an Bord unseres Schiffes an. Die Bootsleute waren, wie gewöhnlich, nicht mit dem accordirten Gelde zufrieden. Obendrein fangen sie dann noch einen furchtbaren Skandal an, den Holländer hatten sie bis in seine Cabine verfolgt. In Bahia waren manche neue Passagiere eingestiegen, auch der Expräsident der Provinz Bahia, der in Rio angestellt werden soll. 85 Passagiere sind eingestiegen: Schwarze, Weiße, Männer, Frauen, Kinder lagen auf allen

Digitized by Google

Theilen des Schiffes auf dem Hauptdeck herum. Die Armen hatten kürzlich Schiffbruch gelitten, und wir nahmen sie nun mit; Betten waren für sie nicht da, sie bezahlten auch wohl nicht, oder sehr wenig. Aber draußen unter der Leinwandbedachung haben sie wohl besser geschlafen, wie Manche im Bette in der warmen Cabine." Je näher man nun dem Ziele kam, desto eifriger zählte man die Entfernung und rechnete Tag und Stunde aus. Ein schöner Sonnenaufgang am Sonntag den 16. Juni gewährt ein herrliches Schauspiel. Doch bedarf es warmer Winterkleidung in der Frühe. Die Passagiere sind munter und zum Theil ausgelassen vor Freude, daß sie nun bald ankommen. „Mittags fehlen nur noch 587 Milles bis Rio. Jedenfalls kommen wir Montag an, vielleicht können wir noch den Abend an's Land gehen. Heute gehe ich, Gott gebe es, zum letzten Male für diesmal vor Rio an Bord zu Bett! Was wird es dann geben?"

Am 17. Juni 1861, diesmal ein Montag, das Datum, an welchem wir beide Zwillingsbrüder das Licht der Welt erblickt hatten, und Einer des Andern Geburtstag zu feiern pflegte, gedachte ich auf der östlichen Hemisphäre des Bruders an der Küste der neuen Welt auf der westlichen Hemisphäre. Es schien mir das wie ein weissagendes Bild: Vorwärts auf der Schifffahrt des Lebens an der Küste der neuen unsichtbaren Welt, wo wir endlich landen werden! Diesen Gedanken sprach ich damals vor den Brüdern des Wittenberger Predigerseminars aus, nachdem jene nach einer schönen dort herrschenden Sitte mich in der Frühe des Tages mit einem Chorgesang begrüßt hatten. Wo der Bruder sei, und wie bisher die Reise gerathen, was in ihm vorging an diesem Tage, und daß sein Geburtstag auch der Landungstag in Rio sein sollte, konnte ich damals nicht wissen. Jetzt liegt das längst mir vor. „Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat!" Mit dieser Empfindung erwacht er und schreibt: „Heute ist mein und Dein Geburtstag, mein Herzensbruder. Ich gedachte der Gnadenführungen meines Gottes, es sind so viele Gnaden, die Er mir erwiesen, wer kann sie ausreden?! Der Herr sei mir ferner gnädig, wie Er mir bis jetzt gnädig gewesen ist. Er sei mit Dir, mit meinen herzlich geliebten Brüdern in Wittenberg, mit allen Verwandten und Freunden, die mir mehr Liebe erwiesen haben, als ich werth bin. Ich erwachte um 7 Uhr, jetzt ist es 9 Uhr in Wittenberg. Die Brüder beten mit Schmieder, gewiß denken sie meiner im Gebet. Das lohne ihnen der Herr. (Ja, das lohne Euch der Herr, daß Ihr es *gethan habt*, meine Lieben, wie Du mir geschrieben. Schmieder's Worte haben mich tief ergriffen. Freilich mit

Digitized by Google

dem Verkündigen des Namens Gottes in der Predigt ist es nichts geworden, das ging nicht. Genug, daß der Herr mir Gnade gegeben hat hin und wieder in religiösen Gesprächen seinen Namen zu verherrlichen!) Nun getrost in die Zukunft zur Verwaltung des köstlichen Predigtamtes! — Cap Frio liegt rechts von uns, eine Menge Berge von mittlerer Höhe längs eines langen Striches Ufer! Also wieder Land, Land!! Es ist recht kühl heute, aber das ist prächtig. Fockſegel wird gebraucht, dazu ein Seitensegel und halb Brahmsegel, endlich noch ein Vordersegel. — Gestern gab es Delphine zu sehen, doch sehr entfernt. — Das Wasser ist grün, wir sind dem Lande nahe. Die Berge sind blau und rosa, herrliches Colorit! Sie kommen näher, schöner Anblick! Beim Déjeuner trinkt man meine Gesundheit in Chateau Larose 47r und gratulirt mir artigst. Schnell näherten wir uns Rio. An der Einfahrt in die Bai ein Fort. Unser Béarn zeigte durch ein Sprachrohr auf Befragung von dort seinen Namen an, nachdem er sich durch einen Kanonenschuß gemeldet hatte. Links steht der Zuckerhut, ein mächtiger Felskegel in röthlichem Colorit. Das Ganze giebt ein schönes Bild her, doch immer hat man nur Felsen. Endlich erscheint Rio auf der Ebene, entfernt sieht man Häuser auf den Bergen. Rio gegenüber liegt St. Domingo, das durch Dampfschiffe mit Rio verbunden ist. Als wir still standen, kam die Polizei aus Rio in unser Schiff, sah Pässe nach u. s. w. Dann fuhren wir an eine andere Stelle der Bai; Béarn stand still, und die Passagiere konnten sich ausschiffen. Gepäck durfte man nicht mit sich führen, das sollte am andern Tage aus dem Zollhause abgeholt werden. Ich wollte mit meinem Amerikaner — Simonton war sein Name — und dessen Bruder, welcher ihn abholte, an's Land fahren, als mir ein Boot angewiesen wurde, in welchem drei Herren zu meinem Empfang herangerudert waren. Es war der Präsident des Kirchenvorstandes, ein anderes Mitglied des Kirchenvorstandes und der Wirth des Hauses, in welchem man mir eine Wohnung gemiethet hatte. Mit dem Letzteren ging ich durch enge Gassen nach dessen Hause. Gegen 6 Uhr kamen wir dort an. Ich war in Rio."

„Ich danke Gott, daß ich hier bin, aber ich sehe, daß ich durch viel Trübsal in's Reich Gottes muß, das sehe ich auf den ersten Blick, doch wenn nur Reich Gottes, da will ich die Trübsal tragen, der Herr aber, dessen Kraft ich, wenn irgendwo besonders, jetzt besonders brauche, der sei mir gnädig, und wenn es dann durch Trübsal gehen soll, wenn ich umtragen soll allezeit das Sterben des Herrn Jesu an meinem Leibe, daß auch — ja das walte in Gnaden, barmherziger Gott — das Leben des Herrn Jesu an meinem Leibe

Digitized by Google

offenbar werde. — „Als die Traurigen," möchte ich hinzusetzen können: „Aber allezeit fröhlich!" Doch wie dem auch sein mag, „unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig!" — „Die Gnade sei mit Allen, die Jesum Christum lieb haben. Amen."

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Brasilien. Land und Leute.

„Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist!" Darum, was von dem Schöpfer aller Dinge abgefallen ist, muß wieder zu ihm zurückgebracht werden durch den Erlöser, der uns erkauft hat zu seinem Eigenthum; es muß zu ihm zurückgebracht werden Alles, was in der Irre geht, die Weißen und die Schwarzen, die Gelben, die Braunen und die Rothen.

„Es ist der mato virgem, wie die Brasilianer ihn nennen, der jungfräuliche Wald, den noch nie eine Axt berührte, der trotz der Jahrtausende das frischeste Jugendleben uns verräth, in Blüthenpracht ein Paradies der Erde, es ist der brasilianische Urwald, in dessen geheimnißvolles, je nach der Nähe oder Ferne der angrenzenden Cultur heimliches oder unheimliches Dunkel ich zunächst Ihren Blick zu richten versuchen will.

„Wie wuchert dort die Pflanzenwelt! Eine Menge der majestätischen Königspalmen bezeugt die tropische Natur. Aus dem mehr als hundertfüßigen schlanken weißen Stamm strecken sich die saftgrünen Blattscheiden hervor, hoch oben auslaufend in die Spitze des jüngsten noch unentwickelten Blattes, das von der grünen Blätterkrone umgeben wird, deren Schönheit mit der ihres Stammes wetteifert. An die Königspalmen reihen sich die Kohlpalmen oder auch die Kokuspalmen, die Jacucunda, Vinhahico und Cecropia, eine unendliche Menge fein- und weißstämmiger laubtragender Urwaldbäume, eine Welt von unsagbaren Bäumen, deren Arten selbst dem Naturforscher noch nicht bekannt geworden sind. Und auf den Bäumen die Orchideen, und herabhängend von den höchsten Gipfeln, schlank, wenngleich oft armdick, die Lianen, die, auch

Digitized by Google

herabhängend zu den Nachbarbäumen, künstlichen Guirlanden gleichen und den Eingang zum Walde verschließen helfen. Zwischen den Riesenstämmen die minder hohen mit ihren Laubdächern, dann die mächtigen Bananen- und andere Stauden, die Riesenfarrn, deren einige von 12' hohen Stämmen getragen werden, und nun das ganze Geschlecht der Riesengräser, der Aloëen, Cacteen, und tausend andere stachelige Gewächse auf einem Boden, der, nie betreten, von Felsblöcken und Schluchten, von den verdeckenden Gräsern und Kräutern gebildet ist, und den reichliches Gewässer zu berühren hindert! So ist es erklärlich, daß Niemand in den Urwald einzudringen vermag, es sei denn, daß er, mit dem Waldmesser und anderen Werkzeugen versehen, ausgerüstet mit Nahrungsmitteln für manchen Tag und in Gesellschaft helfender Menschen das Wagstück unternimmt.

„Dennoch ist es nicht todt im Walde, sondern voll Leben. Die Pflanzen leben ja schon, da wird nichts gesäet, nichts gepflanzt, keine menschliche Hand hilft nachbessernd solche Ueppigkeit der Vegetation hervorbringen, es ist allein des Herrn Werk. Aber es leben im Walde auch die mancherlei Gattungen der Thierwelt. Schon um Mitternacht verkünden einige Stimmen die Stunden, und sie werden vollzähliger mit dem nahenden Aufgang der Sonne; in ihren Strahlen durchwärmt sich behaglich das Gethier und geht dann aus seine Nahrung zu suchen, ein jegliches nach seiner Art. Im Grase windet sich das Gewürm: unschuldige Reptilien bis zur gefährlichen, wenn auch nicht großen Jararaca, und von ihr bis zu den greulichen Arten der Klapperschlange und gar bis zur Boa constrictor. Hoch oben auf den Gipfeln, dem Pfeil des Indianers wie der Kugel des Europäers gleich unerreichbar, sitzt oder hängt oder klettert der Brüllaffe und andere Arten, im dunklen Laube der weiße Reiher, auf weißem Stamm der schwarze Geier, wieder unten der wilde Eber und das harmlose Tapir, in großem Schwarm die grünen Papageien, dazu der pochende Specht und die reißende Unze, die wilde Tigerkatze, und sie vereinigen sich mit durchdringendem Gebrüll und Geschrei zu einem vollstimmigen Orchester. Gegen Mittag wird es ruhiger, in der heißen Sonne ruhen manche Thiere; darunter schaukelt sich der bunte handgroße Schmetterling, da schwärmt der Kolibri und sucht sich seine Nahrung aus den mannigfaltigen Blüthen.

„Aber mehr als alles das wird unsere Aufmerksamkeit auf den Menschen gelenkt, der diese schöne Wildniß bewohnt; er ist das Ebenbild Gottes, aber es ist verloschen. In Wildheit, nackt, stumpfsinnig, für geistige Eindrücke unempfänglich, ohne Religion, es sei denn, daß man in

Digitized by Google

den Zaubereien ihrer Pajé und seiner Anerkennung als Beschwörer der bösen Geister und als Weissager Spuren einer solchen finden will, führen noch immer Hunderttausende von Indianern ihr vegetatives Dasein, an dessen Umwandlung durch die Predigt des Evangeliums man brasilianischer Seits nach dem Aufgeben der großartigen Jesuitenmission in den vergangenen Jahrhunderten zu verzweifeln scheint. Hunderte von verschiedenen Stämmen mit einer Anzahl verschiedener Sprachdialekte leben in einigen brasilianischen Urwäldern, deren Flächeninhalt an dem mittleren Amazonas und an den Abhängen der Gebirge Humboldt gleich dem des gesammten Frankreich schätzt. Die wildesten sind die Botocuden im Norden, sie tragen einen Klotz durch den Mund und Nase, sind tätowirt, von nicht starkem Körperbau, graugelb oder röthlich an Farbe, haben hervortretende Backenknochen, geschlitzte Augen gleich den Chinesen, mit langen wilden Haaren, Stumpfheit zeigt sich in ihrem Antlitz: so leben sie im Walde, zum Theil geschützt durch ihre Ronchos, Blätterdächer, die sie mit Leichtigkeit aus dem überall vorhandenen Material herstellen können, und haben kein anderes Bedürfniß, als das der Nahrung, welches durch Fischfang und Jagd befriedigt wird, indem sie mit dem Wurfspieß, dessen Spitze aus Knochen, einer Gräte oder hartem Holz gemacht ist, den Fisch erlegen, wenn er von der Sonne an die Oberfläche, sei es des Amazonas, Rio Pardo, Parana oder eines andern Flusses gelockt ist, oder indem sie mit kleinen und großen Pfeilen sicher den Vogel in der Luft und das Thier auf der Erde zu treffen wissen. Das Weib trippelt neben dem Manne her und trägt ihr Kind reitweise auf ihren Schultern, indem sie es mit einem Bande aus Pflanzen gewonnen um ihre Stirn befestigt, um freier die Arme bewegen zu können. Nahe den vereinzelten Ansiedelungen sind die Botocuden oder Caboclos ein Schrecken der Bewohner, in deren Eigenthum sie von Hunger gequält einfallen und im Falle der Gegenwehr sich ihrer mörderischen Giftpfeile mit dem Widerhaken bedienen und gar auch das Menschenfleisch nicht verschmähen.

„Es ist uns, als sei das Alles ein Traum, wenn wir uns plötzlich, ohne die mannigfache Abstufung zwischen der wildesten Rohheit im Urwalde und europäischer Cultur zu beachten, in die Hauptstadt des brasilianischen Kaiserreichs versetzen. Es ist Abend geworden, und während der Lärm der Nacht beginnt im Walde, Tausende von Cicaden fast die Luft verdunkeln und mit ihren lauten Tönen den Lärm des wilden Thierconcerts noch vermehren, und unheimliches Dunkel den Wald deckt und seine Bewohner: glänzt Rio de Janeiro von Weitem schon mit

Digitized by Google

seinem strahlenden Gaslicht, und in der Rua d'Ouvidor ergehen sich lustwandelnd Brasilianer, Franzosen, Deutsche und Portugiesen in Pariser Kleidern, sie spazieren in der regen Straße unter dem wolkenlosen Himmel, von welchem helle Sterne herniederblinken, wie in einem Salon; sie betrachten die großen Schaufenster des Manufacturlagers à notre dame und viele andere; bei offenen Thüren arbeiten Pariserinnen an bunten Federblumen; man passirt das Hôtel d'Europe mit seiner ausgesuchten Restauration; Italiener und Spanier aus Europa oder von La Plata unterhalten die Lustwandelnden, die Weißen, die Gelben und die Schwarzen mit ihren Geigen, Drehorgeln, Harfen, und das Absingen und Spielen der sentimentalen Melodien des Trovadore nimmt kein Ende. Wer aber anders sich vergnügen will in jenem leichten Leben unter dem immer blauen Himmel, der geht in die italienische Oper, das französische Vaudeville, den Circus, oder in ein portugiesisches Theater, zumal wenn des Kaisers Majestät das Schauspiel mit seiner Gegenwart beehrt und herannaht mit seinen 40 Reitern, seiner Leibgarde, und dem ganzen Troß geputzter Hofdiener und Chargen, welche die alterthümliche Etikette dort erfordert.

„Wieder wird es Morgen, die unerträgliche Hitze der Nacht hat mich lange vor Sonnenaufgang von meinem Lager verscheucht. Ich stehe auf dem Balcon meines Hauses in der Rua dos Invalidos nahe der Evangelischen Kirche. Es regt sich das erste Leben: hier und da kommt ein Schwarzer aus dem Hause seines Herrn, um Wasser für den Hausbedarf zu holen, das frisch herabströmt in künstlicher Wasserleitung von dem Corcovado oder von der Tejuca. Die Brasilianer haben ein Sprichwort: „Die Weißen zum Herrschen, die Schwarzen zum Dienen." Ja, das ist ja auch der alte Fluch, der auf die Söhne Ham's gelegt ist und auf ihnen lastet, sie müssen dienen, bis der Fluch gehoben wird durch den, in welchem wir Alle frei sein sollen. Wollen Sie mir gestatten, bei den Negersclaven Brasiliens noch eingehender zu verweilen.

„Um das Unerträgliche oder Erträgliche ihrer Knechtschaft und die damit zusammenhängenden Fragen beurtheilen zu können, müssen wir sie selbst und ihre Lage kennen. Etwa die Hälfte der 7—8 Millionen starken Bevölkerung des weiten Kaiserreichs besteht aus Farbigen; die Freien unter ihnen nehmen nur einen geringen Bruchtheil ein, was übrig bleibt, sind Sclaven. Die äußere Gestalt des Negers ist Ihnen bekannt. Man nennt sie in Brasilien schlechthin „Schwarze", nur von den Frauen sagt man auch: „Negerin". Ihre Hautfarbe ist theils schwarz, theils braun, zuweilen auch heller bis zu gelben Tönen, und die Uebergänge sind oft so

Digitized by Google

leise, daß man nicht weiß, ob man einen Neger oder einen Mulatten vor sich hat — was ganz besonders von kleinen Kindern gilt —; so sind auch die Gelben, von ursprünglich schwarzen und weißen Eltern, oft sehr schwer von den Weißen zu unterscheiden. Die Sohle und der Handteller der Schwarzen sind heller, der Mund groß und wulstig, die Lippen dunkel, die Zähne untadelhaft und stark, das Haupt- und spärliche Barthaar wollig — die Negerinnen lassen sich den Scheitel brennen —, die Kiefern sind breit, die Ohren fein, der Hinterkopf stark, die Stirn abgeflacht, die Augen schwarz, die Nase stumpf, die Nasenlöcher weit, das Kinn kurz. Gestalt und Kraft ist je nach der Heimath der Schwarzen verschieden. Sehr viele stammen aus Mozambique vom westlichen Afrika. Die meisten Neger, denen man in Rio und dessen Umgegend begegnet, sind von mittlerer Größe, und ihre Gestalt verräth einen nur schwachen Körper. Ganz anders die Minasneger: sie sind wahre Riesen, Männer und Frauen, fleischig, meistens fett, von außerordentlich schönem Körper, Formen und Haltung, aber die Gesichtsbildung ist häßlich. Ein Minasneger trägt unglaubliche Lasten, und wird dieser in den Städten namentlich zum Tragen der schweren Kaffeesäcke, zum Landen und Löschen der Schiffe gebraucht. Alle sind bekleidet in den Städten und auf dem Lande, die Männer gewöhnlich mit einem Beinkleide, das mit einem Shawl als Gürtel befestigt wird, und einem grobenHemde, Viele lassen aber während ihrer Arbeit in derSonnenhitze auch das letztere weg, besonders die Bootsleute, die Kofferträger, die Steinhauer und Steinsprenger, die an der nackten Felsenwand hangen und schweißtriefend mit großer Kraftanstrengung ohne den geringsten Schatten im Sonnenbrande die schwere Arbeit thun. Eine Kopfbedeckung tragen sie nur zum Theil, das dicke wollige Haar schützt sie und die Last, die sie auf dem Kopfe tragen.

„Am Sonntag erscheinen sie Alle schön geputzt. Die Männer in langen weißen Beinkleidern und schwarzen Röcken Pariser Form, dazu kommt der schwarze Seidenhut und oft ein Stöckchen in der Hand, aber die Füße sind unbekleidet, das ist das Kennzeichen des Sclaven und dürfte nicht ungestraft vermieden werden, wozu auch die Leutchen wenig Lust bezeigen, da sie den Zwang der Schuhe und der Strümpfe nur ungern ertragen würden. Die Frauen und Mädchen erscheinen in weißen Kleidern, die sonderbar genug gegen die dunkle Hautfarbe abstechen, und oft mit allerlei bunten Tüchern. Den Minasnegerinnen aber gebührt der Preis, sie haben ihre malerische afrikanische Tracht beibehalten: ein langes weißes Gewand, oben und unten mit Spitzen besetzt, ein weißes, gelbes oder buntes Tuch wie eine Toga um Brust und Schultern geschlungen, einen

Digitized by Google

hohen, künstlich aus einem langen Tuche gewickelten Turban auf dem Haupte, vorzügliche Haltung des Körpers, rothe Perlenschnüre um Hals und Arm — so gewähren sie einen wahrhaft schönen Anblick.

„Aber Sie erwarten, daß ich von innerlichen Dingen rede, und mit Recht, doch muß ich Ihnen zuvor noch die äußere Lage der Sclaven zeichnen. Vor etwa 20 Jahren malte man uns noch die gräßlichsten Bilder von der Ausfuhr der Neger aus Afrika, die mit Ketten gebunden gleich einer Waare verpackt nach Amerika hinübergeschifft wurden, von der unmenschlichen Arbeit der Sclaven, die unter der Peitsche ihres Treibers die Arbeit der Lastthiere verrichten, und von den entwürdigenden Züchtigungen der armen Schwarzen am Schandpfahl auf den öffentlichen Plätzen der volkreichen Städte. Gott Lob sind diese Zeiten vorbei, so Greuliches habe ich nie in Brasilien gesehen oder gehört. Die Sclaveneinfuhr ist gesetzlich verboten, und die Engländer mit ihren Kriegsschiffen geben den Gesetzen einen starken Nachdruck — freilich keinen stets ausreichenden, denn daß es noch immer eine Anzahl Sclavenhändler giebt, die lieber von vier Schiffen drei verlieren, als daß sie den einträglichen 700-Procent-Handel aufgeben, läßt sich nicht in Abrede stellen. Indessen kann die Zahl der noch widergesetzlich eingeführten Sclaven in Brasilien eine nur geringe sein, weil der Preis für die Schwarzen seit der gesetzlichen Wendung gegen diese Einfuhr bedeutend gestiegen ist. Dieser hohe Werth der Waare — denn so muß man doch noch sagen — bedingt denn auch ihre Schonung. Von öffentlichen Executionen ist keine Rede mehr, und nur einmal bin ich selbst Zeuge einer Züchtigung gewesen, die mein Innerstes empörte. Ein etwa 16jähriges Mädchen wurde von einem der Sclaven, auf Befehl des Herrn, der unser Nachbar war, furchtbar gepeitscht, die gellenden Töne ihres Geschreies drangen uns durch Mark und Bein; aber nach gehöriger Erkundigung erfuhr ich freilich, daß die Züchtigung auch eine Ursache hatte, über welche man gleicher Weise empört sein mußte. Ueberhaupt gilt als Regel, daß die Strafe der Schwarzen vollauf verdient ist, das werden Sie aus meinen nachfolgenden Mittheilungen selbst einigermaßen beurtheilen können. Aber die Ueberschreitung des Maßes ist bei den Züchtigungen hart zu beklagen, denn sie werden oft von den rohesten Herren und noch roheren Feitoren veranlaßt, die den Herrn vertreten. Ein schöner Zug der Brasilianer ist es, daß sie die Züchtigung mäßigen oder ganz erlassen, wenn ein Freier über sie hinzutritt und Fürbitte einlegt; das konnte ich nun freilich damals nicht, denn ich war ja erst in Rio angekommen und mit Sprache und Sitte des Landes völlig unbekannt. Hat der Herr ein weit ausgedehntes Straf-

Digitized by Google

recht über seine Sclaven, so ist er in anderen Dingen beschränkt. Kein Sclave braucht sich an einen andern Herrn verkaufen zu lassen ohne seine Einwilligung, wenn er genügende Gründe hat, und an anderweitigen Gesetzesbestimmungen, welche dem Sclaven Rechte verbürgen, fehlt es nicht, namentlich hat jeder den Sonntag für sich, braucht nicht für den Herrn zu arbeiten. Denken wir nun an die heidnische Menschenschlächterei und die Sclaverei in Afrika, so kann uns das Loos der Schwarzen in Brasilien nicht so schrecklich dünken, wie man es hier unzweifelhaft häufig sich vorstellt. Die Arbeit ist im Durchschnitt ganz und gar keine unmenschliche, ja nicht einmal schwere, und oft ist sie sehr leicht; dabei wechselt mit der Arbeit hinreichend Ruhe und Vergnügen, namentlich tanzen die Schwarzen gern nach Musik auf ihren eigenthümlichen Instrumenten, und dazu haben sie genug Gelegenheit; sie schlafen auch gern, und dazu verhilft ihnen die Kürze der Tage in den Tropen. In den längsten Tagen ist es um $^1/_2$8 Uhr oder gegen 8 Uhr stockdunkel, und vor Sonnenaufgang gehen Wenige an die Arbeit; dazu haben sie Mittagsruhe und gehörige Zeit zum Essen und Trinken. Die Arbeit wird meist gemächlich gethan; in dem luxuriösen Klima mag man nicht so viel arbeiten, da heißt's immer: „hevha pacienca Senhor," haben Sie Geduld, mein Herr; der Besitzer streckt sich in den „cadeira do preguiçoso," d. h. in den Faulenzerstuhl, und verlangt gar nicht, daß sich seine Leute zu Tode arbeiten, hat er doch immer zwei bis drei Schwarze für eine Arbeit, die bei uns ein Weißer macht. In der Stadt sind die Schwarzen Diener und Tagelöhner. Die ersteren werden von ihren Herren vermiethet, wenn sie nicht in seinem Hause selbst dienen müssen. Braucht man einen Schwarzen, so geht man zum Herrn oder auf den Markt und sucht sich aus; je nach ihren Leistungen werden sie mit einer einmonatlichen Summe bezahlt, welche man mit dem Herrn oder dessen Verwalter auszumachen hat. Der Durchschnittspreis ist 30#000 = 22$^1/_2$ Thlr. monatlich, einen guten Koch oder Kutscher bezahlt man mit 80#000, d. i. 60 Thlr., monatlich. Nun hat jeder Schwarze in der Regel nur eine Arbeit zu leisten, der Eine kocht, der Andere fährt, der Dritte und Vierte schneidet Futter für die Maulesel, der Fünfte und Sechste ist Bediente, der Siebente kauft ein, der Achte fegt die Zimmer aus, der Neunte trägt Wasser, der Zehnte wäscht, der Elfte plättet, der Zwölfte wartet die Kinder. Sie sehen, was zu einem Hausstande gehört; wenn nun aber der Herr ein Glas Wasser haben will, so muß er es sich schließlich selbst holen, denn ein Schwarzer schiebt es auf den andern und jeder sagt, zumal wenn die Bedienten ausgegangen sind, um

Digitized by Google

ein Feuerwerk oder eine Procession zu sehen: „isso não é mere trebalto," „das ist nicht meine Arbeit." Der Herr ist aber dann auch oft gutmüthig genug, sich selbst zu bedienen, und findet nichts darin, steht doch das: „Selbst ist der Mann!" überall voran in Amerika.

„Auch die Arbeit der Tagelöhner ist nicht zu schwer. Jeder Sclave hat seinem Herrn täglich 1$000 zu bringen, das Uebrige und was er am Sonntag verdient, ist Alles für ihn, dafür bezahlt er Wohnung und Kost.

„Mitunter dagegen ist die Arbeit der Sclaven eine sehr schwere, nämlich in den Plantagen. Die Schwarzen sind hier mit der Gewinnung und Pflege des Kaffees und Zuckers beschäftigt. Mit Sonnenaufgang beginnt die Arbeit und dauert bis Sonnenuntergang, jedoch mit Pausen. Diese Arbeit in dem heißen Klima des Landes können Weiße nicht ersetzen. Die Schwarzen wohnen in jenen Kaffeedistricten in elenden Hütten, verheirathen sich, doch ihre Kinder gehören ihrem Herrn. Ihre Kost ist Farina, Milho (Mais), Feijão (Bohne) und Carne secca (getrocknetes Fleisch). Was den Charakter und Bildungsgrad der Schwarzen anbetrifft, so erweisen sie sich oft wie die Kinder. Sie haben eine gute Auffassung, aber kein Urtheil, kein Zeitmaß, kein Verständniß des Alters, sie sind oft faul, sie schreien wie Kinder bei kleinen Züchtigungen. In ihrem Wesen treten die grellsten Gegensätze zu Tage: Stumpfsinn und Gefühl, Freude und Verzweiflung, Eigensinn und Willfährigkeit, Ausdauer und Ermattung, viel Schlaf und viel Tanz, Trotz und Feigheit, Hochmuth und Kriecherei. Auch in ihren Geberden sind sie wie Kinder. Sie sprechen mit sich selbst, sie singen bei der Arbeit, sie sind stets beweglich und lebhaft, wenn sie zusammen Lasten tragen. In ihrer Religion gehören die Schwarzen einem äußerlichen Katholicismus an, haben aber dabei oft gar keine Vorstellung vom Christenthum. Sie feiern Processionen und Kirchenfeste, sie sind manchmal in Andacht in der Kirche zu erblicken, sie sind getauft, aber mit ihrem Unterricht scheint es äußerst traurig zu stehen. Die Mutter Gottes, das Christuskind und manche Heilige werden ihnen zu Liebe mit schwarzen Gesichtern dargestellt. Viele haben heidnische Erinnerungen und Fetischdienst beibehalten. Ein Beispiel von ihrer religiösen Unklarheit ist folgendes Erlebniß. Ich fand einst einen Neger auf der Treppe sitzen, sehr traurig und niedergeschlagen. „Was fehlt Dir?" fragte ich. „Ach, mein Herr, ich habe keine Seele!" — „Was willst Du denn thun?" — „Ich will mich taufen lassen." — Er glaubte durch die Taufe eine Seele zu empfangen. Ein Beispiel von der Unfähigkeit der Schwarzen, ihre Freiheit zu gebrauchen, wenn

Digitized by Google

sie dieselbe erlangt haben, und doch nicht Charakter und Bildung genug besitzen, um selbstständig zu werden, ist dies. Eine frei gewordene Sclavin kam einst zu mir und bat mich, sie in der Zeitung als Dienerin auszubieten. „Als was soll ich Dich denn empfehlen" — fragte ich — „was kannst Du denn? — Kannst Du plätten?" — „Ach, mein Herr, das mag ich nicht, da wird man so heiß und bekommt Kopfweh." — „Oder kannst Du waschen?" — „Ach, mein Herr, das Bücken greift die Brust an und macht Brustschmerzen." — „Oder kannst Du nähen?" — „Ach, mein Herr, da muß man so viel sitzen, das mag ich auch nicht." — „Oder willst Du als Kindermädchen dienen?" — „Ach, mein Herr, da hat man keinen Augenblick frei." — — Ein anderes Beispiel. Ein Deutscher schenkte einem Sclaven, der ihm lange treu gedient hatte, die Freiheit. Der Schwarze geht und genießt seine Freiheit zunächst dadurch, daß er sich möglichst schön herausputzt mit Frack, Uhr und goldener Uhrkette. Ein Jahr vergeht, sein Herr hat nichts wieder von ihm gehört. Eines Tages kommt der Schwarze wieder und bringt noch einen kleinen schwarzen Jungen mit, den er sich von seinen Ersparnissen gekauft hat. Beide wollen nun bei ihm bleiben, denn jener weiß nichts mit seiner Freiheit anzufangen. Nur durch die Freiheit in dem Herrn, durch Unterricht, Erziehung, Glaube können und müssen die Schwarzen frei werden. Dahin ist zu streben. In Ihm allein, unserem Herrn Jesu Christo, können alle Gebundenen frei werden. Zu ihm muß zurück Alles, was von Ihm abgefallen ist, zu Ihm müssen sie kommen, die in der Irre gehen, die Schwarzen und die Weißen, die Gelben, die Braunen und die Rothen, denn „die Erde ist des Herrn und was darinnen ist!" Amen.

So verbreitete sich unser Evangelist in einem für ein Missionsfest bestimmten Vortrage, den er auch zum Theil gehalten hat.

Um aber noch insbesondere über den Katholicismus in Brasilien Genaueres zu hören, lassen wir hier gleich einen Aufsatz desselben Verfassers über das katholische Blatt „A Cruz" folgen, welcher für die Neue Evangelische Kirchenzeitung bestimmt war. „Das Erscheinen der Imprensa Evangelica in der brasilianischen Hauptstadt veranlaßt mich, den Lesern Ihres Blattes einen Einblick in das ebendaselbst erscheinende Organ der katholischen Kirche zu gewähren. Es heißt „A Cruz" (das Kreuz), trägt das Motto: „Ave crux, spes unica" und wird seit vier Jahren an jedem Sonntage in Rio de Janeiro herausgegeben. Das Blatt nennt sich nicht ein kirchliches, sondern den weiter gehenden Ansprüchen der Brasilianer gemäß Journal religioso, litterario, historico e philoso-

Digitized by Google

phico. Das Religiöse besteht in kurzen Evangelien- und Katechismus-Erklärungen, auch wird wohl ein Stück biblische Geschichte gegeben, Legenden, Sentenzen und dem Aehnliches schließt sich an. Bei dem Allen aber vermißt man Wärme und Ernst des Glaubens, die Behandlung ist eine gar zu äußerliche. Literarisches findet man unter Bücheranzeigen, welche einer Pariser Zeitung entlehnt werden, nicht. Ueberhaupt lehnt die Cruz sich an Frankreich an, weil seine Literatur fast die einzige den Brasilianern zugängliche ist. Was man von der Philosophie zu erwarten hat, weiß Jeder von vorn herein, dem es bekannt ist, daß man in Brasilien mit dem zwölften Jahre beginnt, „die Philosophie zu studiren." In der That findet sich außer einigen wenigen Artikeln, welche irgend einem französischen Buche entlehnt werden, nichts Philosophisches in der Cruz, es sei denn, daß man, wie die Brasilianer selbst, nur Raisonnements über irgend welches Thema Philosophie nennen will. Sie nehmen freilich den breitesten Platz im Blatte ein, und es handelt sich dann durchgehends um kirchliche Fragen, wobei dann geschichtliche Besprechungen, aber auch politische Betrachtungen den Raum vorzugsweise füllen. Aus ihnen tritt uns der Standpunkt der Cruz und ihr Charakter am deutlichsten entgegen. Es ist ein vollkommen ultramontanes Blatt, polemisirt sogar gegen das katholische Mutterland, nicht nur wegen der Ausbreitung der barmherzigen Schwestern, sondern auch weil der Patriarch seiner Zeit dem Papste nicht in erwünschter Weise gehuldigt hat. Die Cruz geht für das mittelalterliche Papstthum durch's Feuer, und hat gewiß nicht Theil daran, wenn wieder einmal, wie schon früher, in Brasilien Gelüste auftauchen sollten, sich von Rom zu trennen. Die Cruz beruft sich auf Innocenz III., um zu verkünden, daß „die Jurisdiction des Papstes keine Grenzen hat," und fügt hinzu, „der Papst ist Universalbischof, die Welt ist seine Diöcese." „Ohne Papst kein Christenthum" — heißt es anderswo, „die Negation des Papstthums vernichtet die Basis des Christenthums, denn Petrus ist der sichtbare Fels der Kirche, der einzige Mittler zwischen Jesus Christus und der Kirche." Das Papstthum ist auch stets Beschützer von Kunst und Wissenschaft gewesen, wie hier gelehrt wird, es hat überall die Civilisation erzeugt, die Sclaverei unterdrückt, und es ist Bürge der wahren Freiheit, ein Palladium gegen alle Angriffe der Tyrannen. Das sind die Lieblingsthemata der Cruz, welche durch lange historische oder vielmehr unhistorische Artikel mit seltener Naivetät behandelt werden. Auf Beweise läßt sich die Cruz nicht ein, oder wenigstens haßt sie Theorien; sie ist eine Freundin der Thatsachen, die besser reden.

Digitized by Google

Darum führt sie den Thatbeweis, daß es in einem evangelischen Lande in jeder Beziehung, socialer wie politischer und kirchlicher, schlecht stehen müsse, weil es keinen Papst hat. In diesem Zusammenhange heißt es von England, das die Cruz wegen seines für Mission und Bibelgesellschaft verwendeten Geldes und aus anderen Gründen gar nicht ertragen kann, „wenn seine Politik prosperirt hat, so ist das nicht sowohl durch die Weisheit derselben, als durch seine eigenen und die Lasten der anderen europäischen Nationen geschehen." Apologetik und Polemik wechseln; aber die erste wird leicht zu letzterer, wenn es sich nicht nur um Nachrichten handelt, die den Fortschritt des Katholicismus beweisen. An solchen aber ist das Blatt reich, wenn irgendwo eine katholische Kirche eröffnet oder ausgebaut ist, oder wenn in dem katholischen Para fast 500 Katholiken communicirt haben „mit bewunderungswürdiger Andacht und Sammlung," oder wenn in Berlin (das freilich nur einmal erwähnt ist) beim Frohnleichnamsfest die Menge der Katholiken zur Theilnahme am Gottesdienst herbeiströmt, so triumphirt man über den Fortschritt und meint nun bald alle Ketzerei beseitigt zu haben. Jede Nummer bringt solche Nachrichten. Auch werden einmal durch drei Nummern hindurch die gebildeten Protestanten aufgeführt, die seit der Reformation zum Katholicismus übergetreten sind; bei Nr. 36 brach die ohne Zeitfolge zusammengefügte Reihe ab und ließ die Fortsetzung kaum noch erwarten. Besonders ist es England, das nach der Cruz bald ganz in den Händen des Katholicismus sein wird, von Deutschland ist fast nirgends die Rede, man kennt es kaum. Ein auffallender Gegenstand der Apologetik ist der Klerus, den die Cruz der Volksmeinung gegenüber in einer Weise zu rechtfertigen sucht, daß uns das Sprichwort in den Sinn kommen muß: „Wer sich entschuldigt, klagt sich an." Hier heißt es: „Lehrt eure Kinder die Priester ehren, gute und schlechte, sie sind die Stellvertreter Gottes auf Erden. — Die Männer der Gewalt schreien: der Klerus ist demoralisirt! Und wer ist mehr demoralisirt, als diese modernen Politiker!" Die Polemik aber der Cruz ist die deutlichste Offenbarung ihres Wesens. Die griechischen Katholiken, die Protestanten, die Atheisten, Juden und Mohammed stehen alle auf einer Stufe. Ein Artikel ist überschrieben: „Von den Zeichen des Irrthums und der Wahrheit: zwei Worte über Mohammed und Luther." Eine Sentenz heißt: die Jugend läuft weniger Gefahr mit einem atheistischen als mit einem protestantischen Buche, denn wenn die Wahrheit deutlich geleugnet ist, so ist die Lüge gleich offenbar, wenn sie aber verborgen ist, so ist es schwer, sie zu erkennen." Die Reformation wird aus der niedrigsten Fleischessünde hergeleitet, und bewiesen,

Digitized by Google

daß die Reformatoren wie alle ihre Mithelfer raffinirte Sünder waren. Der Churfürst von Sachsen, Luther's Beschützer, war einer der genußsüchtigsten Fürsten seines Jahrhunderts, vom Morgen an hatte er seinen Bauch voll von Fleisch und Wein, und mußte sich einen eisernen Reifen umlegen, um sich halten zu können. Er hielt sich freilich einer Religion gemäß, welche das Fasten, die vierzigtägigen Fasten und die Enthaltung von Fleisch am Freitag und Sonnabend abgeschafft hatte. Sein Tisch galt für den besten in ganz Deutschland u. s. w. Nicht besser geht es den anderen Fürsten, welche die Reformation stützten, und den Reformatoren selbst, sei es Luther oder Knox oder ein Anderer. Die Reformation wird als die Mutter der Revolution bezeichnet, denn diese, „durch Jesum Christum gefesselt, wurde entfesselt durch die Reformation." Die Proclamation der Menschenrechte und die Revolution, durch sie erzeugt, sind nur Consequenzen des Protestantismus. Man könnte zweifeln, ob es den Verfassern am Wollen oder am Können fehle, wenn man nicht beides in Frage stellen müßte. Traurig ist es doch, daß solche Nahrung in religiösen Dingen einem ununterrichteten Volke gegeben wird, und traurig, daß der Ernst, welchen der Gegenstand erfordert, so sehr in den Artikeln der Cruz vermißt wird, daß man vielmehr durch die rhetorischen Floskeln und den gesticulirenden Styl hindurch die lächelnde Miene junger leichtfertiger Verfasser erblickt, denen es viel mehr auf Durchführung ihres einmal eingenommenen Standpunktes anzukommen scheint, als auf die Errettung der Seelen durch das Blut Jesu. Monsenhor Falcinelli, der als Internuntius fünf Jahre in Rio residirte, hat die Redacteure der Cruz mit einer silbernen Medaille beschenkt. Er ist jetzt Nuntius in Wien und ist derselbe, dem man entscheidenden Einfluß auf den Ausfall des jüngsten brasilianischen Ehegesetzes für Akatholiken zuschrieb. Es ist doch zu beklagen, daß ein brasilianisches katholisches Blatt über seine Religionsfreiheit fast in der ganzen Welt in jeder Nummer triumphiren kann, während wir in Brasilien nicht einmal eine ordentliche Kirche bauen können, und die ungeordneten Eheverhältnisse fortfahren, ihren Druck auszuüben und uns der Willkür der Gesetzesausleger und -Vollstrecker unterwerfen. Doch darf der Fortschritt, den das Evangelium in den letzten Jahren gemacht hat, nicht verkannt werden, und wir getrösten uns: „Der Herr wird's verseh'n!" —

Schon dieser Aufsatz wirft ein helles Licht auf die fanatische Blindheit, Herrschsucht und Unwissenheit des katholischen Klerus. Ein deutscher Pastor berichtete mir unter Anderem: „In St. Paulo und anderen Provinzen treiben Jesuiten und italienische Priester ihr Unwesen. Sie

Digitized by Google

saugen das Land aus mit ihrem Ablaßkram, den sie so schändlich treiben wie ein Tetzel und Andere vor der Reformation in Deutschland. Arm kommen sie von Italien, ihre Kutte ist ihre ganze Habe, aber Tausende von Milreis tragen sie aus dem Lande; sie erwerben durch das einträgliche Geschäft des Ablaßkrams. Die brasilianischen Priester sind gute dumme Leute, wie ich schon Mehrere kennen lernte, die oft kaum lesen und schreiben können." Die katholische Religion ist Staatsreligion in Brasilien, und ist von der alleräußerlichsten, mechanischen Art, so daß sie die Herzen gar nicht zu berühren scheint. Indianer und Neger sind getauft; aber sie wissen nichts vom Christenthum, sie können nicht lesen und schreiben und besitzen keine Bildung. Den Negern zu Liebe sind viele Heiligenbilder als Schwarze dargestellt, besonders Nossa Senhora do Rosario. Sie kommen in die Kirche, oder laufen vielmehr, besprengen sich mit Weihwasser und eilen so schnell wieder fort, als sie gekommen sind. „Eine Minasnegerin — so erzählt unser Evangelist — wusch sich beim Ausgang gehörig Kopf und Nacken." Bei einem Feste ging man unter Musik und Blumenregen um den Altar, um das auf einem höheren Altar befindliche Christusbild zu küssen. Die Zahl der Feste ist fast endlos. Mit etwa hundert verschiedenen Namen von Heiligen werden die Straßen, Plätze, Hügel, Kirchhöfe u. s. w. bezeichnet. Ihre Kirchenfeste sind rauschende Lärmfeste, bei welchen eine Andacht gar nicht vorhanden zu sein scheint. Bei dem Lärm der Kanonen betrinken sich Viele und feiern auf die niedrigste Art. Man kann darüber bei Dr. Avé-Lallemant (auch bei Burmeister und Handelmann), viel Interessantes und Lehrreiches lesen. Gepredigt wird in den katholischen Kirchen sehr selten, und zwei Kanzeln in einer Kirche sehen daher wie eine Ironie aus. Der Baustyl der Kirchen ist geschmacklos und bietet nichts Außerordentliches. Wenn kein Gottesdienst ist, so sind die katholischen Kirchen immer geschlossen. —

Einige Andeutungen über Brasiliens Land und Leute aus mir zugegangenen brieflichen Mittheilungen mögen hier noch ihren Platz finden. „Ich habe mehrere Provinzen bereist — heißt es u. A. — bin im Besitze einer Menge von Briefen aus allen Theilen Brasiliens, habe mit vielen Männern gesprochen, die das Land bereist haben, habe Erkundigungen über Land und Leute eingezogen. Das Leben auf den Fazenden (Landgütern) mit der Sclaverei, der Transport der Rekruten, die man an schweren Ketten wie die ärgsten Verbrecher aus dem Innern des Landes bringt, die traurige Lage der Colonisten — ich habe das Alles mit eigenen Augen angesehen. Und jetzt ist es Zeit, etwas über Brasilien zu schreiben, jetzt, da der Handelsstand in Rio de Janeiro zusammengetreten

Digitized by Google

ist, um die Colonisation in Brasilien zu befördern. Sollen abermals Hunderte und Tausende unserer deutschen Landsleute in's Elend nach Brasilien wandern? — Zuerst sollen die Brasilianer ihre Gesetze ändern, ihren Haß gegen die Ausländer aufgeben, die Colonisten als Menschen und nicht als weiße Sclaven und Hunde betrachten lernen — und dann von Colonisation sprechen. Jetzt gilt es, Licht über Brasilien zu verbreiten, und ich habe mir vorgenommen, sogleich Warnungen gegen Auswanderung nach Brasilien zu schreiben, sobald ich erst wieder deutschen Boden unter den Füßen habe... — Die Colonisten in Brasilien sind meistens in einer sehr traurigen und dürftigen Lage. Rechtlos und arm irren Viele in dem Urwalde umher. Petropolis ist ein armes Nest, der Boden unfruchtbar, und die, welche sich etwas erspart hatten, haben nun ihr Geld durch den Sturz der Banken verloren. Die Colonie Dom Pedro II. in Juiz de Fora ist ebenfalls ein armes Nest, und nach dem Contract, den die Regierung mit der „Companhia Uniao e Industria" gemacht hat, sollen sich dort eine große Anzahl brasilianische Familien ansiedeln, natürlich, um das deutsche Element zu unterdrücken oder sich mit demselben zu verschmelzen. Daraus wird eine schöne Race entspringen, an die unsere Zigeuner nicht hin dürfen. In Sta. Catharina ist die Armuth noch größer. Wenn die Colonisten auch Lebensmittel pflanzen, so können sie nichts absetzen, weil es ihnen an Wegen fehlt. Zu essen haben sie; aber woher sollen sie Geld nehmen, um auch nur nothdürftig ihre Blöße zu decken?" —

Weitere Mittheilungen über die Colonisten und Land und Leute überhaupt werden wir weiter unten unseren Nachrichten über die deutschen und Basler Evangelisten in Brasilien verwoben finden (Cap. 12). Hier mögen wir noch einige Augenblicke stille stehen und Land und Leute in ihren Grundzügen anschauen, und zugleich in manchen Punkten, die zu wissen nothwendig sind, ergänzend eintreten.

Um eine deutliche Anschauung von Brasilien zu haben, muß man sich die Karte von Brasilien vergegenwärtigen.

Ueberblicken wir zuerst ganz kurz die Geschichte Brasiliens; Brasilien wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts entdeckt, zur Zeit der großen portugiesischen und spanischen Seeunternehmungen. Die Hegemonie des Meeres wurde streitig zwischen Spanien und Portugal, wie auch der Besitz des neuentdeckten Brasiliens, bis der Papst Julius II. so entschied, daß die Portugiesen den größten Theil Brasiliens bekamen (1506). Am 22. April war der Admiral Pedro Alvarez Cabral an der Küste der heutigen Provinz Bahia gelandet und hatte den Landungshafen Porto

Digitized by Google

Seguro genannt. Der Name Brasilien schreibt sich von der rothen Farbe des Ibirapitanga her, eines Färbeholzes, welches schon in der ältesten Zeit von Brasilien nach Europa als Färbestoff ausgeführt wurde. Braza oder Brasa ist ein portugiesisches Wort und heißt: glühende Kohle, röthliche Gluth. Daher also der Name Brasilien. In Portugal, welches 1143 mit König Alphons von Burgund ein eigenes selbstständiges Königreich geworden war, regierte seit 1383 mit Johann I. der sogenannte unächte burgundische Regentenstamm, unter welchem das Land auch zu seiner höchsten Blüthe kam. In diese Zeit fällt auch die Entdeckung und Besitzergreifung Brasiliens. Jedoch konnten sie den neuen Besitz jenseits des Meeres nicht so schützen, daß sie die Einfälle der Franzosen im 16. Jahrhundert hätten hindern können. Namentlich hat Villegagnon mit Coligny's Unterstützung eine Eroberung versucht, indem Letzterer glaubte, den Hugenotten eine Freistätte zu gründen. Das Fort Villegagnon in der Bai von Rio erinnert noch heute an diese Expedition. Jedoch blieb sie endlich erfolglos. 1580 fiel Portugal wieder an Spanien zurück, verlor seine Selbstständigkeit und mit ihr seine Herrschaft in Brasilien. Diese letztere verblieb aber auch den Spaniern nicht ungeschmälert: die Niederländer rissen die nördliche Hälfte von Brasilien im 17. Jahrhundert an sich, und so entstand das brasilianische Neuholland. 1640 aber machten sich die Portugiesen frei von Spanien, der Herzog von Braganza, natürlicher Sohn Johann's I., wird König unter dem Namen Johann IV., und seitdem blieb das Haus Braganza auf dem portugiesischen Throne. 1807 floh die geistesschwache Maria I. mit ihrem Sohne, nachmaligem Könige Johann VI., vor Kaiser Napoleon nach Brasilien, denn Jener ließ Portugal militärisch besetzen. Erst 1821 kehrte Johann VI., nach Portugal zurück. Da geschah es denn, das Dom Pedro, sein ältester Sohn, sich 1822 zum unabhängigen Kaiser von Brasilien erklärte und dem Kaiserreich die Constitution gab, auf welcher es noch steht. Sein Gedächtniß preist die große Reiterstatue in Rio mit den sinnbildlichen großen Reliefs am Piedestal. Mit der Unabhängigkeitserklärung aber schloß sich Dom Pedro zugleich von dem portugiesischen Throne aus. Denn ein Manifest von 1641 versagte jedem eine fremde Krone tragenden Fürsten den portugiesischen Thron. Allein Dom Pedro, in erster Ehe mit der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, in zweiter Ehe mit Amalia vermählt, wollte nun zu Gunsten seiner Tochter Dona Maria da Gloria über den portugiesischen Thron verfügen. Das ging aber nicht durch, sondern Dom Miguel, zweiter Sohn Johann's VI., wurde König von Portugal. Im Jahre 1831 war Pedro genöthigt, in Bra-

Digitized by Google

silien abzudanken zu Gunsten seines Sohnes, des jetzt regierenden Kaisers Dom Pedro II., und lebte in Paris, bis ihn auswärtige Einflüsse zur Revolution gegen seinen Bruder bewegten. So setzte er es dennoch durch, daß seine Tochter Dona Maria da Gloria, nachdem sie 1843 mündig erklärt war, den Thron besteigen konnte als Maria II., nachdem die Regierung bis dahin unter Vormundschaft ihres Vaters geführt war. Dom Petro I. starb 1834. Die Königin Dona Maria II. starb 1853. Der gegenwärtige Kaiser von Brasilien, Dom Pedro II., ist 1825 geboren und vermählt mit Dona Thereza Christina seit 1843, aus welcher Ehe zwei Prinzessinnen hervorgangen sind.

Das Land, welches Dom Pedro II. beherrscht, hat einen Flächeninhalt von 160,000 □Meilen mit weniger als 8 Millionen Einwohner. Brasilien ist *productenreich* und *menschenarm*. Sein Flächeninhalt bleibt nicht viel hinter dem von ganz Europa zurück, seine Producte überbieten an Reichthum die Europas, jedoch wer bringt sie an das Licht, wer macht sie nutzbar, wer fördert sie zum öffentlichen Markt? *Unabhängig* ist Brasilien nach Verfassung und Lage jenseits des Oceans, befestigt durch gewaltige Felsen und wohlangelegte Forts seiner Hauptstadt, aber *abhängig* ist Brasilien in Allem, was zum Gedeihen eines Volkes in industrieller, staatsökonomischer, literarischer und sittlicher Hinsicht gehört. So war's die dreihundert Jahre seit seiner Entdeckung, und wie viel Zeit und wie viel Menschenkraft wird noch dazu gehören, seine Urwälder zu fällen und deren wilde und giftige Thiere zu verscheuchen, dem Verkehr Wege zu bahnen, seine Golde und Diamanten, Steinkohlen und Marmor aus der Erde zu fördern, fruchtbare Saatfelder grünen zu sehen und ein gesegnetes Leben gedeihen! Welch ein Land mit seinen 20 Provinzen, von denen einzelne, wie Goyaz und Matto Grosso weit größer sind als ganz Deutschland. Welch' ein Gebiet vom Amazonenstrom nördlich bis zum La Plata südlich, unter dem Aequator, in den Wendekreisen und darüber hinaus! Welch eine Riesenaufgabe für Geschlechter von Menschen, hier überall Gedeihen, Förderung, Wohlfahrt zu schaffen! Und zur Zeit kaum 8 Millionen Menschen in diesem Lande, die Hälfte Sclaven!

Die Menschenarmuth bei seinem Productenreichthum hat von Anfang an in Brasilien den Menschen zur theuersten Waare, zum gesuchtesten Einfuhrartikel gemacht. Die Rohheit der Pflanzer, der Eifer der Jesuiten, die Gewinnsucht der Politik haben gewetteifert, um die Indianer zu zähmen und zu benutzen, um Menschen einzuführen und, wie man nicht anders sagen darf, um Menschen zu züchten! Allerdings waren die ersten Ansiedler manchmal gezwungen, der grauenhaften thierischen Wild-

Digitized by Google

heit der eingeborenen nomadisirenden Indianer, welche an ihnen ihre vergifteten Pfeile probirten und Menschenfresserei ausübten, mit dem Feuergewehr zu begegnen. Der feindseligen Berührung folgte die friedliche im Tauschhandel; aber wenn die Wildheit wieder erwachte, und die Indianer Europäer wegschleppten und sie bei ihren cannibalischen Festen opferten, so erwiederte man solche Grausamkeiten damit, daß man in gleicher Barbarei die Hauptschuldigen vor eine geladene Kanone band und die zerschmetterten Glieder in alle Winde zerstieben ließ. Da war das Erscheinen der Jesuiten von Portugal her eine Wohlthat für die Indianer. Mit List und Gewalt, mit Prunk und Musik, mit Klugheit und Geld, aber auch mit redlichem und seltenem Eifer und Studium setzten sie ihre denkwürdige Mission in Brasilien in's Werk. Man gewann die Indianer, zunächst die Kinder, besonders durch Musik und Processionen mit bunten Gewändern, dann brachte man sie zu festen Ansiedlungen (aldeas, aldeamentos) um die Jesuitenstation herum. Einer der Missionare, dessen Name werth ist, aufbehalten zu werden, Pater Joao de Azpilcueta Navarro, studirte die Indianersprache und entwarf eine Grammatik, er übersetzte christliche Gebete und die Glaubensartikel und predigte in der Indianersprache. Um dabei Eindruck zu machen, sah er den indianischen Zauberern die wilden Gesticulationen ab und ahmte diese bei seinem Predigen nach. Trotzdem waren die Indianer nicht leicht zu zähmen, dem Menschenfleisch entsagten sie schwer und stellten auch den Jesuitenmissionaren nach dem Leben, bis es zu Taufen kam und Ablieferung des Bogens als Friedenszeichen, und sie die „schwarzen Väter" als ihre Wohlthäter, besonders auch gegen die sclavensuchenden europäischen Ansiedler ansehen lernten. Diese letzteren, die Ansiedler, gaben den Jesuiten in ihren „Missionen" — so nannte man diese Stationen im Norden und Süden des Landes, wo noch heute ihre Ruinen aus dem Urwalde hervorragen, z. B. in der Provinz Rio Grande do Sul — vielen und gerechten Anlaß zur Unzufriedenheit. Ihre Unordnung und Zuchtlosigkeit, ihre ungeheiligten Verbindungen mit einem oder mehreren Indianermädchen, die zum Theil ihre Sclavinnen waren, gab den Eingeborenen, die zum Christenthum erzogen werden sollten, ein sehr schlechtes Beispiel. Auch die Priester unter den Weißen nahmen an diesen Lastern Theil, und so haben wir das entsetzliche Schauspiel, daß christliche Geistliche den Laienchristen, diese den Heiden ein Beispiel im Laster geben. Die Jesuiten drangen auf regelmäßige Ehen und ihre Heilighaltung. Da es aber an europäischen Mädchen fehlte, forderte der Jesuitenpater Nobrega die Regierung auf, „man möge doch junge Waisen

Digitized by Google

oder auch gefallene Mädchen herüberschicken, sie würden alle Männer finden, denn das Land sei groß und weit." Das geschah denn auch, und so wurde durch europäische Unmoralität die amerikanische Unmoralität in etwas vermindert! Ordenshäuser, Kirchen und Schulen wurden angelegt unter der Leitung des Paters Nobrega. Der Stifter des Jesuitenordens, der Jesuitengeneral Ignatius Loyola, damals noch am Leben, erhob Brasilien 1553 zu einer eigenen Ordensprovinz und ernannte Manuel de Nobrega zu ihrem ersten Provinzial. Zu den Verdiensten der Jesuitenmission gehört auch, daß sich die Missionare der Freiheit der Indianer mit Eifer annahmen, während die Colonisten die ihnen vortheilhafte Sclaverei zäh festzuhalten sich bemühten. Die Colonisten sahen darum in den Jesuiten ihre Feinde und konnten ihnen dabei den Vorwurf machen, daß sie selbst in ihren Missionen die Indianer keineswegs als Freie behandelten. Denn allerdings waren die angesiedelten Indianer in den Missionen Hörige und an die Scholle gefesselt, wiewohl sie Land als Eigenthum besaßen und Verkauf von Menschen und Menschenraub nicht geduldet wurde. Dabei fiel [1]) der Ertrag ihrer Arbeit in die Hände des Missionsvorstehers, welcher ihnen dafür Lebensunterhalt und Unterricht gewährte, das Uebrige aber für Kirche und Orden verwendete. Unter diesen Umständen fühlten sich die Missionsindianer zufrieden und waren viel besser daran als in der Sclaverei der Colonisten, ja sie hingen mit Liebe an ihren geistlichen Vätern. Die portugiesischen Könige machten keinen Ernst mit dem Sclavenverbot aus Connivenz gegen die Pflanzer, und so wurde das Land ferner mit Sünde gebaut. Der Kampf für und wider die Sclaverei führte zu offenen Empörungen. Da landete im Frühjahr 1653 in Sta. Luiz Pater Antonio Vieyra, der seine Hofpredigerstelle in Lissabon aufgegeben hatte; er kam aus innerem Berufe nach Brasilien, um dort als Missionar unter den Indianern zu wirken. Gleich am ersten Sonntag in den Fasten, als er zuerst die Kanzel bestieg, griff er mit Ernst die Sclaverei an. Mit unermüdlichem Eifer hat Pater Vieyra für die Freiheit der Indianer gewirkt trotz der größten Hindernisse. Ausgedehnte Predigtreisen wurden mit Erfolg unternommen. Man drang am Amazonenstrom bis an den Rio Negro

[1]) Es ist doch merkwürdig, gerade während ich diese Zeilen schreibe, kommt mir vom Buchhändler „Die päpstliche Bulle zur Aufhebung des Jesuitensordens vom 21. Juli 1773", Eduard Zernin 1866, ganz zufällig zu, vielleicht eine Aufforderung, diesen Abriß der Jesuitenmission, über welche man bei Handelmann alle Details und bei Dr. Rob. Avé-Lallemant sehr Interessantes lesen kann, nicht abzukürzen, sondern dem Leser übersichtlich vorzuführen.

Digitized by Google

vor. Ganze Stämme folgten den Missionaren nach in den Bereich der portugiesischen Colonien. Auch in die Einöden von Piauhy und Ceara gingen die Missionare, auch im Binnenlande auf dem Gebirge Hibiappaba wurde das Evangelium gepredigt. Es entstanden Missionsdörfer, das Land wurde bebaut, die Indianer zum friedlichen fleißigen Leben erzogen. Indessen die Colonisten sahen sich bei diesen Erfolgen der Jesuiten in ihren habsüchtigen und sündlichen Bestrebungen beeinträchtigt, es kam zum Aufstand in S. Luiz, wobei die Weltpriester und Mönche den Hohenpriestern gleich bei der Kreuzigung des Herrn das Volk gegen die sittenstrengen Jesuiten aufreizten. Das Jesuitencollegium wurde gestürmt und sein Vorsteher mit seinen Ordensbrüdern aus der Stadt geschleppt und an Bord eines Schiffes in Verwahrsam gebracht, alle Jesuiten sollten eingeschifft und deportirt werden. Selbst Antonio Vieyra wurde gefangen und nach so großen Verdiensten um das Land nach Lissabon transportirt. Die noch übriggebliebenen Jesuiten sammelten sich in Gurupa als einer Freistätte. Ein Gesetz König Peter's II. beschränkte 1680 die Indianersclaverei dermaßen, daß sie in ihrem Bestand bedroht wurde, und gab die Oberaufsicht über die indianische Bevölkerung wieder ausschließlich in die Hände der Jesuiten. Dieser Umstand und die Verleihung eines Monopols an die Lissaboner Kaufleute für den Handel mit Maranhao brachte eine neue Revolution in S. Luiz hervor, in welcher die Pflanzer und ihr Anhang gegen die Regierung kämpften und die Jesuiten auf's Neue vertrieben. Diese wurden theils nach Pernambuco, theils nach Belem transportirt. Nachdem nun diese Revolution, welche sehr große Dimensionen angenommen hatte, niedergeschlagen war, begannen die Jesuiten wieder ihre Missionsthätigkeit. Eine Kette von Aldeamentos zog sich durch das Land und hielt Verbindung mit den spanischen Missionen in Peru und Columbia. Man zählt achtundzwanzig Missionen der Jesuiten, fünfzehn der Kapuziner, zwölf der Carmeliter, fünf der Mercenarios. Während es so stand und die Missionen gediehen, richtete der Marquis von Pombal, König Joseph Emanuel's Minister, ein politischer Gegner der Jesuiten, unter allerlei Vorwand und mit Herbeiziehung zweier Bullen Papst Benedict's XIV. von 1741, welche allen geistlichen Personen, und zumal den Jesuiten, jeden Handel und jede weltliche Herrschaft untersagten, seinen Angriff gegen die Jesuiten in den Missionen. Dazu kam, daß ein königliches Decret 1755 die Sclaverei der Indianer vollständig und ausnahmslos aufhob, und ein zweites Gesetz desselben Jahres den Jesuiten die obrigkeitliche Gewalt entzog. Sonach hätten aber doch die Jesuiten als Seelsorger und

Digitized by Google

Pfarrer bleiben können, allein da sie nun gar keine Einkünfte mehr hatten, und weder von der Kirche noch vom Staate unterstützt wurden, ja nicht einmal vier Jäger und Fischer gegen den gesetzmäßigen Lohn ihnen zur Verfügung gestellt werden sollten, war ihnen der Boden ihrer Existenz auf kluge Weise unter den Füßen weggezogen. Sie zogen sich darauf in ihre Klöster zurück. Als aber in Lissabon die adeligen Familien Tavora und Aveiro sich eines Mordversuchs gegen den König Joseph Emanuel schuldig gemacht hatten, fand der Marquis von Pombal darin einen Vorwand, alle Mitglieder der Gesellschaft Jesu durch ein Decret von 1795 den 3. September aus dem gesammten Königreich Portugal mit allen Colonien zu verbannen. 115 Jesuiten im Staate Maranhao wurden verhaftet, ihres Vermögens beraubt und auf einem elenden Fahrzeuge nach den Küsten des Kirchenstaates transportirt. Ebenso sind die Jesuiten aus ganz Brasilien entfernt worden. Pombal's aufkläreriſche Reform machte aus den indianischen Sclaven und Missionsarbeitern unter dem Namen gleichberechtigter freier Bürger nur freie Zwangsarbeiter. Jeder Indianer zwischen 13 und 60 Jahren war verpflichtet, im Jahr sechs Monate für einen gesetzlich bestimmten Lohn für die weißen Colonisten zu arbeiten. Dazu mußten die Indianer nun Staatsabgaben leisten, sie bekamen schlechte Weltgeistliche und willkürliche Directoren, deren Competenz ziemlich offen gelassen war und zum Despotismus gegen die Indianer gemißbraucht wurde. In Kleidung und Sitte sollten die Indianer nach Pombal's Plan Portugiesen werden, auch die portugiesische Sprache sollten sie annehmen und ihr Tupi aufgeben. In jedem Dorf sollte eine Knaben- und eine Mädchenschule errichtet und Unterricht in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen gegeben werden. Diese Bestimmung aber war unausführbar, so weit haben es die Brasilianer heutzutage noch bei Weitem nicht gebracht, und schwerlich Portugal selbst, ja die allermeisten christlichen Länder sind so weit in der Gegenwart noch nicht entwickelt. Man beabsichtigte eine Verschmelzung der rothen und weißen Race, was indeß aus physischen Ursachen nur theilweise gelingen konnte. So schlug die Gesetzgebung Pombal's endlich doch fehl. Geistig und leiblich hatten's die Indianer nun schlechter, als in den Jesuitenmissionen. Die Jesuiten hatten es dahin gebracht, daß die Indianer bekleidet in die Messe kamen und den Acker bauten, sie hatten Kalköfen, Töpferei, Calicomanifactur errichtet. Das Alles verfiel mit Vertreibung der Jesuiten. Die Indianer sanken zurück in ein rohes thierisches Leben, und ihre Zahl ward geringer. Was die Jesuiten im Norden des Landes zu erdulden hatten, das geschah ihnen auch im Süden. In St Paulo

Digitized by Google

und am Parana war es zu offenen Kämpfen gegen die Missionen gekommen und die Indianer zu Tausenden in die Knechtschaft geführt. Gegen solche Angriffe suchten sich auch die Jesuiten in ihren Missionen zu schützen. In den sieben spanischen Missionen des Südens hatten sie Pulverfabriken und Waffenschmiede, auch mögen sie an den Kämpfen der Guaranis gegen die Charruas nicht ohne Schuld sein, und der bischöflichen Visitation verschlossen sie ihr Gebiet. Den Spaniern wie den Portugiesen haben sie sich mit Waffengewalt widersetzt, dennoch aber ist der Erfolg ihrer Missionsthätigkeit und ihr Eifer nicht zu unterschätzen. Dagegen brechen Revolutionen und Kriege aus, um die Menschenjagd sicher zu stellen als das Heil Brasiliens, denn von der Sclaverei hängt sein Wohlstand ab. Um die Indianer als Sclaven zu Hunderten heimzuführen, stellte man organisirte, weit ausgedehnte Menschenjagden an. Diese Menschenjagden, diese Räubereien und Abängstigungen von Seiten der christlichen Unchristen gegen die heidnischen Indianer haben letztere sehr geschwächt und zu ihrer Aufreibung nothwendig mit beitragen müssen. Viele Hunderttausend Indianer sollen hierdurch aufgerieben sein. Gegenwärtig ist nur noch ein Rest der Indianerbevölkerung in Brasilien vorhanden, man zählt deren etwa 500,000. Sie leben theils wild, theils halb gezähmt in Wäldern oder Dorfschaften. Manche finden sich auch in den Städten als Bootsleute, Fischer, Diener. Ueber sie findet sich das Interessanteste bei Handelmann und Dr. Robert Lallemant und Burmeister. Wir dürfen sie hier nicht weiter betrachten, sondern wenden uns vielmehr noch zu einer Betrachtung über die Erfolge der Colonistenansiedlungen, der Jesuitenmission und der Pombal'schen Politik unter den Indianern. Wir haben gesehen, wie bei der Entdeckung Brasiliens die weißen Europäer dem rothen Stamme statt Christenthum neue Barbarei gebracht haben, sie in Sclaverei niedergezwungen, sie in Lastern bestärkt und neue, wie das Branntweintrinken, sie gelehrt und die Aufrechthaltung der Ehe vernichtet haben. Kriege und Revolutionen haben sich erhoben für Menschenjagden auf die Indianer und für deren Knechtschaft, und das Alles zur Bereicherung der Pflanzeraristokratie und des portugiesischen Landes. Das war die erste Mission, welche an ihnen ausgeübt wurde! Keine Spur von Christenthum war daraus für die Indianer zu entnehmen! Kein Evangelium drang zu ihnen! Jedoch es kamen die Jesuiten, und mit ungeheuerm Eifer kämpften sie für die Freiheit der Indianer, bezähmten und sammelten sie in Aldeamentos, lehrten sie arbeiten in Gewerben und Ackerbau, brachten ihnen Musik und Messe und katholische Lehre. Sie durchzogen predigend das Land und erbauten Kirchen und

Digitized by Google

Klöster. Endlich aber wurden sie die Märtyrer ihres frommen und klugen, aber äußerlichen fleischlichen Eifers. Ihre Erfolge sind größer, als je die spanischen und portugiesischen Waffen sie errangen, sie haben die Sprache der Indianer studirt und grammaticirt. Aber was lehren heute die Ruinen ihrer Kirchen und Collegien in den Wäldern von Rio Grande do Sul und Amazonas? Ihre Mission war nicht lebenskräftig, auch sie haben den Indianern nicht das Evangelium gebracht, sondern ein äußerliches Kirchenthum, das keine wiedergebärende, volkserneuernde Kraft hat. Nach den Jesuiten missionirte Pombal mit aufklärenden politischen Reformen und brachte die Indianer in einen schlimmeren Zustand wie zuvor, verweltlichte Weltgeistliche wurden ihre Seelsorger, weltliche Obrigkeiten sollten die geistliche ersetzen, das Evangelium haben die Indianer auch so nicht empfangen, und haben es nicht empfangen bis zur Stunde. Dies allein kann den verkümmerten Stämmen neues Leben bringen. Geschichtschreiber sprechen es ohne Scheu aus, die Indianer eignen sich nicht für Cultur und Christenthum, und gehen ihrem Untergange entgegen. Ja, wenn ihnen das Evangelium nicht gebracht wird, muß allerdings letzteres eintreten, wie bei allen Heiden und bei allen Menschen. Ohne Evangelium giebt es kein gedeihliches Völkerleben, nur in ihm liegt der Sauerteig der Kraft. Daß aber die Civilisation ohne Evangelium keine erfolgreiche Mission treiben könne, zeigt sehr lehrreich sowohl Pombal's Reform wie die Jesuitenmission. Man hört ja heute noch vielfach aussprechen, daß man die wilden Völker civilisiren müsse ohne das Evangelium, oder doch wenigstens zuerst ihnen Cultur bringen solle, und dann die Predigt. Was an Cultur einem wilden Volke gebracht werden kann, haben Beide, Jesuiten und Pombal, auf verschiedene Weise gethan. Allein was ist das Ende? Tod, Rückschritt, Verkommenheit. Daß unter den noch vorhandenen Indianerresten das Evangelium gepredigt werden könnte, und sie durch dasselbe wieder aufleben könnten, kann keinem Zweifel unterliegen. Ihre Sprache kennt man, zugänglich sind sie und von Europäern umschlossen. Es mag wohl nicht leichter sein, bei den Papuas in Australien und bei den Südsee-Insulanern zu missioniren, als hier in Brasilien unter den Indianern. Allein ob der Herr diese Gnade bestimmt hat, weiß Er allein, und Er allein wird es offenbaren.

Wir sind in unserer Darstellung zur Indianerfrage gekommen durch die Betrachtung, daß das productenreiche, aber menschenarme Brasilien der Menschen bedurfte zu seiner Entwickelung. Mit den Indianern hat es nicht gelingen wollen, darum sah man sich nach Negern um, da

Digitized by Google

doch einmal erfahrungsmäßig die Europäer nicht für alle tropische Arbeit taugen. Sie machen noch heute einen sehr bedeutenden Theil der brasilianischen Bevölkerung aus. In den Provinzen Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco „hält das afrikanische Blut dem europäischen reichlich die Wage." Schon im 16. Jahrhundert fand ein Handel afrikanischer Küstenneger statt, und im 17. Jahrhundert, als es im Kampfe gegen Indianersclaverei an Arbeitskräften fehlte, hatte es jene mit dem Monopol ausgerüstete Lissaboner Compagnie übernommen, jährlich fünfhundert Negersclaven zum festen Preise von 100 Milreis per Kopf zu liefern, ohne jedoch diese Zusage zu halten. Im 18. Jahrhundert fand ein bedeutender Sclavenhandel von der afrikanischen Küste her statt und auch die Compagnie lieferte deren nach Maranhao. Die Negerarbeit hat Brasiliens Existenz erhalten. Die Negerzufuhr ward Monopol der portugiesischen Flagge und „zeitweilig gar einzelner privilegirter Compagnien." Erst 1850 wurde sie durch Gesetz vom 4. September definitiv abgestellt. In Brasilien fand im Unterschied von Nordamerika, welches doch erst hundert Jahre später Neger einführte und bei einer viel größeren Production mit einheimischer Sclavenzucht auskam, fortdauernde Zufuhr von Negern statt, da die brasilianischen Pflanzer die Neger in voller Manneskraft wollten, um von ihnen unmittelbaren Nutzen zu ziehen. In Brasilien ist also die Sünde der Sclaverei viel älter und viel unersättlicher gewesen, als in Nordamerika. Reste ihrer Zauberei, Sprache und Feste, auch besondere Brüderschaften haben die Neger in Brasilien zum großen Theil aus ihrer Heimath behalten, obgleich sie hier getaufte Katholiken sind. An Grausamkeit in der Sclavenbehandlung scheinen die brasilianischen Sclavenhalter alle anderen in der früheren Zeit übertroffen zu haben. Antonio Vieyra vergleicht das Loos der Sclaven mit der Passionsgeschichte des Heilandes. „Ketten, Geißelung, Wunden und Verhöhnung, Hunger und Mühsal bei Tag und bei Nacht, das sei ihr Schicksal." Das noch heute geltende brasilianische Sprichwort: „Eine leichte Züchtigung beleidigt den Neger, eine harte bringt ihn zur Reue" beweist, wie man noch in der Gegenwart über diese Grausamkeiten gegen die Sclaven denkt. Der Preis der Neger ist seit dem Verbot der Negerzufuhr sehr hoch und deshalb auch das Lösegeld zum Freikauf oft unerschwingbar, oft von dem Besitzer für zu niedrig erklärt, so daß der enttäuschte Sclave manchmal schon seinen Herrn gemordet und sich selbst entleibt hat. Ist nun auch die Zahl der freien Neger — an ihren Schuhen erkennbar, denn kein Sclave darf Schuhe tragen — durch Freilassung und Geburt mit der Zeit

Digitized by Google

gewachsen, so erheben sie sich doch selten über die arbeitende Klasse; sie sind Handwerker, Krämer, Arbeiter; Pflanzer und Kaufleute werden sie sehr selten, ihr Bildungsgrad und dermaliger Charakter versagt ihnen die dazu nöthigen Eigenschaften. In der Mitte des 17. Jahrhunderts haben es die Neger zu einem eigenen Staat, Palmares in der heutigen Provinz Alagoas, gebracht, der sich länger als ein halbes Jahrhundert behauptete. Mehr als die Hälfte der hier wohnenden 20,000 Bewohner waren wehrhaft, und nur den vereinigten Kräften der Brasilianer gelang es, diesen gefährlichen Negerstaat zu vernichten.

Die Negerfrage wie die Indianerfrage war eine Frage der Menscheneinfuhr und Menschenverwerthung; aber nicht genug, daß Amerika und Afrika ihre Urstämme lieferten, um Brasilien zu bevölkern und zu bearbeiten, auch Asien sollte noch seinen Tribut liefern. Was geschah? Im Jahre 1655 ließ man eine Schiffsladung mit dreihundert Chinesen kommen, welchen dann andere Schiffsladungen mit derselben Waare folgten. Schon früher unter König Johann VI. hatte man versucht, durch Chinesen die Cultur des Thees in Brasilien einzuführen. Auch gelang dies Unternehmen einigermaßen, die Theepflanzungen gediehen, doch fand die Waare keinen Absatz. Die Chinesen zerstreuten sich allmählich, zumal es nur Männer waren, die in Brasilien keine Frauen fanden. Viel besser mag es gegenwärtig mit den Chinesen auch nicht gehen, sie sind im Lande und in der Hauptstadt beschäftigt neben Negern, Indianern, Mulatten, Europäern und Mischlingen aller Art. Unter diesem seltsamen Gemisch von Stämmen und unter dem brasilianischen Mischlingsvolk — und welch ein abscheuliches Gemisch! — leben nun unsere deutschen Stammgenossen, in den Provinzen die Colonisten, in der Hauptstadt die Kaufleute und Handwerker, unter diesem lebt auch die deutsche evangelische Gemeinde in Rio de Janeiro. Die Colonisationsfrage scheint in der Gegenwart an die Stelle der Negerfrage und Indianerfrage und Chinesenfrage getreten zu sein. Ob freie Einwanderer oder sclavengleiche Zwangsarbeiter, das ist der Kampf der Zeit in Brasilien. Der eingeborene Brasilianer, allen Fremden abhold und doch von ihnen abhängig in seiner Existenz, kämpft mit der Macht des Katholicismus als Bundesgenossen gegen die freie Existenz der Einwanderer. Wie viel Fesseln hat hier noch das Evangelium zu zersprengen, wie bedürftig ist der Deutsche in Brasilien der geistlichen und sittlichen Pflege zu seiner Selbsterhaltung und Förderung. Und diese Fragen concentriren sich in der Hauptstadt. Wie wichtig ist die deutsch-evangelische Gemeinde in Rio de Janeiro! Der Herr, welcher das Evangelium auch nach Bra-

Digitized by Google

silien gesendet hat und ganz besonders in deutscher Zunge, der es durch manches Opfersalz an seinen Sendlingen bekräftigt und in den Colonien in der Gegenwart ausgebreitet hat, wird Kraft und Gedeihen geben für die Entwickelung dieses seltsamen und ungeheuern Landes.

Zur Orientirung des Lesers über das Evangelium in Brasilien und seine Sendlinge folgt nun mit wichtigen Zusätzen der Abdruck der im Darmstädter Gustav-Adolfs-Boten erschienenen Uebersicht über die bereits begründeten deutschen evangelischen Gemeinden in Brasilien von Hermann Billroth (wozu Cap. 12 das Ausführlichere bringen wird):

Das große Kaiserreich Brasilien im Süden des amerikanischen Continents herbergt in seinem gewaltigen Gebiet vom Amazonenstrom bis weit über die Quellen des Uruguay hinaus und von der Serra do mar am Atlantischen Ocean bis fast an die Cordilleras am Stillen Meer eine so bedeutende Anzahl kirchlich verwaister deutscher evangelischer Christen, daß es ein unverbrüchliches Recht hat auf die aufmerksamste Beachtung aller Evangelischen. Doch soll in der nachfolgenden Uebersicht nicht sowohl von denjenigen Colonien die Rede sein, in welchen die Begründung von Pfarrsystemen noth thut, als von den bereits begründeten evangelischen Gemeinden. Von seinen nach der neuesten Eintheilung festgestellten 20 Provinzen kommen 14 theils wegen ihres für Colonisation durch Deutsche untauglichen Klimas, theils aus anderen Gründen für uns kaum in Betracht; um so größere Aufmerksamkeit sind wir im Stande den übrigen sechs Provinzen zuzuwenden, nämlich: Minas Geraes, Espiritu Santo, Rio de Janeiro, Sao Paulo, Santa Catharina und Rio grande do Sul. An den Grenzen der Provinzen Bahia und Espiritu Santo zieht sich der Mucury-Fluß hin, welcher bei seiner Stromschnelle von Santa Clara in die

1) Provinz Minas Geraes

fließt, in deren nördlicherem Theile, und zwar in dem District Minas Novas, sich die Mucury-Colonien befinden mit dem Hauptplatz Philadelphia, wo der Pfarrer J. B. Hollerbach, Baseler Missionszögling, seit Ostern 1862 steht. Mit Philadelphia ist die Colonia militar d'Urucu als Filial verbunden. Die berüchtigten Mucury-Colonien längs des Mucury-Flusses liegen von allen am nördlichsten, dem Aequator am nächsten und in bereits mißlichem Klima. Maßlose Habsucht, Betrug und tyrannische Härte Seitens des brasilianischen Colonie-Directors Ottonie, welcher die Colonien für eine dieselben besitzende Compagnie verwaltete, rief namenloses Elend unter den deutschen Colonisten hervor. Nachdem aber Dr.

Digitized by Google

Robert Avé-Lallemant u. A. das schändliche Treiben des gewissenlosen Directors entlarvt hatten, schlug die kaiserliche Regierung sich in's Mittel, übernahm selbst die Verwaltung der Colonie und führte einen hoffnungsreichen Zustand derselben herbei. Wesentlich wirkte dazu die Berufung eines deutschen Pfarrers mit, der unter den zahlreichen deutschen Evangelischen unumgänglich nothwendig geworden. Dieser ist der oben genannte Pfarrer Hollerbach, der bald nach Ostern 1862 sein Amt in den Colonien antrat. Sein Wohnort ist Philadelphia, von wo aus der Pfarrer auch die von reformirten Holländern bewohnte und bereits erwähnte Militärcolonie verwaltet. Bethäuser sind vorhanden, auch eine Schule in Philadelphia, doch ist diese sehr mangelhaft; zum Ankauf eines Pfarrhauses ist die brasilianische Regierung, welche auch den Pfarrer mit 800 Milreis (1 M. R. zu 22 Sgr.) jährlich besoldet, durch Vorschüsse behülflich gewesen. Ein Hülferuf ist aus den Mucury-Gemeinden nicht ergangen.

2) Die Provinz Espiritu Santo

hat 3 Gemeinden mit eben so vielen Pfarrern.

a) Santa Izabel:

Colonie mit 438 Evangelischen, Pfarrsystem, begründet Ende der 50er Jahre, gegenwärtiger Pfarrer H. Eger [1]), ausgesandt vom evangelischen Oberkirchenrath in Berlin, die Gemeinde ist an die preußische Landeskirche angeschlossen in Cultus, Disciplin und Lehre.

Das Klima ist nicht schlecht, aber das gilt nicht von der ganzen Provinz; sie ist schon die Grenze für deutsche Colonisation. Die beiden ersten Pfarrer der Gemeinde, vom evangelischen Oberkirchenrath in Berlin ausgesandt, starben schnell, der eine durch Vergiftung, wie man in Brasilien versichert. Pfarrer Eger ist der dritte Geistliche, der nach Santa Izabel gesandt ist; er arbeitet dort bereits 5 Jahre und erfreut sich guten Fortganges der Gemeindeangelegenheiten. Kirche und Schule existiren; der Pfarrer ist von der brasilianischen Regierung besoldet. Ein Hülferuf ist von daher nicht ergangen.

b) Die Colonie Santa Leopoldina

mit mehr als 700 Evangelischen. Pfarrer Reuther, Baseler Missionszögling; Pfarrsystem begründet mit seiner Aussendung im Herbst 1864.

Die Gemeinde ist viel zu weit von Santa Izabel und der District zu unwegsam, als daß sie Filial der letzteren sein könnte, wie früher beabsichtigt war. Daher ist ein eigener Pfarrer dahin gesandt. Die Gemeinde

[1]) Pfarrer Eger ist bereits durch einen andern Sendling abgelöst.

Digitized by Google

ist erst im Entstehen begriffen: es fehlt noch an Allem. Der Pfarrer, welcher selbst sehr schlecht wohnt, hat im Märkischen Boten (1865 Nr. 3) einen Aufruf um Beiträge zu einem Bethaus erlassen, und ist Unterstützung hier dringend zu empfehlen.

c) Die Colonie Rio Novo

mit nur 90 Evangelischen. Pfarrer B. Pflüger, Baseler Missionszögling; Pfarrsystem begründet mit seiner Aussendung im Herbst 1861. Rio Novo liegt etwa unter dem 21. Grad südlicher Breite, mehrere Stunden landeinwärts an demselben Flusse, welcher der Colonie ihren Namen gegeben hat (vgl. Baseler evangel. Heidenbote 1864, April).

Der Pfarrer ist zufrieden mit dem inneren Zustande der Gemeinde, die leicht zu übersehen und zu verwalten ist. Derselbe bezieht seinen Gehalt von der brasilianischen Regierung, hat sich selbst ein Haus gebaut, Locale für den Gottesdienst und Schule scheinen vorhanden zu sein. Ein Hülferuf ist von dorther nicht ergangen.

3) Die Provinz Rio de Janeiro

mit 4 Gemeinden und eben so vielen Pfarrern.

a) Die Gemeinde in der Haupt- und Residenzstadt des Kaiserreichs: Rio de Janeiro

existirt länger als 30 Jahre und hat Pfarrer in steter Folge gehabt, nämlich die Pfarrer Lic. Neumann (der auf der Heimreise ertrank), F. Avé-Lallemant, Winkler, Schmidt und H. Billroth. Gegenwärtig pastorirt dort der Baseler Missionszögling Wagner.

Die Gemeinde besitzt eine zum größten Theile aus preußischem Gelde erbaute Kirche, der Pfarrer wohnt in einer gemietheten Wohnung. Alle Unkosten werden von der wohlhabenden Gemeinde selbst getragen; nur die Schule wird von einem leider aus Juden und Katholiken, sowie Protestanten, gemischten Hülfsverein unterhalten, ein Schulhaus aber existirt nicht.

b) Die Colonie Novo Friburgo.

Neu-Freiburg (auch Morro queimado), sehr hoch gelegen, mit trefflichem Klima; Pfarrer: Sauerbronn und Meyer.

Der Pfarrer Sauerbronn, jetzt ein Greis, ist vor etwa 40 Jahren mit seiner ganzen rheinischen Gemeinde dorthin ausgewandert, die braf. Regierung hat ihm seinen Contract nicht gehalten und erst nach länger als 30jährigem Proceß etwas von dem ihm gebührenden Pfarrgehalte ausgezahlt. Der Pfarrer Meyer ist von Sauerbronn instaliirt und vertritt diesen ohne Gehalt, während er sich und seine Familie durch Unter-

Digitized by Google

richt kümmerlich ernährt. Da die Verhältnisse in Neu-Freiburg ganz ungeordnet sind, so ist es dringend zu wünschen, daß die Gemeinde durch Reorganisation derselben sich consolidire und ihre Zukunft sicher stelle.

c) Petropolis, früher Colonie, seit einigen Jahren Municipium.

Hier steht seit Ostern 1862 der Baseler Missionszögling Gottlob Stroele[1]), dem bereits 2 Pfarrer, Dr. Lippold und Hoffmann, vorangingen. Petropolis zählt an 2000 Evangelische, das Pfarrsystem wurde vor etwa 15 Jahren begründet. Das Klima ist vortrefflich, wenn gleich heiß. Die Gemeinde besitzt eine aus Beiträgen der Deutschen in Brasilien, besonders in Rio de Janeiro, erbaute Kirche, welche Pfingsten 1863 eingeweiht wurde. Der Gottesdienst wird stark besucht; der Pfarrer wohnt in einem gemietheten Hause und hält in demselben eine von etwa 30 Kindern besuchte Privatschule, wobei seine Frau und ein Bruder, welcher qualificirter Lehrer ist, ihm assistiren. Die Gemeinde hat kein Pfarr- und Schulhaus, ein Hülferuf ist indeß von daher nicht ergangen.

Mit Petropolis ist das 24 Stunden entfernte

Juiz de Fora,

die 4. Gemeinde der Provinz Rio de Janeiro, als Filial verbunden; sie wird monatlich auf einige Tage und zur Zeit des Confirmationsunterrichts einmal auf mehrere Wochen vom Pfarrer Stroele besucht. Eine Kirche ist dort noch nicht erbaut.

4) Die Provinz Sao Paulo

mit der Hauptstadt gleichen Namens, sehr gutes Klima, über 3000 Deutsche. Ein zuvor in Dona Franziska (siehe unten) und noch früher in Oesterreich stationirter evangelischer Pfarrer Hölzell pastorirte Stadt und Land gegen Besoldung Seitens der Gemeindeglieder. Doch hat der Pfarrer sein Amt aufgegeben, und die große Zahl der deutschen Evangelischen ist nun verwaist, ein Pfarrer, beziehungsweise Reiseprediger thut hier dringend noth; doch ist bis jetzt ein desfalliges Gesuch von den scheu gewordenen Gemeinden der Provinz Sao Paulo noch nicht ergangen.

5) Die Provinz Santa Catharina

mit gutem Klima; 4 deutsche evangelische Gemeinden, mit ebenso vielen Geistlichen.

a) Dona Franziska oder Joinville

schon 1851 begründete Colonie des Hamburger Colonisationsvereins und unter Theilnahme des Fürsten Joinville, welcher den Pfarrer Stapel dort-

[1]) Jetzt nach Deutschland zurückgekehrt; sein Nachfolger ist Pflüger, bisher in Rio novo.

Digitized by Google

hin gesendet hat. Die Zahl der Deutschen ist sehr groß, die Colonie blühend; für Kirche und Schule ist gesorgt, ein Hülferuf ist nicht ergangen.

b) Blumenau,

Colonie der Regierung unter dem Directorium des Dr. Blumenau, der früher Besitzer der Colonie war. Die Zahl der Deutschen ist bedeutend, an Kirche und Schule scheint es nicht zu fehlen, das Pfarramt verwaltet schon seit einer Reihe von Jahren der Pfarrer Oswald Heß; Hülfe ist hier nicht verlangt.

c) Santa Izabella, auch St. Izabel genannt

(nicht zu verwechseln mit der Colonie in der Provinz Espiritu Santo). [1])

Das Pfarrsystem wurde begründet im Herbst 1861. Ein Kirchenlocal fand sich, und aus Beiträgen der Deutschen in Brasilien und Europa, sowie verschiedener Vereine in der Schweiz wurde ein Anstaltsgebäude errichtet zu dem Zweck, die für den Schulbesuch zu entfernt wohnenden Kinder 2 Jahre als Pensionäre aufzunehmen, um ihnen so den Unterricht zu ermöglichen. Begonnen wurde dieses Unternehmen vom Pfarrer Wagner, fortgesetzt vom Pfarrer Tischhauser, beide Baseler Missionszöglinge, deren letzterer seit dem Herbst 1864 in Santa Izabel steht und Ostern v. J. die Anstalt mit 21 Kindern eröffnet hat. Gegenwärtig bittet er im Volksboten (Pfarrer Sarazin in Basel) um einen Lehrer, da er nicht die zerstreuten Colonisten besuchen kann, wenn er unterrichten soll.

d) Brusque, [2])

eine erst im Jahre 1860 gegründete Colonie am Hajahu (oder Itajahy), wo der Baseler Missionszögling Sandrezky seit dem Herbst 1864 steht, um dort ein Pfarrsystem zu begründen. Die Colonie unter der gerühmten Leitung des Barons von Schneeburg scheint sich günstig zu entwickeln. Die Evangelischen haben sich nach einem Geistlichen gesehnt, der ihnen nun zugesendet ist. Bisher war in kirchlicher Beziehung noch nichts geschehen, und es fehlt also an Vielem oder an Allem, doch ist ein Hülferuf von daher nicht ergangen.

---

[1]) Santa Isabella liegt etwa unter dem 28° südlicher Breite, gegen 12 Stunden landeinwärts am Rio dos Bugres (Fluß der Wilden). — Theresopolis, zu demselben Pfarrsystem gehörig, liegt zwischen den Flüssen Cedro und Cubatao, die Bevölkerung wird auf 7—800 Seelen angegeben (vgl. Brasilia 1862, 20. April Nr. 6, und Evangel. Heidenbote aus Basel).

[2]) Der deutschen in Petropolis erscheinenden Zeitung Brasilia, Jahrgang 1862 Nr. 6, Monat April 20, entnehmen wir Folgendes über Brusque. Es liegt am linken Ufer des Itajahy, begründet durch S. Exc. Dr. F. C. de Araujo Brusque, es hat 197 Familien, cultivirt sind 543,000 Quadratbrassen.

Digitized by Google

Die für jetzt wichtigste von allen Provinzen ist die südlichste:

6) die Provinz Rio Grande do Sul

mit ausgezeichnetem Klima, 3 Pfarrern: Dr. Rake, pastor primarius Hesper und Pfarrer Borchard. Letzterer ist vom evangelischen Oberkirchenrath ausgesendet worden und steht in Sao Leopoldo, nachdem er zuvor eine Reihe von Jahren in Nordamerika gearbeitet hat. Die Zahl der Deutschen ist außerordentlich groß, die Gemeinden sind weit, es herrscht Mangel an Arbeitern und es fehlt Geld zur Ueberfahrt und zu den nothwendigsten Bauten. Ein Hülferuf ist ergangen in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung Nr. 21 v. J., aus welchem das Wichtigste hier folgt:

Als Pfarrer Borchard im Frühjahr 1864 dem Rufe der deutschen evangelischen Gemeinden zu Leopoldo und Lomba Grande in Brasilien folgte, um in Gottes Namen unseren dortigen deutschen Brüdern in Kirche und Schule zu dienen, war bereits ein ähnliches Verlangen nach einem Seelsorger und Schulpfleger in den Colonien von Santa Cruz bei Rio Pardo laut geworden. S. Cruz hat zu den Colonien im Stromgebiete des Jakuhy dieselbe centrale Stellung, welche S. Leopoldo zu den Colonien im Stromgebiete des Rio dos Sinur einnimmt. Nach allgemeiner Schätzung leben in den Colonien von Santa Cruz 900 deutsche Familien (mit einer Seelenzahl von 4000—4500), von denen 500 evangelisch und 400 Katholiken sind, und welche überwiegend aus den Provinzen unseres (preußischen) Vaterlandes stammen. In Folge des ihm gewordenen Auftrages hat Pfarrer Borchard im Herbst 1864 die Colonie von S. Cruz besucht und unter der freudigsten und herzlichsten Betheiligung der Colonisten auf den Haupt-Picadas (Ansiedlungen) Gottesdienst gehalten. Ueberall trat ihm eine rührende Anhänglichkeit an das Vaterland und das dringende Verlangen nach Seelsorge und Unterricht für die Kinder entgegen. Wieder und wieder mußte er die Klage hören, warum man ihnen nicht eben so gut Geistliche sende, wie man Missionare zu den Heiden schicke. Mit Thränen in den Augen wiesen alte Colonisten auf ihre Kinder hin: „Sehen Sie, wie schön sie gewachsen sind, und doch werden sie, wenn nicht bald ein Geistlicher zu uns kommt, wie die Wilden werden. Seit 10 Jahren sind Sie der erste evangelische Pastor, der uns besucht; ist es nicht eine Schande, daß die evangelische Kirche sich gar nicht um uns bekümmert, und muß uns nicht das Herz brechen, wenn wir an unsere Kinder und Kindeskinder denken?"

Rio Grande do Sul eignet sich unter allen Provinzen Brasiliens am besten für Colonisation; es giebt hier bereits 50,000 Deutsche,

Digitized by Google

Die Provinz umfaßt 5000 Q.-Meilen. Die drei Mittelpunkte der Colonisation sind Porto Allegre, Sao Leopoldo und Santa Cruz. In Porto Allegre, der Hauptstadt der Provinz (etwa 120 evangelische Familien), hat Pfarrer Borchard am 8. Januar v. J. die neuerbaute stattliche Kirche eingeweiht. Die Gemeinde will nun einen eigenen Geistlichen berufen. In dem Municipium von S. Leopoldo wohnen auf etwa 40 Q.-Meilen 25,000 Seelen, von denen 20,000 Deutsche sind. Hier steht Pfarrer Borchard vereinsamt unter einer Anzahl Pastoren, d. h. früherer Schullehrer, Bierwirthe, Lohgerber u. s. w., welche Geld verdienen wollen. Kürzlich ist ein Missionar von Afrika aus Gesundheitsrücksichten nach Brasilien gegangen und leistet dem Pfarrer Borchard Hülfe; sein Name ist Stanger. Er wird das Pfarramt in einer Picada bei S. Leopoldo übernehmen.

Von Porto Allegre erreicht man mittels des Dampfboots nach 18stündiger Fahrt auf dem einförmigen Jakuhy die kleine alte Stadt Rio Pardo mit 12,000 Einwohnern, und von hier nach 5 Stunden äußerst schlechten Weges durch die Campos Nincao del Rei die Parochie von S. Cruz. Es liegt in einer überaus schönen und gesunden Gegend auf dem Plateau eines niedrigen Hügels, der rings von hohen waldbedeckten Bergzügen umgeben ist. Hier steht eine sehr schöne katholische und die im Bau begriffene Kirche, deren Mauern bereits $11\frac{1}{2}$ Fuß über dem Fundament aufgeführt sind. Um die Kirchen wohnen etwa 20 Familien, im Umkreise von einer Stunde 70 Familien, zur Hälfte evangelisch.

Das Waldgebirge, welches den District der deutschen Colonien von S. Cruz bildet, umfaßt etwa 49 Q.-Meilen, die mittlere Entfernung vom Mittelpunkt beträgt 3 Legoas (etwa Meilen), die weiteste 7. Eine unter dem Vorsitz des Pfarrers Borchard hier am 20. Nov. 1864 gehaltene Gemeindesammlung hat folgende Beschlüsse gefaßt: 1) Die Gemeinde schließt sich an die evangelische Landeskirche Preußens an; 2) der evangelische Oberkirchenrath zu Berlin ist um Aussendung eines Geistlichen für den District zu bitten; 3) der Geistliche erhält 700 Milreis (525 Thlr.) jährlichen Gehalt, freie Wohnung und die Stolgebühren; 4) die Gemeinde trägt die Kosten für die Ueberfahrt bis zu 1000 Mil-Reis (750 Thlr. also eventuell für Frau und Kinder mit; ist der Geistliche nicht verheirathet, so bekommt er weniger. Uebrigens aber ist dieses Anerbieten ein vereinzeltes und läßt durchaus nichts für die Zukunft oder für andere Gemeinden schließen); 5) nach Ankunft des Geistlichen wird

Digitized by Google

mit demselben durch eine Commission eine Gemeindeordnung ausgearbeitet und der Gemeinde zur Genehmigung vorgelegt.

Inzwischen soll der Bau der Kirche möglichst gefördert werden. Dieselbe wird aus rothem Sandstein aufgeführt, sie soll 26½ Fuß lang, 32 Fuß breit und 22½ Fuß hoch und mit einem Thurme versehen werden. Kosten 11,000 Thlr.; die Gemeinde kann das Geld nicht aufbringen und hat sich an den König von Preußen um Beihülfe gewandt.

Auch in Dona Josepha fand eine Gemeindeversammlung statt und ist die Berufung eines Geistlichen beschlossen worden. Dona Josepha soll mit den Picaden Terras, S. Andreas und S. Joao einen Pfarrdistrict bilden mit etwa 120 Familien, deren jede sich verpflichtet, dem Pfarrer jährlich 6 Milreis und einen halben Sack Milho (Mais) zu geben. Außerdem erhält er Stolgebühren, freie Wohnung und Garten. Die Gemeinde hat ihr Augenmerk auf einen Zögling aus dem Missionshause in Barmen gerichtet, der zu dem theologisch gebildeten Pfarrer von S. Cruz in dem Verhältnisse eines Diakonus zu seinem Oberpfarrer stehen würden. Die Kirche und der Gottesacker sind am 14. November 1864 vom Pfarrer Borchard eingeweiht worden."

Hierzu bemerkt der Unterzeichnete, daß für Santa Cruz bereits ein Geistlicher vom evangel. Oberkirchenrath in Berlin bestimmt ist und daß dieser mit dem Barmer Missionszögling voraussichtlich in kürzester Frist seine Reise antreten wird. Einschließlich dieser beiden Geistlichen zählt die Provinz Rio Grande do Sul 5 Pfarrer mit eben so vielen Gemeinden und ganz Brasilien 19 Pfarrer und Gemeinden, die wahrscheinlich sehr bald mögliche Aussendung eines Geistlichen für Porto Allegre wird die Zahl 20 erfüllen. Nehmen wir diese Aussendung bereits als Thatsache an, so ergiebt sich, daß seit Herbst 1861, also in 4 Jahren, die Zahl der deutschen evangel. Gemeinden um 13 gewachsen ist, d. i., da vorher nur 7 da waren, fast das Dreifache.

Aber wie viel ist noch zu thun! In Nordamerika giebt es schon eine große Anzahl Pfarrer, welche zusammen eine Synode bilden. Dahin muß es in Brasilien auch kommen. Dabei thut aber einheitliche Leitung noth. Das Baseler Missionshaus hat auf Anregen des außerordentlichen Schweizer Gesandten Baron von Tschudi seine Zöglinge nach Brasilien gesandt und spricht es als Grundsatz aus, ihnen als „Entlassenen" nichts vorzuschreiben. Nun hat sich auch das Barmer Missionshaus für Brasilien geöffnet und stellt seine nach Brasilien auszusendenden Zöglinge, wie zu vermuthen, unter die Leitung des evangel. Oberkirchenraths in Berlin. Endlich nimmt sich diese hohe Behörde

Digitized by Google

selbst durch Aussendung von Geistlichen und Zusammenwirken mit dem Centralvorstande des Gustav-Adolf-Vereins der kirchlichen Nothstände unter den deutschen Evangelischen so entschieden an, daß von dieser Seite her die einheitliche Leitung der Pastorirung Brasiliens erwartet werden kann. Möchten recht viele Geistliche vom evang. Oberkirchenrath ausgesendet werden können. Dazu die Mittel aufzubringen, ist besonders die Pflicht der Gustav-Adolf-Vereine in Preußen, aber nicht die ihrige allein. Der Central-Vorstand in Leipzig hat bereits eine nicht unbedeutende Summe für Aussendung von Geistlichen nach Brasilien geleistet; möchten viele Haupt- und Zweigvereine seinem Beispiele folgen, denn die Kosten sind groß, und es muß noch viel für Brasilien geschehen. Aber verlieren wir nicht den Muth, sondern lassen wir uns ermuntern, mehr zu thun, durch das, was bereits geschehen ist, und worüber wir dem Herrn der Kirche von Grund des Herzens Dank sagen müssen. Ihm sei die Ehre und ewiges Reich. Amen.

Digitized by Google

Viertes Capitel.

Die deutsch-evangelische Gemeinde in Rio de Janeiro. Englische und nordamerikanische Gemeinde.

Zu einer Geschichte der deutsch-evangelischen Gemeinde in Rio hat ihr Pfarrer viel Material gesammelt und mit Hülfe von Freunden viel Abschriften von Urkunden genommen. Seinem historischen Sinne und seiner praktischen Besonnenheit war es schon an sich selbst Bedürfniß, die Geschichte der Gemeinde gründlich zu kennen, um sie richtig zu beurtheilen und zu behandeln. Ob und wie er im Uebrigen den reichen Stoff hat verarbeiten wollen, weiß ich nicht. Lehrreich wäre es gewiß gewesen, an der Specialgeschichte der Gemeinde Rio einen Spiegel zu gewinnen für ähnliche Gemeinden, vielleicht auch manches Principielle darin zu finden für alle Gemeinden passend. Jedoch eine andere Hand kann hier nicht Ersatz bieten. Daher möge hier nur Einiges folgen aus der Geschichte der Gemeinde, um den Leser in den Stand zu setzen, die Lage unseres Evangelisten und seiner Gemeinde aus der Vergangenheit zu beurtheilen.

Gegen Ende des Jahres 1826 traten in Rio Männer zusammen zur Gründung einer deutschen evangelischen Gemeinde, unter ihnen die Männer Biesterfeld, Ch. Stockmeyer, Dau, W. Braun, W. Theremin. Der preußische Consul Theremin sollte an den König von Preußen die Bitte aussprechen: Er möge das Protectorat über die Gemeinde übernehmen, ihr Prediger senden und sie pecuniär unterstützen. Der König bewilligte eine durch den „christlichen Verein" zu erhebende Collecte, welche sich durch alle preußischen Lande verzweigte. Unter den Beitraggebern lesen wir die Namen Professor Bethmann-Holweg, Bischof Dr. Westermeyer in Magdeburg, Bischof Dr. Eilert in Potsdam, Con-

Digitized by Google

sistorialrath Dr. Gaß in Breslau, Regierungspräsident Flottwell, Regierungspräsident Bismarck in Magdeburg, Wirklicher Geheimrath und Oberpräsident v. Vincke, Excellenz Geheimer Staatsminister von Stein, und sogar des Herrn Bischofs von Münster Bischöfliche Gnaden. Es sammelten Lehrer und Schüler, Hauslehrer und Pastoren, man sammelte in Düsseldorf wie in Königsberg und Rastenburg, es war ein Interesse für die Gemeinde Rio im Jahre 1829, wie dieselbe es seitdem nie wieder erfahren hat. Diese Collecte brachte 8832 Thlr., welche capitalisirt wurden, und der König Friedrich Wilhelm III. gab aus seiner Schatulle 550 Thlr. jährlich, welche Friedrich Wilhelm IV. auf's Neue für die Dauer des Bedürfnisses bewilligte. Für den Kirchenbau haben sich Bremen und Hamburg und selbst Dänemark freigebig erwiesen, während eine Bitte an mehrere protestantische Fürsten in Deutschland ohne Erfolg blieb. Mit Ueberwindung mancher inzwischen eingetretener Störungen für das Werk des Friedens gedieh es langsam fort. Man erbat nun einen Geistlichen von Preußen, wo das Brandenburger Consistorium von Rio aus ersucht wurde, sich als geistliche Oberbehörde der Gemeinde anzusehen. Jedoch unter den Eigenschaften, welche man für einen Geistlichen sich wünschte, wird 1835 schon die negative ausdrücklich genannt, daß er kein mystischer Kopfhänger sein solle, sondern rein biblische Moral predigen. 1836 wurde Licentiat Neumann aus Breslau auf sechs Jahre gesendet. Derselbe fand nach seiner sechsjährigen Wirksamkeit, während welcher er auch in Petropolis Erholung suchen mußte nach den Wirkungen des Klimas in Rio, seinen Tod in den Wellen, das erste Opfer für den Evangelistendienst in Rio. 1843 kam es zum definitiven Anschluß der Gemeinde an Preußen auf Grund von Statuten. Das Consistorium der Provinz Brandenburg hat die Würde einer obersten geistlichen Behörde für Rio übernommen und sendet die Geistlichen. Für den Cultus wird die preußische Agende eingeführt und die Gemeinde schließt sich der Union an. Bei Abfassung der Statuten ist besonders der auch sonst um die Gemeinde Rio, alle Deutschen in Brasilien, und Brasilien selbst so hochverdiente Dr. Robert Avé-Lallemant thätig gewesen, der Verfasser jener geistvoll geschriebenen Reisen durch Süd- und Nordbrasilien. Sein Bruder F. Avé-Lallemant war 1842—48 Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Rio. Es ist derselbe, welcher in einer Druckschrift so interessant und geistreich berichtet hat über Petropolis und über den Fischfang in der Bai von Rio, und der auch im Volksblatt für Stadt und Land seine Reise nach Petropolis mitgetheilt hat, bei welcher er des „Bruders Billroth" segenwünschend gedenkt. Dieses

Digitized by Google

Bruderpaar Avé-Lallemant, der Leibesarzt und der Seelenarzt, von Gott mit Geistesreichthum begabt, ist sehr wichtig und segensreich für die Gemeinde in Rio geworden. Unter dem Pfarrer F. Avé-Lallemant fand am 30. Juni 1844 die feierliche Grundsteinlegung der Kirche und am 29. Juli 1845 die Einweihung derselben statt. In der Grundsteinlegungsurkunde heißt es: „Mögen unsere Glaubensgenossen in der Heimath auch fernerhin uns ihre Theilnahme angedeihen lassen; möge vor allen Dingen aber Gott der Allmächtige die Kirche, deren Grundstein wir jetzt legen, zu Ehren seines Namens segnen, auf daß Alle, so sein göttliches Wort in ihr hören und seine heiligen Sacramente brauchen werden, Trost und Frieden finden durch Jesum Christum unsern Herrn! Amen." Auf die treue Amtsführung des Pastor Avé-Lallemant wirft sein Abschiedsbrief ein helles Licht, welches auch für Beurtheilung der späteren Kämpfe in der Gemeinde erhellend wirken dürfte. Er schreibt u. A. an den Gemeindevorstand: „Da meine Abreise sich bei dem jetzt eingetretenen Regenwetter etwas aufschieben wird, würde ich wahrscheinlich am 25. noch predigen können. Ich möchte gern in Ruhe und Frieden scheiden, möchte nicht gern zuletzt noch erbittern, wie es doch unausbleiblich erfolgen würde, wenn ich in der letzten als meiner Abschiedspredigt Rückblicke auf die Vergangenheit thäte. Ich habe aus den sechstehalbjährigen Erfahrungen mich hinlänglich überzeugt, daß der einzig wesentliche Grund zu dem Nichtvernehmen zwischen mir und meiner Gemeinde in nichts Anderem lag, als darin, daß ich ihr ihr Bild zeigte, ihr Buße und Bekehrung predigte und sie einlud zu Jesu Christo ihrem Herrn.... Lassen Sie mich in Frieden ziehen. — Avé-Lallemant hat sich des Schulunterrichts mit Treue angenommen. Er richtete eine Elementarschule ein, bis es möglich sein würde, eine Gemeindeschule zu gründen, und der Vorstand war sehr zufrieden damit. Um dies bewerkstelligen zu können, nahm er die Kinder zum Unterricht in sein Haus und gab sein Eßzimmer zur Schulstube her. Als nun der Pastor endlich dieserhalb einer größeren Wohnung bedurfte, machte ihm der Vorstand einen Vorwurf daraus, daß er eine Schule angefangen habe. Sehr wichtig ist, daß sich schon unter Avé-Lallemant eine Correspondenz vorfindet mit dem Gemeindevorstand über die Berechtigung des Pfarrers zur Mitgliedschaft im Vorstand. Die Worte in der Vocation des Pfarrers, daß derselbe „in Gemeinschaft mit dem Vorstand das zeitliche Wohl der Gemeinde zu berathen habe," wurden vom Vorstand dahin interpretirt, daß der Pfarrer keine Mitgliedschaft in demselben haben soll. Diese

Digitized by Google

Mißeinrichtung oder Mißinterpretation oder Mißausdruck hat nachmals zu großen Unordnungen Anlaß gegeben, da die pünktliche Einberufung des Vorstandes nicht in der Hand des pflichttreuen Pfarrers lag. Aus den sorgfältigen Correspondenzen und den Restrictionen des Pfarrers Lallemant gegenüber dem Vorstande ist zu ersehen, daß der Vorstand schon damals sich gern eine Autorität über den Pfarrer anmaßte. In den neuentworfenen Statuten von 1846 war ein dunkler Punkt, über welchen eine Auseinandersetzung nöthig wurde. Die Gemeinde sollte sich nämlich bei inneren Streitigkeiten an das Brandenburger Consistorium wenden können, über ein gleiches Recht des Pfarrers schwiegen die Statuten. Auch die frühere Forderung eines fleißigen und treuen Berichts des Pfarrers über die Gemeinde war ausgelassen. In seiner Amtsführung nahm sich Lallemant der Gemeindebibliothek und der Kirchenbücher sorgfältig an. Auch die Evangelischen in Petropolis versah er seelsorgerisch und predigte dort. Eine Evangelistenreise nach Neu-Freiburg beabsichtigte er, sie zerschlug sich aber. Geldunordnungen des Vorstandes in der Gemeinde sind häufig bemerkbar, theils werden die Amtshandlungen nicht bezahlt, theils der Gehalt des Pfarrers verkleinert, theils ist die Kirchenkasse zahlungsunfähig und hat noch Schulden an den Cassirer. Auch scheint man dem Pfarrer Avé-Lallemant schändliche Vorwürfe gemacht zu haben über größere als die gesetzlichen Stolgebühren, so daß er sich veranlaßt sah, um allen schnöden Verdacht abzuschneiden, feierlich Verzicht zu leisten auf seine Stolgebühren für seine Person und die Dauer seines Amtes vorbehaltlich der Genehmigung seiner zuständigen Behörde. Bei den Begräbnissen ließ man ihn manchmal $1\frac{1}{2}$ Stunde warten mit dem Wagen und schmähte ihn dann im Journal über seine Amtsvernachlässigung, als ob er, der stets Bereite, Schuld daran sei. Das Brandenburger Consistorium hat den von ihm gesendeten Pfarrer treulich unterstützt. Als aber endlich eine Parthei der Gemeinde den amtstreuen Pastor los zu sein wünschte und Lallemant um Anstellung in Preußen nachsuchte, wurde ihm dieselbe vom Minister verweigert, ehe noch die bezüglichen Protokolle an die competente Behörde, das Consistorium, gekommen waren; „er solle Alles anwenden" — schrieb der Minister — „um die Herzen der ihm entfremdeten Gemeindeglieder wieder für sich zu gewinnen." Das Brandenburger Consistorium schwieg, und Lallemant reichte nun seinen Abschied um Entlassung ein, ohne ein Amt in Preußen noch zu begehren. Er sagt in einem Schreiben an den Minister: „Daß ich zunächst an Ew. Excellenz Selbst mich zu wenden wagte, hatte seinen Grund darin, daß ich mir von Ew. Excellenz den

Digitized by Google

gütigsten Einfluß auf das hohe Consistorium versprach, keineswegs aber darinnen, daß ich etwa gemeint hätte, es könne das hohe Consistorium auch endlich ganz übergangen werden. Daß Letzteres dennoch bisher geschehen, die einzig competente Behörde in Wendung der ganzen hochwichtigen Katastrophe noch gar nicht aufgetreten zu sein scheint, hat seinen nachtheiligen Einfluß auf die Gemeinde leider nicht verfehlt. Das ganze Verhältniß zur Landeskirche ist dadurch, wenn auch nicht im innersten Grunde erschüttert, so doch höchst unangenehm verschoben worden." Endlich entläßt das Consistorium den Pastor Lallemant, es könne ihn zwar nicht anstellen, zumal bei der Ungewißheit der Verhältnisse (1848—49), jedoch wolle es ihn empfehlen, wenn ein Collator ihn zu wählen geneigt sei. Ich weiß nicht, ob von diesen Dingen in der Oeffentlichkeit schon je einmal geredet ist, sonst gebührt wohl dem treuen Pfarrer Lallemant für seine Amtsführung in Rio ein öffentlicher Dank seitens der deutschen Kirche, sintemal wir Alle Glieder sind. — Als Pfarrer Lallemant heimgekehrt war, wollte die Gemeinde einen braunschweigischen Candidaten Winkler, der schon zehn Jahre in der französischen Schweiz unterrichtet, aber das zweite Examen noch immer nicht gemacht hatte, durch einen damals in Petropolis fungirenden Pastor Lippold ordiniren lassen. Darüber entspann sich ein Streit in der Gemeinde und eine Correspondenz mit dem Consistorium. Endlich aber wurde Winkler dort doch ordinirt, und nach diesem fait accomplit gab das Brandenburger Consistorium seine nachträgliche und ausnahmsweise Genehmigung und Anerkennung. Winkler amtirte auch in Petropolis und taufte selbst in Sao Paolo. Seine Fertigkeit in der französischen Sprache war sehr willkommen, weil sich seit dem 1. Juli 1849 auch die französischen Schweizer der deutschen Gemeinde angeschlossen hatten. — Nach Winkler's Abgang, der dem Vorstand das Zeugniß einer „musterhaften Amtsführung" giebt, wollte der Vorstand die Pfarrstelle so lange unbesetzt lassen, bis er einen wünschenswerthen Geistlichen dem Brandenburger Consistorium vorschlagen könne. Da dies offenbar gegen die Statuten war, welche dem Consistorium allein das Recht der Besetzung ohne irgend welche Bedingung oder Vorschlag zusprechen, so trat ein verdientes Mitglied aus dem Vorstande aus, Herr Lämmert, und der verdiente Dr. Avé-Lallemant nahm sich des Rechts auch bei diesem Streite an. Seine Worte in dieser Sache sind wie auf die Zukunft gesprochen und verdienen hier einen Platz zu finden: „Mit großer Ruhe und Festigkeit sage ich es Ihrer Majorität in's Gesicht: Die ganze Procedur mit der Wahlbeeinflussung ist nicht aus

Digitized by Google

evangelischem Eifer geschehen! Oder hat man deswegen sich so viel Sorge und Mühe gemacht in zwei Versammlungen und langen Debatten, weil man fürchtete, man möchte keinen ernstlich christlichen Mann, sondern einen lebenslustigen Herrn im Priestergewande vom hochwürdigen Oberkirchenrath in Berlin bekommen? (1852 übernahm der Oberkirchenrath die Gemeinde.) Und ich glaube ganz bestimmt recht zu haben, wenn ich in meinem Bericht an den gedachten Oberkirchenrath jede bescheidene Bitte oder demüthige Bemerkung über den zu ernennenden Prediger dahin deute, daß man sich einen rechtgläubigen Seelsorger durch eine solche bescheidene Bitte verbitten möchte, und statt eines ernstlichen Geistlichen einen gemüthlichen Weltlichen will. — Oder sollte man doch einen evangelischen Seelsorger sich wünschen, einen Verwalter der heiligen Sacramente, den es tief, tief schmerzt, und zu ernster Ermahnung an die Gemeinde bewegt, wenn am Todestag des Heilandes, wenn am stillen Freitag, wo die ganze protestantische Kirche in aller Welt Buße thut und das Gedächtniß des Heilandes feiert, kaum einige Gemeindeglieder von den 300 und kein einziger Vorsteher, auch nicht ein einziger, sich zum heiligen Abendmahle naht, was am Charfreitag 1854 zum ersten Male und so Gott will auch zum letzten Male vorgekommen ist." Dr. Lallemant ist überzeugt, daß die Minorität, welcher er mit seinen Freunden angehört, die rechtmäßige deutsche Kirchengemeinde ausmacht. Nun aber tritt er aus. — Im Jahre 1855 wurde der bisherige Pfarrverweser zu Szydlowiec in der Provinz Posen vom Oberkirchenrath in Berlin zum Pfarrer für Rio votirt. Unter dem Pastorat Schmidt's gelangte die Gemeinde zu einem Kirchhof, für dessen Gewinnung besonders Herr von Suckow thätig war. Auch eine Petition um Regelung des Ehegesetzes erging zu seiner Zeit an die brasilianische Regierung. Denn der Mißstand in der Ehefrage war sehr fühlbar, und aus den Provinzen kamen Anfragen um Rath und Hülfe nach Rio. Der Pastor Schmidt richtete Duplicate des Kirchenbuches ein und redigirte die neuumgearbeiteten Statuten der Gemeinde, welche er auch dem Oberkirchenrath zur Genehmigung vorlegte. Diese Statuten, auf Grund deren die Gemeinde bis zur Krisis im Jahre 1863 und 1864 bestand, mögen hier ihren Platz finden.

Digitized by Google

Allgemeine

Kirchen-Statuten

der deutsch-evangelischen Gemeinde in Rio de Janeiro.

Capitel I.

Die deutsch-evangelische Gemeinde zu Rio de Janeiro nach ihrem Begriffe und Umfange.

§ 1.

Die deutsch-evangelische Gemeinde zu Rio de Janeiro bekennt sich zu dem Glauben der unirten evangelischen Kirche, wie diese in Preußen Landeskirche ist, und hat sich derselben unter nachstehenden Grundbestimmungen angeschlossen:

a. In Betreff der Lehre, des Cultus und der Disciplin ist das Bekenntniß, die Lithurgie und die Ordnung der evangelischen Kirche Preußens für die Gemeinde in Rio de Janeiro wesentlich maßgebend und bestimmend. Es wird daher auch die Agende der preußischen Landeskirche die Norm für den Gottesdienst und die gottesdienstlichen Handlungen in der Gemeinde abgeben.

b. Der Oberkirchenrath in Berlin ist diejenige geistliche Behörde, an welche sich die Gemeinde, resp. der Vorstand derselben, in allen denjenigen inneren Angelegenheiten und Streitfragen zu wenden und die Entscheidung abzuwarten hat, über welche, indem sie das Verhältniß zu der hiesigen Landesregierung ganz unberührt lassen, eine Verständigung und Einigung der Gemeinde nicht hat stattfinden können. Es betrifft dies namentlich Streitfragen über Lehre und den Gottesdienst, über Disciplinarmaßregeln, sofern sie nicht in das Gebiet der bürgerlichen Gesetze und Einrichtungen hinüberreichen, endlich Mißhelligkeiten zwischen dem Prediger und der Gemeinde und Klagen der letzteren gegen den ersteren.

c. Der Oberkirchenrath in Berlin hat das Recht, den Prediger der Gemeinde zu ernennen und ihn für den Dienst der Gemeinde zu vociren. Die Gemeinde, resp. der Vorstand hat im Falle der Vacanz um die Wiederbesetzung der Stelle bei dem genannten Consistorium nachzusuchen, und darf ohne Genehmigung dieser Behörde den ihr zugewiesenen Prediger nicht entlassen.

Digitized by Google

§ 2.

Mitglied der deutsch-evangelischen Gemeinde kann jeder in Rio de Janeiro ansässige evangelische Christ werden, welches auch der Ort seiner Geburt und der besondere Zweig der evangelischen Kirche sei, der er ursprünglich angehört.

Capitel II.

Die Gemeinde-Mitglieder, ihre Rechte und Pflichten.

§ 3.

Mitglieder der deutsch-evangelischen Kirchengemeinde sind diejenigen in Rio de Janeiro ansässigen evangelischen Christen, welche einen regelmäßigen jährlichen Beitrag (von mindestens Rs. 10$000) leisten, und durch Eintragung ihres Namens in das Gemeindeverzeichniß sich zur getreuen Nachlebung dieser Statuten verpflichten.

Die der deutschen Sprache nicht mächtigen Mitglieder der Kirchengemeinde verzichten auf alle Verwaltungsrechte.

§ 4.

Alle volljährigen, männlichen, der deutschen Sprache mächtigen Gemeindemitglieder haben das Recht, in den Gemeindeversammlungen mitzubeschließen, an allen Einrichtungen und Handlungen der deutsch-evangelischen Gemeinde in Rio de Janeiro sich zu betheiligen, und sind zu allen weltlichen Gemeindeämtern wählbar.

§ 5.

Mit der Einstellung der jährlichen Beitragzahlung hört die Mitgliedschaft an der Kirchengemeinde auf.

§ 6.

Glaubensgenossen, welche nicht Mitglieder der Gemeinde sind, gestattet dieselbe vollständige Theilnahme an ihren gottesdienstlichen Uebungen, und, soweit es hierzu erforderlich ist, den Nießbrauch des Gemeindegutes unter den § 24 angeführten Bestimmungen.

§ 7.

Beamtete Gemeindemitglieder sind: der Prediger, die Vorsteher und der Kirchendiener.

Capitel III.

Der Prediger.

§ 8.

Der Prediger wird von dem Oberkirchenrath in Berlin ernannt, für den Dienst der Gemeinde vocirt, auch von demselben auf sein Amt als Prediger und Lehrer verpflichtet.

Digitized by Google

§ 9.

Dem Prediger liegt ob, nach Anleitung der eingeführten Kirchenagende den Gottesdienst abzuhalten und alle geistlichen Amtshandlungen zu verrichten, den Schulunterricht der Kinder der Gemeindemitglieder selbst zu besorgen, den Unterricht der Jugend im Christenthum vorzunehmen und, im Falle er sich eines oder mehrerer Hülfslehrer bedient, die specielle Aufsicht über die Schule zu führen, und sich allen zur Seelsorge und zur kirchlichen Erziehung der Kinder gehörigen Geschäften zu unterziehen.

§ 10.

Die Einführung und Vorstellung des Predigers geschieht durch die Vorsteher, unter Mitwirkung des bisherigen Predigers.

§ 11.

Der Prediger hat die Kirchenbücher nach den darüber in Preußen bestehenden Gesetzen zu führen, nämlich:

das Tauf-,
= Confirmanden-,
= Trau-,
= Todten- und
= Gemeindeverzeichniß.

§ 12.

Die vier erstgenannten sind in duplo zu führen und das Duplicat jährlich auf dem Königl. preußischen Consulate zu deponiren.

§ 13.

Der Prediger darf sich zwar mit schriftstellerischen Arbeiten und mit der Erziehung fremder Kinder beschäftigen, aber kein bürgerliches Gewerbe treiben.

§ 14.

Der Prediger hat im Allgemeinen sein Amt nach der in der Gemeinde bestehenden Observanz und in Gemäßheit der Agende für die preußische Landeskirche gewissenhaft zu verwalten und sich den anderweit künftig ergehenden Anordnungen des Oberkirchenrathes in Berlin pünktlich zu unterziehen, sonst aber nach den ihm in seiner Vocation gegebenen Vorschriften sich zu richten.

§ 15.

Für seine Handlungen ist der Prediger dem Oberkirchenrathe in Berlin verantwortlich.

§ 16.

Er hat dieser Oberbehörde über seine Gesammtthätigkeit, sowie über

Digitized by Google

das innere und kirchliche Leben in der Gemeinde treu und fleißig Bericht abzustatten.

§ 17.

Die Verwaltung des Gotteskastens bleibt dem Prediger überlassen.

§ 18.

Der Prediger ist Mitglied des Gemeindevorstandes, ohne zur Uebernahme eines Verwaltungsamtes in demselben verpflichtet zu sein.

§ 19.

Der Prediger ist gehalten, ohne vorgängiges Einverständniß mit dem Vorstande, sein Amt nicht eher niederzulegen, bis sein Nachfolger dasselbe factisch übernommen hat.

§ 20.

Der Prediger bezieht für seine Thätigkeit als solcher und als Lehrer einen jährlichen Gehalt von Rs. 3:000#000.

Der Gehalt wird durch den Kassirer des Vorstandes vierteljährlich ausgezahlt.

Der Gehalt beginnt vom Tage der Einschiffung des Predigers hierher und hört zwei Monate nach seinem Amtsaustritte auf.

Die Kosten der Reise von Europa hierher bezahlt die Gemeinde für den Prediger, seine Frau und seine Kinder; ebenso die Rückreise, wenn er fünf Jahre im Amte gewesen ist.

§ 21.

Hinterläßt der Prediger bei etwaigem Todesfalle eine Wittwe, so erhält diese aus der Kirchenkasse einen halbjährlichen Predigergehalt und, auf ihr Verlangen, die Kosten ihrer Passage nach Europa, wenn sie sich dorthin begiebt.

§ 22.

Außer dem § 20 festgestellten Fixum fließen dem Prediger die Gebühren von Taufen, Trauungen, Leichenreden sowie die Schulgelder zu.

§ 23.

Der Betrag der Gebühren für kirchliche Amtshandlungen wird für Gemeindemitglieder bis weiter wie folgt festgesetzt:

Für eine Taufe als Minimum Rs. 2#500,
" " Trauung " " 5#000,
" " Beerdigung " " 5#000.

Für nachgesuchte Extracte aus dem Kirchenbuche und alle sonstigen von dem Herrn Prediger zu ertheilenden und mit dem Kirchensiegel zu versehenden Atteste ꝛc. ist der Herr Prediger berechtigt (außer den Kosten des Stempelpapiers), für jedes Exemplar 2#000 zu erheben.

Digitized by Google

§ 24.

Wird der Prediger von Solchen zu kirchlichen Amtshandlungen in Anspruch genommen, die nicht Mitglieder der Gemeinde sind, so haben dieselben, außer einer Abgabe von Rs. 10#000 an die Kirchenkasse und Rs. 2#000 für den Kirchendiener, folgende Gebühren für den Prediger zu entrichten:

Für eine Taufe als Minimum Rs. 5#000,
„ „ Trauung „ „ 10#000,
„ „ Beerdigung „ „ 10#000,

außerdem zu letzterer auch freie Fahrt nach dem Kirchhofe. Sämmtliche obenerwähnte Gebühren sind vor Verrichtung der betreffenden Amtshandlung baar an den Kassirer des Vorstandes zu berichtigen.

Der Billigkeit und dem christlichen Sinne des Predigers und des Vorstandes bleibt es anheimgestellt, Unbemittelten diese Sporteln ganz oder theilweise zu erlassen.

Capitel IV.

Der Vorstand.

§ 25.

Der Vorstand wird zur Leitung der Gemeindeangelegenheiten erwählt und hat für Aufrechthaltung der Kirchen- und Gemeindeordnung zu sorgen, das zeitliche Wohl der Gemeinde wahrzunehmen, nach bester Einsicht zu fördern, und er ist der alleinige Vertreter der Gemeinde.

§ 26.

Er besteht, außer dem Prediger, aus fünf Mitgliedern, von denen eins den Vorsitz in den Gemeindeversammlungen führt, das zweite das Amt eines Schrift- und Protokollführers versieht, das dritte das des Kassirers, und die übrigen zwei Beisitzer sind.

§ 27.

Die Vorsteher vertheilen diese Gemeindeämter unter sich.

§ 28.

Außer den fünf Vorstehern werden noch gleichzeitig fünf Supplenten oder Stellvertreter erwählt, die auf Aufforderung des Vorstandes etwa eintretende Vacanzen in demselben auszufüllen haben.

§ 29.

Die Wahl der Vorsteher und Supplenten findet in der regelmäßigen Gemeindeversammlung statt, die Ende April jeden Jahres gehalten wird. Am 21. Mai, als am Tage des Anfangs des hiesigen deutsch-evangelischen Gottesdienstes, beginnen die Vorsteher ihr Amt.

Digitized by Google

§ 30.

Die Vorsteher und die Supplenten derselben werden auf zwei Jahre gewählt, und jedes Jahr treten drei (zwei) derselben aus, nach Vereinbarung unter den Mitgliedern des Vorstandes.

§ 31.

Der Präsident führt und leitet die Vorsteher- und Gemeindeversammlungen. Er beauftragt die einzelnen Vorsteher nach seiner Wahl mit der Ausführung der gefaßten Beschlüsse; bei Stimmengleichheit in den Gemeindeversammlungen giebt seine Stimme den Ausschlag.

§ 32.

Der Schriftführer hält das Protokoll, besorgt im Auftrage des Vorstandes die Correspondenzen und Bekanntmachungen, verfaßt die von dem Vorstande zu genehmigenden, in der regelmäßigen jährlichen Gemeindeversammlung zu verlesenden Jahresberichte.

In Betreff der in das Protokoll einzutragenden Correspondenzen und Eingaben hat der Secretär lediglich den Anordnungen des Vorstandes Folge zu leisten.

§ 33.

Der Kassirer führt die besondere Aufsicht über die der Gemeinde gehörigen Kirchengeräthe, Inventarien u. s. w., hat sämmtliche für die Kirche, ihre Institute und Zwecke bestimmten Gelder in Empfang zu nehmen, zu verwalten und die laufenden Auslagen mit Zustimmung des Vorstandes zu bestreiten. Auch hinsichtlich der Schenkungen und der nach Gemeinde- oder Vorsteher-Beschluß zu capitalisirenden Summen nach den desfallsigen Anordnungen zu verfahren. Ueber die der Gemeinde gehörenden Gegenstände hat der Kassirer bei seinem Amtsantritte ein Inventarium aufzunehmen und mit dem seines Vorgängers zu vergleichen. — Ueber Einnahme und Ausgabe hat er eine genaue Kasse zu führen, von der er am Schlusse des Kirchenjahres einen übersichtlichen, von dem Vorstande revidirten, in den Jahresbericht aufzunehmenden Status vorzulegen hat.

Capitel V.

Von den Wahlen.

§ 34.

Die Wahl der Vorsteher und Supplenten geschieht gleichzeitig durch geheime schriftliche Abstimmung. Die meist Votirten sind zu Vorstehern, die nächst Folgenden zu Supplenten erwählt, jedoch sind zur Giltigkeit der Wahl 10 Stimmen erforderlich. Bei Stimmengleichheit entscheidet

Digitized by Google

das Loos. Die Vorsteher nehmen an den Wahlen ebenso wie an den übrigen Abstimmungen Theil, insofern diese nicht ihre Amtsführung betreffen.

§ 35.

Das Resultat der Wahlen wird unmittelbar vom Präsidenten bekannt gemacht, und bei sofort erfolgenden Ablehnungen die fehlenden Vorsteher und Supplenten in neuer Wahl ersetzt.

§ 36.

Der Vorstand hat dafür zu sorgen, daß nur wirkliche Gemeindemitglieder an den Wahlen Theil nehmen, wobei das Gemeindeverzeichniß als Norm dienen wird. Stimmen durch Vollmacht ist nicht gestattet.

§ 37.

Sollte die Zahl der Vorsteher sich während ihrer Amtsdauer, ohne den Prediger, auf vier reduciren und wegen Mangels an Supplenten nicht vermehrt werden können, so darf der Vorstand zur Vornahme von Ergänzungswahlen für die noch fehlende Amtszeit eine außerordentliche Gemeindeversammlung anordnen. Sonst ist aber die Ergänzung in der Zahl der Vorsteher und Supplenten jedesmal in der nächsten regelmäßigen Gemeindeversammlung vorzunehmen. — Bei solchen außerordentlichen Ergänzungswahlen treten die Gewählten in den Vorstand nur für die noch restirende Amtszeit derjenigen ein, deren Ausscheiden die Ergänzung erforderlich machte.

§ 38.

Die austretenden Vorsteher können wieder gewählt werden.

Capitel VI.

Verwaltung des Gemeindevermögens.

§ 39.

Der Vorstand verwaltet das Gemeindevermögen, welches dreifacher Art ist:

a. Unbewegliches: Das Grundstück in der Rua dos Invalidos, die auf demselben erbaute Kirche, die etwa künftig noch entstehenden Gebäude, Vermächtnisse, Stiftungen, Geschenke sowie sonstige Gemeindecapitalien, deren sicherste und vortheilhafteste Anlage ihm obliegt.

b. Bewegliches: Kirchen-, Schul- und Pfarrhaus-Inventarium, insofern letztere Eigenthum der Gemeinde sind.

c. Schwebendes: Die allgemeinen jährlichen Sammlungen.

Digitized by Google

§ 40.

Was die jährlichen Sammlungen anbetrifft, so sollten sie am 1. September jeden Jahres vollendet sein.

§ 41.

Sie werden persönlich durch den Vorstand besorgt.

Capitel VII.

Vertretung der Gemeinde.

§ 42.

Da die Vorsteher die frei erwählten Vertreter der Gemeinde sind, so ist jede Verpflichtung, welche sie innerhalb ihrer statutenmäßigen Befugnisse gegen dritte Personen oder Behörden eingehen, für die Gemeinde verbindlich. Sobald jedoch die Vorsteher diese Befugnisse überschreiten, so thun sie es auf ihre Gefahr.

Die Entscheidung hierüber steht der Gemeindeversammlung zu, die zu diesem Zwecke auch außerordentlich zusammenberufen werden kann.

Diese Versammlung muß excl. der Vorsteher von mindestens 50 Gemeindemitgliedern besucht sein, und nach gehöriger Discussion der Klagepunkte und Schlußerklärung der Verhandlungen von Seiten der Angeschuldigten sind drei Fünftheile der anwesenden, in geheimer schriftlicher Abstimmung abzugebenden Stimmen erforderlich, um die persönliche Verantwortlichkeit der Vorsteher zu beschließen.

Anträge auf Berufung einer außerordentlichen Gemeindeversammlung zu diesem oder anderen Zwecken müssen von mindestens fünfundzwanzig Gemeindemitgliedern schriftlich bei dem Vorstande, unter Angabe der Beweggründe, eingereicht werden.

§ 43.

Wünsche und Vorschläge der Gemeinde oder einzelner Mitglieder, oder des Predigers, werden durch den Vorstand vermittelt. Derselbe tritt auch als Vermittler ein bei Mißhelligkeiten oder Klagen, welche von irgend einer Seite vor ihn gebracht werden möchten, wobei erforderlich ist, daß der klagende Theil durch Nennung seines Namens offen hervortrete.

§ 44.

Können Mißhelligkeiten zwischen dem Prediger und der Gemeinde oder einzelnen Gemeindemitgliedern selbst in den zur Schlichtung derselben nöthigenfalls zu berufenden Gemeindeversammlungen nicht beigelegt werden, so steht beiden Theilen die Verwendung an den Oberkirchenrath in Berlin frei.

Digitized by Google

Anträge, Klagen über den Prediger enthaltend, können nur in Gemeindeversammlungen von mindstens hundert Theilnehmern erledigt werden.

Von letzteren müssen mindestens drei Fünftheile in geheimer schriftlicher Abstimmung dem Antrage ihre Stimme geben, um denselben zum Beschluß erheben zu können.

§ 45.

Ohne solchen Gemeindebeschluß dürfen die Vorsteher keine Art von Klage oder Beschwerde über den Prediger an die vorgesetzte Behörde desselben senden.

§ 46.

Die Vorsteher handeln collectiv, d. h. der einzelne Vorsteher kann nur durch einen Vorstandsbeschluß zur Vornahme amtlicher Handlungen befugt sein.

Capitel VIII.

Von den Versammlungen.

§ 47.

Die Versammlungen sind entweder Vorsteher- oder Gemeinde-Versammlungen.

§ 48.

Die Vorsteherversammlungen finden monatlich statt an dem von dem Präsidenten dazu bestimmten Tage und Orte, und außerdem so oft er solche zusammenberufen läßt.

Um Beschlüsse fassen zu können, müssen mindestens vier Vorsteher anwesend sein.

§ 49.

Bei Ablehnungen und eintretenden Vacanzen im Vorstande sowie bei längerer Verhinderung eines Vorstehers hat der Schriftführer den zuerst gewählten Supplenten einzuberufen.

§ 50.

Die Gemeindeversammlungen sind entweder ordentliche oder außerordentliche.

§ 51.

Jährlich findet eine ordentliche Gemeindeversammlung am letzten Sonntage des Monats April in der Kirche statt. Zu derselben zu erscheinen ist aller Gemeindemitglieder Pflicht.

Es werden in ihr folgende Hauptpunkte erledigt:

Digitized by Google

a. Die Mittheilung eines ausführlichen Berichts über die Gemeinde-Angelegenheiten für das nächste Kirchenjahr;

b. Die Rechenschaftsablegung des Vorstandes;

c. Die Wahl der Vorsteher und Supplenten.

In dieser Versammlung sind alle Mitglieder befugt, Anträge an die Gemeinde zu stellen, die sofort berathen werden sollen.

Damit diese Gemeindeversammlung Beschlüsse fassen könne, ist die Theilnahme von mindestens fünfundzwanzig Mitgliedern erforderlich.

Die Beschlüsse in dieser Versammlung werden durch einfaches Stimmenmehr gefaßt.

§ 52.

Außerordentliche Gemeindeversammlungen finden auf Berufung des Vorstandes statt, so oft solche nach § 42 verlangt werden, und außerdem, so oft er dieselben für nöthig hält.

§ 53.

Alle Gemeindeversammlungen müssen einige Tage zuvor dreimal nach einander in dem meist verbreiteten Tageblatte durch den Vorstand angekündigt werden. Auch hat der Vorstand den Prediger um Ankündigung derselben von der Kanzel herab zu ersuchen, bei welcher Gelegenheit die Veranlassung der Berufung, wenn dies aus anderweitigen Gründen nicht unschicklich erscheint, bekannt zu machen ist.

Das Protokoll der Gemeindeversammlung wird von sämmtlichen anwesenden Vorstehern unterzeichnet.

Capitel IX.

Der Kirchendiener.

§ 54.

Der Kirchendiener hat sowohl das Kirchengebäude nebst dessen Inventar und die heiligen Geräthe sauber zu halten, als auch dem Prediger bei seiner Amtshandlung die nöthige Handreichung zu thun.

Dafür bekommt er außer freier Wohnung ein von dem Vorstande zu bestimmendes monatliches Gehalt, und hat für jede Amtshandlung eine Gebühr von mindestens 2#000 anzusprechen.

Bei Erledigung des Postens geschieht die Neuwahl nach dem Vorschlage des Präsidenten in erster Gemeindeversammlung.

Digitized by Google

Capitel X.

Gottesdienstliche Zeiten und Handlungen.

§ 55.

Der öffentliche Gottesdienst und alle anderen gottesdienstlichen Handlungen sind nach der in der Agende für die preußischen Lande enthaltenen Anordnungen wahrzunehmen.

§ 56.

Die Predigt muß der Heiligen Schrift und dem Evangelischen Glaubensbekenntnisse gemäß sein.

§ 57.

Der Gottesdienst beginnt um 10 Uhr Morgens und findet statt:

a. an allen Sontagen,
b. an den zweiten Tagen der drei hohen Feste,
c. am Neujahrstage, am Charfreitage, am Himmelfahrtstage und am Weihnachtstage.

§ 58.

Will der Prediger noch außerdem zur Förderung des Christenthums unter der Gemeinde eine Bibel-, Missions- oder Erbauungsstunde halten, so hat er dazu vollkommen Freiheit und darf das Kirchenlocal zu diesem Zweck benutzen.

§ 59.

Der Kirchenbesuch ist einem Jeden während des Gottesdienstes gestattet, insofern er sich anständig beträgt.

§ 60.

Zu Bußtagen und zur allgemeinen Feier des heiligen Abendmahls sind bestimmt: der Charfreitag, der Confirmationstag der deutsch-evangelischen Jugend und der letzte Sonntag im Kirchenjahre. Die Beichte und Vorbereitung wird unmittelbar vor dem heiligen Abendmahle gehalten. [1])

§ 61.

Der Tag der Einweihung der Kirche, welche am 27. Juli 1845 stattfand, wird alljährlich an dem darauf folgenden Sonntage, wenn gedachter Tag nicht selbst ein Sonntag ist, durch eine Dankpredigt gefeiert.

---

[1]) Es ist wünschenswerth, daß die resp. Communicanten sich zum Empfange des heiligen Abendmahls vorher bei dem Herrn Prediger melden.

Digitized by Google

§ 62.

Was die Taufen anbetrifft, so können diese zwar in Privathäusern vollzogen werden, doch wird gewünscht, daß das Gotteshaus zu dieser heiligen Handlung gewählt werden möge.

§ 63.

Die Confirmation erfolgt nach gehöriger Vorbereitung um Pfingsten.

§ 64.

Die Trauungen werden nach dreimaligem Aufgebot im Kirchenlocale vollzogen. Dieselben können auch in Privatwohnungen vorgenommen werden.

Capitel XI.

Allgemeine Bestimmungen.

§ 65.

Bestimmungen über neue Kircheninstitute und Einrichtungen (Kirchhof, Gemeindebibliothek, Organistenstelle u. s. w.) werden nach Zeit und Umständen durch Gemeindebeschlüsse getroffen werden.

§ 66.

Zusätze zu vorstehenden Statuten oder Anträge auf Abänderungen derselben dürfen nur durch Vermittelung des Vorstandes, und von dessen Gutachten begleitet, zur Berathung vor die Gemeindeversammlungen gelangen, und ein derartiger Beschluß kann nur in Gegenwart von mindestens fünfzig Gemeindemitgliedern mit drei Fünftheilen Stimmen gefaßt werden. Erst nach eingeholter Genehmigung des Oberkirchenraths wird er gültig.

§ 67.

Ein gedrucktes Exemplar der Statuten ist jedem Gemeindemitgliede bei seinem Eintritt in die Gemeinde zuzustellen.

§ 68.

Diese Statuten treten in Kraft, sobald sie von dem Oberkirchenrath in Berlin und der Gemeindeversammlung (letztere nach den Bestimmungen der alten Statuten zusammengesetzt) angenommen und der Inhalt derselben gleichfalls durch den Herrn Prediger genehmigt worden ist.

Auch für das Schulwesen in Rio wurde der Eifer der Gemeinde auf's Neue rege, und es wurden Schulstatuten vom Pastor Schmidt projectirt. Daß es in diesen gleich anfangs heißt: „Die deutsch-evangelische Schule ist ein Institut der Gemeinde," ist für die Zukunft zu merken, da

Digitized by Google

nachmals der Hülfsverein bestrebt war, diese Schule als deutsche Schule zu proclamiren, ohne Rücksicht auf Religion und Confession, und sich die Herrschaft über die Schule zu gewinnen. Der deutsche Hülfsverein, zur Unterstützung nothleidender Deutschen gegründet, suchte schon unter dem 4. April 1855 die Hülfe der Gemeinde, ein Ausschuß des Hülfsvereins sollte mit dem Kirchenvorstand in Schulsachen conferiren. Unter dem 2. Mai 1855 heißt es, der eventuelle Zeitpunkt der Uebergabe der Schule an die Kirche solle fixirt werden. Hier beansprucht also schon der Hülfsverein die Schule als ihm gehörig, aber mit der Zeit der Kirche zu übergeben. Und 1859—60 macht der Hülfsverein Bedingungen für Fortzahlung seiner Gelder an die Schule. Pastor Schmidt schlug deshalb eine gemischte Schulcommission vor, bestehend aus Hülfsvereinsmitgliedern und Gemeindevorstandsmitgliedern. Allein das Recht war schon verschoben, die Schule war nicht mehr, was sie von Anfang war, Gemeindeschule der deutschen evangelischen Kirche in Rio. Von dem Vorstande der Kirche war die Gründung der Schule ausgegangen. Dieser hatte den Oberkirchenrath in Berlin ersucht, vor Schmidt's Ankunft, den neu zu sendenden Geistlichen zur Gründung einer evangelischen Kirchschule zu verpflichten. Schmidt wurde deshalb auch zum Pfarrer und Lehrer vocirt, die specielle Aufsicht über die Schule ihm anvertraut. Jedoch war es nöthig, daß der Oberkirchenrath in einem Schreiben vom 9. Mai 1857 darauf aufmerksam machte, daß bereits im Schreiben vom 7. März vorausgesetzt sei, daß die Stellung des Pfarrers in Beziehung auf die inneren Angelegenheiten der Schule, wie z. B. Festsetzung des Unterrichtsplanes, Beaufsichtigung der Lehrer ꝛc., gewahrt werden solle. 1860 unter dem 31. Januar erhob der Hülfsverein den Anspruch, den Unterricht seiner Freischüler zu überwachen. Bis so weit war die Anmaßung des Hülfsvereins schon damals gediehen und Pfarrer und Kirchenvorstand in ihrem ursprünglichen Recht bedroht. 1858 war eine Spaltung im Gemeindevorstande, der Vorstand legte in pleno sein Amt nieder. Einen erfreulichen Kirchenbesuch scheint auch Herr Pastor Schmidt nicht erlebt zu haben, denn der Oberkirchenrath wünscht unter dem 3. April 1860 vermehrte Theilnahme am Gottesdienst und an den Sacramenten. Mit gefährlichen klimatischen Krankheiten in seiner Familie und an sich selbst hat der Pastor Schmidt seinen Tribut an das Tropenklima auch bezahlen müssen und dadurch seinem Amte persönliche Opfer gebracht. 1861 im Frühjahre kehrte er heim, durch Familienrücksichten verhindert, den neuen Pfarrer in Rio zu empfangen und einzuweisen.

Digitized by Google

Die Gemeindeverhältnisse zur Zeit der Ankunft des neuen Pfarrers 1861 waren folgende. Von alledem, was wir soeben über die Geschichte der Gemeinde und im vorigen Capitel über Land und Leute gehört haben, und was zum Theil erst in diesen letzten Jahren bekannt geworden ist, wußte der neue Sendling fast nichts. Die Acten der Gemeinde, welche ihm von dem damaligen Decernenten Hengstenberg mit großer Liebenswürdigkeit vorgelegt wurden, gewährten ihm doch ein ganz falsches Bild von der Wirklichkeit der Zustände. Die Herzlichkeit aber des Decernenten, der, selbst kränklich, ihn seiner Fürbitte versicherte, that ihm sehr wohl. Auf die Nachricht von Hengstenberg's Tode schrieb er aus Rio: „Um Hengstenberg trage ich Leid! Er hat mich zum Abschiede geküßt und mich seiner Fürbitte versichert. Er war die Liebe selbst zu mir; schwach und krank habe ich ihn zuletzt gesehen; er ließ mich nur vor, weil eben ich es war, die große Sendung bewegte sein Herz. Er nannte mich immer Bruder. So habe ich einen Beter weniger. Ich bin innig betrübt und kann's und will's nicht verbergen. Er war früher Bruder und Secretär in Wittenberg, ich habe so gern an ihn und seine Gebete gedacht, ich traure über ihn, wie über einen langjährigen Freund. Da ist es schwer, Niemand zu haben, dem man's sagen kann, ich sage es nun Dir. — Ich setze noch einmal an, nachdem ich bewegt mein Zimmer durchmessen habe: Er war Einer von den Stillen im Lande, nun ist er offenbar worden! Er war in Amerika, Türkei ꝛc. Merkwürdig, er sagte zu mir: Eine recht lebendig christliche Predigt mögen die Leute bisher wohl nicht gehabt haben in Rio! — Gewiß hat er nicht richten wollen, aber die Berichte erschienen ihm wohl trocken; wie mir." Er selbst schreibt aus Rio über die vorgefundenen Gemeindezustände: „Man bekommt durch die Berichte von hier gar keinen Begriff von der Beschaffenheit der Gemeinde. Diese ist unendlich viel größer, als sie danach scheint. Etwa 250 Mitglieder sind verzeichnet, aber das heißt nichts Anderes, als diese bezahlen einen bestimmten Beitrag und sind darum wirklich Mitglieder. Nun aber ist unter einem Namen oft das ganze Handlungshaus mit mehreren Compagnons begriffen, zweitens ist unter einem Namen oft die ganze Familie begriffen, die Frauen sind mit sehr wenigen Ausnahmen nicht verzeichnet. Auf diese Weise verdoppelt sich gut die Mitgliederzahl. Drittens aber ist kein Schweizer verzeichnet; sie zahlen nicht persönlich, sondern als Corporation (trauriger Zwiespalt, Politik gegen Preußen), wollen für diese Zahlung Rechte haben und doch nicht eigentlich Mitglieder sein. Nun giebt es aber eine große Menge

Digitized by Google

Schweizer hier, und ich habe bei ihnen die Amtshandlungen, auch französisch (wie gestern bei der Kinderleiche), zu vollziehen. Somit zähle ich etwa 800—1000 Kirchenmitglieder; die Zahl läßt sich nicht genau berechnen, weil ich nicht weiß, wie viele Schweizer hier sind, ihre Namen sind nirgends genannt. Endlich viertens habe ich es keineswegs allein mit Kirchenmitgliedern zu thun, sondern auch mit vielen Anderen; das Verhältniß stellte sich so: unter 5 Leichen nur eine eines Kirchenmitgliedes und eine eines Schweizers. Ich taufe und traue in Familien, die nicht der Gemeinde wirklich angehören. Man schätzt die Zahl der Deutschen in Rio auf 4000, darunter giebt es sehr wenige Katholiken, alle Uebrigen muß ich als zu meiner Heerde gehörig betrachten, seien sie nun Gemeindemitglieder durch Zahlungen oder nicht. Die weiten Wege machen dazu die Amtshandlungen sehr zeitraubend." So viel über die äußeren Verhältnisse der Gemeinde; von ihren innerlichen Zuständen werden wir später bei der Seelsorge hören. —

Neben der deutschen Gemeinde ist aber auch noch der englischen und der nordamerikanischen presbyterialen Kirche zu gedenken, welche in Rio und den Provinzen ihre Sendlinge haben. Die englische Gemeinde ist die älteste evangelische Gemeinde in Rio. Reverend Mr. Graham war 18 Jahre Geistlicher dort und machte unserem deutschen Pfarrer mündliche Mittheilungen über die englische Gemeinde; zu den gewünschten schriftlichen Mittheilungen kam es nicht mehr, weil Rev. Graham Rio verließ. Unser deutscher Pfarrer suchte nämlich eine Correspondenzverbindung mit sämmtlichen evangelischen Geistlichen in ganz Brasilien zu Stande zu bringen, um Mittheilungen in Deutschland zu machen. Diese wichtigen Correspondenzen werden noch weiterhin zum Austrag kommen (Cap. 12). Ganz besonders freundschaftlicher und brüderlicher Art war des deutschen Pfarrers Verhältniß zu dem Geistlichen der presbyterialen Gemeinde Simonton und dessen Bruder, welchen Letzteren er auf der Reise nach Rio kennen lernte; sie sind Freunde geblieben in guten und bösen Tagen. A. G. Simonton hat 1865 Predigten in portugiesischer Sprache veröffentlicht, welche uns vorliegen. Die Gemeinde hat ihren Anfang genommen 1859, ein regelmäßiger Gottesdienst wurde 1860 eingerichtet, als Simonton kam, für alle englisch Sprechenden, welche nicht zur englischen Kirche gehörten. 1861 wurde auch portugiesisch gepredigt. Colporteure verbreiten die Bibel. Ich glaube das getreueste Bild von der Wirksamkeit dieses getreuen Dieners des Herrn und seiner Gemeinde zu geben durch Abdruck eines Aufsatzes meines lieben Bruders, welcher zum Theil in der Neuen Evangelischen

Digitized by Google

Kirchenzeitung seiner Zeit erschienen ist. Die Ueberschrift dieses Aufsatzes lautet: Brasilien. Fortschritt des Protestantismus. Imprensa Evangelica. Dann heißt es: „Die Energie der Nationalität und des Glaubens der nordamerikanischen Prediger in Brasilien, welche wir oft wahrzunehmen Gelegenheit hatten, hat sich auf's Neue in erfreulicher Weise kundgegeben. Sie fahren nicht nur fort, das Evangelium in der Landessprache zu verkünden, sondern thun es mit solchem Erfolg, daß die Zahl der Hörer fort und fort wächst und bereits ein anderer, viel größerer Betsaal gemiethet werden mußte; aber auch dieser hat sich schnell als unzureichend erwiesen, und man wünscht dringend, eine Kirche bauen zu können, was aber vor der Hand der amerikanische Bürgerkrieg noch verhindert. Zu den eigentlichen Gliedern der presbyterialen Gemeinde gehört seit Kurzem ein früherer brasilianischer Priester, der, von den Irrthümern der katholischen Kirche schon länger überzeugt, durch Bekanntschaft mit einem der eben bezeichneten Geistlichen in seiner Erkenntniß gefördert den Entschluß faßte, zur protestantischen Kirche überzutreten. Dieses Ereigniß ist, da man an der Aufrichtigkeit des Neuaufgenommenen nicht zu zweifeln Ursache hat, sondern vielmehr wahrnimmt, wie er mit Beweisung des Geistes und der Kraft Zeugniß giebt von unserem Erlöser, von großer Bedeutung; es wird, wie wir hoffen, segensreich sein für Viele, zumal der Uebergetretene ein Mann von schönen Talenten ist; außer mit der portugiesischen Sprache ist er mit der deutschen, französischen und spanischen Sprache wohlbekannt und besitzt schöne Rednergaben. Er ist 42 Jahre alt und will nun den Rest seines Lebens auf die Verbreitung des Evangeliums verwenden, und damit hat er bereits begonnen durch Predigt und Mitarbeit an einer evangelischen in portugiesischer Sprache abgefaßten Zeitung. Ihr Erscheinen begrüßen wir mit innigster Freude; die Imprensa Evangelica (evangelische Presse) ist die erste evangelische Zeitung in Brasilien. Sie ist längs begehrt, denn sie ist Bedürfniß. Der Leserkreis, welcher aus ihr Nutzen ziehen kann, ist ein dreifacher. Zunächst ist sie unzweifelhaft auf die Brasilianer abgezielt, und wie nöthig für sie ein evangelisches Blatt ist, erhellt leicht aus ihrer völligen Unwissenheit über alle protestantischen Angelegenheiten, aus dem Verfall des Katholicismus in Brasilien. Diejenigen Brasilianer, welche bereits mit dem Evangelium befreundet sind, werden, zumal bei dem Mangel an portugiesischer evangelischer Literatur, zur Imprensa Evangelica als einer Quelle des Lichts und geistlicher Nahrung mit Freuden hinzutreten. Daher wird das neue Blatt am meisten in den drei Provinzen gelesen werden, in welchen portugiesisch gepredigt wird,

Digitized by Google

in Bahia, Rio de Janeiro und Sao Paolo. Aber es giebt auch eine schon nicht geringe Anzahl Protestanten, welche, obwohl von europäischer Abkunft, doch ihrer Muttersprache völlig unkundig sind. Auch sie können sich aus dem Blatte belehren, und so nachholen, was die Eltern an ihnen versäumt haben. Und endlich ist den Protestanten aller Zungen, sei es, daß sie sich der Segnungen evangelischer Predigten und Sacramentsverwaltung erfreuen oder nicht, in dem neuen Blatte ein Mittel zur Förderung geboten. Sehr Viele von ihnen verstehen das Portugiesische, daher kennen sie auch die Imprensa Evangelica als ein gemeinschaftliches Band und Losungswort aller Protestanten in Brasilien betrachten; ja unsere Hoffnung ist nicht zu hoch gespannt, wenn wir der zahlreichen Mischehen in Brasilien gedenken und von dem neuen Blatte einen segensreichen Einfluß auf die katholischen Glieder der aus heimischen und fremden Elementen gemischten Familien in Aussicht zu nehmen wagen. Der geringe Preis des monatlich zweimal in Rio de Janeiro erscheinenden und aus 8 Bogenseiten bestehenden Blattes macht es allen, auch ärmeren Handwerksfamilien zugänglich, und so können wir das Vertrauen hegen, daß dem Anfang der Fortgang nicht fehlen wird. Bereits liegen uns mehrere Nummern der Imprensa Evangelica vor; die erste erschien am 19. November vorigen Jahres. Diese beginnt mit einem Prospectus, in welchem mit wenigen Worten Zweck und Inhalt des Blattes ausgesprochen ist. „Wir haben — heißt es da — alle Klassen der Gesellschaft durchforscht mit der Absicht, ihnen auf eine Art zu dienen, die ihren am meisten berechtigten Bedürfnissen auf dem religiösen Gebiet angemessen ist. In jeder Schicht finden wir Neigung zu religiösen Gesprächen, den glühenden Wunsch, das Herz zu bessern, Anstrengungen einer betrübten Seele, sich mit Gott zu versöhnen. Liegt nicht darin ein feierlicher Protest, daß wir nicht allein für diese Welt leben, sondern auch für eine andere, die uns unzweifelhaft erwartet, sobald der Tod uns umwandelt? Der Mensch scheint indeß in der Stunde der Andacht ein Herz zu haben, das ganz verschieden ist von dem, welches sein sonstiges Leben offenbart. — Hier entsprechen seine Handlungen nicht der Religion, welche er bekennt, und wenn er sich da scrupulös zeigt, Handlungen zu begehen, welche ihm die Gerechtigkeit Gottes versicherten, so zeigt er sich nicht minder so bei denjenigen, welche nicht irgend ein Leben zu Gott offenbaren, und nicht immer bekräftigt die Heiligkeit seiner Werke seine guten Vorsätze, da diejenigen selten Jesu Christo nachfolgen, welche ihn am öffentlichsten bekennen.

„Mitten in dem Chaos religiöser Ideen, welche die Menschen gegen-

Digitized by Google

wärtig spalten, wäre es unnütz, ihnen die Quelle aufzudecken, aus welcher das Uebel fließt, wenn wir ihnen nicht Mittel darböten, demselben abzuhelfen. Die Verbreitung des Evangeliums durch häusliche Andacht, durch das Organ eines Blattes, das demselben ganz besonders geweiht ist, das bieten wir unsererseits als Mittel dar. Wenn wir mit unseren Kräften auch nur das Geringste von unserer Absicht erreichen, so werden wir uns glücklich schätzen, unsere Pflicht erfüllt zu haben. Die Imprensa Evangelica, welche ausschließlich nur religiöse Interessen der Gesellschaft im Allgemeinen, wie im Besonderen die des Einzelnen verfolgt, fern von jeder Einmischung in Politik, ist Allen gewidmet, aber ganz besonders denjenigen, welchen „die Religion Jesu Christi noch nicht ein gleichgültiges Ding geworden ist, und welche mitten in der allgemeinen Verkehrung ihrer göttlichen Principien die köstlichste Gabe Gottes noch nicht verrathen haben — die Gewissensfreiheit im Evangelium." Dem Prospectus folgen längere dogmatische und exegetische Abhandlungen, welche sofort die Hauptlehre des Protestantismus darlegen und in ihrer positiven Darstellung, ohne jegliche Polemik, den Nerv der katholischen Irrthümer treffen. Der Römerbrief ist gleich in der ersten Nummer Gegenstand der Besprechung, wobei die Lehre von der Rechtfertigung sehr verständlich auseinander gesetzt ist, mit anzuerkennender Rücksichtnahme auf den griechischen, portugiesischen und Vulgata-Text. Außerdem werden mehrere einzelne Bibelstellen erklärt, und was gleich auffällt, „Zeugnisse ausgezeichneter Männer über die Vortrefflichkeit der Bibel" an einander gereiht, so daß der Leser sofort erfährt, worauf es dem Protestantismus ankommt. Es folgt ein Abdruck der „Lucie" von Ad. Monod in portugiesischer Uebersetzung, eine Anzahl lehrhaft erbaulicher Artikel, worunter eine Erklärung des Vaterunser in Fragen und Antworten — der den Brasilianern gewohnten Form (alle ihr Schulbücher sind so eingerichtet, daß der Lehrer nach ihr fragt und der Schüler nach ihr antwortet) — und ein Spruch mit beigefügtem Gebet. Am Schluß sind Zeitungsnachrichten gegeben, so weit sie für das evangelische Interesse wichtig sind. Das Ganze ist so eingerichtet, daß dem Bedürfniß verschiedener Bildungsstufen entsprochen wird, und wie der Inhalt, so ist auch die Form und der Ton des Blattes würdig und zweckentsprechend. Freilich glauben wir auch Mängel zu bemerken; aber je erfreulicher die Erscheinung des neuen Blattes schon an sich ist, desto lieber enthalten wir uns der Kritik, auch ist es rathsam, zu warten. Nur die Ueberzeugung wollen wir nicht verhalten, daß es sehr erfreulich wäre, wenn das neue Blatt sich in den Stand setzte, durch die Arbeit auch der deutschen Theologie und die

Digitized by Google

Lebensäußerung der deutschen Kirche sich zu bereichern. Interessant ist es, daß die Hauptjournale des Kaiserreichs, fern von Furcht, Intoleranz und Mißtrauen die Imprensa Evangelica in ihrer Weise als einen Bundesgenossen begrüßen und ihr Gedeihen wünschen. Sie sagen u. A: „Als Anhänger der Gewissensfreiheit freuen wir uns sehr über das Erscheinen eines Kämpfers mehr auf dem Felde der Moral. Das Blatt ist von gehobener, klarer und toleranter Sprache, welche die festen Ueberzeugungen verursachen." Und: „Die erste Nummer der Imprensa Evangelica, welche uns vorliegt, ist mit Würde geschrieben und mit der, wahren Christen und solchen Menschen eigenen Mäßigung, welche den fremden Glauben ehren, um den eigenen geehrt zu machen."

Der Herausgeber der Imprensa Evangelica, A. G. Simonton, bewahrte seinem deutschen Freunde treue Freundschaft; in Briefen trösteten sie sich über gegenseitige Trübsal, und zum Abschied verwies ihn Simonton von der irdischen Laufbahn, in welcher sie eine Weile zusammen gepilgert waren, auf das himmlische Wiedersehen, nach welchem es keine Trennung giebt. Auch James S. Simonton bekennt, daß er sich seit der ersten Begegnung auf dem Ocean der Freundschaft mit dem deutschen Freunde gefreut habe; auch er correspondirte ferner mit ihm, hat ihn manchmal in Einsamkeit und Krankheit besucht und ist sammt dem schwedischen Dr. Akerblom ein Glied der evangelischen Allianz des Lebens gewesen, wie sie sich für den deutschen Pastor in Rio bildete, indem ein Jeder an seinem Theil und in seiner Zunge im fremden Lande bekannte, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.

Hier wäre nun auch noch eines Evangelisten in B. zu gedenken. Der deutsche Pfarrer eröffnete auch mit ihm, als Amtsgenossen und Simonton's Freund, eine Correspondenz. „Denn," sagt er, „ich habe die Absicht, eine geschichtliche Uebersicht über die evangelischen Verhältnisse in Brasilien zu veröffentlichen. Mit Interesse habe ich Ihre Thätigkeit auf literarischem Gebiet verfolgt, aber ich kenne wohl nicht Alles, was von Seiten des Protestantismus in portugiesischer Sprache erschienen ist." Das erbetene Material konnte aber aus dringenden Ursachen nicht gegeben werden, und ist es rathsam, auch jetzt noch keine Namen zu nennen. Ebenso hält sich das Missionswerk des Dr. Kalley verborgen; ein Brief von ihm an meinen Bruder enthält nur Aeußerliches, und kann ich also nichts Neues mittheilen. Ebenso wird auch Blackford in Sao Paulo sein Evangelistenwerk in der Stille treiben; er ist es, welcher zuerst das Evangelium jenem nun übergetretenen Priester bekannt machte. Was die beiden Blackfords, A. L. Blackford und E. W. Blackford, dem deutschen Freunde

Digitized by Google

als Abſchiedswort hinterließen, möge hier ſeine Stelle finden als ein Zeugniß für die Verbrüderung in Chriſto, welche für das fremde Land eine Verheißung, und für deutſche und engliſche oder amerikaniſche Evangeliſten ein Troſt iſt. Sie arbeiten, leiden und freuen ſich zuſammen, denn hier iſt nicht Grieche, noch Scythe, ſondern Alles und in Allen Chriſtus! A. L. Blackford ſchreibt:

The sunlight on the cloud,
The bow of promise forms,
Tracing in hues of beauty
Hope on the darkest storms.
Thus may the light of God
Upon thy life-clouds shine,
Gilding thy tears and sorrows
With the hope of life divine.

E. W. Blackford ſchrieb:

We met as brethren meet,
Who are cast on a foreign strand,
Whose hearts are cheered as they hasten to greet
And commune of their native land —
Of their Fathers house in that world above,
Of his tender care and his boundless love.

The city so fair to behold,
The redeemed in their vestments of white —
In those mansions of rest, where, mid pleasures untold
They finaley hope to unite:
Where ceaseless ascriptions of praise shall ascend
To God and the Lamb in a world without end.

Digitized by Google

Fünftes Capitel.

Anfänge des Evangelistenwerks. Die alte Schule und ihre Reform.

Die große Gemeinde in dem großen und fremden Lande stellt vielseitige und schwere Anforderungen an den pastoralen Dienst des seine Wirksamkeit beginnenden Ankömmlings. Fremd den Gemeindegliedern, fremd dem Lande und seinen Zuständen, fremd der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen und auch der Landessprache, soll er zugleich mit der nothwendigsten häuslichen Einrichtung sein Amt beginnen, und oft gleich anfangs schwierige casuelle Fälle handhaben. Dazu ist die Heimath fern, der Ocean zwischen der neuen Welt, die niemals Heimath werden kann, und zwischen der alten Welt, in welcher alles bisher Theuergewordene zurückgeblieben ist, es sei denn, was der Evangelist als guten und unvergänglichen Schatz in seinem Herzen und inwendigen Leben mit sich trägt. So ist es natürlich, daß ein Gefühl der Vereinsamung im Anfang einen deutschen Sendboten in Brasilien überkommen muß, und er verlangend späht, ob auf dem winterlich todt erscheinenden Saatfelde der Tropengemeinde sich kein grünes Hälmchen blicken lasse, welches seinem Auge wohl thue und seinem Herzen Hoffnung gebe. So trat auch unserem Evangelisten der lärmende Rausch des geschäftlichen Erwerbs entgegen, als ein seiner Seele fremdes Trachten nur nach dem, was drunten ist auf der Erde, nicht nach dem, was droben ist, wo Christus ist, sitzend zur Rechten des Vaters. Und sah er auch ab von dem heiligsten und verborgensten inwendigen Leben mit dem Herrn, so vermißte er doch meistentheils den nur menschlich edlen Sinn und die feinere Bildung, welche seinen Bedürfnissen und Gewohnheiten als verwandt entgegen gekommen

Digitized by Google

wäre. Schlaffheit und Unordnung wurden an der Gemeinde bald bemerkbar, und Manche hatten gar keine Vorstellung davon, daß ihr Pastor gekommen sein könne, um mit Darangabe seiner selbst den Seelen zu dienen. So schrieb er denn im ersten Brief von Rio unter den ersten Eindrücken von seiner Gemeinde: „Wenn ich Dir heute Trübes schreibe, so wisse, daß ich nicht klage und murre, sondern ich bin stille vor dem Herrn..... Wer versteht mich hier, wer? Sie haben keine Ahnung von dem, was in mir vorgeht, denken, ich komme, ein Geschäft zu machen. So schwer habe ich's mir nicht gedacht..... Man kannte die Verhältnisse nicht, und wer kennt sie in Deutschland? Niemand." Kaum angekommen sollte der neue Pfarrer gleich viele Besuche machen, die auszuführen bei den weiten Wegen und bei der gewissenhaften Führung seines Amtes unmöglich war. Auf persönlichen Verkehr war er stets gerichtet, und wußte sehr wohl, daß manche conventionelle Höflichkeit und mancher gesellige Umgang dem seelsorgerlichen Einfluß die Thür öffnet, allein das Unmögliche ließ sich nicht möglich machen.

„Man wundert sich, wenn ich nicht gleich den ersten Tag gekommen bin! Ich kenne keine Namen, keine Wege, und sie wohnen halbe, ganze Stunden und noch weiter von mir! Der Mittelstand und der unterste Stand ist das Schlimmste, mit den Gebildeten mag es noch besser gehen, — vielleicht auch viel schlechter. An Spöttern fehlt es nicht in den Gesellschaften, das habe ich schon gesehen." Wohlthuend war es ihm, daß der damalige Präsident des Kirchenvorstands und ein anderes Vorstandsmitglied, Herr St., nebst seinem Hauswirthe ihn vom Dampfschiff abholten. Er beschreibt, wie sie durch mehrere schmutzige Gassen in die ihm gemiethete Wohnung gelangt sind, Rua do Costa 26. „Ich wohne gesund — schreibt er — aber zwei steile Treppen hoch, herrliche Aussicht (wofür ich jetzt freilich keine Interesse habe), große Stube, aber beständiger Zug, die Thür muß inwendig zugeriegelt werden, sonst steht sie auf und von außen ist sie nicht zu öffnen. Meine große Stube hat zwei kleine Alkoven, einen zum Schlafen. Meine Bedienung ist schwarz, spricht nur Portugiesisch, daher ich nichts reden kann mit ihnen. An Ausschicken ist gar nicht zu denken, Alles selbst besorgen! Zur Miethe wohnen, wie bei uns, kennt man nicht, Jeder miethet ein ganzes Haus oder hat es zu eigen, und beides ist furchtbar theuer. Einen Schwarzen oder Braunen zu halten, kostet monatlich mindestens 20 Thlr.! — Ich esse Mittags in der Familie sehr gut, um 5 Uhr. Frühstück und Abends eine Tasse Thee wird mir heraufgeschickt... Meine Sachen habe ich noch nicht aus dem Zoll; mein Wirth hat sich dankenswerther Weise bemüht, daß ich

Digitized by Google

die Sachen zollfrei bekomme, nämlich als zu denjenigen gerechnet, welche für Colonisation sorgen. Es herrscht eine ungeheure Willkür; es ist möglich, daß ich Alles frei bekomme, es ist aber auch möglich, daß ich einige Hundert Thaler Steuer bezahlen muß. Sämmtliche Steuerbeamte kann man kaufen, sind bestechlich, und daraus wird kein Hehl gemacht. Mein Küster wunderte sich, daß ich die Bestechung für großes Unrecht hielt! So kann man dazu kommen, aus Unkenntniß Dinge zu thun, welche man hinterdrein erst als schlecht erkennt." Endlich aber heißt es in jenem Briefe: „Gott ist meine Burg und meine Hoffnung. Ich glaube doch, es ist Gottes Wille, daß ich hier bin, und so will ich in seinem Namen wirken, so lange es Tag ist... Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Der allmächtige und barmherzige Gott aber sei mit mir, mit Dir, mit allen meinen Lieben jenseits des Meeres. Er erbarme sich über uns und sei uns gnädig. Ich weiß aber, daß er Alles giebt, was wir bitten im Namen seines Sohnes, daher laß uns schreien zu Gott, der uns hilft! Die Gnade sei mit Dir. Amen."

Während der Ankömmling sogleich von kleineren und größeren Plackereien durch das Klima zu leiden hatte, obwohl zur Winterzeit — er zählte gleich nach der zweiten Nacht 150 Muskitenstiche an beiden Händen — der Regenschirm muß gegen die heiße Sonne stets aufgespannt bleiben bei den Ausgängen — während er Kirche und Schule besichtigte, die ersten Besuche bei Consuln und Kaufleuten machte, auch freundlich gemeinte Einladungen nicht ausschlug, mußte er seine Antrittspredigt vorbereiten, für die er zum Text Röm. 1, 16 nahm: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben." Er beginnt mit brünstigem Gebet und strömt danach die Empfindungen seines Dankes gegen den Herrn aus, nicht ohne Bangigkeit und Seufzen zu Gott bei dem Anblick des ihm zugewiesenen Arbeitsfeldes, er fordert die Gemeinde zum Dank auf gegen die heimathliche Behörde, die ihn gesendet, den Oberkirchenrath in Berlin, dessen heiligen Ernst, strenge Gewissenhaftigkeit, Geist des Gebets und herzliche Liebe er bezeugt. Er dankt dem Vorstande und Allen, die ihm wohlwollend entgegengekommen, dann aber will er zur heiligen Schrift greifen und an ein Wort seine weiteren Gedanken anknüpfen, das den Nerv des Christenthums berührt. Das ist Röm. 1, 16. Von dem Gedanken ausgehend, daß die hier ausgesprochene Wahrheit das gesammte Leben und Wirken des Apostels gegenüber den Juden und

Digitized by Google

Heiden regiert habe, bezeugt er, daß dieselbe noch bestehe, und auch ihn durch Gottes Gnade beherrsche, so daß er sich dieses Evangeliums von Christo nicht schäme, sondern es bezeugen wolle, so lange er in dem Leibe walle, und das von Stund' an, damit seine Gemeinde sogleich wisse, wessen sie sich von ihm zu versehen habe. Wie er in dieser Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums Christi seinen Beruf gefunden habe, der ihn nach Rio geführt, darüber haben wir schon seine Worte im ersten Capitel angeführt. Er bezeichnet aber auch diese Wahrheit als die, welche er unter ihnen zu bezeugen habe, und welche ihn an einen gesegneten Erfolg seiner Arbeit glauben lasse. In Bezug auf den Erfolg sagt er gleich in seiner Antrittspredigt: „Allerdings ist Grund zu der Befürchtung vorhanden, die Arbeit werde vergeblich sein. Denn das Amt ist schwer, einmal schon das Wort recht zu theilen ist schwer, dann der für die Gemeinde vorbildliche Wandel des Pfarrers, welcher die Probe ablegen muß, ob man Anderen predigen könne, ohne selbst verwerflich zu werden, schwer ist auch die Leitung der Schule und die Unterrichtsarbeit an derselben. Dazu kommen die ganz fremden, schweren Verhältnisse, die Nothwendigkeit der Sprachen, die Größe der Stadt, das Klima. So ist wohl zu zagen, aber dennoch nicht zu verzagen. Der Grund zur Hoffnung auf eine gesegnete Arbeit ist stärker. Diese Hoffnung beruht nicht auf der Kraft des Pastors, sondern auf der Kraft des Evangeliums Christi mit seiner Wahrheit und Beseligung. Diese Wahrheit hat die Welt umgestaltet, obgleich sie durch schwache Werkzeuge ausgebreitet wurde, sie ist noch dieselbe und wird den Pfarrer stark machen und die Gemeinde." Die Predigt schließt mit der Ermahnung, dieser Mittelpunkt für Leben und Wirken des Pfarrers möge auch der Mittelpunkt für Leben und Thun der Gemeindeglieder sein, nämlich das Evangelium Christi.

So war das Wort ausgesprochen, das Wort vom Kreuz, kein Aufmerksamer konnte zweifeln, mit wem er es zu thun habe. Da war keine Abschwächung des Evangeliums aus Connivenz, keine Vermittelung für aufklärerische Neuerungssucht, kein hohler, blendender Redeprunk, es war das alte schmucklose Evangelium, einfach gepredigt, mit allem Göttlichen und Uebernatürlichen, höher als alle Vernunft, verständlich allein für den Glauben, ein Gericht für den Unglauben. Es wirkte auch sogleich. Die volle Kirche wurde bald leer, sie war nur ein Schauspiel gewesen zum Beginn der neuen kirchlichen Saison. Solche Erfahrungen machen wir ja auch in der deutschen Heimath, wenn eitle Kirchenvisitenmacher, Firmarepräsentanten, neugierige Superkluge die Kirche bei solchen Gelegenheiten

Digitized by Google

füllen, wenn der sonst überflüssigen Kirchenstühle zu wenig werden, der stets leere Patronatsstuhl besetzt ist von seinen Inhabern, die ihr kirchliches Nichts dem Auge der Gemeinde zeigen, in dem Wahn, nun ihre ganze Würde allem Volk offenbar werden zu lassen, oder wenn der behäbige Kaufmann, der ungläubige Beamte, der selbstgerechte Bürger in der Stadt, oder der geizige und stumpfsinnige Bauer auf dem Lande und der unkirchliche Gutsherr ihre lange verborgene Herrlichkeit sichtbar machen. Solche Kirchenbesucher glauben dann auf lange Zeit hin genug gethan zu haben, und halten diesen Kirchenbesuch fest in ihrem Gedächtniß, aber sie verschwinden eher als die welkenden Kränze auf Kanzel und Altar, zumal wenn eine leise durchklingende und zeitgemäße Verleugnung des Evangeliums, die nicht zu grob und merkbar für das gemeine Volk sein darf, dem empfänglichen Ohre nicht geboten wurde vom neuen Prediger. So ergeht sich denn das weise Urtheil der Thörichten in Bemerkungen über Organ oder Redeform des Predigers, die Weite der Wege bis zur Kirche wird beklagt, und die Schwierigkeit, seine Hauswirthschaft am Sonntage einrichten zu können. So sind sie dann wie weggeblasen. Wenn das schon in der Heimath die Erfahrung vieler Orten ist, so läßt sich erwarten, daß unter den wirklich erschwerenden Umständen in einer Tropenstadt wie Rio solches bei den großen Entfernungen und bei der meist herrschenden Hitze, hauptsächlich aber bei dem kaum eingewurzelten christlichen und kirchlichen Leben und dem Wechsel der Gemeindeglieder noch viel mehr der Fall sei.

Was gleich anfangs die besondere Fürsorge und Thätigkeit des neuen Pfarrers in Anspruch nahm, war die Schule. Er fand dieselbe in sehr üblem Zustande, Pünktlichkeit und Ordnung fehlte sehr. „Gott gebe mir — schrieb er — die volle Freudigkeit, die Bruder Bodelschwingh in Paris hat, freilich wollte ich auch lieber Schulen gründen und mit niederem Volk zu thun haben, als verdorbene Schulen zu retten und mit den Großen verkehren.“ Das Schullocal war ein durchaus ungenügendes, eine Klasse „im Freien, halb überdacht, nebenan eine bedeckte Klasse, die Thür steht auf, und der Lehrer beschäftigt beide zugleich. Eine Stube ist gedielt, unter ihr fault das Regenwasser und giebt einen pestilenzialischen Geruch und präparirt die rechte Fieberluft. Die armen Kinder! Ich will etwas thun!“ Aeußerlich und innerlich war hier viel zu thun. In der Schule erkannte der Pfarrer ein besonders pflegebedürftiges Gebiet, überzeugt, daß in Rio ein Neues gepflügt werden müsse, und mit den Kindern, als dem empfänglichsten Saatfelde der zukünftigen Gemeinde, zu beginnen sei. Schon die äußere

Digitized by Google

Verfassung der Schule unter dem wachsenden Einfluß des „deutschen Hülfsvereins" war sehr bedenklich. Dieser Verein, von welchem im vorigen Capitel schon geredet worden ist, hat zu seinem Zweck die Unterstützung nothleidender Deutscher „ohne Unterschied der Religion"; er unterstützte auch arme Schulkinder, bezahlte auch zum Theil Pfarrer und Lehrer der Gemeindeschule für ihre Lehrthätigkeit, und hatte sich allmählich einen Einfluß, dann eine Herrschaft auch über die Leitung der Schule angemaßt, bei welcher die Thätigkeit des Pfarrers, welchem von Amtswegen die Leitung der Schule zustand, gelähmt und die amtliche Stellung des Pfarrers bedroht wurde. Diesen Uebelstand erkannte der neue Pfarrer bald und verbarg sich nicht, daß es hier mit der Zeit zu einer Auseinandersetzung kommen müsse, falls er seine Amtspflicht als Aufseher und Leiter der Schule nicht vernachlässigen und dem religionslosen Hülfsverein, der auch die Schule „ohne Unterschied der Religion" zu handhaben wünschte, die Schule zum Verderben der Kinder und der Gemeinde überlassen wollte. Jedoch war er weit davon entfernt, gleich anfangs Widerspruch zu erheben und sich von dem Hülfsverein loszusagen, der doch immerhin beisteuerte für die Schule und bei wohlgewählten Vertretern und gebührender Beschränkung der Schule nützen konnte. Er ging also auf das Bestehende ein und suchte die Schule nur hinsichtlich des Schulplans und Unterrichts in den gehörigen Stand zu setzen, was ihm auch bald so gut gelang, daß die Mitglieder des Hülfsvereins, welche denselben in der aus Hülfsvereinsmitgliedern und Kirchenvorstandsmitgliedern gemischten Schulcommission vertraten, dem Pfarrer ihre Anerkennung und Bewunderung seines pädagogischen Talents aussprachen, die Eltern aber mit großer Freude die Fortschritte ihrer Kinder bemerkten und sich an den in der Schule erlernten Liedern erfreuten. In der That war auch der Verkehr mit Kindern meinem lieben Bruder ein besonders lieber, er verstand es vortrefflich, sich die Herzen der Kinder zu gewinnen, denn er war selbst kindlich und mit den Kindern ein Kind, während er sie zugleich in strenger Disciplin zu halten wußte. Seine Unterrichts- und Schulerfahrungen aus seiner Hauslehrerzeit und besonders auch aus der Wittenberger Zeit kamen ihm hierbei trefflich zu statten. „Lasset die Kindlein zu mir kommen" — dies Wort des Herrn übte er an seinem Theil von Herzen aus und suchte in die Herzen der Kinder die Liebe zum Herrn Jesu, dem rechten Kinderfreund, zu pflanzen. Sein theurer Freund und Mitarbeiter am Evangelium Christi, Pastor Stroele in Petropolis, berichtet über seine Schulthätigkeit: „Während dieser Zeit (des Besuchs in Rio) kam ich oft zu ihm in die Schule

Digitized by Google

und bewunderte besonders die gute Disciplin und die Aufmerksamkeit seiner Schüler. Lautlose Stille, und Aller Augen auf den Lehrer gerichtet, so fand ich es immer, wenn ich unerwartet in seine Schule eintrat. Ich bin Schullehrers Sohn und selbst Schulmann, und bezeuge deshalb, daß Ihr lieber Bruder ein tüchtiger Schulmann war."

Der Schulplan wurde nach allen Seiten überlegt, sorgfältig angesetzt, mit dem Lehrer besprochen und danach ein pünktliches Schulwesen begonnen. Der Unterschied der Jahre bei den Kindern und der Unterschied der Sprachen machte nicht geringe Schwierigkeiten, die aber je länger desto besser überwunden wurden. Der Lehrstoff in den verschiedenen Disciplinen wurde eingetheilt und nach jeder Unterrichtsstunde in ein sauberes, wohlgehaltenes und sorgfältig controlirtes Klassenbuch eingetragen. Das Klassenbuch für das Sommerhalbjahr von Michaelis 1861 (denn diese Zeit ist ja dort Sommer) führt 40 Schüler auf, und als die beiden angestellten Lehrer den Pfarrer und den Schullehrer. Die Kinder sind in zwei Abtheilungen getheilt, die erste zu 15, die zweite zu 25 Schülern. Knaben und Mädchen sind in den Abtheilungen zusammen. Die Zahl der Schüler mehrte sich im Laufe des Semesters beträchtlich. Gegenstände des Unterrichts waren: Religion, Deutsch, Geschichte und Geographie, Schreiben, Rechnen, Naturkunde, Englisch, Französisch, Portugiesisch, Singen, Turnen. Diese Gegenstände waren für die beiden Abtheilungen verschieden vertheilt, den kleineren Schülern wurde natürlich weniger zugemuthet als den größeren. Die Mädchen bekamen auch Handarbeitsstunden. Der Unterricht fand statt von 8—12 und von 2—4. In manchen Stunden mußten beide Abtheilungen verbunden werden, in anderen waren sie getrennt. Der Pastor gab 13 Stunden, der Lehrer 21. Der Besuch der Schule von Seiten der Kinder war nun freilich nicht immer der wünschenswerth regelmäßige. Das Klima influirt auf denselben. Theils ist es sehr heiß, theils ist ein so arges Regenwetter, welches die Straßen überschwemmt und den Eisenbahndamm wegreißt, daß es unmöglich ist, zur Schule zu gelangen. Wer es verausgaben kann, läßt sich wohl bei solcher Gelegenheit von einem Schwarzen reitweise über die Straße tragen. Der Pfarrer selbst konnte manchmal nur auf diese Weise in die Schule gelangen. Trat ein katholischer Festtag ein, so fand für den Nachmittag oder auch für den ganzen Tag nach herkömmlicher Sitte kein Unterricht statt. Die Leistungen der Kinder waren bald recht zufriedenstellende. Der zu überwältigende Sprachstoff, welcher für das Land unentbehrlich ist, macht nicht geringe Anforderungen an die Kraft der Kinder wie der Lehrer. Die schriftliche Ausarbeitung von

Digitized by Google

Katechismussprüchen war eine erfreuliche Leistung, zu welcher man es in unseren heimischen Volksschulen nicht zu bringen pflegt. Erkrankte der Lehrer, so übernahm der Pfarrer seinen Unterricht mit, wodurch ihm dann freilich zu Zeiten sehr schwere Arbeit zuwuchs. Am Ende jeder Woche, Sonnabends um 11 Uhr, hielt der Pfarrer nach Wittenberger Sitte einen Wochenschluß. Er legte nämlich dann den Kindern die Sonntagsevangelien aus. Von diesen gründlich vorbereiteten Ansprachen hat er die Entwürfe meistens aufbehalten. Der Ernst und die Liebe, mit welchen er sich auch dieses Theils seiner Schulthätigkeit annahm, ist daraus ersichtlich. So z. B. redet er am Sonnabend den 20. Juli 1861, vor dem siebenten Sonntag nach Trinitatis, zu den Kindern über Matth. 7, 15—23 („an den Früchten sollt ihr sie erkennen") von den Fruchtbäumen im Reiche Gottes. Der Gedankengang ist dieser: „Wie oftmals, so redet auch hier der Herr in Bildern. Ein Bild namentlich zieht sich unter den verschiedenen Bildern durch den ganzen Text hindurch, das Bild von den Fruchtbäumen im Reiche Gottes. Indem wir dieses Bild erklären, erklären wir den ganzen Text. Also: Von den Fruchtbäumen im Reiche Gottes. I. Welche sind sie? Alle Menschen: durch die Geburt in's Erdreich, diese Welt; durch die Taufe in das Reich Gottes eingepflanzt, können sie äußerlich und innerlich wachsen und Frucht bringen. II. Was will Gott von ihnen? Gute Früchte: 1) Viele scheinen gut, aber sind es nicht, wachsen nur äußerlich, nicht innerlich, und bringen keine Frucht. Dahin gehören die falschen Propheten und viele Andere; — Heuchler! — 2) Andere sind gut, das sind die, welche gute Früchte bringen, wie sie der liebe Gott von ihnen haben will. — III. Wie ergeht es ihnen? Gut oder schlecht, je nachdem! — 1) Denen, welche keine Früchte oder böse bringen, geht es sehr, sehr schlecht; sie werden ausgerissen und in's Feuer geworfen. Sie müssen in ewiger Verdammniß Pein leiden und große Qual! 2) Denen, welche gute Früchte haben, geht es sehr gut! Sie werden ganz sanft aus ihrem Erdreich genommen und in's ewige Himmelreich versetzt. — Schluß: Was für Bäume seid ihr? Habt ihr gute Früchte gebracht in dieser Woche, oder böse? Wie wird es euch ergehen? Prüft euch, bessert euch!" — Aus dieser Art seiner Wochenschlüsse läßt sich auch erkennen, wie er in den Religionsstunden kindlich mit den Kindern verkehrte, gleich ernst und liebevoll. Ganz besonders gern ließ er die Kinder singen, und sie sangen auch besonders gern, wobei die kleine nach Rio ausgewanderte Missionsharfe den Liederreichthum vielfach hergab. Aber noch in vielen anderen Schuldisciplinen ist er

Digitized by Google

thätig gewesen, wie seine Studienhefte und -Blätter davon und von seiner steten Fürsorge für die Schule Zeugniß geben. Es sind Studien auf dem Gebiete der mathematischen Geographie, selbstgefertigte zahlreiche Vorschriften und Anleitungen zum Schreiben, mühsame Versuche, den Lehrstoff auf die Stundenzahl zu vertheilen, Verzeichnisse der fehlenden Bücher bei den Kindern, welcher Mangel den Unterricht sehr erschweren mußte, personelle Bemerkungen über die Schulkinder. Mit der Disciplin der Kinder muß es sehr gut gelungen sein, denn die Bemerkungen im Klassenbuche bringen nur ganz Unerhebliches, und auch sonst wird nirgends in dieser Hinsicht Klage geführt. An kirchlich wichtigen Gedenktagen wurde den Kindern die Bedeutung derselben mitgetheilt, um die Zeit des Reformationsfestes aus Luther's Leben erzählt, am Tage vor Luther's Geburtstag von Luther's Lehnchen u. dergl. Auch der Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers wurde in der Schule festlich begangen und eine Ansprache über die Bedeutung des Tages an die Kinder gehalten. Zur besondern Freude der Kinder wurde ab und an ein gemeinsamer Spaziergang gemacht, oder sonst ein Fest ihnen bereitet. Letzteres z. B. zu Weihnachten 1861 im nunmehr erlangten neuen Schullocal. Wir finden davon folgende Beschreibung im Klassenbuche: „Durch Gottes Gnade haben wir am 24. December Abends als am heiligen Abend vor Weihnachten ein fröhliches Fest im neuen Schulhause gefeiert, welches auf diese Weise zugleich eingeweiht wurde. Alle Schulkinder konnten sich wegen des starken Regens nicht an dem Feste betheiligen, doch fehlten nicht sehr viele. Das Fest hatte deutschen Charakter und guten Verlauf. Nach dem Feste aber suchte uns der Herr schwer heim. Die Kinder Ernst und Emil Richter, auf eine Zeit lang in das elterliche Haus zurückgebracht, kehrten erkrankt wieder. Das älteste ergriff eine heftige Krankheit, ärztliche Bemühungen und treue Pflege konnten dem herannahenden Tode nicht Halt gebieten. Die Friesel waren Ursache, daß das Kind im Alter von sieben Jahren und einigen Monaten in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar um 12 Uhr verschied. Am folgenden Tage habe ich seiner betend an heiliger Stätte gedacht und danach Nachmittags eine Leichenfeier im Schulhause, in welchem er gestorben war, gehalten. Emil Richter, etwa fünf Jahre alt, am Schulunterricht noch nicht theilnehmend, jedoch im Schulhaus auch als Zögling der Frau Tannenhauer wohnend, war damals kränklich, doch hatten wir nicht ernstliche Befürchtungen. Aber die Krankheit griff schnell weiter, Friesel, Scharlachfieber, kalter Brand wütheten gemeinsam in dem Körper des Kindes. Unter Schmerzen und dreitägigem Todeskampfe gab

Digitized by Google

es den Geist auf, den ich in Gottes Hände befohlen habe mit dem des Bruders. Um 1 Uhr Mittags Dienstag den 14. Januar 1862, an dem Tage, an welchem ich von Petropolis zurückkehrte, trat der Tod ein. Des Herrn Wege sind unerforschlich. Wie beim Bruder hielt ich am Begräbnißtage, Mittwoch den 15. Januar, eine Leichenfeier im Schulhause. Der Herr laß es genug sein und wende sein Angesicht nicht von uns! Am 16. Januar sollte die Schule wieder beginnen, aber das Schullocal war mit Kranken- und Todtenluft angefüllt, daher die Ferien bis Anfang der nächsten Woche unfreiwillig verlängert wurden. Am Montag war ein katholischer Festtag (St. Sebastian, Schutzheiliger von Rio de Janeiro) und starker Regen war zuvor gefallen, so daß der Anfang der Schule definitiv auf den folgenden Tag gesetzt werden mußte, auf Dienstag den 21. Januar, an welchem Tage die Schule denn auch begann. Viel Krankheit hat in der Ferienzeit geherrscht. An den Frieseln waren etliche Kinder hart darniedergelegen, Vorsicht und Schonung thut jetzt noch sehr noth, da jene Krankheit jetzt epidemisch sein soll. Der Herr behüte uns!" — — — Diese Trübsalserfahrungen des Seelsorgers an seiner kleinen Schulgemeinde, des Hirten an den Lämmern, sind so, wie wir sie wiedergegeben haben, im Klassenbuch berichtet zugleich mit der Beschreibung des Weihnachtsfestes; doch finden wir an anderen Orten noch Manches über die den Kindern und Eltern hoch erfreuliche und Manchem völlig neue Weihnachtsfeier. Das neue Schullocal war für 70#000 gemiethet und 35#000 vom Pfarrer in der Gemeinde zur Veranstaltung einer Kinderfreude auf Weihnachten gesammelt, zu welcher Summe er selbst freilich noch Beträchtliches zulegen mußte, um seinen Zweck zu erreichen. Zur Vorfreude schon im November wurden Weihnachtslieder eingeübt. Er schreibt um jene Zeit: „.... Es betrifft meine liebe Schule, das ist hier mein liebstes, weil schwächstes und am meisten hülfsbedürftiges Kind, aber als Kind doch bildungsfähig. Ich habe nämlich, nachdem ich viel nachgesonnen habe und herumgelaufen bin, endlich ein Haus gefunden, in dessen oberstem Stockwerk Räumlichkeiten sind, die unsere Bedürfnisse vor der Hand befriedigen. Das ist eine ungeheuere Veränderung. Wir haben einen großen Saal, in welchem alle Kinder (40 sind es jetzt und darüber) sitzen können, ja, es haben wohl 100 Platz, so daß der Mangel an Raum kein Hinderniß ist, neue Kinder aufzunehmen. Dazu haben wir noch ein Zimmer für die erste Abtheilung, so daß wir uns in dem gleichzeitigen getheilten Unterricht nicht' mehr stören werden. Die Räumlichkeiten für die armen Pensionäre sind größer und Alles ist gesund. Wir sind aus der pesti-

Digitized by Google

lenzialischen Luft heraus! Gott Lob! Auf ein anderes Mal mehr davon. Ich feiere zum ersten Male in Rio Weihnachten mit den Schulkindern, ich meine, die Schulkinder feiern zum ersten Male Weihnachten. Ach, manche kannten nicht einmal den Namen Jesus Christus; ein elfjähriger Knabe, der etwa ein Jahr jetzt hier ist, konnte nach meinem wiederholten Vorsprechen mir nicht antworten auf die Frage: Wer ist Dein Heiland? Die Kinder wissen nichts von Weihnachten. Freilich nehme ich mein Geld dazu vorzugsweise, aber ich habe auch etwas gesammelt. Wie mich das freut, und die Kinder freuen sich mächtig. So wird das Weihnachtsfest ein Einweihungsfest des neuen Schullocals zugleich. Es giebt einen Weihnachtsbaum, wahrscheinlich einen Orangenbaum. Siehst Du, ich habe wohl meine Freuden, der Herr ist reich über uns Alle!" Das schrieb er am 4. Adventssonntage 1861, sich selbst und den Leser auf mancherlei Weise ermunternd und in seinem dürren einsamen Leben die Freude im Herrn suchend und genießend. Ich will auch den Anfang jenes Briefes nicht zurückhalten. „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: freuet euch — habe ich heute, nach acht Tage lang anhaltendem Regenwetter, vor dem Lehrer mit den Chorknaben (Singchor), dem Kirchendiener und drei Personen außerdem in großer Kürze gepredigt, bin aber schon durch die stille Betrachtung des herrlichen Textes recht erquickt worden und noch im Hinblick auf das bevorstehende Weihnachtsfest freudig gestimmt. In dem Herrn soll man sich allezeit freuen, und daß man es kann, davon liefert Paulus, der Apostel, den schlagendsten Beweis. Denke an die Lage, in welcher, und an die Verhältnisse, in welchen er das schrieb. „Hunde" machten ihm das vermeintlich noch kurze Leben sauer, Feinde des Kreuzes Christi, denen der Bauch ihr Gott ist. Er war gefangen, trauerte gewaltig um die Mißverhältnisse im Reiche Gottes, falsche Propheten, nun Du weißt es, es ist etwas ungemein Großes, jene Ermahnung zur ewigen Freude, das kommt aber von dem unverrückten Anschauen des ewigen Erbarmens Gottes in Christo. Der gnadenreiche Vater im Himmel mache Dich und erhalte Dich freudigen Geistes!" In der liebevollsten und rührendsten Weise sucht er nun Verzeihung, wenn seine Briefe Traurigkeit erregt haben, und zählt seine kleinen bescheidenen Amtsfreuden zusammen, um den europäischen Lesern wieder seinetwegen Muth zu machen. Advent verging und Weihnachten kam. „Wir waren recht fröhlich — schreibt er nach dem Feste — der Präsident des Kirchenvorstandes wurde eingeladen, der Weihnachtsbaum von Tiepke (ein Cedernbaum) war sehr schön," die Kinder wur-

Digitized by Google

den beschenkt und beschenkten zum Theil ihren Pastor. Nachdem die Kinder bewirthet waren und eine geistliche Feier gehalten worden, mußte der Pfarrer noch einige Kinder bei strömendem Regen von Negern über die Straße tragen lassen. So stand bis um diese Zeit Alles wohl und friedlich um die Schule, in jeder Beziehung war die letztere gehoben, die äußere und innere Reform von Erfolg begleitet und, wie es scheint, allseitig anerkannt. Freilich einzelne zuckende Blitze, welche ein kommendes Ungewitter verkündeten, wurden von Zeit zu Zeit wahrnehmbar. So geschah am 27. September d. J. in einer Gemeindeversammlung zur Ergänzung des Vorstandes eine feindselige Anfrage nach der Ueberschrift des Schulstundenplans, man wollte das „Evangelische" (Evangelische Schule) verleugnen, und vier Religionsstunden wöchentlich schienen zu viel. Am 12. November giebt es schon Feinde der Schule, die sich selbst laut „Heiden" nennen und ihren Willen haben wollen. Am 18. November meinte jedoch dann wieder ein Kirchenvorstandsmitglied, etwas Religion in der Kirche möchte wohl gehen! Doch folgte diesen Aeußerungen noch nicht sogleich Brand, Ungewitter, Kampf. Es sollte aber nicht sehr lange mehr damit dauern. Vor Weihnachten 1861 schrieb unser Evangelist: „Weihnachten steht vor mir, Weihnachten mitten im heißen Sommer, wenn die Tage am längsten sind! Die heiße Zeit ist von jetzt bis April oder Mai; das Drückende der Hitze, die Mattigkeit der Menschen steigert sich natürlich, und ist daher der Ausgang des Sommers, Februar, März, April die schlimmste Zeit in Ansehung der Krankheiten. Gott helfe uns!" Wie sich aber die Hitze in der Tropennatur steigerte über Neujahr hinaus, so sollte sich auch die Gluth auf dem geistlichen Arbeitsfelde mit dem kommenden Jahre steigern und ein Feuer anzünden, das immer weiter und heilsamer, wenn auch zugleich verzehrend, um sich greifen mußte. Auf dem Boden seiner zartesten Fürsorge, seiner aufopferndsten Arbeit und selbstverleugnendsten Thätigkeit, auf dem Boden der Hoffnungssaat, auf dem Boden der Schule sollte der heftigste Kampf entbrennen. Er aber hörte unter allen feindseligen Angriffen allezeit die Stimme seines Herrn: „Simon Johanna, hast du mich lieb? So gehe hin und weide meine Lämmer!" und er bewährte die Antwort seines Herzens durch die That: „Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe!" —

Digitized by Google

Sechstes Capitel.

Seelsorge und Predigt.

Ueber die in Brasilien und besonders in der Hauptstadt herrschende Unsittlichkeit sind alle Schriftsteller und Berichterstatter einig. Die Ehe dürfte wohl in keinem Lande, das den Namen eines christlichen trägt, so entheiligt sein wie bei diesem Volke, das nach seinem eigenen Sprichwort unter den Frauen verschiedener Farbe und Race einen Unterschied macht in ihrer Bestimmung für das Dienen, Ehelichen und Sündigen. Selbst bei Heiden mag die Schamlosigkeit ihres Gleichen suchen, mit welcher diese Dinge in Brasilien besprochen und behandelt werden. Die Bestechlichkeit ist an der Tagesordnung, der Gerichtsgang ist so schleppend und die Indolenz des Volkes so groß, daß man auch bei grausamen Verbrechen sich die Mühe der Klage nicht macht. Die Unsauberkeit und Trägheit des Brasilianers ist dem Fremden schon oft lästig geworden, der Bildungsgrad ist ein sehr geringer, der Pflanzer auf den Colonien hat den Deutschen schon manchmal mit seiner geldgierigen Grausamkeit in Krankheit, Elend und Grab gebracht.

Unter diesem Volke leben die Deutschen, leben auch in der Hauptstadt als ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung. Wenn der Deutsche seine gute deutsche Gesinnung und Sitte mit über den Ocean brächte, wenn er käme mit deutscher Treue und deutschem Glauben und deutschem Fleiß, wenn die Besten unseres Volkes, oder doch der Mehrzahl nach edle, wohlgesinnte Deutsche hinübergingen, die etwas Gutes schaffen wollen und einen Beruf darin finden, als Pioniere der Cultur ein Urwaldsland zu bearbeiten und deutschen Fleiß in den Städten Brasiliens wirksam werden zu lassen, dann würden die Deutschen auch in guter Sitte

Digitized by Google

die Sieger sein, so aber, wie es jetzt steht, sind sie es nicht. Viel gute deutsche Sitte, wenn sie früher in der Heimath bei den Auswanderern vorhanden gewesen ist, geht drüben verloren. Das bequeme, genußreiche, verführerische Tropenleben übt seinen schlechten Einfluß auch auf den Deutschen, auf Mann und Frau, und die deutsche Familie verbrasilianisirt, statt daß die brasilianische germanisirt werden müßte. Man erzählt mir wiederholt, daß selbst in der einzigen deutschen Lesegesellschaft in Rio de Janeiro, der Germania, ein so lockerer Ton herrsche, daß anständige und edler denkende Leute diese Gesellschaft, deren Mitglieder sie wegen der Blätter werden, nicht wohl besuchen können. Ein Seelsorger, dessen Auge auf die Schäden seiner Gemeinde stets gerichtet sein muß, pflegt da noch Manches mehr zu erfahren, als sich dem Auge der Menschen sonst zu bieten pflegt, und da ist seine Aufgabe eine schwere, zu welcher es vollen Ernstes und Glaubens an die Kraft des Herrn bedarf.

Wir haben gesehen, daß unser Evangelist schon auf dem Gebiete der Schule eine seelsorgerliche Thätigkeit ausübte, dem Ruf des Herrn nachkommend: Weide meine Lämmer! Aber auch das andere Wort des Herrn: Weide meine Schafe! vernahm er stets, und sein Herz neigte sich in warmem Mitgefühl aller menschlichen Noth, der äußeren und inneren, zu. Wie Entsetzliches stellte sich ihm aber dar: Sünden, welche man in Europa doch wenigstens zu verdecken pflegt, dort aber schamlos sich enthüllen und brüsten; Anfechtungen, in welchen er trösten sollte, so peinlich und quälend, daß es steten Gebets und treuester Hingebung bedurfte; schwierige complicirte casuelle Fälle, über welche es in keiner Pastoraltheologie und keinem „legalen Pfarrer" Auskunft gab. Und dies trat ihm sogleich entgegen, als er in Rio angekommen war. Concubinate und selbst Blutschande, dazu die Mischehen bei dem schlechten brasilianischen Ehegesetz, welches die protestantischen Ehen nicht anerkennt, mußten viel Sorge und Verdruß geben. Außerdem gab es viele Unregelmäßigkeiten bei Taufen, Pathen und Confirmanden, viel Rohheit und Frechheit bei Aufgeboten und Trauungen, bei Abendmahlsfeiern und Begräbnissen. Der tröstende Beistand des Pfarrers wurde nur selten begehrt, aber doch suchten ihn einige Bedürftige gleich im Anfange. Ein epileptisches Kind wurde von ihm besucht; als es hörte, daß der Pastor da sei, fragte es, ob es wieder gesund werden würde, und ob der Pfarrer für ihn bete; es ahnte seinen Tod und verschied bald nachdem der Pfarrer noch laut Vater-Unser und Segen gebetet hatte. Dies war ein erster und seltener Fall gesuchten seelsorgerlichen Beistandes, bei einem armen todeskranken Kinde. Ein anderer Fall, in welchem man seine

Digitized by Google

Hülfe suchte, war bei einer angefochtenen Frau. In innere und äußere Noth gerathen, ließ sie durch ihren Mann den Pastor rufen zur Darreichung des heiligen Abendmahls, doch als er kam, hielt sie sich für „unwürdig" zum Genuß des Sacraments. Endlich ließ sie sich trösten und über ihre Sorgen um sich, ihren Mann und ihr Kind sich beruhigen. Auch der Mann suchte die Gnade des Herrn vergeblich und ließ sich schwer trösten. Der Pfarrer betete mit Beiden, der Mann kniete nieder und die Frau vergoß viele Thränen. Bei wiederholten Versuchen gelang es, der Frau ihre Ruhe wiederzugeben, der Mann hat sie, wie es scheint, nicht wiederfinden können. Auch an Besuchen bei dem Pfarrer fehlte es nicht, doch handelte es sich dann gewöhnlich um äußere Dinge, Anmeldungen, Ehesachen, Schulsachen, Confirmation u. dgl.

Ihr regelmäßiges Gebiet hat die Seelsorge in den Amtshandlungen. Gleich bei den Taufen bot sich dem neuen Pfarrer viel Gelegenheit dar, die Schäden der Gemeinde zu erkennen und auf ihre Heilung hinzuwirken, und schon anfangs heißt es da: „Heute habe ich ein Kind von fünf Monaten getauft, gestern log der Vater mir vor, es sei sechs Wochen alt." Eine andere Taufe wurde auf Montag oder Dienstag angemeldet, man brachte das Kind aber selbst Donnerstag noch nicht. Ein andermal verlangte man ein neunjähriges Kind zur Pathin. Auch an Bord des schwedischen Schiffes Zephir, Capitän Hultmann, war einmal eine Taufe zu vollziehen. „Das Kind — hieß es — ist vor zehn Wochen auf dem Meere geboren, und die Mutter, eine Schwedin, wollte gern der Taufe beiwohnen und sie an Bord des Schiffes haben. Wie gern bin ich gekommen! Der Mutter standen die Thränen in den Augen, obgleich sie kein Wort verstand; ich kann ja die Sprache nicht sprechen. Es war doch eine Seele, welche die Taufe des Kindes in ihrer Heiligkeit erkannte!" Dies sind nur einzelne Fälle; es liegen mir ja keine Berichte vor, sondern nur gelegentliche briefliche Aeußerungen.

Zu den mühevollsten Amtsleistungen, welche dem Pfarrer in Rio oblagen, gehörten die Confirmandenstunden. Nicht gleichalterige Schulkinder und von einer Nation fielen dem Unterrichte zu, wie bei uns in der Heimath, sondern Confirmanden, zum Theil den Schuljahren längst entwachsen, schon dienend und arbeitend, dem bürgerlichen Leben angehörend, zum Theil von französisch-schweizerischer Nation, zum Theil deutsche Schulkinder. Diese Verschiedenheit machte denn auch Trennung im Unterricht und darum vermehrte Stundenzahl für den Pfarrer und Auseinandersetzungen mit Eltern und Brodherren nothwendig. So unterrichtet er denn die Einen am Sonntage, weil sie sonst nicht kommen

Digitized by Google

können, die anderen in der Woche, theils in der Schule, theils in seiner Wohnung. Unter den Confirmanden sind Lehrlinge von 18½ Jahren, Dienstmädchen von 16 Jahren. Manche kommen pünktlich, Manche bleiben nach den Anfangsstunden fort. Für das Französische scheute der Seelsorger die Mühe nicht, bei einem fehlenden geeigneten Katechismus den Unterricht wörtlich katechetisch auszuarbeiten nach Luther's kleinem Katechismus. Geistlichen Gesang suchte er auch im Kreise seiner Confirmanden zu pflegen. Bei einer Confirmation, als die Ansprache sich an den Text: Offb. Joh. 2, 3 anschloß: „Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt; wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem Holz, das im Paradiese Gottes ist," ließ er auch das entsprechende Lied aus der kleinen Missionsharfe von den Confirmanden singen: „Wer überwindet, soll vom Holz genießen." Dies Lied, welches ihm nebst anderen Liedern die Baseler Brüder Stroele und Hollerbach „in's Herz gesungen hatten zu seinem Trost," dies Lied scheint in Rio viel Freude und viel Aergerniß bereitet zu haben. Es fand sich nach der Confirmation in einem öffentlichen Blatte abgedruckt mit der Bemerkung, daß dies Lied in der deutschen Kirche bei der Confirmation gesungen sei, ohne daß zu erkennen war, welcher Seite dies Lied diese Veröffentlichung zu verdanken habe.

Die schon erwähnte Unsittlichkeit in der Gemeinde, sowie der Zustand der Ehegesetzgebung und die vielen Mischehen, dazu die häufige Rohheit und religiöse Unwissenheit der Leute trat ganz besonders bei Aufgebot und Trauung hervor. Die Zügellosigkeit und Unverschämtheit Einzelner, die Erbärmlichkeit Vieler und die „Zuchtlosigkeit fast Aller" werden offenbar. Ein Geschäftsmann, der mit seiner Verachtung der Trauung bei Bestellung derselben sich brüstete und etwas Rechtes zu sein meinte, wußte nicht zu sagen, ob er Katholik oder Protestant sei. Der Pfarrer kam auf den Gedanken, ihn zu fragen, was für einen Rock der Geistliche bei seiner Confirmation getragen habe, einen schwarzen, einen weiß und schwarzen oder einen bunten. „Einen schwarzen," erwiderte Jener und bekannte nun, daß er einmal in die katholische Kirche gegangen sei, jedoch nur so aus „Jux". Auch an komischen Zwischenfällen bei der babylonischen Sprachverwirrung, in welcher Manche in Rio leben mögen, fehlte es nicht. Ein gewisser Müller beklagte sich, daß er als „Geselle" aufgeboten sei, und dies Mißverständniß klärte sich dahin auf, daß er als ꝛc. Müller hierselbst aufgeboten war. Dieser über den mißverstandenen „Gesellen"-Charakter beleidigte deutsche Müller hielt es nachher für geschmackvoll, sich im Turn-

Digitized by Google

anzug trauen zu lassen. Von ernster Art war folgender Fall bei einer Trauung. „Ich habe — schreibt der Pfarrer — einmal eine Traurede gehalten über den Text: „Ich habe Keinen, der so gar meines Sinnes ist" (Phil. 2, 20). Die Rede war schlecht, aber der Text mußte wohl wirken, denn der Bräutigam, unkirchlich, zuckte zusammen, als er nach der Rede das „Ja" sagen sollte, und war so aufgeregt innerlich, daß ein Zeuge ihn halten und ihm zusprechen mußte. Er selbst schrieb den Umstand der Traurede zu; besser der Trauung meine ich und dem Worte Gottes." Hier kommt die brasilianische Ehefrage in Betracht, welche im nächsten Capitel dargelegt werden soll.

Von ganz eigenthümlicher Art und unseren Sitten sehr fremd sind die Begräbnisse in Rio. Die Leiche darf nur 24 Stunden über der Erde stehen und steht oft nicht so lange. Gelbes Fieber und Cholera rafft Viele hin. Kaum ist Zeit, den Pastor zu rufen, der Weg nach dem Kirchhof ist ungeheuer weit. Das Trauerhaus mit seinem schwarzen Zimmer, die Versammlung von Trauernden verschiedener Nationen, die Schwarzen mit ihrem Trauergeheul als die, „welche keine Hoffnung haben," der aufgestellte Katafalk, der ausgebreitete Pomp, der Todte im Sarge mit seinen gewöhnlichen Kleidern, wie er sie im Leben trug, angethan, der Sarg von dünnem Holz oder nur von Stäben, die mit Zeug überzogen werden., die Farbe des Sarges schwarz, violet, roth mit Gold verziert, die Vorreiter und Nachreiter, das bunte Gefolge, Cigarren rauchend, der ganze Zug in Carrière durch die Stadt auf den Kirchhof eilend, das Alles muß wohl anfänglich einen recht seltsamen und unheimlichen Eindruck machen und dazu beitragen, dem „König der Schrecken", dem Tode, das Gepräge der Furchtbarkeit zu geben. Die nächsten Angehörigen des Verstorbenen pflegen allerdings zu Hause zu bleiben; eine Feier findet oft im Hause statt, meist am Grabe. Die katholischen Geistlichen bleiben meist zu Hause. Beim Nachhausefahren kehrt man in einer Venda (Wirthshaus) ein. Die Schnelligkeit der Beerdigungen nach dem eingetretenen Tode mehrt die Trauer, Angst und Unruhe der Leidtragenden, und in solche Situationen einzutreten, muß der evangelische Pfarrer in Rio stets bereit sein. Hierüber wollen wir ihn selbst noch näher hören. „Gestern fuhr ich aus der Mitte der Stadt bis zum Sterbehause in einem Tempo, welches die Extraposten bei uns lange nicht erreichen — von solchem Fahren hat man bei uns gar keine Vorstellung!! —, Dreiviertelstunde, ich habe wohl 1½ Meilen bis zum Sterbehause zurückgelegt. Dörfer und Flecken giebt es hier nicht, die fernsten Anbauten gehören zu Rio — dann der weite Weg zum Kirchhofe, dann nach Hause! Um 12 Uhr etwa

Digitized by Google

wurde mir die Leiche im schlechtesten Französisch angemeldet von einem Brasilianer, um 2½ Uhr sollte ich fort, die Function sollte französisch sein, um 6 Uhr etwa war ich wieder zu Hause, da aß ich zu Mittag und der Tag war zu Ende!" Ein andermal erzählt er: „Heute ist Sonnabend, die Predigt über den barmherzigen Samariter dünkt mich schwer und will mir nicht von statten, obgleich ich ziemlich lange daran gearbeitet habe. Heute um 11 Uhr habe ich, wie gewöhnlich, Wochenschluß gehalten. Da kam Jemand und kündigt mir ein Leichenbegräbniß zu 4 Uhr an, um 2¼ Uhr Nachts ist der Betreffende gestorben, heute Nachmittag wird er begraben. Er war nicht Kirchenmitglied, aber evangelisch, seine Familie ist katholisch, zum Theil wohl jüdisch. Gegen ¾12 verließ ich die Schule, ging zum Kirchendiener und dann den weiten Weg nach Hause (es ist sehr heiß heute — 24 August!), frühstückte und es war 1 Uhr; um 3 Uhr wird zu Mittag gegessen ausnahmsweise, sonst essen wir um 5 oder 5½. Um 4 muß ich fort und bin erst um 7 wieder da. Von 1—3 soll ich eine Leichenrede machen über den Mann, welchen ich nicht kenne und von welchem mir fast nichts gesagt ist, obgleich es ein angesehener Mann war. O das ist schwer! Was soll man da reden? Um 7 Uhr heute Abend muß ich die Predigt machen, von welcher ich noch nichts habe, auch schwer!" Wiederum ein andermal schrieb er: „Ich habe heute das 3te Leichenbegräbniß; es ist mir immer der schwerste Weg. Nun geht's also wieder in Carrière durch die Stadt zum Kirchhof hin!"

Diese mancherlei Amtshandlungen folgten oft schnell hinter einander und nahmen durch diese Schleunigkeit dann doppelte Kraft in Anspruch. Das hielt ihn aber nicht ab, sich mit ausdauerder Gleichmäßigkeit seinen seelsorgerlichen Pflichten hinzugeben. Er hatte ein seelsorgerliches Herz, und darum war er nicht nur Seelsorger in seinen Amtshandlungen, sondern auch in geselliger Berührung mit seinen Gemeindegliedern, in seinem Privatleben und in seinen zahlreichen Briefen. Ueber diesen oft seltsamen Verkehr schreibt er einst: „Die Leute sagen mir selbst, wenn sie mich besser kennten, wenn ich erst länger hier wäre, dann würden wir noch die besten Freunde werden. Sonderbares Volk! Ganz kürzlich war ich mit Einem der Oppositionspartei zusammen. Er sagte, er freue sich, mich kennen gelernt zu haben; ich konnte ihm allerlei Mißverständnisse aufklären, und beim Essen fühlte er sich gedrungen, meine Gesundheit auszubringen, und Alles kam, um mit mir anzustoßen." In heiterer Gesellschaft, bei wohlgesinnten Menschen, fühlte er sich immer wohl; er war von so weltmännischen Formen, daß der Unkundige ihn für einen heitern Weltmann hätte halten können; er war, wie einer seiner Gegner

Digitized by Google

in Rio nachmals erklärte, „von so guten Manieren", daß er die Leute für sich einnahm; er war froh, humoristisch, mittheilend und kein Scherzverderber. Jedoch führte ihn der Weg auch einige Male in Gesellschaften, welche ihm widerwärtig sein mußten. „Welche Geselligkeiten mitunter, die ich nicht vermeiden kann: unkirchliche, ungebildete Leute! Man verlangt von mir nun auch Tanzen und Kartenspielen!!" Und solches Ansinnen gegen ihren Pastor schien den Leuten auch gar nichts Fremdes. Pastor Stroele schreibt von seinem Freunde in Rio: „Daß er im Umgang mit anderen Menschen einen sehr guten Eindruck machte, habe ich aus dem Munde seiner Feinde gehört; ich aber kann noch viel mehr sagen: umsonst freuten wir uns nicht, so oft er zu uns kam! Wenn auch je und je eine düstere Wolke sich auf seine Stirn und auf sein Herz gelagert hatte — sobald er in unsere Familie eintrat, war sie verschwunden, und sein guter Humor machte sich sogar während seiner Krankheit geltend, wenn er in Petropolis und in unserem Kreise sich bewegte." Diese Zeugnisse von Freunden und Feinden sind um so wichtiger, als man sich in Berlin, wie aus den Zuschriften der hohen Behörde hervorgeht, von dem Sendling, ich weiß nicht wodurch, die Vorstellung eines schroffen, dem menschlichen Verkehr feindseligen Finsterlings gebildet zu haben scheint. Der Decernent, welcher ihn persönlich noch gekannt und entsendet hatte, war eben nicht mehr unter den Lebenden. Allerdings machte er einen großen und nothwendigen Unterschied zwischen den sehr verschiedenen Gesellschaften, in welchen er sich bewegte. Er wollte der Würde seiner Stellung nichts vergeben und das Unwürdige war seinem eigenen Wesen unmöglich. Stroele schreibt in dieser Beziehung: „Hätte der selig Entschlafene den Rath befolgt, den ihm einst ein Kaufmann in Rio gab: „Machen Sie es, wie ....., spielen Sie den Leuten bei ihren Hochzeiten und Taufen Piano, wenn sie tanzen, halten Sie Ihre Predigt, taufen und trauen Sie, mit einem Wort, betrachten Sie Ihr Amt als ein Handwerk, so können Sie sich in Rio etwas ersparen, und wird es Alles gut gehen," so hätte er sich alles Leiden ersparen können. Aber das wollte er eben nicht — konnte es deshalb auch nicht vertragen, daß ihm sogar ein Jude Vorschriften für seine Schule machen wollte." Mein seliger Bruder selbst schrieb einmal: „Ich will nicht wie die falschen Propheten „Friede, Friede" predigen, wo kein Friede ist. Mehrmals hat man Schmähartikel in die Zeitungen gegen mich geschrieben. Ich habe ein gutes Gewissen dabei, ja solche Schmähungen kann ich für eine Ehrenkrone halten. Ich bin den Leuten zu „orthodox", wie sie es nennen, zu fromm, gehe nicht genug in ihre losen Gesell-

Digitized by Google

schaften, zu tanzen und Karten zu spielen, ziehe es vor zu arbeiten, während sie lustig sind, für ihr wahres Heil, von welchem sie nichts wissen. Die Leute wollen nicht den Pastor, sondern den Gesellschafter. Dazu bin ich doch wahrlich nicht nach Brasilien gekommen. Aber das ist eben das Unglück: die Leute denken, ich bin gekommen, um Geldgeschäfte zu machen und mich dabei möglichst zu amüsiren. Meinen Gehalt bekomme ich stets zu spät ... Einen Commis bezahlt man zu rechter Zeit, den Pastor nicht. ... Ja, wenn ich Stunden geben wollte, ich könnte Geld verdienen; aber ich will lieber arm sein und der Gemeinde dienen, sowie sie selbst es nicht will, aber so wie ich es muß. Musiciren besonders möchten die Leute mit mir, da kommen sie und bitten, aber den Pastor wollen sie nicht." Bei solcher Gesinnung verkannte er durchaus nicht, daß es in diesem oder jenem Punkte einem andern Bruder hätte besser gelingen können, ist sich aber auch klar darüber, daß Jeder nach seiner Gabe und Art wirken müsse. In diesem Sinne sagt er: „Wir wollen nicht einen Bruder richten, davor bewahre uns Gott, aber prüfen sein Verfahren und ein anderes einschlagen, wenn wir es nicht für das — wenigstens für uns — richtige halten! Wie Einer pflanzt und der Andere begießt und Beide nichts sind, so fährt Einer fein wie Melanchthon, begießt gleichsam mit den feinen Strahlen einer feinlöcherigen Brause, so daß das Wasser allmählich und langsam einsickert (ob auch tief?), der Andere aber ist mehr eine Luther- oder Paulusnatur, der, ungeachtet zarter Saiten des Herzens, das Wasser, mit welchem er begießt, in einem starken Strahl kräftig in das Erdreich ergießt, so daß es nicht hier- und dahin trifft, sondern auf den Platz, wo es soll, und damit die Kraft tief hineinfährt. Doch Gott ist's, von dem das Gedeihen kommt, auch wenn der starke Wasserstrahl plötzlich die Wurzel der zarten Pflanzung bloßlegt, daß sie friert und zusammenschauert, es wird doch eben die Wurzel getroffen, und was geschmerzt hat, das befruchtet auch. Doch dem Herrn die Ehre!" —

Sein seelsorgerliches Herz haben auch im Privatleben seine Hausgenossen und Freunde erfahren und erkannt. Der schwedische Consulatsverwalter Dr. phil. Akerblom war lange Zeit Hausgenosse meines seligen Bruders und Lehrer an seiner Schule. Beide, der Schwede und der Deutsche, lebten zusammen im schönsten Gustav-Adolfs-Verein des Lebens. Das evangelische Schweden und das evangelische Deutschland war in Beiden vertreten im einmüthigen Glauben und Wirken für das Reich des Herrn. Dem treuen Dr. Akerblom gebührt viel Dank für seine Thätigkeit an der deutschen evangelischen Schule und für seine Arbeit für die

Digitized by Google

Gemeinde. Er ist bei seiner ausgedehnten Sprachkenntniß meinem seligen Bruder sehr behülflich gewesen und hat auch in Durchsicht und Abschrift der Urkunden für die Geschichte der Gemeinde in Rio sehr fleißige Hülfe geleistet. Er gab dem Pfarrer Nachricht, wenn derselbe in Petropolis abwesend war, und leitete in dessen Abwesenheit die Hauswirthschaft; er war meinem Bruder ein treuester Freund in schwerer Noth, ganz besonders bei tödtlicher einsamer Krankheit. Den Gotteslohn, welchen ich ihm dafür brieflich schon längst ausgesprochen habe, wiederhole ich hier öffentlich und wünsche ihm Segen an Leib und Seele in dem fremden Lande, aus welchem er wegen seiner Gesundheit nicht nach der schwedischen Heimath, dem Stammlande zugleich der Familie seines heimgegangenen Freundes, zurückkehren kann. Oft hat mein seliger Bruder von Akerblom erzählt und ihm seine Treue gedankt.

Eine Zeit lang wohnte im Hause des Pfarrers auch ein früherer Ingenieur von Conraths, ein in Verlegenheit gerathener, verlassener Mensch. Ihm konnte mein Bruder sein Herz und Haus nicht verschließen. Conraths konnte auch als Zeichenlehrer der Schule sehr nützlich sein und half den Haushalt besorgen. Später mußte er freilich aus trüben Ursachen das Haus verlassen, doch that er das mit rührendem Dank gegen seinen Wohlthäter. Möge der Herr ihm in diesem Leben und für jenes Leben zurecht helfen!

Bis auf seinen Koch Marocco, der leider dem Trunk sehr ergeben war, und seine schwarze Köchin, die auch zur Nachtzeit willig den Arzt holte, erstreckte sich seine seelsorgerliche Fürsorge. Arme Pensionäre, welche der Pfarrer nach Errichtung seiner Privatschule, von welcher wir später hören werden, bei sich für geringen Preis oder umsonst aufnahm, fanden bei ihm väterliche Liebe und Fürsorge. Freilich kam mit ihnen manche Sorge mehr in's Haus, aber der Herr half sie tragen.

Bei dieser seelsorgerlichen Thätigkeit blieb er im Danken und Bitten und steter Demüthigung vor Gott. Dabei fühlte er denn auch, während er anderer Seelen Bedürfnisse zu stillen bemüht war, sein eigenes geistliches Bedürfniß lebhaft in seiner geistlichen Vereinsamung. „Man hat viel mehr zu danken — schrieb er einst — als man dankt ..... Das Böse, was die Menschen Einem zufügen, ist nicht nach des Herrn Willen, aber ich will doch „auch um Wohlthat willen *geduldig*“ leiden.... Eben lese ich Deinen letzten Brief wieder; wie erquickt er mich! Der einzige wahre Trost, geistlicher Zuspruch, kommt mir von Euch, besonders von Dir. O, halte damit an, ich habe Verlangen, daß Einer geistlich mit mir redet, ja *mir predigt*; ich höre ja immer nur meine eigenen

Digitized by Google

schwachen, oft kümmerlichen Predigten ..... Eine einzige Seele halte ich in meiner Seele für christlich gläubig, sie hat nach mir Verlangen gehabt und bald meines Zuspruchs bedurft, diese einzige Seele ist verzagt und von Anfechtungen greulich geplagt. Das ist meine Erquickung, ihrer zu gedenken, sie ist doch lebendig und hat Verlangen nach meinem Trost! Die Anderen...." Dies Letztere war im Anfang seines Aufenthalts in Rio.

Wie sich mein seliger Bruder schon vor seiner Sendung nach Rio seelsorgerlich ernst verhielt gegen Jedermann, mit welchem er in nähere Berührung kam, auch seinen nächsten Verwandten die Wahrheit nicht vorenthielt, ja mit Hintansetzung aller Menschengefälligkeit auch das strafende Wort aussprach und den nachfolgenden Riß nicht fürchtete um des Heiles willen der unsterblichen Seelen, so hat er seelsorgerlich gehandelt auch in seinen Briefen im Freundschafts- und Verwandtschaftskreise. Er hatte eine Weise, zu der bedürftigen Seele ganz direct zu sprechen; er schrieb ihr vor: das mußt du thun! und machte dabei keine Wenns und Abers. Liebevoll, aber auch mit großem und heiligem Ernst redete er ihnen zu, selbst je länger je mehr still in Gott gesammelt, von wenig Worten, wenn es sich um ernste Dinge handelte. War der Tag in Rio auch überreichlich besetzt mit Amtsgeschäften, so schrieb er spät Abends und manchmal Nachts noch seine meist sehr langen, ausführlichen Briefe, und brachte sie dann selbst noch in der Nacht trotz des weiten Weges nach der Gesandtschaft oder Post, damit der Steamer des folgenden Tages sie mitnehmen könne. Briefe aus der Heimath empfing er wohl mit einem: „Lobe den Herrn, meine Seele!" und sehnsüchtig wurde das Signal des ankommenden Steamers mit der Lorgnette beobachtet und die Herausgabe der Briefe erwartet. „Laß die Briefe nie fehlen" — schrieb er einst — „wenn der Steamer kommt, das ist ja meine einzige, rechte Freude hier bis jetzt außer den Stunden der heiligen Freude, in welchen ich mitunter fröhlich auf eigene Hand singe: „Laßt mich gehn", — „Ach wann werd' ich dahin kommen", -- und „Schönster Herr Jesu." — Seine eigenen Briefe beginnt er oft mit Apostolischem Gruße: „Gnade und Friede zuvor von Gott dem Vater und unserem Herrn Jesu Christo." Und er schließt oft mit Gebetszusicherungen und Gebetswünschen: „Ich gedenke Eurer im Gebet, schließt mich in das Eure!" Auch unterzeichnet er sich wohl: „Pastor durch Gott den Herrn und unter seinem Schutz." Wenn die Briefe wegen zu vieler Amtsgeschäfte kurz sein mußten, so sagte er wohl zum Schluß: „So mußt Du Dich begnügen, ach, das gehört auch zu meinen und Deinen Entbehrungen jetzt!"

Digitized by Google

Aus zwei Briefen, welche er im letzten Sommer nach seiner zweiten Rückkehr von Madeira an eine Freundin schrieb, wird man den Seelsorger erkennen können. Ich theile Folgendes daraus mit. Der erste dieser Briefe ist datirt:

Naumburg a/S., am 6. Juni 1865.

„Ihr Brief vom 16. Mai d. J., den ich sogleich nach meiner Ankunft hierselbst am 2. d. M. empfing, ist mir tief erbaulich gewesen, und mit Rührung und herzlichem Andenken an Sie und die in Ihrer Gemeinschaft verlebte Zeit habe ich ihn gelesen. Gott sei gelobt, der Sie berufen hat und Ihnen den kindlichen Geist gegeben, durch welchen Sie rufen: „Abba, lieber Vater!" Ich komme auf den Inhalt des Briefes zurück, den ich wiederholt und mit großer Aufmerksamkeit gelesen habe. Ich fühle es tief, wie weit die armseligen Aeußerungen meiner lebendigen Theilnahme an den schmerzlichen Ereignissen Ihres Lebens und das Zeugniß meiner innigen Freundschaft zu Ihnen hinter dem zurückgeblieben ist, was sich auf dem Grunde meines Herzens als Quell jener Bezeugungen regte und bewegte. Doch habe ich Ihnen Glauben zu schenken, und thue es unbedingt, weil ich Ihr für die Wahrheit feinfühlendes Herz kenne, woraus für mich die erquickende Erfahrung folgt, daß ich auch, abgesehen von dem Fortschreiten meiner Genesung, nicht vergeblich auf Madeira gewesen bin. Sie schreiben mir, ich soll Ihnen sagen, wenn Sie falsche Anschauungen in Ihrem Briefe geäußert haben. Darauf kann ich nur sagen, daß das ganz und gar nicht der Fall ist, denn wo es geschieht, da corrigiren Sie sich selbst..... Ich habe lange unter Schwarzen gelebt, und bald gar nicht daran gedacht, ob Jemand weiß oder gelb oder schwarz aussah. Und meine schwarze Köchin war so brav, des Abends spät lief sie aus, und hatte so viel Sorge, wenn ich krank war. O, der Herr wird ihr auch wohl in's Himmelreich helfen. (NB.! Dies in Bezug auf den Vielen widerwärtigen Verkehr mit Schwarzen.) Freilich, man muß kämpfen, damit das Herz nicht abgeneigt bleibe, und dazu haben Sie selbst die rechten Gesichtspunkte angegeben: namentlich handelt es sich um die erbarmende Liebe. Der Heiland rührte die Aussätzigen an. Sie wissen, und ich brauche Sie nicht zu lehren.

„All' unser Leben ist ein Kampf, und recht zu kämpfen die große Aufgabe. Und wie kämpft man recht um die Krone des ewigen Lebens? Ich habe darauf einmal in einer Predigt geantwortet: Wenn man kämpft: 1) Im

Digitized by Google

Namen Jesu Christi; 2) Wachsam; 3) Ausharrend bis in den Tod.

„Um Ihnen einen Fingerzeig für die völligere Ueberwindung Ihres Schmerzes, der gerecht ist, und ein fröhliches Ergreifen der frohmachenden Gnade Gottes zu geben, steht bei mir oben an: Beten Sie viel und anhaltend, auch regelmäßig. Dann: Besuchen Sie die Kreise der Gläubigen, also Missionsstunden u. dergl., und betheiligen Sie sich an Vereinen, so viel Ihres Leibes Kraft zureicht. Endlich für die Bibellection steht schon von Madeira her längst in meinem Gedankenkreis geschrieben: „Sie müssen die Psalmen lesen!" Ich bin überzeugt, daß dieser Schatz der Schrift wenig verstanden ist, und ich kann Ihnen sagen, daß mir ein volleres Verständniß erst nach gewaltig ernsten Erfahrungen aufgegangen ist. Ich habe fast Alles in den Psalmen wörtlich anwenden können. Der Kern ist aber für Alle und muß verschieden meistentheils angewandt werden. Verstehen Sie unter den Feinden, gegen welche David so viel und oft in heiligem Zorn fleht, die geistlichen Feinde: Sünde, Eigenliebe und Weltliebe, welche wohl nicht ganz in den meisten Christen gebrochen sind, verstehen Sie darunter aber auch Ihre Trübsal. Und der Herr bewahre Ihnen Ihre Kindlichkeit und erwecke Sie zum hingebenden brünstigen Gebet. Ich habe recht an Sie gedacht in unserem schönen Pfingstgottesdienst, als wir sangen, was Sie mit beten werden: „Du heilige Brunst, süßer Trost, nun hilf uns fröhlich und getrost in Deinem Dienst beständig bleiben, die Trübsal uns nicht abtreiben! O Herr, durch Dein' Kraft uns bereit', und stärk' des Fleisches Blödigkeit, daß wir hier ritterlich ringen, durch Tod und Leben zu Dir dringen. Hallelujah! Hallelujah!" (Vergl.: „Komm heiliger Geist, Herr Gott." Vers 3.)

„Ja, die schönen Gottesdienste! Wie viel hat man hier davon vor Madeira und gar vor dem Reiseleben voraus. Hier fließen die Wasser des Lebens reichlicher, wie hat mich doch der erste Gottesdienst ergriffen mit seinem Chor- und Choralgesang, mit seinen schönen Gebeten und eingehender, durchdachter und andringender Predigt. Aber ich denke auch, wie viel öder noch als mir, der ich in einer überseeischen Gemeinde gestanden habe, würde es einem in Segen hier arbeitenden Prediger vorkommen, wenn er plötzlich nach Funchal versetzt würde. Und wie schwer ist das Amt, wenn man von dem Geiste der Gemeinde nicht mitgetragen wird.

Digitized by Google

„Von Madeira gelangte ich glücklich mit der Ihnen bekannten Reisegesellschaft nach Santa Cruz auf Teneriffa, von da nach Puerto de Orotava, machte Partien mit van Lo auf Teneriffa und Gran Canaria, und ging wieder mit der ganzen Gesellschaft vom 14. bis 18. nach Cadix, dann reiste ich allein über Sevilla, Cordoba, Toledo, Burgos, Madrid nach Frankreich. Die 17½stündige Diligencefahrt von Cordoba bis Visillo war wegen des fortwährenden massenhaften Staubes sehr schwer zu ertragen. Spanien, mit seinen Kathedralen besonders, aber auch seinen anderen Kunst- und Naturschönheiten, hat mir sehr gefallen. Das Leben dort in den Hôtels ist ganz abscheulich und sehr theuer. In den Pyrenäen hielt ich mich einige Tage auf, in Biarritz und Pau. Beides ist wunderbar schön. In Paris — — —"

Der zweite dieser Briefe ist datirt:

Staffelde bei Cremmen, den 19. Juli 1865.

„Es thut mir leid, daß ich durch ein Unwohlsein verhindert bin, Ihren letzten Brief mit seinen wichtigen Mittheilungen in wünschenswerther Ausführlichkeit zu beantworten. Ich habe mir eine Erkältung zugezogen und leide an den Folgen, doch hoffe ich, ist es des Herrn Wille, mich in einigen Tagen genesen zu lassen; wenn nicht, so bitte ich ihn um Kraft, mit Freudigkeit zu leiden, nachdem ich so unendlich viel Gutes aus der Hand meines Gottes empfangen habe, der mir Gnade hat widerfahren lassen über Bitten und Verstehen. Man muß des Herrn harren in guten und bösen Tagen. Es ist wahrhaftig nichts köstlicher, als in Ihm zu leben. Je weiter wir uns von ihm entfernen, desto unglücklicher werden wir, je näher wir ihm sind, desto glücklicher sind wir. Leben wir in dem Herrn, so lebt Christus in uns, und Christus ist das Leben. Der Herr stärke Sie je mehr und mehr in diesem Glauben und Erfahrung: so werden Sie in dem Berufsleben, welches Sie jetzt auf Rath der Ihrigen ergreifen, glücklich werden und glücklich machen. Ich kann nur Ihrer Wahl beistimmen, so weit ich zu urtheilen vermag. Haben Sie mich so verstanden, als hätte ich gerathen, mit jeglichem Entschluß ein Jahr zu warten, so beruht das auf Irrthum. Mein Rath bezog sich auf den Diakonissenberuf, den einmal Ihr körperliches Vermögen in Frage stellte und bei welchem Sie sogleich sich irgendwie binden würden.....

„Ich habe mich vom 2. Juni bis zum 10. Juli bei meinem Bruder in Naumburg aufgehalten, und mich in der Provinz Sachsen recht ordent-

Digitized by Google

lich auf dem kirchlichen Gebiet umgesehen. Es ist mir dort schon recht heimisch geworden.

„Ich bitte Sie, mir Ihre Freundschaft zu erhalten, ich kenne kein höheres Glück — erfahrungsmäßig — als das einer wohlgegründeten Freundschaft. Gott schütze und geleite Sie! Sollten unsere Wege sich noch einmal begegnen in dieser Welt, so will ich mich freuen ....."

Wir haben in diesem Capitel noch von der Predigt unseres Evangelisten zu reden.

„Bei Allem, was ich studire, sehe ich als Perspective die Kanzel" — sagte mein Bruder einst, und eine ähnliche Aeußerung berichteten wir schon im ersten Capitel. Er war nach Neigung und Begabung mit Vorliebe Prediger. Nur für die Seelsorge mochte er sich noch mehr eignen; aber auch die Predigt ist Seelsorge. Der frühe Predigttrieb, auf Kanzeleindrücken und Beruf beruhend, entwickelte sich in der Studien- und Candidatenzeit immer mehr. Wir haben gesehen, wie er schon als Student aus Tholuck's Predigtweise sich bestimmte Grundsätze abstrahirte, diese in seinen Erstlingspredigten zur Geltung zu bringen suchte und durch Bibelstunden und Predigten in Zemitz und Wittenberg seine Predigt materiell und formell immer mehr entwickelte. Die schon entfaltete Fähigkeit, nach einer Disposition frei reden zu können, kam ihm in Rio sehr zu statten, da er selten Zeit hatte, die Predigten völlig zu concipiren. Manche Predigten zwar liegen völlig ausgearbeitet vor, die meisten zur Hälfte ausgearbeitet, dann weiter disponirt, alle aber in der Disposition. Mit außerordentlichem Fleiß und gewissenhafter Regelmäßigkeit hat er ein Predigtjournal geführt unter dem Namen: „Homiletische Notizen." Diese „Homiletische Notizen", in Foliobücher eingetragen, sind aber umfassende exegetisch-homiletische Studien, aus welchen sich mit Leichtigkeit Jahrgänge von correcten Dispositionen mittheilen ließen. Außer der Disposition des Textes, welchen er im Interesse für den Gegenstand manchmal zwei- und dreimal disponirt, findet sich da die sorgfältigste exegetische Durcharbeitung des Textes mit genauer Vergleichung und Auseinandersetzung zwischen den exegetischen Werken von Stier, Tholuck, Meyer, Gerlach, Luther u. A. und seiner eigenen Meinung. Man begreift kaum, wie er bei seinen oft den Sonnabend noch bis zum Abend in Anspruch nehmenden Amtsgeschäften dazu im Stande gewesen ist. Keiner Schwierigkeit geht er aus dem Wege, immer dringt er durch bis auf den Grund der Frage, keine Halbantwort, keine unklare Auslegung kann ihn befriedigen.

Digitized by Google

Nach solcher gründlichen Gedankenarbeit, bei welcher das Erbauliche seine Seele durchzog, bedurfte er auch der völligen Conception nicht mehr, er war gerüstet, und das Wort stand ihm zu Gebot. Mitunter aber hat er ein Verlangen, eine Predigt doch einmal recht gründlich wieder niederzuschreiben und mehr Zeit darauf verwenden zu können. Er fühlte es wohl, daß auch bei der Fähigkeit des Freisprechens eine straffere Concentration von Zeit zu Zeit durch Concipiren der Predigt nothwendig ist. Uebrigens war seine Predigt einfach und schlicht, immer auf die Gedanken gehend, nicht durch die Form wirken wollend. Darum konnte er um so leichter frei sprechen. Sein Mund sprach aus, wovon sein Herz überquoll. Stroele sagt in dieser Beziehung: „Am 5. April 1862 landete ich mit meinem Begleiter Hollerbach in Rio de Janeiro. Den andern Tag war es Sonntag, da hörte ich ihn zum ersten Male predigen. Seine Predigt war einfach und ungekünstelt, aber evangelisch und anziehend. Nur schade, daß so wenige Leute in Rio den Gottesdienst besuchen. Auf uns Beide machte nach einer sechsundvierzigtägigen Seereise seine Predigt einen ganz besondern Eindruck." Meistentheils hat er in seinen Predigten die analytisch-synthetische, die thematische Form; er predigt aber auch in Homilienform, und zuletzt hielt er über den ersten Brief Johannis eine Reihe von „zwanglosen Predigten," in welchen er sich unbeengt von formellen und traditionellen Fesseln frei bewegte. Seine Texte waren in Rio die evangelischen und epistolischen Perikopen, wie auch freigewählte Schriftabschnitte. Mit besonderer Liebe hat er sich immer in die Passion des Herrn vertieft und ihre Tiefen seinen Zuhörern darzulegen gesucht. Seine Predigtgegenstände sind oft von ethischer, oft von dogmatischer, oft von praktisch-erbaulicher Natur, immer exegetisch-gründlich. Manchmal wählt er den Text ausdrücklich in der Absicht, für sich selbst zu predigen und sich selbst zu ermuntern. So predigte er einmal in schwerer Zeit, als die Sorgen bergehoch vor ihm standen, über den „bergeversetzenden Glauben." Er schreibt: „Kaum war ich von meiner Krankheit genesen, so schlich ich am vorigen Mittwoch in die Schule, nur um sie zu schließen, nahm mir mehr Zeit für die Predigt am Sonntag, ich mußte mich durch sie auffrischen und habe es Gottlob gethan, mit rechter Freudigkeit gepredigt über den bergeversetzenden Glauben; ich war sehr angegriffen, aber Gott gab mir Kraft." Er mußte sich selbst vorpredigen, weil Niemand sonst es thun konnte und er geistlichen Zuspruch in der ersten Zeit gar nicht, später aber doch auch nur selten von Mund zu Mund empfangen konnte. Nicht immer aber waren seine Predigterfah-

Digitized by Google

rungen ermunternd, oft auch sehr niederschlagend. Demüthigung und Ermunterung wechselt hier ab. Am 25. Januar schreibt er in sein Memorial Fluminense (Tagebuch von Rio): „Den Text der Predigt (Röm. 12, 17—21) zu morgen habe ich schon in einer Predigt in Hohendorf behandelt, als ich in Zemitz war — Predigt in großer Schwachheit, unklar. Es macht mir viel Sorge, daß ich nicht mehr Zeit auf die Predigt verwenden kann, besonders jetzt wegen des schwülen Wetters, bei welchem ich nicht produciren kann." Am 9. Februar heißt es: „In Schwachheit. Wann werde ich wieder ungestört die Predigten ausarbeiten? Ich hoffe auf die neue Wohnung." Am 22. Februar: „Predigtsorgen: schwerer Text vom Rühmen!" (2. Cor. 11, 19 ff.) Im vorigen Jahre schon (8 p. Tr. Matth. 7, 15—23: die Früchte des Lebens Kennzeichen des inneren Herzenszustandes) bemerkt er: „Meine Kraft ist ganz schwach! — Gepredigt zum Theil mit Kraft, Gott gab mir zu reden." — Auch am 2. März (D. Estomihi — über die Liebe 1. Cor. 13) hat er Erquickung von der Predigt: „Predigt mehr mit Kraft, wie's mich erquickte!" Am 25. December 1862 schreibt er „Das gnadenreiche Weihnachtsfest! Predigt, meine ich, mit Kraft, wenngleich ich sehr erschöpft war. Ich muß mich nur sehr schonen, sonst gehe ich caput." Am 29. December schreibt er: „Ich predige mir selbst zur Erbauung über „die Kindschaft Gottes." In seinen Predigten finden wir scharfe Begriffserfassung und Begriffsdarlegung, eine bald formale, bald materiale Partition, correcte Form, solide und reiche Gedanken, gründliche Erörterung des Textes und Gegenstandes, ein Schöpfen aus dem Ganzen, so daß er das Buch, aus welchem er predigt, ganz liest und bis zum Texte den Gedankengang mittheilt, Einfachheit, Wahrheit. Die logisch-richtige Disposition ist ihm Bedürfniß. Als er einst in seiner Studenten- oder Candidatenzeit hörte, daß Reinhard geäußert habe, jede Predigt sei für ihn verloren, die nicht logisch richtig sei, sagte er, ihm gehe es ebenso. Nichtsdestoweniger waren seine Predigten lebendig — warm, aus der Erfahrung nächst dem Text geschöpft, Zeugen seines inneren und äußeren Erlebens. Pfarrer Stroele sagt in dieser Beziehung von ihm aus: „Eine besondere Freude war es für ihn, in Petropolis zu predigen. Während er in Rio nur selten viele Zuhörer hatte, so fand er in Petropolis gewöhnlich eine volle Kirche. Noch vor seiner Abreise bestieg er matt und krank die Kanzel und predigte über die siebente Bitte im Gebet des Herrn: „Erlöse uns von dem Uebel!" Seine Worte waren nicht mehr Worte eines jungen Mannes und Christen, sondern Worte eines gereiften und gediegenen Dieners Christi. Ja!

Digitized by Google

Sein letzter Aufenthalt bei uns überzeugte mich, daß es der treue Herr und Heiland immer auf uns selbst abgesehen hat, welches Amt er uns auch aufgetragen hat. Der theure Heimgegangene war nicht umsonst in die Schule des Leidens gegangen. Er hatte etwas gelernt." Eine Neigung zur Entwickelung in der Darstellung wurde bei der Predigtweise unseres Predigers durch rechtzeitig durchschlagende, kernige, beweisende Bibelsprüche und durch erbauliche Wärme in den rechten Schranken gehalten, ebenso ein Trieb zu dogmatischen Erörterungen, der besonders bei den Festtexten hervorbrach. Zur Erleichterung des Zuhörers recapitulirt er und hält den Gedankengang streng fest, und nachdem er in der Darlegung den Verstand des Zuhörers in Anspruch genommen, erfaßt er sein Gemüth und seinen Willen in den warmen Perorationen und Paränesen. Ebenso sucht er auch in den Anfängen der Predigten, wenn der Gegenstand der Aufmerksamkeit und dem Verstand etwas mehr zumuthete, zuerst das Herz des Zuhörers zu erwärmen. In einer Osterpredigt, in welcher er die geschichtliche Wirklichkeit der Auferstehung Jesu beweist und selbst die Höllenfahrt des Herrn dogmatisch bespricht und aus Marc. 16, 1—8 das Wort: Er ist auferstanden und ist nicht hier! als ein Trosteswort für alle Todesbangen den Zuhörern zuruft, sagt er gleich im Anfang, sie lockend durch ihr eigenes Erfahren und Sehnen: „Wenn der Frühling naht, wenn die Knospen springen und frisches Leben nach langem Winterschlaf erwacht, dann feierten wir in unserer deutschen Heimath das Osterfest. Solch' frisches Frühlingsleben, das wahrlich nicht erkünstelt sein kann, ist über unsern ganzen Ostertext ausgegossen! — — — Er ist auferstanden und ist nicht hier! Diese Osterstimme ist auch ein ernster Weckruf für alle Gleichgültigen, ruft alle Schlafenden oder Träumenden, die sich hart oder weich in den Sorgen oder der Lust dieser Welt gebettet haben, zur geistlichen Auferstehung, wie die Posaune des jüngsten Gerichts zur leiblichen Auferstehung!" — In der Misericordiaspredigt 1862 über 1. Petri 2, 21—25 wird er wieder auf den Gegenstand geführt, welchen er in Wittenberg schon in einer Predigt entwickelt hatte: das Leiden um Wohlthat willen. Er konnte nun aus weit größerer Erfahrung und innerster Herzensbetheiligung jetzt darlegen, daß und inwiefern der Christ berufen sei, um Wohlthat willen zu leiden, und daß und wie dies gelernt werden müsse. Einen ähnlichen Gegenstand behandelt die Predigt über 1. Petr. 5, 6—11. Darin heißt es zum Schlusse: „Es ist der Gott der Gnade, mit dem ihr zu thun habt: Er hat gnädige Absichten mit euren Leiden, glaubt das! Gott

Digitized by Google

hat euch berufen zu seiner ewigen Herrlichkeit; durch Leiden sollt ihr zu derselben heranreifen, durch Leiden, die doch nur eine kleine Zeit dauern; Gott aber ist treu, darum verzaget nicht. Gott selbst will, was Er in euch angefangen auch vollenden, will euch vollbereiten und dazu stärken, kräftigen, gründen, Er thut es durch Leiden, darum achtet sie als eine Sprosse auf der Himmelsleiter, ja achtet es eitel Freude, wenn ihr durch Leiden Anfechtung erdulden müsset, und überwindet sie in Gottes Kraft. Dazu helfe euch Gott! Ihm aber, dem Gott aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, der euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten wird, stärken, kräftigen, gründen, demselbigen sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!" — Aehnliche Gedanken des Leidens waren es auch, welche ihm nach schmerzlichen Erfahrungen an schwergeprüften Gemeindegliedern, nach bitteren Erfahrungen an der Gemeinde und nach eigenen schweren körperlichen Leiden am 28. Sept. 1862 eine Predigt über Psalm 6 in das Herz und auf die Lippen gaben. „Das Paradies ist hinter den ersten Menschen zugeschlossen; wer sich dünken läßt, die Erde sei ein Platz der ungetrübten Freude, der Mensch geboren, sie zu trinken wie Wein, hier zu pflücken von den lieblichen Blumen des farbigen Lebens, und dort von seinen leichtgezogenen Früchten zu essen, auf anmuthigem Pfade zu wandeln bis an's Ende — der kennt sie nicht. Es giebt viel Leiden in dieser Welt, nicht nur die natürliche, durch die Sünde gesetzte Beschränkung des Geistes und Leibes, es giebt viele besondere Leiden, Krankheit, Tod, schweres Herz, viel Seufzen und Klagen. Zu Solchen, die das an sich selbst erfahren, drängt es mich, heute insonderheit zu reden, denn ich habe in der vergangenen Woche mehr Leiden gesehen als sonst, und ist's nicht Pflicht des theilnehmenden Freundes, des Seelsorgers, aus dem Schatze des Wortes, das ja ein Wort insonderheit des Trostes ist, dem Leidenden mitzutheilen allerlei Trost, Ermahnung, Rath? Ich weise euch, die ihr leidet, auch euch, die ihr die bitteren Tropfen des schweren Leids nie gekostet oder sie in besseren Tagen vergessen habt, auf unsern Psalm. Da findet ihr einen Mann der Schmerzen, tief gebeugt, geängstigt, aber doch nicht verzagt, vielmehr sich durchringend durch heißen Kampf zum Siege; sein Schmerz schwindet, die tiefen Klagen verstummen und eine hoffnungsreiche Zukunft eröffnet sich seinem glaubensfesten Auge. Kennt ihr die Waffe dieses Sieges, kennt ihr den Kampf, der ihn erringt? Sie heißt Gebet, sein Name ist Gebetskampf, und das Ende ist Gebetserhörung."

Wir müssen darauf verzichten, dem Leser mehr von seinen Predigten

Digitized by Google

zu erschließen; man wird schon in dem Mitgetheilten und noch später aus dem bei seinem zweiten Aufenthalt auf Madeira Mitzutheilenden Charakteristisches finden. Predigend und seelsorgend pflegte er seine Gemeinde mit warmer Hingebung, auch nachdem sich ein großer Theil derselben gegen ihn kalt und feindlich erwiesen hatte. Der Kirchenbesuch blieb derselbe. Nachdem die zahlreiche Zuhörerschaft bei seiner Antrittspredigt sich schon für den nächstfolgenden Sonntag auf circa 50 vermindert hatte, waren es später der Regel nach 30—40. Doch das Wort, das Verheißung hat, kommt auch in Rio nicht leer zurück, der Same wächst verborgen. Warte nur und harre des Herrn!

Digitized by Google

Siebentes Capitel.

Die Ehefrage in Brasilien.

Von ganz besonderer Wichtigkeit war wie für alle evangelischen Geistlichen bei ihrer Amtsführung in Brasilien, so ganz besonders bei den häufigen Trauungsfällen in der Hauptstadt für den dortigen Pastor, die Ehefrage. Ueber die Lage der Protestanten, welche am 11. September 1861 ein neues Ehegesetz von der brasilianischen Regierung empfingen, unterrichtet uns am besten ein Aufsatz meines seligen Bruders für die Neue Evangelische Kirchenzeitung. Eingehende Berichte an den Oberkirchenrath in Berlin und Correspondenzen und Arbeiten für den Gesandten, sowie Uebersetzungen zeigen, wie genau sich der Pfarrer mit der Ehefrage beschäftigt hat, und verbreiten Licht über eine wichtige Sache, welche auch in Deutschland das Interesse immer mehr auf sich ziehen wird. Zunächst lasse ich den Aufsatz folgen, der in Nr. 30 der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung unter dem 25. Juli 1863 gedruckt ist. Unter der Ueberschrift: „Die gegenwärtige Lage der Protestanten in Brasilien in Bezug auf die neueste brasilianische Ehegesetzgebung" sagt jener Aufsatz: „Wer in Europa, zumal in einem protestantischen Lande, je etwas über die Lage der Protestanten in Brasilien gehört hat, weiß sicherlich von der durch den Bischof in Rio de Janeiro befürworteten katholischen Trauung einer bereits protestantisch verheiratheten Frau, die, um einen andern Mann heirathen zu können, zum Katholicismus übertrat. Das Verbrechen dieser Bigamie wurde in Europa laut getadelt und auch hier keineswegs darüber geschwiegen, sondern namentlich in der Kammer das Verhalten des Bischofs ohne Rückhalt als verwerflich bezeichnet. Aber hat das geholfen? Keineswegs, sondern, obwohl in der

Digitized by Google

neuesten Zeit der Bischof von S. Paulo in einem andern Falle ganz entgegengesetzt geurtheilt und die protestantische Trauung anerkannt hat, so läßt sich die kaiserliche Regierung dadurch nicht behindern, in ihrer Sympathie mit der strengsten katholischen Partei, welche den Katholicismus als Stütze der brasilianischen Nationalität fest umklammert, oder aus Furcht vor ihr die Protestanten durch engherzige Gesetzesbestimmungen in Wahrheit unerträglich zu drücken.

„Nachdem Jahre lang über ein Gesetz, betreffend die Ehen der Akatholiken, in den brasilianischen Kammern verhandelt war, wurde den gespannt harrenden Interessenten ein fast gänzlich inhaltloses Gesetz gegeben, und die Brasilianer meinten jetzt, der unliebsamen Ehesache entledigt zu sein, ein großes Kunstück fertig gebracht zu haben. Ich meine das Gesetz vom 11. September 1861. Das Gesetz, an sich unausführbar und schon darum eine unreife Geburt, stellte ein Reglement in Aussicht, welches es erklären und ausführbar machen sollte. Verheißen war in dem Gesetz eine gewisse Ordnung, durch welche die Eheangelegenheit der Akatholiken geregelt, nach welcher die Geburten und Sterbefälle registrirt und dadurch anerkannt werden sollten; bewilligt, aber nicht ausführbar (weil die Art der Registrirung als Voraussetzung der Anerkennung der geistlichen Handlungen nur angedeutet war), war die Uebertragung der bürgerlichen Wirkungen der katholischen Ehen auf diejenigen akatholischen, welche von einem akatholischen Geistlichen oder Diener der respectiven Religion zwischen akatholischen Personen geschlossen worden sind oder geschlossen werden.

„Durch dieses Gesetz, welches wirklich merkwürdig mysteriös abgefaßt war, ließen sich Etliche beruhigen, glaubten, sofern es Protestanten waren, die volle Gültigkeit der vom protestantischen Geistlichen eingesegneten Ehen, Mischehen oder rein protestantischen Ehen sei nun gewährt, und von anderen erheblichen Punkten wußten sie nichts zu sagen. Wer aber mit dieser Angelegenheit sich eingehender beschäftigte und einen Einblick in die Art der Brasilianer gethan hatte, konnte sich nicht beruhigen, sondern sah schwere Gefahr im Anzuge. Es ist sehr dankenswerth, daß zu einer Zeit, wo nach der Rückkehr des Herrn von Meusebach nach Europa kein preußischer Gesandter hier war, der evangelische Oberkirchenrath in Berlin die Sache der Protestanten (denn andere Akatholiken giebt es wenige) in die Hand nahm und Bedenken gegen das mangelhafte brasilianische Ehegesetz verfaßte, welche aus der Mitte der hiesigen deutschen Gemeinde heraus in der Art beantwortet wurden, daß sich meistentheils Uebereinstimmung mit jenen Bedenken zu erkennen gab,

Digitized by Google

zum Theil aber ein noch trüberer Blick, als in jenen Bedenken geschehen, vermöge der Kenntniß des Landes und der stattgehabten Vorfälle, in die Zukunft gethan wurde. Und leider war das Trübste nicht zu trübe, denn unsere Hoffnung, so sehr sie auch der Festigkeit entbehrte, stand auf das verheißene Reglement des Gesetzes vom 11. September 1861, in welchem ohne Umsturz des Gesetzes Manches gemildert, Manches deutlicher gesagt, Manches zugesetzt werden konnte; aber das endliche Erscheinen des längst erwarteten und am 23. April dieses Jahres publicirten Reglements hat uns vorläufig jegliche Hoffnung genommen. Bis auf die Ankunft des jetzigen preußischen Herrn Gesandten v. Eichmann war die Abfassung des wichtigen Reglements verschoben; derselbe kam und nahm die Sache in Angriff, wies auf die Bedürfnisse der Protestanten in Bezug auf die Eheangelegenheit hin und verfaßte mit Zuziehung des protestantischen Geistlichen in Rio de Janeiro eine Anzahl von Artikeln, durch welche das dem Herrn Gesandten vorgelegte, nur erst „projectirte" Reglement modificirt werden sollte. Der betreffende kaiserliche Minister erklärte seine Uebereinstimmung mit jenen Bemerkungen und versprach vor Publication des Reglements weitere Discussion mit dem Herrn Gesandten, im Falle ersterer Opposition fände. Um so mehr waren wir erstaunt, als plötzlich das projectirte Reglement fast ohne Rücksicht auf irgend welche Gegenbemerkungen ohne Weiteres publicirt ward. Man weiß, daß von protestantischer Seite Einwirkung auf das Reglement versucht worden ist, und glaubt hier gar zum Theil, daß nichts Anderes von daher befürwortet sei, als es das dürftige, jetzt publicirte und darum gesetzeskräftige Reglement gegeben hat. Daher, aber besonders zum Zweck der Kenntnißnahme des Verfahrens der brasilianischen Regierung gegen die Protestanten und der eigentlichen Lage der letzteren in Brasilien, und wegen des dadurch zu erregenden Interesses für die allgemein protestantische Sache, scheint es Pflicht, den Stand der Dinge durch eine vergleichende Ueberschau des eben erwähnten projectirten Reglements, der gegen dasselbe erhobenen Einwürfe und des jetzt in dem publicirten Reglement gesetzlich Gegebenen oder Nichtgegebenen zu erhalten.

„Auf eine Scheidung der protestantisch geschlossenen Ehen haben die gesetzgebenden Gewalten nie eingehen wollen, und doch ist diese, so unliebsam das Geschäft des Scheidens ist, hier ein unabweisliches Bedürfniß. Eben so wenig denkt man daran, den vom protestantischen Geistlichen geschlossenen gemischten Ehen nur irgend welche Gültigkeit zuzuschreiben; vielmehr haben diese nicht einmal bürgerliche Wirkungen, und dadurch sind die durch Mischehen gegründeten Familien in sehr wesent-

Digitized by Google

lichen Interessen beeinträchtigt, es ist da von keinem Erbrecht ꝛc. die Rede, und die Zahl der gemischten Ehen, welche der protestantische Geistliche in Brasilien zu schließen hat, ist nicht gering, wie leicht erklärlich. Auf keine Vorstellungen in dieser Beziehung hat die Regierung gehalten, sondern nur erklärt, daß jener Punkt außerhalb des Gesetzes vom 11. September 1861 läge, welches die Grundlage für das Reglement zu bilden habe; gelegentlich aber auch darauf hingewiesen, daß Brasilien die besondere Erlaubniß vom Papste habe, eine gewisse Anzahl gemischter Ehen zu schließen, aber natürlich katholisch, und damit hatte man jede weitere Verhandlung über diesen Punkt abgebrochen.

„Aber auch die rein protestantischen Ehen sind den erheblichsten Gefahren ausgesetzt. Die vom protestantischen Geistlichen zwischen zwei Protestanten geschlossenen Ehen haben bürgerliche Wirkungen, aber werden rechtlich nur als Concubinate betrachtet, denen man aber gewisse Rechte übertragen hat, ohne daß man den Ehen an sich Gültigkeit zuschreibt, und dadurch sind wir der Gefahr der straflosen Bigamie ausgesetzt. Die kaiserliche Regierung wurde ersucht, doch nur einfach den Artikel 249 des Criminalcodex, durch welche die zweite Verehelichung eines bereits in katholisch geschlossener Ehe lebenden Ehegatten als Verbrechen bestraft wird, auch auf die nach protestantischer Eheschließung eintretende Bigamie anzuwenden; aber nicht einmal dazu hat sie sich verstehen wollen, es schützt uns also nichts vor Wiederholung des oben erwähnten, durch den hiesigen Bischof sanctionirten Falles der Bigamie!

„Ein weiterer Uebelstand bei der neuesten brasilianischen Gesetzgebung ist die Unmöglichkeit der Eheschließung solcher Protestanten, welche ohne Geistlichen auf der Colonie leben. Es giebt nicht einmal auf allen Colonien katholische Geistliche, und wo es solche giebt, so wollen sich die Protestanten natürlich höchst ungern katholisch trauen lassen; aber des ehelichen Verhältnisses können sie nicht entbehren, sie sind also, wenn ein solches durch civile Eheschließung nicht möglich ist, der Unmöglichkeit der Eheschließung preisgegeben und rücksichtslos auf das Concubinat verwiesen. Demgemäß wurde die Regierung dringend ersucht: dem Uebelstand dadurch abzuhelfen, daß sie der in Ermanglung eines Geistlichen durch einen Notar oder eine andere dazu autorisirte Person geschlossenen Ehe dieselbe Gültigkeit wie den anderen Ehen zugestehe, wobei darauf hingewiesen wurde, daß die Contrahenten vor der Eheschließung verpflichtet werden sollten, sobald es ihnen möglich sei, sich von einem Geistlichen trauen zu lassen. Aber auch in diesem für die Moral der Colonisten und in Beziehung auf die Colonisationsfrage überhaupt überaus wichtigen Punkte

Digitized by Google

ist die kaiserliche Regierung mit einem tief zu beklagenden Rigorismus verfahren, indem sie hartnäckig dabei verblieb, daß geistliche Eheschließung der alleinige Weg zur auch nur relativeren Gültigkeit der protestantischen Ehen sei.

„Ein dritter Erfolg der offenbar von den obersten Geistlichen Brasiliens stark beeinflußten neuesten Ehegesetzgebung, eben für die engherzige katholische Parthei, ist die Auflegung des ganzen Joches katholischer Ehehindernisse auf die Hälse der Akatholiken. Wenn also trotz eines katholischen, auch vom protestantischen Recht abweichenden Ehehindernisses eine Ehe geschlossen wird, so ist sie ungültig. Freilich ist Dispens durch die brasilianische Civilbehörde möglich; aber es ist doch wahrlich viel verlangt, daß ein Protestant sich für Geld von einem nur katholischen Ehehinderniß loskaufen soll. Und dazu ist noch zweierlei in's Auge zu fassen, einmal, daß es viele arme Leute hier giebt, die das Geld dazu nicht haben, und dann, daß die mitunter plötzliche Eheschließung das Warten auf den Dispens unmöglich macht. Die Folge also ist, je nachdem der Geistliche verfährt, ungültige Ehe oder Concubinat.

„Auch hierein hat die kaiserliche Regierung das projectirte Reglement in nichts zu Gunsten der Akatholiken geändert, sondern in dem publicirten nur noch schlimmer sich ausgedrückt als in jenem; der Antrag aber, daß in Bezug auf die Ehehindernisse dem protestantischen Geistlichen eine gewisse Freiheit des Verfahrens nach protestantischem Recht gewährt werden möge, ist unberücksichtigt geblieben; und auch das wurde uns nicht zugestanden, daß nur dann die Ungültigkeit der trotz eines katholischen Hindernisses geschlossenen Ehe ausgesprochen werden möge, wenn der protestantische Geistliche das Hinderniß entweder nicht gekannt, oder wenn Niemand während des erforderlichen Aufgebots Einspruch erhoben habe; sondern der protestantische Geistliche soll die protestantischen Contrahenten darauf aufmerksam machen, daß sie ohne Dispens von einem Hinderniß, welches allein die katholische Macht kennt, nicht sich ehelichen können, ohne daß sie eine ungültige Ehe schließen. Und solche können leicht geschlossen werden und sind schon längst geschlossen; aber auch auf diese längst geschlossenen Ehen erstreckt sich das Gesetz der Ungültigkeit.

„Endlich ist von dem durch das Reglement absolut geforderten Aufgebot zu reden. Daß das brasilianische Gesetz das Aufgebot vor der Eheschließung fordert, ist sehr erfreulich. Aber hier kommen nicht selten solche Fälle vor, wo dasselbe unmöglich ist, zumal auf den Colonien, die hier und da nur auf einige Tage vom protestantischen Geistlichen besucht

Digitized by Google

werden. Wie kann da drei Wochen zuvor aufgeboten werden? Die kaiserliche Regierung befindet sich in dieser Beziehung (und das ist nicht die einzige) mit sich selbst im Widerspruch: sie stellt protestantische Geistliche, von ihr besoldet, für mehrere Colonien zugleich an, auf der einen wohnen sie, die anderen besuchen sie zuweilen als Filial, aber nicht gleich auf drei Wochen, sondern auf etliche Tage, vielleicht jedes Jahr auf einige Wochen, denn es reist sich hier schwer und die Wege sind weit. Wenn nun ein Geistlicher nur auf einige Tage kommen kann, so soll er nicht trauen, weil er nicht drei Wochen aufbieten kann; traut er aber dennoch, so soll er auf ein Jahr in's Gefängniß sich begeben (laut Reglement Artikel 56 und Criminalcodex Artikel 248), und wenn er in Gemäßheit des Gesetzes nicht traut, so leben die Leute im Concubinat. Alle Vorstellungen, diese Fälle zu berücksichtigen, die ja nicht normale sind, welche aber sehr häufig vorkommen müssen, haben nichts gefruchtet. Die Regierung ist bei dem rücksichtslos geforderten Aufgebot verblieben.

„Die übrigen Punkte sind nicht von großer Bedeutung, und was man den Protestanten auf ihre Vorstellungen hin zugestanden hat, ist durchaus nichts specifisch Protestantisches, sondern nur ganz äußerlicher Natur, so daß darüber nicht weiter zu reden ist. Aber wie wird das Ehegesetz wirken? Es kommt viel auf die Handhabung an. Wir sind den brasilianischen Richtern unterworfen; das ist eine Last, aber man kann's der Regierung nicht verdenken. Nun kommt's darauf an, wie die Richter verfahren, es ist viel in ihre Hand gelegt, und die brasilianische Justiz liegt — im Argen. Es ist auch viel in die Hand des Geistlichen gelegt, eine schwere Bürde! Die Unsittlichkeit befördern helfen oder das Gesetz übertreten, das ist das Dilemma, welches ihm gestellt ist, und er wird von den beiden Uebeln oft, im Gehorsam gegen sein Gewissen, das letztere wählen müssen. Das Verfahren der Geistlichen im Einzelnen und das Verfahren der Richter ist nicht abzusehen, daher entzieht sich auch die Tragweite der gesetzlichen Bestimmungen unseren Blicken, aber schwere Sorge lastet auf uns. Die heiligsten Interessen der protestantischen Familien sind gefährdet; statt der Ehen wird die ohnehin schon große Zahl der Concubinate zunehmen, christliche Zucht und heilige Ordnung ist an der Wurzel angefressen; wie die Eltern lose und locker gelebt haben, so wollen es auch die Kinder, die nichts Besseres gesehen haben; die brasilianische Regierung öffnet Thür und Riegel einer unabsehbaren Sittenlosigkeit. Es ist sehr bemerkenswerth, daß gerade jetzt, wo Brasilien ganz dringend der Einwanderung bedarf (wohin sich in diesen Tagen der Kaiser in seiner Thronrede vor Eröffnung der Kammern ausdrücklich

Digitized by Google

ausgesprochen hat, und was allgemein anerkannt ist), die kaiserliche Regierung die heiligsten Interessen der Protestanten, die einen sehr bedeutenden Theil der Einwanderer ausmachen, fast gänzlich aus den Augen setzt.

„Woher fließt das Alles? Eine Parthei des Landes identificirt fast Katholicismus mit Nationalität; dazu kommt das unglückselige Mißtrauen der Brasilianer gegen Fremde, wie es sich durch die ganze Geschichte Brasiliens zieht. Und mißtrauisch ist man begreiflicher Weise besonders gegen eine nicht unbedeutende Zahl „protestantischer" Einwanderer, weil man vom Protestantismus sehr wenig weiß und die wunderlichsten Vorstellungen von ihm hat: das Volk weiß nicht, ob wir „den Mond anbeten oder Thiere," oder ob wir „Juden" sind, da wir doch keine Christen sein können schon wegen des augenfälligen Mangels an den hier besonders gepflegten Heiligen, und so geht es vielen „Gebildeten," eine einigermaßen richtige Anschauung des Protestantismus, wenn auch von katholischem Standpunkte aus, haben offenbar sehr wenige Brasilianer. Sie wissen ja von ihrer eigenen Religion wenig und können nur wenig wissen, denn der Gottesdienst ist predigtlos (nur an den Heiligentagen und einigen anderen wird gepredigt) und das hohle Ceremonienwesen lehrt nicht. Die Unwissenheit der Brasilianer über den Protestantismus nährt ihr Mißtrauen und begünstigt die Priesterherrschaft. Dazu endlich kommt der den Brasilianern charakteristische Leichtsinn, dem das Verständniß für den rechten Ernst sittlicher Interessen in großem Maße zu fehlen scheint.

„Aber wie soll denn das auch anders werden? Die traurige Beschaffenheit des brasilianischen Katholicismus habe ich angedeutet, und ohne auf eine Darstellung desselben für jetzt einzugehen, bezeuge ich, daß das katholische Treiben hier oftmals ein Hohn auf alle Religion ist und der Katholicismus hier traurig darniederliegt. Und was kann hier helfen? Protestantische, den Brasilianern zugängliche Literatur giebt es noch nicht, und die lebendigen Zeugen des Evangeliums — wo sind sie? Es ist nicht zu verwundern, daß die Brasilianer im Ganzen nichts Gutes von uns denken, denn ihre Unwissenheit und ihr Lebenswandel wird durch Wissen und Thun nach dem, was man weiß, von Seiten der Protestanten nicht beschämt. Wissen die Brasilianer Vieles nicht, was in Europa Kinder wissen, so geht es den Protestanten hier oft ebenso, und was die Hauptsache ist, leben die Brasilianer oft in zügellosen Sünden, so finden sie an den hiesigen Protestanten oft ihre Genossen.

„Doch so kann es nicht bleiben, auch eine Aenderung der neuesten

Digitized by Google

ehegesetzlichen Bestimmung müssen wir erwarten. Und dieser Erwartung wird entsprochen werden, wenn entweder die Regierung sieht, daß sie im Interesse der Colonisation des Landes Zugeständnisse machen muß, wenn sie die dargebotene Hand der Fremden, gleichviel protestantisch oder katholisch, anstatt sie nur im Handel und Wandel, zum Fällen des Urwaldes und zum Anbau des fremden Landes zu verwerthen, als Freundeshand ergreift und dem fremden Einwanderer gönnt, was ihm heilig ist; — oder wenn ein kräftiges Zeugniß von Seiten der hiesigen und auswärtigen Protestanten abgelegt wird, so daß die Regierer und Regierten die Wichtigkeit der Angelegenheit erkennen, und die letzteren nicht ablassen, fortgesetzt durch Wort und That für ihre Sache einzutreten. Beides ist im Auge zu behalten. Möchten die Protestanten in Deutschland, in Europa, ihr Auge und Herz auf unsere neue Heimath richten, in welcher der Protestantismus sicherlich noch eine große Aufgabe zu lösen hat!"

Die Darstellung und Beurtheilung der Ehefrage in dem obigen Aufsatz beruhte auf eingehender und gründlicher Arbeit. So liegt mir ein ausführlicher, viele Bogen langer Bericht an den Oberkirchenrath vor als Antwort auf dessen Bedenken über das Edict vom 11. September 1861; ebenso eine umfassende, paragraphenweis eingehende Beurtheilung des projectirten Reglements, auf Wunsch des Gesandten verfaßt; das Reglement selbst nach seiner Publicirung hat er übersetzt, und wiederum berichtet er eingehend über dies Reglement an den Oberkirchenrath in Berlin. Diese umfassenden Actenstücke beleuchten die ganze Sache ausführlich; doch glaube ich von ihrer Veröffentlichung Abstand nehmen zu dürfen, weil das Resultat aller Arbeit im obigen Aufsatze schon niedergelegt ist. Die brasilianische Regierung wünschte sein Urtheil in dieser Sache zu hören, und mit dem Gesandten v. Eichmann gab es manche Conferenz darüber. Derselbe forderte ihn auf, sich mit einer genauen Prüfung des brasilianischen Entwurfs zum Reglement, vom Standpunkt der evangelischen Kirche, zu beschäftigen, und versichert, es werde ihm von großem Werth sein, die Ansicht des Pfarrers kennen zu lernen, lud ihn zu mündlichen Besprechungen ein und zu einer eventuellen Conferenz in Botofago mit dem brasilianischen Minister Marquis d'Abrantes. Welchen Erfolg alle diese Mühe und Arbeit hatte, haben wir aus obigem Aufsatz schon kennen gelernt. Nun aber will ich auch das Edict vom 11. September 1861 selbst, um welches sich Alles dreht, dem Leser nicht länger

Digitized by Google

vorenthalten, ich gebe es in der Ueberſetzung, in welcher es mir vorliegt. [1])

Kaiſerlich braſilianiſches Decret Nr. 1144
vom 11. September 1861.

Das Decret Nr. 1144 vom 11. September 1861 dehnt die bürgerlichen Wirkungen der in Gemäßheit der Reichsgeſetze geſchloſſenen Ehen aus auf diejenigen zwiſchen Perſonen, welche ſich zu einer von der des Staats abweichenden Religion bekennen, und beſtimmt, daß über Regiſter und Beurkundung ſowohl der Ehen als der Geburten und Todesfälle unter dieſen Perſonen, wie auch über die nöthigen Bedingungen Verfügung getroffen werde, unter denen die Geiſtlichen tolerirter Religionen Acte vornehmen können, welche bürgerliche Wirkungen zur Folge haben.

Ich finde für gut, den folgenden Beſchluß der Generalverſammlung zu genehmigen und deſſen Ausführung anzubefehlen.

Art. 1. Die bürgerlichen Wirkungen der in Gemäßheit der Reichsgeſetze geſchloſſenen Ehen werden ausgedehnt:

§ 1. Auf die außerhalb des Reichs geſchloſſenen Ehen von Perſonen, welche ſich zu einer von der des Staats abweichenden Religion bekennen, inſofern ſie in Gemäßheit des Ritus oder (im Original „und") der Geſetze geſchloſſen worden ſind, denen die Contrahenten unterworfen waren.

§ 2. Auf die innerhalb des Reichs vor Erlaß dieſes Geſetzes geſchloſſenen Ehen von Perſonen, welche ſich zu einer von der des Staats abweichenden Religion bekennen, inſofern ſie in Gemäßheit des Brauches oder der Vorſchriften der reſpectiven Religionen geſchloſſen und mit Zeugniſſen zu erweiſen ſind, aus welcher die Feier des religiöſen Actes erhellt.

§ 3. Auf die innerhalb des Reichs nach Erlaß dieſes Geſetzes geſchloſſenen Ehen von Perſonen, welche ſich zu einer von der des Staats abweichenden Religion bekennen, inſofern ſie in Gemäßheit des Brauches oder der Vorſchriften der reſpectiven Religionen geſchloſſen ſind und die Feier des religiöſen Actes durch das competente Regiſter und in der noch näher zu beſtimmenden Form erwieſen werden kann.

[1]) Der portugieſiſche Text, welcher den meiſten Leſern in Deutſchland unverſtändlich und unwichtig ſein wird, findet ſich in Friedberg's „Recht der Eheſchließung."

Digitized by Google

§ 4. Die Ehen, von welchen der § 2 und der vorhergehende (§ 3) handeln, können jedoch die Wohlthat dieses Gesetzes nicht genießen, wenn gegen die Contrahenten anwendbare Hindernisse vorliegen, die den zu Kraft bestehenden Reichsgesetzen zufolge eine Ehe unter Katholiken unzulässig machen.

Art. 2. Die Regierung wird Verfügung treffen über Register und Beurkundung sowohl dieser Ehen, als der Geburten und Todesfälle von Personen, welche sich nicht zur katholischen Religion bekennen, wie auch über die Bedingungen, unter denen die Geistlichen tolerirter Religionen Acte vornehmen können, welche bürgerliche Wirkungen zur Folge haben.

Art. 3. Die diesem entgegenstehenden Bestimmungen werden aufgehoben.

José Ildefonso de Sonza Ramos, Senator des Reichs von Meinem Rathe, Minister und Staatssecretär des Innern, verstehe es so und bringe es zur Ausübung.

Palast zu Rio de Janeiro, den 11. September 1861, im vierzigsten Jahre der Unabhängigkeit des Reichs.

Mit der Unterschrift Seiner Majestät des Kaisers.

gegengezeichnet: José Ildefonso de Sonza Ramos.
Francisco de Paula de Legreiros
Aoyao Cobato.

Hat die Kanzlei passirt am 16. September 1861.
gezeichnet: Jaino do Nascimento Silva.

Veröffentlicht in der Secretarie des Ministeriums des Innern am 28. September 1861.
gezeichnet: José Bonifacio Naccentes de Azambuja.

Eine sehr umfassende Arbeit war die Uebersetzung des schon oft erwähnten Reglements zu diesem September-Edict. Der Pfarrer unterzog sich dieser Mühe, und der Vorstand der Gemeinde veranlaßte den Druck desselben zur Verbreitung unter den Deutschen. Auch dieses Reglement folgt hier im Abdruck, nur so ist es möglich, die ganze Sache zu überblicken.

Digitized by Google

Reglement

zur Ausführung des Art. 2 des Gesetzes Nr. 1144 vom 11. September 1861.

Capitel I.

Von den Ehen der Nicht-Katholiken, auf welche die bürgerlichen Wirkungen der katholischen Ehen übertragen sind.

Art. 1. Die Uebertragung der bürgerlichen Wirkungen der katholischen Ehen auf die Ehen der Einheimischen oder Fremden, welche eine von der des Staats abweichende Religion bekennen, hängt, wenn sie außerhalb des Kaiserreichs geschlossen sind (Art. 1 § 1 des Gesetzes vom 11. September 1861) von keinem Register im Kaiserreiche ab.

Art. 2. Diese außerhalb des Kaiserreichs geschlossenen Ehen sind auf dieselbe Weise zu beweisen, wie die katholischen Ehen, nämlich durch Vorzeigung authentischer Documente, aus welchen ihre Schließung in der Form des Ritus oder der Gesetze des betreffenden Landes hervorgeht, vorausgesetzt, daß solche Documente durch den brasilianischen Consul oder Consular-Agenten des Landes, in welchem sie ausgefertigt wurden, legalisirt sind.

Art. 3. Die Uebertragung der bürgerlichen Wirkungen der katholischen Ehen auf die Ehen der Einheimischen oder Fremden, welche eine von der des Staats abweichende Religion bekennen, hängt, wenn sie im Kaiserreich vor der Publication des Gesetzes vom 11. Sept. 1861 gemäß der Sitte oder Vorschrift der betreffenden Religionen geschlossen sind (Art. 1 § 2 des citirten Gesetzes), auch nicht vom Register ab.

Art. 4. Diese anderen Ehen sind durch Certificate zu beweisen, welche von den betreffenden Ministranten oder Pastoren ausgestellt sind, vorausgesetzt, daß aus diesen Certificaten die Celebration des religiösen Actes hervorgeht.

Kein anderer Beweis ist gültig, auch wenn ein schriftlicher amtlicher oder privater Heirats-Contract vorhanden ist, und die Contrahenten im Stande Verheiratheter gelebt haben.

Art. 5. Die Uebertragung der bürgerlichen Wirkungen der katholischen Ehen auf die Ehen der Einheimischen oder Fremden, welche eine von der des Staats abweichende Religion bekennen, hängt, wenn sie im

Digitized by Google

Kaiserreich nach der Veröffentlichung des Gesetzes vom 11. Sept. 1861 geschlossen sind (Art. 1 § 3 des citirten Gesetzes) ab:

1) Von der Celebration des religiösen Actes gemäß der Sitte und den Vorschriften der betreffenden Religionen.
2) Von der Celebration dieses religiösen Actes durch einen Pastor oder Ministranten, welcher, diesem Reglement gemäß, unter den Bedingungen, die innegehalten werden müssen, damit ein solcher Act bürgerliche Wirkungen habe, die Functionen seines religiösen Dienstes ausgeübt hat.
3) Vom Register, ebenfalls gemäß dem Reglement.

Art. 6. Wenn die nach der Publication des Gesetzes vom 11. Sept. 1861 geschlossenen Ehen in den durch dieses Reglement bezeichneten Terminen registrirt worden sind (Art. 1 des citirten Gesetzes), so müssen auf sie die bürgerlichen Wirkungen von der Zeit ihrer Schließung an übertragen werden.

Wenn sie jedoch nach diesen Terminen registrirt worden sind, dürfen die bürgerlichen Wirkungen zum Schaden einer dritten Person auf sie nicht weiter übertragen werden, als von dem Datum der Registrirung an.

Capitel II.

Von den Hindernissen der Ehen nicht-katholischer Personen.

Art. 7. Die Hindernisse, von welchen Art. 1 § 4 des Gesetzes vom 11. Sept. 1861 handelt, und welche die in seinem Art. 1 §§ 2 und 3 specificirten Ehen der Wohlthat desselben berauben, sind allein diejenigen, von welchen nicht dispensirt wird, oder von welchen, obwohl sie dispensabel sind, nicht dispensirt worden ist.

Art. 8. Wenn diese Ehen auf gesetzliche Weise bewiesen sind, so werden sie der Wohlthat des angeführten Gesetzes nicht beraubt, es sei denn, daß sie durch ein vom competenten Richter im regelmäßigen Processe abgegebenes und rechtskräftig gewordenes Urtheil annullirt werden.

Art. 9. Es kommt dem Rechtsrichter des Domicils der Ehegatten oder des Domicils des beklagten Gatten zu, über die Nichtigkeit aller Ehen zwischen Einheimischen oder Fremden, welche eine andere als die Staatsreligion bekennen, zu erkennen, und ebensowohl über jede andere Frage, welche sich auf diese Ehen bezieht.

Digitized by Google

Art. 10. Ueber die Nichtigkeit dieser Ehen ist immer auf dem ordentlichen Wege Rechtens zu verhandeln, und es muß, bei Strafe der Nichtigkeit, jedenfalls ein vom betreffenden Richter ernannter und vereidigter Curator, der zur Vertheidigung der fraglichen Ehe bestellt ist, gehört werden.

Art. 11. Was das Verfahren in diesen Verhandlungen über Nichtigkeit und die provisorischen Maßregeln betrifft, welche bei Gelegenheit derselben nöthig sind, so ist überall, wo es anwendbar ist, das zu beobachten, was bei dem geistlichen und Civilgericht in Fragen von derselben Art bisher Sitte war.

Bezüglich der richterlichen Entscheidung sind — so weit sie anwendbar sein können — die Bestimmungen des Gesetzes vom 11. Sept. 1861, die des gegenwärtigen Reglements und die Vorschriften oder Sitten der betreffenden Religionen zu beobachten, vorausgesetzt, daß diese Vorschriften oder diese Gebräuche den Bestimmungen des Gesetzes und dieses Reglements nicht widersprechen.

Art. 12. Von den Erkenntnissen, die abgegeben werden, kann an das Obergericht (2te Instanz) des Districts appellirt werden, und muß der Richter in diesem Falle die Appellation mit Suspensiv-Effect annehmen; auch muß er, wenn er eine Ehe für nichtig erklärt, jedesmal selbst ex officio appelliren.

In der zweiten Instanz muß bei Strafe der Ungültigkeit auch ein Curator ernannt und vereidigt werden, der die Ehe zu vertheidigen hat, und außerdem muß der Staatsanwalt gehört werden.

Den Parteien, dem Curator und dem Staatsanwalt steht der Gebrauch des Rechtsmittels in Uebereinstimmung mit den rechtsgültigen Gesetzen zu.

Art. 13. Wenn die Nichtigkeit der Ehe aus solchen Hindernissen folgt, welche das kanonische Recht als allgemeine oder absolute bezeichnet, kann dieselbe (die Nichtigkeitserklärung) beantragt werden:

1) Von jedem der beiden Ehegatten.
2) Von Jedem, der zur Zeit der Schließung der Ehe ein Interesse an der Nichtigkeitserklärung hatte.
3) Von dem Staatsanwalt des betreffenden Districts.

Art. 14. Wenn sie aber aus privaten oder relativen Hindernissen folgt, können nur die Ehegatten oder ihre gesetzlichen Vertreter sie beantragen, vorausgesetzt, daß nicht einem der Gatten allein das Recht, sich auf dieselbe zu beziehen, zusteht.

Digitized by Google

Art. 15. Wenn die Ehe wegen mangelnder oder mangelhafter Zustimmung annullirt werden soll, so steht das Recht, sich auf diese Nichtigkeit zu beziehen, nur dem Ehegatten zu, der seine Zustimmung nicht gegeben hat, oder dessen Zustimmung nicht gültig war.

Art. 16. Nach Ablauf von 3 Jahren, vom Tage der Feier des religiösen Actes an gerechnet, kann die Nichtigkeitsklage der Ehe, sowohl unter Voraussetzung des Art. 14 als des Art. 15, nicht mehr angestellt werden. Wenn indessen in dem Falle des Art. 15 der Gatte, dessen Zustimmung fehlte oder mangelhaft war, bei dem Acte der religiösen Feier noch minorenn gewesen ist, so soll ihm, falls die 3 oben bezeichneten Jahre schon abgelaufen sind, noch ein ferneres Jahr nach seiner Majorität vergönnt werden, um die Nichtigkeitsklage anzustellen, oder so viel Zeit, als erforderlich ist, um das Jahr vollzumachen; dieser Zeitraum darf indessen niemals überschritten werden.

Art. 17. Es kommt in der Hauptstadt der Regierung zu durch den Minister des Innern, und in den Provinzen den betreffenden Präsidenten, von den Hindernissen der nichtkatholischen Ehen zu dispensiren, und zwar in denselben Fällen, in welchen bei der katholischen Ehe dispensirt wird, wobei die Sitte oder die Vorschriften der betreffenden Religionen so weit zu berücksichtigen sind, als diese Sitte oder Vorschriften mit der katholischen Ehe sich vereinigen lassen.

Art. 18. Sind diese Dispense gegeben, so hängt bezüglich der Ehen, welche vor oder nach dem Gesetze (No. 1144) vom 11. Sept. 1861 geschlossen wurden, die Fähigkeit, bürgerliche Wirkungen nach sich zu ziehen, oder die Gültigkeit der bereits hervorgebrachten bürgerlichen Wirkungen, von keiner Bestätigung mehr ab.

Capitel III.

Vom Ehe-, Geburts- und Todten-Register der Nicht-Katholiken.

Art. 19. Für Registrirung der Ehen, Geburten und Todesfälle der nichtkatholischen Einheimischen oder Fremden sind 3 Bücher zu halten: Eins für die Registrirung der Ehen, zu welcher der Secretär der Municipalkammer des Orts, wo einer der beiden Gatten wohnt, verpflichtet werden soll, und Zwei für Registrirung der Geburten und Todesfälle, womit der Schreiber des Friedensrichters des betreffenden Orts zu betrauen ist; doch können in der Hauptstadt die Regierung und in den Provinzen die Präsidenten den oder die Secretäre des Friedens-

Digitized by Google

richters behufs der Uebernahme dieser Functionen ernennen, je nachdem Einwohnerzahl oder Entfernung es erheischt. In den Colonien aber, welche in Gegenden liegen, in welchen diejenigen Autoritäten, von welchen dieser Artikel handelt, noch nicht geschaffen sind, oder welche von diesen Autoritäten weit entfernt liegen, hat der Director der Colonie oder ein von dem Präsidenten der betreffenden Provinz dazu ernannter höherer Beamter diese Bücher zu führen. Derselbe Präsident hat auch die Colonien zu bestimmen, auf welche diese Verordnung anzuwenden ist.

Art. 20. Diese 3 Bücher sind von der betreffenden Municipalkammer zu beschaffen, und zwar gestempelt. Sie sind von dem Präsidenten jener Kammer zu eröffnen, zu numeriren, zu rubriciren und zu schließen; derselbe hat auch das Datum der Eröffnung und des Schlusses, die Bestimmung eines jeden derselben, und die Seitenzahl zu bemerken.

Wenn die Geburts- und Todtenregister vollgeschrieben sind, so sind sie in den betreffenden Municipalkammern zu archiviren und den Secretären derselben anzuvertrauen, sowie auch diese Secretäre für die Eheregister zu sorgen haben.

In den Colonien aber, welche sich in dem im 2ten Theil des vorhergehenden Artikels bezeichneten Falle befinden, sind die Bücher durch die Colonien zu beschaffen und von den Secretären der Präsidenten zu rubriciren; und wenn sie voll sind, so sollen sie auf denselben Secretariaten archivirt werden, bis die betreffenden Municipalkammern geschaffen sind.

Art. 21. Links auf jeder Seite der 3 Bücher sind die betreffenden Registraturen in der Ordnung auszuführen, wie sie verlangt worden; es soll Jahr, Monat und Tag ihrer Eintragung bemerkt werden und zwischen denselben nur für eine horizontale Linie Raum gelassen werden.

Rechts bleibt ein weißer, eine Drittelseite breiter und durch einen senkrechten Strich begrenzter Rand, auf welchem nothwendige Bemerkungen und Notizen verzeichnet werden sollen.

Art. 22. Der Text der Registratur muß ununterbrochen, ohne Abkürzungen und ohne Ziffern, selbst bei den Daten, geschrieben werden; und am Schluß jeder Registratur, bevor der Schreiber sie unterzeichnet, müssen die Correcturen (oder die Einschaltungen) des zwischen den Linien Eingeschobenen sowie die ausgestrichenen Wörter und alles Zweifelhafte ausdrücklich vorgemerkt werden.

Art. 23. Weder die Schreiber des Friedensrichters noch die Secretäre der Municipalkammern dürfen, wenn eine Registratur vollzogen

Digitized by Google

und unterzeichnet ist, in den ihnen anvertrauten Büchern irgend etwas ändern, verbessern, unterdrücken oder zusetzen, und wenn sie es thun, begehen sie Fälschung und sind deshalb zu processiren.

Auch dürfen sie die Registraturen nur in den Fällen und in der Form aufnehmen, wie dieses Reglement sie vorschreibt.

Art. 24. Die Schreiber des Friedensrichters oder die Secretäre der Municipalkammern haben die Registraturen in die laufenden Bücher aufzunehmen, wenn die Parteien zu diesem Zwecke ausgefertigte Erlasse des Municipalrichters des Districts beibringen, in welchem die Bücher vorhanden sind, und wenn es aus den ersteren speciell hervorgeht, welche und in welches Register die Registraturen eingetragen werden sollen.

Art. 25. Der competente Municipalrichter hat, um die Nothwendigkeit einer Rectification des Registers zu beweisen, oder um etwas Ausgelassenes nachzutragen, etwas Irrthümliches, Ungenaues oder Falsches zu berichtigen, die Parteien vorzuladen, die Interessirten und den Staatsanwalt herbeizuziehen, und nach genügendem Beweis und gefälltem Urtheil die Ausfertigung und Ausführung zu verordnen.

Gegen das Erkenntniß, welches die Justification anordnet, können die Parteien und der Staatsanwalt appelliren, und gegen das Erkenntniß, welches sie abweist, können die Justificanten appelliren.

Diese Appellationen werden bei dem Rechtsrichter des betreffenden Bezirks eingelegt und haben Suspensiv-Effect.

Art. 26. Die Registraturen sind zu vollziehen, wenn die Parteien den Secretären oder den Schreibern, welche mit der Führung der Register betraut sind, richterliche Erkenntnisse, gesetzliche Zeugnisse oder authentische Documente vorzeigen, aus welchen eine Veränderung des Civilstandes der Personen hervorgeht, deren Ehen, Geburten oder Todesfälle registrirt sind.

Art. 27. Wenn die Mandate, von welchen Art. 25 handelt, vorgezeigt sind, so haben die Schreiber des Friedensrichters oder die Secretäre der Municipalkammern in Gemäßheit dessen, was durch sie bestimmt ist, die gehörige Marginalbemerkung gegenüber der berichtigten Registratur, mit Bezugnahme auf dies Mandat und das Datum desselben, einzutragen und die Bemerkung mit ihrer Unterschrift zu beschließen.

Ebenso haben die Secretäre der Municipalkammern bei der Rectificirung der Registraturen der ihnen anvertrauten schon vollgeschriebenen Bücher zu verfahren.

Art. 28. Wenn die Erkenntnisse, Zeugnisse und Documente, von denen Art. 25 handelt, vorgelegt sind, so haben die Schreiber, selbst wenn

Digitized by Google

jene sich auf Personen beziehen, deren Registrirung in schon beendigten Büchern sich befindet, diese Actenstücke in den laufenden Büchern zu registriren und die gehörige Marginalbemerkung gegenüber dem schon im laufenden Buche notirten Posten auszuführen.

Befindet sich der notirte Posten in einem beendigten Buche, so haben die Schreiber über dies neue Register ein Certificat aufzunehmen, damit die Secretäre der betreffenden Municipalkammern es an den oben bezeichneten gehörigen Orten eintragen können.

Art. 29. Die Registratur der Erkenntnisse, Certificate oder Documente, aus welchen Veränderungen in dem Civilstande derjenigen Personen hervorgehen, deren Ehen, Geburten und Todesfälle schon registrirt sind, müssen kurz zusammengefaßt und im Auszug gemacht werden, wenn diese Actenstücke so ausgedehnt sind, daß ihre wörtliche Registrirung mehr als 20#000 kosten würde.

Art. 30. Die Schreiber und Secretäre, welche mit der Registrirung betraut sind, und die letzteren mit besonderer Beziehung auf die beendigten Bücher, haben unter eigener Verantwortlichkeit alle Documente, kraft deren sie bei den betreffenden Posten Notizen oder Bemerkungen eintrugen, gehörig geordnet und betitelt aufzubewahren.

Art. 31. Unabhängig von der Genehmigung irgend einer Autorität dürfen sie aus den ihnen anvertrauten Büchern die von irgend Jemand verlangten Certificate ausziehen.

Diese Certificate werden ausgestellt, indem nicht allein die betreffenden Posten, sondern auch alle Notizen und Randbemerkungen wörtlich aufgenommen werden, und sie haben dieselbe Beweiskraft wie irgend ein anderes öffentliches Document.

Wenn sie jedoch in anderer Weise ausgestellt sind, haben sie vor Gericht keine Beweiskraft.

Art. 32. Für Registrirungen, Certificate und Nachsuchungen sind die Schreiber und Secretäre zu folgenden Emolumenten berechtigt: im ersten Falle 1#000, im zweiten Falle 400 Rs. für die Seite, jede Seite von 25 Linien und jede Linie von 30 Buchstaben, und im dritten Falle 200 Rs. jährlich, gerechnet vom Ablauf des zweiten Jahres nach der Einregistrirung.

Zur Erhebung derselben Emolumente sind die Secretäre der Municipalkammern berechtigt für Certificate, welche aus den ihnen anvertrauten beendigten Büchern aufgezogen sind.

Art. 33. Wenn die Schreiber oder Secretäre die Registrirungen verweigern oder verzögern, oder wenn sie die Notizen und Randbemer-

Digitized by Google

kungen oder Certificate verweigern oder verzögern, können die beschädigten Partheien vor dem betreffenden Municipalrichter klagen, und dieser hat nach Anhörung des Verweigerers in möglichster Kürze zu entscheiden. Ist die Weigerung oder Zögerung unberechtigt, so kann der Richter, nachdem er davon Kenntniß genommen hat, eine Strafe von 20 bis 100#000 auferlegen, und hat unter eigener Verantwortlichkeit zu befehlen, binnen 24 Stunden das Register zu liefern, oder die Notizen einzutragen, oder das verlangte Certificat auszufertigen.

Art. 34. Die Staatsanwalte haben unter eigener Verantwortlichkeit die Register zu inspiciren und die Schreiber des Friedensrichters oder die Secretäre der Municipalkammern, welche für dieselben Sorge zu tragen haben, falls sie nachlässig oder pflichtwidrig gehandelt haben, zu denunciren.

Die Rechtsrichter haben bei Gelegenheit der jährlichen Visitationen auch diese Bücher ihrer Prüfung zu unterziehen und die erforderlich scheinenden Maßregeln zu treffen.

Vom Eheregister.

Art. 35. Die Registrirung der Ehen können verlangen die Ehegatten, ihre Eltern, ihre Verwandten, Vormünder, Curatoren und der Consul des Landes jedes Ehegatten.

Art. 36. Das Eheregister der einheimischen oder fremden Nichtkatholiken besteht in der wörtlichen Uebersetzung der authentischen Certificate der Feier des betreffenden religiösen Actes, welcher vorgenommen wurde von den Pastoren oder Ministranten der von der des Staats verschiedenen Religionen, welchen die Ehegatten angehören.

Art. 37. Die Certificate über die Feier des religiösen Actes, welche die Pastoren oder Ministranten der tolerirten Religionen ausstellen, müssen enthalten:

1) Namen, Alter, Heimath und gegenwärtigen Aufenthalt der Verehelichten.
2) Ihre Gewerbe, wenn sie solche haben, und ihre Nationalität.
3) Die Namen ihrer Väter und Mütter, sowie die Erklärung, ob sie ehelich oder unehelich sind.
4) Jahr, Monat, Tag und Stunde der Vollziehung der Feier des religiösen Actes, und auch den Ort, wo dieselbe stattfand.
5) Die Erklärung, daß kein Hinderniß vorgelegen, oder daß ein solches beseitigt, dispensirt oder für unzureichend erklärt sei.

Digitized by Google

6) Die Namen von wenigstens zwei Zeugen, welche bei der Feier des religiösen Actes gegenwärtig waren.

Art. 38. Die Auslassung irgend einer der im vorhergehenden Artikel bezeichneten Angaben macht den Act nicht ungültig, sondern kann vielmehr ersetzt werden in der durch dieses Reglement angegebenen Form auf dieselbe Weise, wie jeder andere Irrthum, Ungenauigkeit oder Fehler.

Art. 39. Wegen solcher Auslassungen dürfen die Schreiber und Secretäre die Registrirung der Ehe nicht verweigern, ausgenommen, wenn die Certificate den Namen der Contrahenten und das Jahr, den Monat und Tag der Feier des religiösen Actes nicht angeben. In diesem Falle haben die betreffenden Pastoren oder Ministranten andere Certificate auszustellen oder die schon ausgestellten zu ergänzen.

Art. 40. Die Certificate derjenigen Ehen, welche nach dem Gesetz vom 11. September 1861, aber vor Publication dieses Reglements geschlossen sind, müssen in der Stadt und Provinz Rio de Janeiro innerhalb 3 Monaten und in den anderen Provinzen innerhalb 9 Monaten, vom Datum der Publication dieses Reglements an gerechnet, registrirt werden, und die Certificate der nach Publication dieses Reglements geschlossenen Ehen müssen innerhalb eines Monats, vom Datum ihrer Schließung an gerechnet, registrirt werden bei der im Art. 6 schon erwähnten Strafe. Die Partheien können sich auf die zum Zweck der Registrirung gestellten Gesuche berufen, so oft bezüglich derselben oder des Ortes, wo sie vollzogen werden müssen, Zweifel entsteht.

Art. 41. Die Ehen, von welchen Art. 4 Theil 2 dieses Reglements handelt, können nur durch Certificate bewiesen werden, die aus den gehörigen Registern ausgezogen sind; aber andere Beweise sind nicht zulässig, außer im Fall des Verlustes, oder wenn das betreffende Register ganz, oder der Theil desselben, in welchem die zu beweisende Ehe registrirt worden, zerstört ist.

Art. 42. Die Bestimmungen der Art. 1 und 3 dieses Reglements stehen der im Kaiserreich zu vollziehenden Registrirung der außerhalb desselben geschlossenen oder der innerhalb desselben vor Publication des Gesetzes vom 11. Sept. 1861 vollzogenen Ehen nicht entgegen.

Sind diese Ehen in der durch die Art. 2 und 4 angegebenen Form registrirt, so gelten die aus den Registern ausgezogenen Certificate vor Gericht.

Digitized by Google

Vom Geburtsregister.

Art. 43. Die Geburtsregister nichtkatholischer Personen werden nach Anleitung der Anmeldungen dieser Personen geführt, und müssen die Anmeldungen innerhalb 10 Tagen nach der Geburt gemacht werden.

Art. 44. Zur Anmeldung der Geburt sind verpflichtet:

1) Bei legitimen Kindern der Vater, statt seiner die Mutter oder eine von dieser oder jenem dazu bevollmächtigte Person.
2) Bei illegitimen Kindern die Mutter, oder der Vater, welcher das Kind anerkannt hat, oder eine für diesen Zweck bevollmächtigte Person.

Art. 45. Der betreffende Schreiber des Friedensrichters hat dies Geburtsregister anzufertigen, indem er in dem entsprechenden Buche die in dem vorigen Artikel bezeichneten Angaben zu Protokoll bringt und dabei Folgendes erklärt:

1) Tag, Monat, Jahr und Ort, wo die Registrirung stattfand.
2) Tag, Monat, Jahr und Ort der Geburt und ebenso die Stunde, wenn es möglich ist.
3) Das Geschlecht des Neugeborenen, seine Namen oder den, welchen er bei der Registrirung bekommt.
4) Die Namen des Vaters und der Mutter, ihre Heimath, ihren gegenwärtigen Wohnort und ihr Gewerbe, wenn der Neugeborene ein eheliches Kind ist.
5) Den Namen der Mutter allein, ihre Heimath, ihren gegenwärtigen Wohnort und ihr Gewerbe, wenn das Kind unehelich ist, und auch den Namen des Vaters, welcher es bei der Verhandlung anerkennt, seine Heimath, seinen gegenwärtigen Wohnort und sein Gewerbe; oder im Falle, daß der Name der Mutter nicht angegeben wird, nur den Namen des Vaters, der es anerkannt hat oder bei der Verhandlung anerkennt.
6) Namen, Heimath, gegenwärtigen Wohnort und Gewerbe der Person, welche in Folge erhaltener Ermächtigung die Geburt anzeigt.

Die Anzeige muß die voranstehenden Erklärungen enthalten, und wenn sie dieselben nicht enthält, muß der Schreiber sie fordern, um sie zu Protokoll zu nehmen.

Art. 46. Die Geburtsprotokolle werden vom Schreiber unterzeichnet, von zwei bei der Verhandlung gegenwärtigen Zeugen und von

Digitized by Google

der Person, welche die Anzeige gemacht hat, im Fall sie gegenwärtig ist. Ist die Anzeige schriftlich geschehen, so muß auch das in dem Protokoll über die Geburt erklärt werden, und der Schreiber hat sie mit den anderen Actenstücken, von welchen Art. 30 handelt, aufzubewahren.

Art. 47. Der Tod des Neugeborenen, auch wenn dieser nur einen Augenblick nach der völligen Lostrennung von der Mutter lebte, dispensirt nicht von der Registrirung der Geburt, und muß das eben in dem betreffenden Protokoll angegeben werden, nebst allen Umständen, welche beweisen, ob der Tod nach der Geburt eintrat oder nicht.

Von dem Todtenregister.

Art. 48. Das Todtenregister der Nichtkatholiken ist auch gemäß den Anzeigen, welche über die Todten gemacht werden, einzurichten, und ist die Anzeige in den Städten und Flecken innerhalb 2 Tagen, und außerhalb der Städte und Flecken innerhalb 6 Tagen nach dem Tode zu machen.

Art. 49. Zu diesen Anzeigen sind verpflichtet:

1) Das Familienhaupt, in dessen Hause der Todesfall stattfand, oder die Person, welche seine Stelle vertritt, oder seine Wittwe oder ihr Wittwer.
2) Die Person, welche bei dem Todesfalle gegenwärtig war, wenn der Verstorbene allein wohnte, oder der Nachbar, welcher von dem Todesfalle Kenntniß genommen hat.
3) Die Vorsteher aller Etablissements, in welchen der Todesfall stattfand, sei es, daß sie dem Staate gehören oder bürgerlichen oder religiösen Corporationen oder Privatleuten, falls der Verstorbene im Etablissement gewohnt und der Hausordnung desselben unterworfen gewesen ist.

Art. 50. Der betreffende Schreiber hat das Todtenregister aufzunehmen, indem er die im vorigen Artikel bestimmten Angaben in das entsprechende Buch einträgt und Folgendes erklärt:

1) Tag, Monat, Jahr und Ort, an welchen die Registrirung geschieht.
2) Tag, Monat, Jahr, Ort des Todes und womöglich auch die Stunde.
3) Namen, Alter, Stand, Nationalität und Heimath, gegenwärtigen Wohnort und Beruf des Verstorbenen.
4) Namen, Heimath, Nationalität und Beruf der Eltern des Verstorbenen, wenn es möglich ist.

Digitized by Google

5) Den Namen des andern Gatten, wenn der Verstorbene verheirathet war.
6) Ob der Verstorbene vor seinem Tode ein Testament gemacht hat oder nicht.
7) Namen, Heimath, gegenwärtigen Wohnort der Person, welche den Todesfall anzeigt.

Art. 51. Es ist bezüglich der Erklärungen, welche die Anzeige von Todesfällen enthalten muß, und bezüglich der Registrirungen derselben zu beachten, was bei den Art. 44 und 45 bezüglich der Geburten festgestellt ist.

Capitel IV.

Von den Bedingungen, welchen die Pastoren der tolerirten Religionen unterworfen sind, damit sie Handlungen mit bürgerlichen Wirkungen vollziehen können.

Art. 52. Damit die Pastoren und Ministranten der tolerirten Religionen religiöse Amtshandlungen mit bürgerlichen Wirkungen ausüben können, ist es unerläßlich, bei Strafe, der bürgerlichen Wirkungen verlustig zu gehen, daß ihre Nomination oder Wahl registrirt sei, und zwar bezüglich der in der Hauptstadt wohnenden auf dem Secretariat des Kaiserreichs, bezüglich der in den Provinzen wohnenden auf dem Secretariat der Provinz ihres Wohnorts.

Für diese Registrirung genügt es, die Ernennung oder Wahl dem Chef des Secretariats vorzulegen, welcher darauf das Visum setzt und einen Beamten bestimmt, der sie zu vollziehen hat.

Art. 53. Wenn aber die Ernennung oder Wahl im Auslande geschehen ist, so ist es für die Registrirung nothwendig, dieselbe durch den Consul oder Consular-Agenten des Kaiserreichs in den betreffenden Ländern legalisiren zu lassen. Was jedoch die Registrirung der im Auslande vor diesem Reglement vollzogenen Ehen betrifft, gemäß Art. 42, so kann die Ernennung oder Wahl durch einen Consul des betreffenden Landes, der im Kaiserreich wohnt, legalisirt werden. In beiden Fällen muß der Legalisationsact ausführlich in dasselbe Register eingetragen werden.

Dabei ist zu bemerken, daß diese Registrirung nicht die Anerkennung der Gültigkeit der Ernennung oder Wahl zur Folge hat.

Art. 54. Die Verweigerung oder Verzögerung dieser Registrirungen zieht die Art. 33 dieses Reglements bezeichneten Strafen nach sich,

Digitized by Google

welche von dem Minister des Kaiserreichs oder von dem betreffenden Präsidenten auferlegt werden.

Die Chefs des Secretariats sind für die Verweigerung oder Verzögerung verantwortlich.

Art. 55. Für diese Registrirungen, für Certificate und Nachsuchungen hat das Secretariat des Kaiserreichs die Secretariatsgebühren zu empfangen. Im ersten Falle 1#000 Rs., im zweiten Falle 800 Rs. für die Seite, jede Seite zu 25 Linien, jede Linie zu 30 Buchstaben, und im dritten Falle 200 Rs. jährlich, vom Ablauf des zweiten Jahres nach der Registrirung an gerechnet. In den Provinzen sind dieselben Emolumente zu entrichten, und fällt der Ertrag in die Kasse des Finanzministeriums der betreffenden Provinzen.

Art. 56. Es ist den Pastoren und Ministranten verboten, Ehen zwischen Personen ihrer Religion zu vollziehen, ohne daß das Aufgebot oder die Ankündigungen gemäß der Sitte und den Vorschriften der betreffenden Religionen vorangeht.

Der Mangel des Aufgebots aber oder der Ankündigungen macht die Ehen nicht ungültig, wohl aber unterwirft es den betreffenden Pastor oder Ministranten den im Art. 248 des Criminalcodex bezeichneten Strafen.

Art. 57. Von dem Aufgebot kann der Municipalrichter des Bezirks, wenn die Ehe geschlossen werden soll, dispensiren, falls er sich auf einen von den Gründen stützt, welche bei der katholischen Ehe den Dispens vom Aufgebot zulassen.

Art. 58. Stellt sich irgend ein Hinderniß der projectirten Ehe entgegen, so ist mit dem Aufgebot bis zum Schluß fortzufahren, aber nach Schluß desselben darf der betreffende Pastor oder Ministrant die Ehe nicht vollziehen, bei Strafe, wegen Uebertretung des Art. 247 des Criminalcodex verurtheilt zu werden, wenn er nicht ein authentisches Document vorzeigt, welches beweist, daß von dem Hinderniß dispensirt oder daß es als unzulänglich erkannt worden ist.

Art. 59. Der competente Municipalrichter, welchem die Anzeigen von dem Hinderniß oder Einspruch gegen die Ehe gemacht werden, sei es durch den betreffenden Pastor oder Ministranten, sei es durch irgend welche Personen, deren Interessen angegriffen sind, hat auf Antrag der Partheien summarisch zu verfahren, indem er die Anzeige zu den Acten nimmt, jeder der Partheien 5 Tage, worüber nicht hinausgegangen werden darf, zur Einsicht der Acten gestattet, die Frist zur Beweisführung

Digitized by Google

auch auf 5 Tage festsetzt, den Staatsanwalt hört und ohne Verzug sein Urtheil spricht.

Gegen dieses Erkenntniß, wie in den Fällen des Art. 25, kann man auch an den betreffenden Rechtsrichter des Bezirks appelliren, und soll die Appellation ebenfalls die gewöhnlichen Wirkungen nach sich ziehen.

Der Marquez de Olinda, Staatsrath, Senator des Kaiserreichs, Präsident des Ministerraths, Minister und Staatssecretär des Innern, wird mit der Ausführung dieser Bestimmungen beauftragt.

Palast in Rio de Janeiro, am 17. April 1863,
im 42sten Jahre der Unabhängigkeit und des Kaiserreichs.

Mit der Unterschrift Sr. Majestät des Kaisers.

Marquez de Olinda.

Digitized by Google

Achtes Capitel.

Der Schulconflict und die Privatschule.

So mächtig die in Christo gegründete Liebe ist, menschliche Herzen mit einander zu verbinden, wie groß auch immer sonst die Entfernungen zwischen ihrem beiderseitigen Fühlen und Denken und Erfahren sein mögen, so unmöglich ist eine dauernde Verbindung im Frieden des Herrn da, wo die Grundanschauungen so verschieden sind, daß eben die christliche Liebe nicht auf beiden Seiten eine Macht ist. Alles, was nicht auf den Herrn als rechten Felsengrund gebaut ist, muß sich endlich in seiner Hinfälligkeit zeigen und zusammenstürzen, während der auf Ihn gegründete Bau, auch wenn er vor Menschenaugen manchmal zusammengestürzt und ganz verschwunden erscheint, doch unerschütterlich ist. Treten die zwei Grundrichtungen des christischen und antichristischen Princips in Berührung, so kommt es zum Kampf; wird der Himmelsfunke göttlicher Liebe durch die Predigt Christi und Seine Kraft in die Welt geworfen, so brennt es, und das Unreine muß verbrennen, während es sich für das Reine und eigentlich Berechtigte hält. Das Reine aber erscheint im Feuer geläutert und bleibt in Ewigkeit, wenn es auch von den Menschen einer Zeit verkannt wird. Man kann in jeder Lage solchen Kampf vermeiden, man kann nachgeben von der Wahrheit und vermitteln mit dem Feinde, das ist das Bequemere und das sogenannte Kluge, das ist behagliche Diplomatie. Wer so handelt in entscheidenden Augenblicken, wird von Vielen gepriesen und erspart sich Aufopferung, doch wird er vom Herrn verworfen werden. Wer dagegen fest steht in der Wahrheit und, wie Christus, die Menschen wider ihren Willen selig machen will, der wird auch dem Meister gleich sich aufreiben und aufopfern, von den

Digitized by Google

Meisten getadelt, von dem Herrn aber in Ehren angenommen werden. Dieser Reichsgrundsatz im Reiche Gottes, in der Geschichte der Kirche tausendfach bewährt, ist auch Pastoralgrundsatz für jeden wahren Diener Jesu Christi. Er thut die Wahrheit und fürchtet sich nicht und vermittelt nicht mit dem unverkennbaren Feinde. Doch sucht er auch nicht Streit, sondern Frieden, bricht nicht seinerseits, wo irgend Gutes noch zu halten, und strebt in Allem das königliche Gebot der Liebe zu erfüllen und durch Sanftmuth das Erdreich zu erobern, an dem Herzen des Gegners diese verheißungsreiche Sanftmuthseroberung beginnend.

In diesem Sinne sagt auch unser Evangelist, als man ihm um persönlichen Unrechts und Ungelegenheiten willen von Europa aus gerathen hatte, den Posten aufzugeben und die widerwillige Gemeinde sich selbst zu überlassen: „Es gilt hier zu helfen, zurechtzuweisen mit Sanftmuth und Geduld und zu heilen. Aeußerlich Alles angesehen, kann man sagen: Du hast dies und jenes nicht nöthig zu thun und dies und das brauchst du dir nicht gefallen zu lassen. Aber das ist kein richtiger Standpunkt. Sie sind ja ohne Hirten, wollte der Pastor hier sich ihnen nicht freundlich nähern, so würde er sein Hirtenamt nicht erfüllen, und wenn auch so Viele gar hochmüthig sind und mich gering schätzen oder verspotten mögen, so will ich doch stille halten und den lieben Vater im Himmel bitten, auch meinen Hochmuth und alle Heftigkeit und Unart des natürlichen Herzens ganz zu brechen, und auf das sehen, was göttlich ist, und nie auch in Kleinigkeiten das Meine suchen. O, das ist oft schwerer als man glauben sollte, es kommt unbewußt, darum muß man sehr auf der Hut sein. Ich werde der evangelischen Kirche und meinem Amte durch Feigheit oder „Friede, Friedesagen" nichts vergeben, durch Gottes Gnade: helf' Gott auch, daß ich in dem Schwereren: in Sanftmuth, Geduld, Treue allezeit das Werk thue eines evangelischen Predigers — Ich habe einige Male mehr Johanneisch gepredigt, und das hat mich stille gemacht. Helf' Gott, daß ich meine arme Seele hindurchbringe und die Brüder stärke! Du wirst mich verstehen, der Du mir bis hierher ein großer Trost gewesen bist; Du hast mich kräftig mit Gottes Wort getröstet und ermahnt, und meine Briefe haben Dir Thränen gekostet! Gott gebe, daß sie nachhaltig in mir wirken, wie ich denn meine, daß sie nicht auf die Erde gefallen sind. Gedenke der Herrlichkeit des Amtes des Neuen Testaments." In diesen Worten liegt seine gleich sanftmüthige und feste Gesinnung ausgesprochen, welche er nun auch bewährte in der heraufdämmernden Krisis. Diese begann auf dem Gebiete der Schule. Die Kirche war unter das Regiment des Hülfsvereins gerathen, welcher nicht eine evangelische, sondern eine deutsche religions-

Digitized by Google

lose Schule erstrebte. Der Einfluß des Pastors wurde fernzuhalten gesucht, der Hülfsverein beanspruchte die Leitung der Schule und entwarf Schulstatuten, und doch war der Pastor vom Oberkirchenrath zum Lehrer und Leiter der Schule berufen, ohne auf Schulstatuten verpflichtet zu sein oder in irgend einer amtlichen Beziehung zum Hülfsverein zu stehen. Während jedes Mitglied des Hülfsvereins, der Kaufmann, der Schuster, der Schneider, die unwissendsten Leute, Einspruch gegen die Schulordnungen erheben können, soll der Pastor jenen gehorchen. Auf solche Verbindung einzugehen, war für einen Pastor, der Amt und Kirche zu wahren hatte, unmöglich. Das ist ein Mangel an Organisation, noch ganz abgesehen von dem religiösen Gegensatz. Der beamtete Pastor darf nicht abhängig sein von einem Privatverein. Das erkannte der Pastor von Rio sofort und weissagte der Gemeinde Stillstand, wenn dieses Verhältniß sich nicht ändere. Und indem er, die heimischen Zustände mit den dortigen vergleichend, die ersteren keineswegs idealisiren will, sondern nur constatiren, daß in der Heimath doch ein Kern zu sein pflege in den Gemeinden, während dort ein solcher sehr zu vermissen sei, wo der Geist des Herrn nicht, wie in der Heimath, Jahrhunderte gewirkt, blickt er wie prophetisch in den bevorstehenden Kampf und ermuntert sich unter dem Aufblick zu Gott „Herr Gott, hilf!“ mit den Worten „Doch auf, auf, es wird Niemand gekrönt, er kämpfe denn recht!“ So kehrt hier das Losungswort wieder, über welches er in Wittenberg schon gepredigt hatte und welches ihn stets begleitet zu haben scheint, wie es sich denn auch endlich, wie ich denke, an ihm bewährt hat. Der Mißstand der Lage mußte immer deutlicher hervortreten. Während der Pastor mit allen Kräften für die Kirche zu wirken bemüht war, wirkte diese durch ihren Vorstand für den Hülfsverein. Der Pastor sollte den Stand der Schule verantworten, aber doch nicht handeln nach seinem Ermessen. Der Pastor ging herum in der Gemeinde, um Schulgeld einzusammeln für die Gemeindekasse, das ein und zwei Jahre rückständig war, der Hülfsverein gerieth in Gährung und brach aus in Grobheiten. Das Alles waren nur erst vorgängige Anzeichen eines nachfolgenden Kampfes, allein schon ist der Pfarrer der Meinung: „Die übliche Formel des Vorstandes im Bericht an den Oberkirchenrath: die Gemeinde lebt mit dem Pfarrer in gutem Einverständniß — mag wohl diesmal fortgeblieben sein. O, wie diese Leute hier sind! die gespreizten Kaufleute, die hochmüthigen Handwerker!“ Unterdessen reiften die Anfechtungen, welche er nun zunehmend erfuhr, seine Seele und erfüllte sich je länger je mehr, was er von Gott sich erbeten hatte, daß Er ihn nämlich sanftmüthig, geduldig

Digitized by Google

und treu machen möge, zu thun allezeit das Werk eines evangelischen Predigers. „Gott ist die Liebe — schreibt er, in Hinweis auf die Johanneischen Briefe — und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm! Das ist ein großes, tiefes Ding. Ich kann es noch nicht fassen im praktischen Leben, ich habe so schwere Beleidigungen hier erfahren. Gottlob konnte ich recht fröhlich neulich über die große Liebesepistel Pauli predigen, die „Liebe" aber nach der heiligen Schrift hat mir viel zu schaffen gemacht, zu denken gegeben. Ich glaube, ich fange jetzt erst an, zu ahnen, was eigentlich diese Liebe ist; sie ist doch der völlig ausgereifte praktisch gewordene Glaube. So lange der Glaube noch nicht ganz fest ist, und zwar so, daß das Theoretische im Denken so weit abgestreift ist, daß es sich bei der Bethätigung des Glaubens nicht immer als wenn auch nur wenig erkältende Reflexion eindrängt — und so lange der Glaube sich im Grunde nur als Verhältniß zu Gott geltend macht, ohne zugleich die Rücksicht auf den Nächsten einzuschließen, wie Eisen, das im Feuer glüht, und soweit nicht lebendiges (feuriges) Eisen ist, als es ohne Gluth ist und für sich besteht — so lange, glaube ich, ist die biblische Liebe auch trotz vielfacher Kundgebungen einer Liebe, die sich dem Wesen jener sehr annähert, noch nicht da. Dem Umstand, daß, wenn es gilt, zu verzeihen oder sonst Liebe zu thun, und die Ueberlegung dazwischen tritt, wie weit oder wie gerade in diesem Falle Liebe gethan werden muß (ob die Liebe auch wohl heilsam wirken wird ꝛc., Dinge, die man doch überlegen müsse), das Herz ein wenig kühl wird, — sinne ich weiter nach." Dieses weitere Nachsinnen über das Leben in der göttlichen Liebe war bei ihm kein blos theoretisches, sondern auch praktisches, so daß sein Sinnen zum Trachten und sein Trachten zum Leben und Handeln wurde. Wie er einst sagte: „Bei Allem, was ich studire, sehe ich die Kanzel als Perspective," und wie er das, was er auf die Kanzel brachte für die Gemeinde, auch wieder von der Kanzel mitnahm für sein inneres und äußeres Leben, für seinen Wandel in dem Herrn, so waren auch seine Studien darauf gerichtet, dem Herrn zu leben nach allem Wohlgefallen und die Gemeinde zu erbauen. Solcher inneren Einkehr und Selbstpflege, solcher Sammlung in Gott bedarf es auch vornehmlich da, wo der Diener Jesu Christi äußere Stürme kommen sieht, welche zu schnell kommen, als daß zuvor das Urtheil der heimischen Behörde eingeholt werden kann, und zu neu und eigenthümlich sind, als daß dieselbe jenseits des Oceans, abhängig von mancherlei verschiedenen Berichten, sich ein richtiges Urtheil bilden kann. Daß sich eine Trennung zwischen Kirche und Hülfsverein in Rio innerlich anbahnte, fühlte man wohl auf

Digitized by Google

beiden Seiten, denn ein anderer Geist wehte in der pastoralen Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, als in der Leitung des Hülfsvereins; allein nach der Absicht des Pastors sollte durchaus nichts durch einen „Gewaltstreich" geschehen, sondern nur durch Hinweis auf das für die Gemeinde Ersprießliche. Die Leitung des Hülfsvereins war im Sommer 1862 in den Händen von Juden (Präsident und Secretär des Vereins waren Juden); es herrschte in diesem Verein die nur denkbarste Religionsmengerei. Es war zu befürchten, daß der Hülfsverein, nachdem er mehr materielle Mittel in die Schule gesteckt als die Gemeinde, die Schule für die seine erklären werde oder doch den Einfluß des Geistlichen auf die Schule bei Seite setzen, eine brasilianische Schule errichten und vielleicht gar sein neues Schulgebäude auf dem Platz hinter der evangelischen Kirche zur Beschämung der deutsch-evangelischen Gemeinde aufbauen werde. Das äußere Verhältniß zwischen dem Pastor und den Vorstandsmitgliedern des Hülfsvereins war ein durchaus freundliches. Zwei Vorstandsmitglieder des Hülfsvereins besuchten öfter die Schule, waren beim Examen zugegen und brachten Geldopfer, um Schulinventarium anzuschaffen. Aeußerlich angesehen, mußte die Verbindung mit dem Hülfsverein sehr vortheilhaft erscheinen, innerlich angesehen, sehr bedenklich; so konnte der schärfer Blickende auch in den Fällen, in welchen der Hülfsverein beträchtliche Gelder für das Gedeihen der Schule zu bewilligen bereit war, sich dem Bedenken nicht verschließen, daß diese Bewilligungen endlich doch einen Druck auf die Schule üben würden, so daß ihr Charakter als Gemeindeschule und ihr christliches Gepräge ganz verschwinde. Ein wunderbares Mißverständniß brachte die Sache ihrer Klarheit näher. Es sprachen nämlich die Herren vom Hülfsverein in einer Schulvorstandssitzung von einer „Trennung vom Hülfsverein." Der Pastor erwiderte darauf, daß er das auch für das Heilsamste halte. Indem sich nun beide Theile über ihre Uebereinstimmung verwundern mußten, zeigte sich das Mißverständniß. Jene wollten die Schule von der Kirche und vom Hülfsverein getrennt wissen, die Schule sollte frei dastehen und ihre Lehrer haben, der Pastor sollte sie inspiciren. „Ein unklarer Gedanke!" fügt der Letztere seiner Exposition hierüber hinzu. Und in der That, wer sollte die Schule erhalten, wenn sie weder mit einem Hülfsverein noch mit der Kirche verbunden ist, und wie soll sie von der Kirche getrennt sein, wenn doch der Pastor die Inspection ausüben soll? Diesem unklaren Gedanken gegenüber entwickelte nun in jener Sitzung der Pastor, wie er sich die Sache vorstelle und welche Stellung für die Schule die heilsamste sei. Es müsse

Digitized by Google

nämlich die Schule vollständig Gemeindeschule sein und vom Hülfsverein getrennt werden. Wolle der Hülfsverein die vorhandene Schule übernehmen und nicht loslassen, so müsse die Gemeinde eine neue Gemeindeschule gründen, wolle aber der Hülfsverein eine eigene Schule gründen (wie doch jene obigen Ideen der Vorstandsmitglieder aus dem Hülfsverein anzudeuten schienen), so müsse die Gemeinde die bestehende Schule übernehmen und zur Gemeindeschule machen. Diese überaus wichtige Discussion, welche durch ein gegenseitiges Mißverständniß angeregt worden war, und zwischen zwei Schulvorstandsmitgliedern aus dem Hülfsverein, dem Pastor und dem Präsidenten des Kirchenvorstandes stattfand, verlief freundlich und friedlich. „Kamen sie mir mit Aeußerungen — schreibt der Pastor — wie: das Christenthum werde aufhören und „sie wollten immer solche Prediger haben, die nach ihrer Meinung predigten," so suchte ich sanft, aber entschieden die Wahrheit zu vertreten und freue mich in der That, daß wir freundlich scheiden konnten. Ernst hatten wir die Folgen einer Trennung beider Gesellschaften erwogen. Eine große Zahl und gerade die am meisten Zahlenden in der Gemeinde gehören auch dem Hülfsverein an, und es ist wahrscheinlich, daß von ihnen die Mehrheit aus der Kirche austritt und allein es mit dem Hülfsverein hält, so daß die Fortexistenz der Gemeinde durchaus gefährdet ist. Das ist sehr bedenklich." Diese Aeußerungen zeigen, wie sehr der Pastor die Tragweite einer Trennung der Schule vom Hülfsverein überschaute, und wie deutlich er die Verantwortlichkeit eines solchen Schrittes erkannte. Er that darum diesen Schritt auch nicht, und hat ihn auch in der Folge seinerseits niemals gethan. Er verhielt sich abwartend, in jener Sitzung hat er nur seine gewissenhafte Ueberzeugung für das Heil der Schule ausgesprochen, wie auch Jene ihre Ueberzeugung ausgesprochen hatten. Und zwar lag die Initiative jenerseits, die Vorstandsmitglieder aus dem Hülfsverein hatten zuerst von einer „Trennung" gesprochen, und zwar von einer Trennung nicht blos vom Hülfsverein, sondern auch von der Kirche. Wollten sie also ihrerseits eine Trennung der Schule von der Kirche, so stimmte das mit dem Gedanken des Pastors insofern überein, als jener in einer Trennung der Schule vom Hülfsverein das Heil der Schule sah, und äußerlich angesehen waren beide Seiten einverstanden und wollten ihren eigenen getrennten Weg gehen. Jedoch berief der Hülfsverein eine Versammlung und entrüstete sich feindselig gegen den Pastor, der doch noch gar nicht gehandelt hatte, sondern nur seine Meinung geäußert, wie Jene ihre Meinung geäußert

Digitized by Google

hatten. Aber er kannte bereits seine Leute und sagt, er habe das nicht anders erwartet, „gar keine Illusion habe ich mir darüber gemacht," und weiter: „Wenn nun der Hülfsverein, wie wahrscheinlich, erklärt, mit der Schule und Kirche nichts mehr zu thun haben zu wollen, so hat er sich losgemacht." Er sah voraus, man werde auch in einer zu berufenden Gemeindeversammlung toben und unliebsame Reden gegen ihn führen und erstaunt sein über das Unglück. „Aber wer bin ich denn, und was habe ich gethan? Ich bin nicht Präsident der Gemeinde, sondern nur Mitglied des Vorstandes, ich habe keinen Gewaltstreich geübt, nicht einmal einen Antrag gestellt; der hätte sich auch vor die Schulcommission nicht gehört, sondern ich habe nur meine Ansicht ausgesprochen." In dem Verfahren des Hülfsvereins, der da meinte, nachdem der Pastor seine Ansicht ausgesprochen, könne er mit ihm nicht mehr verbunden wirken, lag mehr Anerkennung des pastoralen Einflusses, als der Pastor beanspruchte und der gesetzliche Gang der Dinge gestattet hätte. Nicht eine Meinung des Pastors in der Schulcommissionssitzung hätte maßgebend sein dürfen für den Hülfsverein, sondern die Meinung des gesammten Kirchenvorstandes und der Gemeindeversammlung, die ja den Pastor sofort hätten überstimmen können. Allein der dermalige Präsident säumte mit Einberufung des Kirchenvorstandes und der Gemeindeversammlung, und so nahm der regere Hülfsverein ihm die Sache unter den Händen weg und der Pastor mußte nun Schuld haben. In dem Allen liegt, wie mich dünkt, ein recht deutliches Zugeständniß, daß sie wußten, mit wem sie in der Person des Pastors zu thun hatten, und daß in seiner Person allein eine festgewurzelte geistige Macht ihnen gegenüberstehe. Wie weit dagegen der Pastor davon entfernt war, es jetzt schon zu einem Bruch mit dem Hülfsverein kommen zu lassen, beweist folgende Aeußerung vom 23. Juli 1862: „Ich hätte, um Schaden zu verhüten, auf's Neue einen Bund mit dem Hülfsverein geschlossen, aber so, daß ich ihn mindestens hinter die von den Schulstatuten gesetzten Grenzen zurückgewiesen hätte, die nicht innegehalten worden sind. Dabei hätte ich jedoch ausgesprochen, daß ich das für einen vorläufigen Ausweg halte, wobei immerhin jenes Ziel einer gänzlichen Trennung für eine geeignete Zeit festzuhalten sei." Von einem leichtfertigen Schritt hielt den Pfarrer auch schon die Rücksicht auf den aus einer Trennung entstehenden pecuniären Nachtheil ab, und zwar nicht die Rücksicht auf seine Person, sondern auf Lehrer und Küster. Denn diese wie der Pastor empfingen ihre Besoldung von dem Hülfsverein. Er selbst erklärte, auch mit weniger

Digitized by Google

Geld leben zu wollen, wenn er nur sähe, daß er wirken könne, und „gewiß, sehe ich das, so bleibe ich jetzt erst recht hier, bis die Verhältnisse sich besser gestaltet haben. Sollte aber der Sturm so groß werden, daß mein Abgang gewünscht wird, so soll man um meine Abberufung einkommen." Ueber seinen Küster und dessen Frau, als der Pfarrer ihm die wichtige Mittheilung machte, daß er möglicherweise seine Besoldung verlieren könne, hatte der letztere Ursache, sich zu freuen, da sie etwas von einem frischen Hauch spürten, der durch die Gemeinde wehen werde, wenn eine Katastrophe erfolgt sei. Sie begriffen den Pastor und wiesen auf eine gute Zahl von Handwerkern, welche von der Kirche nicht lassen würden. Mißlich war sonst gerade in dieser Zeit der Entscheidung das Schwanken der Einflußreicheren. Der Präsident des Kirchenvorstandes erklärte sich unter vier Augen dem Pastor gegenüber für Trennung in des Pastors Sinn, ebenso der Kassirer; aber öffentlich wurde diese Meinung dann entweder zurückgehalten oder kleinlaut ausgesprochen. Und auch darin lag eine große Schwierigkeit für die Position des Pastors, daß in den Gemeindeversammlungen sie bei Weitem nicht Alle erschienen. Wenn auf Alle, die auf seinen Gedanken eingingen und ihm zustimmten oder anhangten, für die Gemeindeversammlung zu rechnen gewesen wäre, so wäre seine Stellung eine bei Weitem günstigere gewesen. Aber an diesem Mißstand scheitern ja oft in beschließenden Versammlungen die besten Absichten. Auch das sagte er sich und fügte solchen Reflexionen hinzu: „Wir leben auf der Erde!" So sah er klar und nüchtern um sich, während schon die Staubwolken des Kampfes gegen ihn erregt waren. Die Aussicht auf ein äußeres Unterliegen konnte ihn über die Gerechtigkeit seiner Sache nicht im mindesten verwirren. Eben so wenig konnten die Vermittlungsvorschläge des Herrn Gesandten, der vor Kurzem angekommen war, und welche derselbe machte, obwohl der Hülfsverein von vornherein seine Vermittlung abgelehnt hatte, helfen oder hindern. Er selbst wollte in der Schulcommission erscheinen und mit Berufung auf die Schulstatuten den Frieden herstellen, von einer Trennung beider Gesellschaften sollte der Pastor gar nicht mehr reden. So sollte der Sache die Spitze abgebrochen und in etwas Nebensächlichem vermittelt werden. Solcher Diplomatie war aber der Pastor ganz feind. Die Sache klar und das Verhalten wahr — so lag es bei ihm. Die Missionen beider preußischen Sendlinge waren grundverschieden. Der Herr Gesandte stellte als obersten Grundsatz auf: die Deutschen müssen sich hier fest mit einander verbinden, jede Uneinheit wolle er entschieden bekämpfen. Der Sendling Jesu Christi fragte allein nach der ewigen

Digitized by Google

Wahrheit und wollte der deutschen Einheit nicht das Heiligste opfern, er kannte die Deutschen im Auslande und kannte den Unterschied von Christenthum und Antichristenthum. Spaltungen hatte er also nicht zu fürchten, sondern zu erwarten. So stand er ganz allein, ohne Rathgeber, denn ein Rathgeber, der nicht die christliche Wahrheit zum obersten Grundsatz des Handelns machte, konnte für ihn kein Rathgeber sein. „Ich habe entschieden erklärt, daß ich meine Ansicht nicht verleugnen und die Folgen, soweit sie von mir gewirkt sind, vor Gott und Menschen zu verantworten gedächte. Indessen, sollte die Auflösung der Gemeinde klar vorliegen, so sei ich bereit, in einer zulässigen Weise noch einmal mit dem Hülfsverein mich zu verbinden, wobei ich jedoch mein Ziel im Auge behalten und mich demgemäß aussprechen würde." In dieser seiner vereinsamten Stellung, verkannt und bekämpft, war er dennoch guten Muthes im Vertrauen auf seine gute Sache als Sache des Herrn. Er schrieb: „Ich habe im Ganzen trotz innerer Unruhe auch große Freudigkeit in mir..... Irren kann ich, aber so lange ich des Irrthums nicht überführt bin, muß ich mein Ziel verfolgen; man hat mich hierher gesandt, ich handle nach bestem Wissen und Gewissen; wird mein Verfahren von der Welt und auch von den Besten gemißbilligt, so ist doch mein Gewissen frei!!" In der Folge hatte sich nun doch noch der Hülfsverein an den Herrn Gesandten gewendet mit der Bitte um Vermittlung. Darauf gestützt, begann derselbe auf's Neue in den Pastor zu dringen, muthete ihm zu, von der Idee einer Trennung beider Gesellschaften zu schweigen und seinen früheren Rath zu befolgen. Diese Verhandlung mit der Person des Pastors war aber von vornherein verfehlt, weil ja mit dem Kirchenvorstande, der eine Collegialbehörde ist, zu verhandeln war, und nicht mit einem einzelnen Mitglied desselben, wie der Pastor war. Darauf wies er entschieden hin und sagte, er wolle sofort zum Präsidenten gehen, damit dieser seine Maßnahmen treffen könne. Dies geschah, und der Präsident erklärte sich gegen des Gesandten Einmischung und stellte eine Berathung des Kirchenvorstandes in Aussicht. Zwischen dem Kirchenvorstand und Hülfsverein war inzwischen eine Spannung eingetreten, weil der Hülfsverein sich nicht an den Kirchenvorstand in der fraglichen Sache gewendet, sondern ihn ignorirt hatte; durch diese Unvorsichtigkeit hatte der Hülfsverein eine Parthei wider sich bekommen. Der Kirchenvorstand hielt seine Sitzung, und der Hülfsverein seine Gemeindeversammlung, bei welcher letzteren der Pastor aus eigenem Wunsch und auf Anrathen nicht erschien. Der Hülfsverein nahm

Digitized by Google

schleunigst noch Mitglieder auf, um seine Parthei zu verstärken, obgleich sie statutenmäßig erst stimmfähig sind, wenn sie ein Jahr Mitglied gewesen. In dieser Versammlung ist es ganz wild hergegangen, jedoch hatten die Stimmführer gegen den Pastor persönlich nichts, sondern sagten ihm noch Elogen über seine „Offenheit" und daß er ein „ausgezeichneter Pädagoge sei", daneben aber auch: „Mit dem Pastor ist nichts anzufangen." Es wurde in der Versammlung auf Trennung **angetragen**, und Tumult entstand. Wenn aber nicht gleich Trennung beschlossen würde, — lautete ein Antrag — so sollten dem Vorstande Bedingungen gestellt werden; und wollte er sie nicht auf sich nehmen, so ziehe der Vorstand des Hülfsvereins die bisherige Subvention ein; eine Hülfsvereinsschule sollte gegründet werden, dazu wolle man viel Geld geben; ein großer Tumult entstand. Nur Wenige wußten die Sachlage zu beurtheilen. Bevor es aber in der Versammlung zu dem beabsichtigten Beschluß kam, welcher die Kirche demüthigen oder zersprengen sollte und dem Hülfsverein zum Triumphe verhelfen, — dämpfte das rechtzeitige Wort des russischen Consuls Herrn Otto Köhler die Aufregung. Derselbe wies nämlich darauf hin, daß die Generalversammlung in der beregten Sache gar nichts zu beschließen habe, der Hülfsverein habe gar nichts mit dem Pastor zu verhandeln, sondern mit dem Kirchenvorstand, und nun möchte doch der Vorstand des Hülfsvereins die Güte haben, sich schriftlich an den Kirchenvorstand mit seinen Wünschen zu wenden, da ja dieser durch kein Wort über das Mißvergnügen des Hülfsvereins in Kenntniß gesetzt sei. Der Brief des Hülfsvereins solle dann vom Kirchenvorstande beantwortet werden, und erst dann sei es für die Generalversammlung des Hülfsvereins Zeit, irgend einen Beschluß zu fassen. Dieser Antrag, weil er richtig war, ging sofort durch, und die Versammlung ging auseinander. Am andern Tage kam der Präsident des Kirchenvorstandes zum Pastor und versicherte ihn seiner Uebereinstimmung mit der Idee der Trennung, für welche sie eine Parthei hinter sich hätten; und solle die Schule gefährdet werden, so wolle er sie nöthigenfalls ganz allein mit seinen Mitteln halten. Die Trennung wurde von diesen Männern von der Zweckmäßigkeitsseite so aufgefaßt: Es sei nicht gut, daß ein Knecht (die Schule) zweien Herren (Kirche und Hülfsverein) diene. — Nun kam der Brief des Hülfsvereins an und sollte in der Kirchenvorstandssitzung erbrochen werden.

Digitized by Google

Dies geschah, wie in aller dieser Tragik die Komik des Humors berichtet, „angesichts zweier Flaschen Bordeaux." Der Brief wurde feierlichst erbrochen, verlesen, und siehe da, er war ganz zahm. Der Brief enthielt drei Anträge: 1) „Der Hülfsverein soll durch Vertretung in der Schulcommission Theil haben an allen Schulfragen." Darauf wurde geantwortet: An allen Schulfragen solle er nicht Theil haben, sondern nur an den in den Statuten § 3 erwähnten. 2) „Es ist von dem Pastor die Anerkennung des Rechts des Hülfsvereins zu erwirken, welches er nach den Statuten hat." Darauf ist erwidert: Es ist nie Sitte gewesen, den Pastor um persönliche Anerkennung zu ersuchen, und wird jetzt auch nicht geschehen. Der Hülfsverein habe nicht mit dem Pastor, sondern mit dem Kirchenvorstand zu verkehren. (Es war schon in der Generalversammlung von Herrn Köhler bemerkt: Wenn der Herr Pastor sich auf den rein formalen Standpunkt stellen will, so braucht er so wenig die Schulstatuten als die Schulcommission anzuerkennen, da er von seiner Behörde zu dieser Anerkennung nicht verpflichtet ist. — In der That ist dem auch so. Der Pastor wußte bei seiner Ankunft in Rio ja gar nicht, daß ein Hülfsverein existire.) 3) „Der Brief soll umgehend beantwortet werden." Dem Wunsche wurde entsprochen. — Falls sich nun der Hülfsverein zufrieden erklärte mit dieser Antwort und also eine Trennung für jetzt nicht anstrebte, so stellte sich für den Pastor, indem er die Sachlage überblickte, die Frage nach dem Resultat der bisherigen Bewegung so: Zuerst fragte er sich selbst: „Da die Trennung „nicht jetzt zu Stande kommt, sondern wir auf Grund „der Statuten mit dem Hülfsverein vereinigt bleiben, „bleibt das Verhältniß das alte? Darauf ist entschieden „Nein" „zu antworten. Es ist ein Fortschritt geschehen, nämlich so: Zuletzt „hatte man sich gar nicht an die Statuten gehalten. Das Recht der „Kirche, in Schulsachen zu beschließen, war ihrem Vorstand aus dem Bewußtsein gekommen. Nie hat der Kirchenvorstand über eine von der „Schulcommission vorgelegte Sache beschlossen, sondern diese hat nichts „vorgelegt, vielmehr gleich beschlossen. Ich habe nun erlangt „durch große Bewegung, was ich auf Anfrage und Antrag hin nicht erlangte: die rechte Interpretation der Statuten und die „Wahrung der durch sie verbürgten Rechte von Seiten „des Kirchenvorstandes. Man hat jetzt begriffen was ich will, „meine Ansicht (auch in unserem Briefe an den Hülfsverein ausgesprochen) wird (rücksichtlich einer anzustrebenden Trennung) jetzt ganz öffent-

Digitized by Google

„lich; während ich früher ganz allein für die Kirche focht, habe ich „jetzt eine Parthei für mich. In der Schulcommission sind nun „auf unserer Seite drei gegen zwei, und wenn wir nicht wollen, ge„langt ein Antrag der Hülfsvereinsvertretung gar nicht einmal bis zum „Kirchenvorstande." Die Verständigeren äußerten auch, die Laienmitglieder des Kirchenvorstandes hätten sich nur um äußere Angelegenheiten zu bekümmern, die inneren, wie zum Beispiel die Lehre, seien Sache des Pastors. Dagegen wollten die jungen Kaufleute und Commis am liebsten selbst die Schule dirigiren bis in ihre innersten Angelegenheiten hinein. Einen zweiten Punkt legte sich weiter der Pastor fragend vor: „Sind wir jetzt, da wir auf Grund der Statuten mit dem Hülfsverein zusammengehen, nicht auf demselben Punkte, als zur Zeit der Abfassung der Statuten, und ist die gegenwärtige Lage als normale zu fassen, oder als vorübergehende, so daß eine Trennung angestrebt wird?" Darauf ist zu antworten: „Theoretisch sind wir freilich auf demselben Punkte als zur Zeit der Abfassung der Statuten, aber praktisch gestaltet sich die Sache anders. Es ist der Gegensatz von dem Hülfsverein bezüglich der Schulangelegenheiten vorhanden und factisch dadurch eine neue Epoche begonnen. Die Rechte des Hülfsvereins datiren erst seit zwei Jahren. Man kümmert sich wenig um die Schule und Mißhelligkeiten sind schon damals vorgekommen. Jetzt bekümmert sich die Kirche um die Schule und weist den Hülfsverein zurück." Der weitere Verlauf der Sache war von der Antwort des Hülfsvereins auf das Schreiben des Kirchenvorstands abhängig. Derselbe war unzufrieden mit dem Schreiben und hatte es ganz und gar auf die Person des Pastors abgesehen. „Alles sei gut; nur solle der Kirchenvorstand den Pastor bewegen, Alles, was er geäußert, schriftlich zu widerlegen!!" Es wurde geschrieben, das Verlangen gehe in das Gebiet der Persönlichkeit hinein und sei daher nicht Sache des Kirchenvorstandes. Der Hülfsverein berief darauf eine Versammlung, in welcher gepfiffen und gezischt wurde und der Rache gegen den vermeintlich schuldigen Pastor ungehinderter Ausbruch gegeben: „er gebe den Kindern ein schlechtes Beispiel mit seiner Muckerei" und dergleichen. Die Versammlung fand am 18. August statt, es wurde in derselben Zurückziehung des Zuschusses zur Schule Seitens des Hülfsvereins beschlossen. Die Kirche beschloß darauf, ihre Schule — denn das war ja die vorhandene, welcher sich der Hülfsverein nur unrechtmäßiger Weise bemächtigt hatte — festzuhalten. Der Hülfsverein dagegen will mit Kraftanstrengung eine eigene Schule gründen, von welcher zu erwarten wäre, daß sie den nothwendig-

Digitized by Google

sten Anforderungen nicht entsprechen und nicht genügend tüchtige Lehrkräfte finden werde. Die Kirche sah sich hier im Vortheil und behielt auch die armen zahlungsunfähigen Kinder; fraglich dagegen mußte die pecuniäre Kraft der Kirchengemeinde sein. Der Pastor war deshalb bemüht, Privatbeiträge zu sammeln, um in der nächsten Gemeindeversammlung eine bestimmte Summe anmelden zu können, zugleich mit dem Kostenanschlag für das nächste Jahr. Auch war er bemüht, die Lehrkräfte an der bestehenden Schule noch zu verstärken, namentlich wurde der schwedische Consulatsverwalter Herr Dr. Akerblom für den Unterricht gewonnen. Zugleich suchte er die Anstellung einer Lehrerin für die Handarbeitsstunden zu erwirken, wenn deren Besoldung auch nur durch freiwilligen Abbruch von seinem eigenen, ohnehin schon geschmälerten Gehalt geschehen konnte. „Das wird mir sehr schwer werden — schreibt er — aber in Gottes Namen fange ich es an!" So konnte er vor die Generalversammlung der Gemeinde mit der Ankündigung hintreten, daß vier Lehrer und eine Lehrerin an der zweiklassigen Schule arbeiten, und freute sich der Unterstützung seitens des Kirchenvorstandes: „Ich freue mich über die Festigkeit des Kirchenvorstandes, möchte sie doch bis zu günstigerem Resultat dauern!" Soweit war es nun gekommen, beide Gesellschaften waren getrennt und der Pastor hatte noch bis zur Stunde nicht einmal einen Antrag gestellt. Der Hülfsverein hatte sich von der Kirche losgerissen, seine Gelder zurückgezogen, das ist **die urkundliche Wahrheit**. Dennoch hat man ihm in der Heimath und in Rio die Schuld aufgebürdet, in Unkenntniß der Sachlage, der Verhältnisse und seiner Person. Er selbst schreibt: „Eben setze ich dem Oberkirchenrath die ganze Sache auseinander. Vielleicht versteht er mich nicht, streitet wider mich. Ihn um Rath zu fragen, war nicht an der Stelle, so lange ich nicht beabsichtigte, einen Schritt zu thun, und ich habe bis heute noch nicht einmal einen Antrag gestellt. Wenn ich aber so ernstlich von irgend Jemand angegriffen werden sollte, der die hiesigen Verhältnisse, die Vergangenheit nicht kennt, dann werde ich anfangen, meinen Mund aufzuthun und den Schleier zu lüften über gewisse Dinge, die dem Oberkirchenrath und euch Allen noch verborgen sind. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt; habe ich geirrt, so verzeihe mir Gott; aber ich glaube nicht im Irrthum zu sein, und erst künftige Jahre und mancher weiterer Schweißtropfen wird mich rechtfertigen. Der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der mich fest macht, zu stehen gegen Hunderte, und mich mit Freudig-

Digitized by Google

keit erfüllt in der Trübsal, sei hochgelobt sammt dem lieben Tröster, dem heiligen Geist!" — So schrieb und dachte er, als die Krisis eingetreten war, welche noch weitere Folgen haben sollte. Die Trennung war darum sehr günstig, daß der Hülfsverein sich von der Schule losgesagt hatte, und nicht umgekehrt. Was der Apostel schreibt: (1. Cor. 11, 19) „Es müssen Rotten unter euch sein, auf daß, die so rechtschaffen sind, offenbar unter euch werden," erfüllte sich, und auf beiden Seiten wurde offenbar, was in dem Menschen ist. Der Geist des Hülfsvereins trat unverhüllt hervor. So schrieb der Pastor: „Die Trennung ist mir vollkommen recht, wenngleich die Motive zu derselben seitens des Hülfsvereins traurige sind." Der Hülfsverein miethete nun — wie es der Pastor ganz ähnlich geweissagt hatte — ein Schulhaus der deutsch-evangelischen Kirche gegenüber. Woher aber die Lehrkräfte nehmen? Ein ehemaliger deutscher Officier, der Hauslehrer geworden, und eine Frau wurde für den Unterricht der Hülfsvereinsschule gewonnen. Die meisten Eltern ließen ihre Kinder der Gemeindeschule, einige sandten sie, aus Furcht vor dem Hülfsverein, der Freistellen bezahlte, in die Hülfsvereinsschule. Dieser unentschiedene Zustand konnte aber nicht lange dauern. In einer skandalösen Gemeindeversammlung, in welcher der Hülfsverein lärmte, wurde die Gemeindeschule aufgehoben, weil eine Hülfsvereinsschule da sei. Zugleich trat Neuwahl ein für den Kirchenvorstand, und zwei Oppositionelle kamen in den Vorstand. Nun wurden dem Pastor allerlei Vorwürfe gemacht, und die Opposition wollte sich von Preußen loslösen. Dies war dem Herrn Gesandten nicht lieb, und dieser machte dem Pastor unberechtigte Vorstellungen, wie zum Beispiel: er wolle blos wieder nach Europa zurück, die Verbindung der Gemeinde mit Preußen sei ihm gleichgültig und er scheue nur Schwierigkeiten. So verfuhr der Herr Gesandte mit dem Pastor, welchem er einst erklärt hatte, er sehe ihn als seine Hauptstütze in der Ehefrage an und welcher in der Ehefrage unter allen Betheiligten wohl am meisten gearbeitet haben dürfte. Diese Feindschaft des Herrn Gesandten hatte übrigens weiter nichts zu bedeuten; denn abgesehen davon, daß der Pastor in gar keiner amtlichen Beziehung zu ihm stand, hatte Herr v. Eichmann, wie es scheint, auch gar keinen Einfluß in der Gemeinde, war auch erst kurze Zeit in Rio. Um diese Zeit — es war im October 1862 — kam auch ein interessanter Fall vor. Der neu angestellte Lehrer an der Hülfsvereinsschule, der Herr Lieutenant außer Diensten, hatte Lust, sich theologisch und pädagogisch mit dem Pastor in einer

Digitized by Google

öffentlichen Disputation zu messen. Es sollte die Frage besprochen werden: „Ist es vom evangelischen und pädagogischen Standpunkt aus statthaft, die Bibel (das heißt das Alte und Neue Testament) als Schulbuch in einer Elementarschule zu benutzen?“ Der Herausfordernde wollte sine ira et studio und mit der der Heiligkeit der Sache gebührenden Rückhaltung verfahren. Die Antwort auf diese Herausforderung lautet: „Wenn es Ihr Ernst war mit der Disputation, so beklage ich das als eine Irrung. Vertiefen Sie sich in stillen Stunden in sich selbst, Ihr Leben bis hierher und in die heilige Schrift, thuen Sie es mit rechtem Ernst, dann werden Sie 2. Timoth. 3, 15—17 verstehen und Ihre menschlichen Gedanken unter das Wort Gottes beugen lernen. Dazu wünsche ich Ihnen in vollster Aufrichtigkeit die Gnade des dreieinigen Gottes. Mit freundlichem Gruß Ihr H. Billroth. Rio de Janeiro, den 20. October 1862.“ Der Angreifer replicirte noch einmal und versicherte, daß er nicht aus eitler Ruhmsucht disputiren wolle, sondern um sein Gewissen zu salviren, falls es dem Pastor gelingen sollte, in Rio eine Pflanzschule des Obscurantismus anzulegen, wozu der Anfang so hübsch gemacht sei. Zugleich wird gedroht, die Herausforderung im Journal do Commercio zu wiederholen, falls der Pastor sie nicht annehme, und endlich versichert, daß der Herausfordernde sich bestrebe, ein guter Christ zu sein und persönlich eher das Gefühl der Sympathie als irgend ein anderes für den Pastor hege. Er unterzeichnet sich mit vorzüglicher Hochachtung, Hochverehrtester Herr Pastor, Ihr ergebenster Diener.....“

Je einsamer der Pfarrer in diesem ganzen Kampfe stand, desto tröstlicher mußte ihm der Zuspruch gleichgesinnter Amtsbrüder aus der Ferne sein. Bodelschwingh schrieb ihm unter Anderem: „Mit dem Hülfsverein müssen Sie um jeden Preis brechen.“ Der Schiffsprediger Otte von der Candace freute sich, daß sein Freund in Rio um des Herrn willen Schmach leiden dürfe, nachdem er gehört, jener sei zu störrig gewesen, von den lieben Juden gute Rathschläge anzunehmen. Stroele machte den ganzen Kampf mit dem Freunde durch. Dr. Woysch aus Montevideo hatte schon im Februar dieses Jahres, wenn auch ohne näheren Bezug auf die Schulfrage, geschrieben: „Sie werden es auch finden, daß, wenn man den bestimmtesten Standpunkt kirchlich behauptet, man doch reell am weitesten kommt.“ Pastor Eger aus St. Izabel schrieb unter dem 3. November 1862: „Ich drücke Ihnen im Geiste die Hand vor Freude darüber, daß Sie so energisch und muthig und mit der Gewißheit des Sieges im Herzen auch bei der sichtlich größten Ungewißheit, wie sie nur ein Strei-

Digitized by Google

ter Jesu Christi haben kann, den Kampf wider die Welt und die falsche Kirche, denn eine solche will die Welt auch in den meisten Fällen sich erhalten wissen, begonnen haben. Sie konnten ja nicht anders handeln, wenn Sie treu sein wollten in Ihrem Berufe und wenn Sie in Ihrem späteren Leben einmal mit ruhigem Gewissen auf die Zeit Ihrer Wirksamkeit in Rio zurückblicken wollten, Sie mußten, und selbst wenn es mehr gekostet hätte als die Darangabe des Amtes, dort unter dem Panier des Kreuzes gegen den Hülfsverein ziehen, und so der Gemeinde das Zeugniß geben, wie die Kirche in ihrer Mitte, so lange sie sich von einem Vereine der Art, der den Todeskeim in sich trägt, beeinflussen läßt, aufhören muß, eine Kirche des Herrn zu sein. Von Vermittlungstheorien bin ich ein entschiedener Feind, denn die Früchte, welche ein solches Verfahren zeitigt, sind immer Sodomsäpfel, die schon in der Zeit oft in ihrer Nichtigkeit erkannt werden, geschweige in der Ewigkeit vor dem feuerflammenden Auge auf Anerkennung rechnen dürfen. Ich habe es fast immer in meinem Leben erfahren, daß man bei solchen unentschiedenen Vermittlungen nie ein gutes Gewissen hat, unter der Voraussetzung, daß man sich sein Gewissen durch die eherne Hand des Gesetzes von Neuem schärfen ließ, oder deutlicher von der Zeit ab, da man anfing, seine Seligkeit zn schaffen mit Furcht und Zittern. Da wird es Einem auch klar, wie die heilige Schrift von Vermittlungen nichts sagt, wie der Herr immer entweder — oder, entweder direct dem Himmel zu — oder direct in's Verderben hinein die Handlungen, Gedanken und Worte der Menschen bezeichnet." Der Kirchenvorstand in seinem Bericht vom 14. September 1862 erkennt den Fortschritt der Schule an und sagt unter Anderem: „Die Wirksamkeit dieses Instituts ist unter der Leitung unseres würdigen Herrn Pfarrers eine ununterbrochene gewesen ..... Das noch vor einem Jahre benutzte Schulhaus war ungesund und für seinen Zweck unzureichend. Es ist gelungen, ein neues zu beschaffen ..... Der Güte mehrerer Mitglieder der Gemeinde verdanken wir es, daß mit den Kindern ein Weihnachtsfest nach deutscher Sitte gefeiert werden konnte ..... Das jährliche öffentliche Examen fand im Januar dieses Jahres statt, und war das Resultat desselben ein recht befriedigendes. — Der Nachmittagsunterricht ist wiederum eingerichtet und hat sich voll bewährt." Weiter heißt es: „Unterm 20. August erhielten wir von dem Vorstande des Hülfsvereins die Anzeige, daß „vom 1. September dieses Jahres ab die bisher bestehenden Beziehungen zwischen Hülfsverein und Kirche aufhören würden." Der Kirchenvorstand unterläßt es nicht, an dieser Stelle sein tiefes und aufrichtiges Bedauern

Digitized by Google

darüber auszusprechen, daß durch solchen Beschluß des Hülfsvereins, der durch die vorliegenden Thatsachen und Documente nach Ansicht des Vorstandes nicht gerechfertigt ist, eine Verbindung plötzlich aufgelöst ist, die zum Heil und Besten aller hier ansässigen Protestanten seit 1855 ungestört bestanden hat." (Man beachte wohl, daß der Kirchenvorstand die Schuld dieser Trennung lediglich beim Hülfsverein findet.) In höchst anerkennender Weise wird nun die Thätigkeit des Pastors gerühmt für die Fortführung der Schule unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen: „Dieses Ziel ist, Dank sei es den unablässigen und uneigennützigen Bemühungen unseres Herrn Predigers .... in unerwartet befriedigender Weise erreicht." Die Sorgfalt, welche in diesem Jahresbericht der Schule gewidmet ist, beweist, das sie ganz anders in die Aufmerksamkeit der Gemeinde und ihres Vorstandes gerückt ist, als es früher der Fall war. Schließlich heißt es: „Der Vorstand hat daher die Genugthuung, die Gemeindeschule in einem gegen früher sehr veränderlichen und erfreulichen Zustande zu überliefern, und ladet alle Gemeindemitglieder, welche sich für dieselbe interessiren, ein, sich davon persönlich zu überzeugen. An demselben Tage, an welchem dieser Bericht ausgegeben ward, wurde der Vorstand erneut und die Gemeindeschule durch eine übelwollende Majorität aufgegeben. Von nun an trat sie in ihr drittes Stadium: der Pastor machte sie zu seiner Privatschule mit Aufbietung aller Kräfte; denn es handelte sich darum, in den Kindern der Gemeinde ihren evangelischen Bestand zu erhalten. Dies that er in der Absicht, die Schule später bei günstigeren Verhältnissen wieder zur Gemeindeschule zu machen. Anfangs unterstützten ihn wohlwollende Gemeindemitglieder; bald aber blieb er allein, und nun ging es an die härteste und aufreibendste Arbeit. Hier ist nun der Punkt, wo die Urtheile wiederum auseinander gehen. Warum rieb er sich auf? Warum ließ er nicht die Schule eingehen? Warum blieb er in Brasilien? Warum brachte er Geldopfer und Gesundheitsopfer? — um des Herrn willen. Ich disputire nicht. Ich sage nur wie es war: Um des Herrn willen. Wer das nicht verstehen kann, dem ist es auch nicht begreiflich zu machen. Als Privatschule hat die Schule lange bestanden und geblüht. In solchem gedeihlichen Zustande wie jetzt war die Schule in Rio offenbar noch niemals gewesen. Aber sie kostete viele Opfer. Zunächst war es nothwendig, ein Local in der Stadt zu beschaffen. Der Pastor verließ deshalb seine gesunde Wohnung auf dem Theresienberge und miethete ein Haus in der Rua dos Invalidos 61 K. für 2000 Milreis. Am 8. October fand der Umzug

Digitized by Google

statt. Die Wirthschaft vergrößerte sich, eine „Legion von Sorgen und Mühe," wie er selbst schreibt, kam über ihn. Er nahm Pensionäre in sein Haus, zum Theil arme Kinder fast umsonst. Das Lehrergehalt wurde erhöht. Neues Dienstpersonal war nöthig und der geschickte aber dem Trunke ergebene Koch Marocco und seine zankende Frau bedurften fortwährender Aufsicht. Conraths, als wirthschaftlicher Helfer und Lehrer im technischen Unterricht, und Dr. Akerblom, als gelehrter und gewissenhafter Lehrer, standen ihm zur Seite. Er selbst übernahm 16 Stunden, hat aber in Krankheitsfällen seiner Lehrer eine übergroße Stundenzahl auf sich genommen, 30—40 Schulstunden. Arbeit, Klima, Kampf, Verdruß, Undank wirkten auf seinen Leib, und er verfiel in schwere Krankheit. So mußte denn auch diesmal das liebe Weihnachtsfest in seiner Abwesenheit gefeiert werden. Er mußte sich in Petropolis aufhalten in dem besseren Klima. Dr. Akerblom hat seine Stelle bei dem Feste vertreten; er hielt eine Ansprache an die versammelten Kinder und Gäste über die Bedeutung des Weihnachtsfestes und gedachte herzlich des kranken und abwesenden Pastors. Den Kindern wurde beschert und sie wurden bewirthet. Das Fest verursachte allgemeine Freude. Die Hülfsvereinsschule hat das nachgemacht, und das ist ja recht gut. Die Kinder hingen ihrem Hausvater, Lehrer und Pfarrer liebevoll an. Das beweisen auch die kindlichen und rührenden Zuschriften an ihn bei Gelegenheit der Confirmation, des Schulaustrittes oder des Weihnachtsfestes. Sie rufen Segnungen auf ihn herab, wie so mancher Arme, Niedrige und Verlassene in Rio es gethan hat. Ganz besonders fesselte sie das Band des Gesanges an ihn. Das nahm er selbst oftmals wahr. „Wie haben sich hier schon Kinder und Eltern gefreut, als ich ihnen: „Laßt mich gehn!" beibrachte; kamen und baten sich die Schlußverse aus. Da sitzt man bei einem Handwerker: „Kinder singt, Vater will's haben." Ja was? — Nun da fängt der Pastor an: „Wer überwindet, soll vom Holz genießen." — Die Leute haben doch einen Sinn dafür zum Theil."

Ueber die Lage der Schule erstattete der Pfarrer ausführlichen und übersichtlichen Bericht an den Oberkirchenrath in Berlin unter dem 25. August, 8. September und 25. September. Der Oberkirchenrath hatte durch den Ministerpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen Brief des Herrn Gesandten aus Rio empfangen und glaubte danach den Pastor auf die Unterstützung und den Rath des Herrn Gesandten hinweisen zu sollen. Die hohe Behörde wies auf Umsicht und pastorale Weisheit und Milde hin und Selbstverleugnung. Während der Pfarrer ausdrücklich in seinem Berichte den Abstand seiner Gemeinde

Digitized by Google

gegen die heimischen hervorgehoben und motivirt hatte und sich darüber gar keine Illusion machte, wurde ihm insinuirt, daß dem jungen Geistlichen die Versuchung nahe liege, seine Diasporagemeinde nach dem Maße zu messen, das er von den Verhältnissen der Heimath entnommen habe. Mit dem bloßen Gegensatz gegen solche Zustände und Richtungen und der Handhabung einer kirchlichen Zucht, die immer nur das Resultat eines christlichen Gemeindelebens, nicht aber ein ausreichendes Mittel zur Erweckung eines solchen ist, werde nichts erreicht. Der Pfarrer soll sich die Unterstützung der einflußreicheren Personen, nämlich der Inhaber der größeren Handlungshäuser erbitten, ganz besonders aber den Rath und die „Weisung" des Herrn Gesandten. Der Bruch mit dem Hülfsverein wird beklagt. Dieses wichtige Element, der Hülfsverein, hätte sorgsam gepflegt, behutsam behandelt und möglichst in den richtigen Bahnen erhalten werden sollen. Die Wahl eines Juden zum Vorsitzenden und die entschiedene anti-evangelische und kirchenfeindliche Richtung des Hülfsvereins wird lebhaft bedauert, aber gefürchtet, daß diese Agitation sich an dem schroffen Gegensatze, der ihm vielleicht wenig vermittelt entgegengestellt sei, erst entwickelt habe und zum Ausbruch gekommen sei. Endlich heißt es: „Wir vermögen selbstredend die Verhältnisse aus der Ferne nicht klar zu übersehen und darüber ein Urtheil zu fällen." Eine Trennung der Gemeinde von der preußischen Landeskirche wird schließlich als das beklagenswertheste Ereigniß bezeichnet. Die hohe Behörde verlangte Vermittlung; wie aber vermittelt werden sollte, sprach dieselbe nicht aus, und das allein hätte doch hier helfen können. Ueber die Vermittlung hatte der Pfarrer schon in seinem Bericht vom 25. September gesprochen. Nach dem mir vorliegenden Concept — ich weiß nicht, ob es buchstäblich so abgeschrieben ist, man kann aber doch seinen Sinn daraus ersehen — sagt er in Betracht dreier Möglichkeiten, welche er sich von dem Fortgang der Bewegung vorstellt, nämlich: „Loslösung von Preußen, Vermittlung, und Vereinigung mit der legalen Parthei," von der zweiten Möglichkeit Folgendes: „Die zweite Möglichkeit ist die einer Vermittlung; wie diese aber in einer heilsamen Weise zu Stande kommen kann, ist mir nicht möglich einzusehen. Eine Vermittlung mit einer wirklich frech als Feind des biblischen Christenthums hervorgetretenen Parthei erleichtert freilich alle hier zu tragenden Lasten, kann aber nimmermehr heilsam sein. Reibereien hat es hier fortwährend gegeben mit sämmtlichen Pastoren, die einen waren den Leuten zu lax, die anderen ihnen zu streng. Ebenso

Digitized by Google

haben oftmals Mißstimmungen zwischen Kirche und Hülfsverein stattgefunden; daraus nehme ich ab, daß, was heute künstlich zusammengegeben wird, morgen wieder zerreißt. Es ist meine Ueberzeugung, daß der nun begonnene Kampf durchgekämpft werden muß." Weiterhin heißt es: „Die Zeit, in welcher ich mein Amt bisher geführt habe, ist eine schwere gewesen. Ich weiß wohl, daß es sehr leicht ist, in Frieden mit der hiesigen deutschen Bevölkerung zu leben; aber das ist nur leicht, wenn man mit den Leuten nichts von Wichtigkeit zu verhandeln hat, wenn man einen Jeden reden und gewähren läßt, wie es ihm beliebt, kurzum, wenn man die höchsten und heiligsten Interessen beiseitesetzt, wenn man das Gewissen betäuben kann. Der Kern der hiesigen Bewegung ist, was auch immer mitgewirkt haben mag, unleugbar Feindschaft wider das Christenthum, Feindschaft von Seiten roher Leute, welche sich aufgeklärt dünken. Daß hier über kurz oder lang ein derartiges Feuer wie das gegenwärtige entbrennen mußte, war, wie ich glaube, unvermeidlich." In einem Schreiben vom 24. December 1862 erklärt der Oberkirchenrath, er habe dem Amtsvorgänger des gegenwärtigen Pfarrers von der ganzen Sachlage Kenntniß gegeben und dessen gutachtliche Aeußerung eingeholt. Aus diesem Gutachten entnimmt die hohe Behörde, daß der Pfarrer in Rio es habe an der nöthigen Umsicht und pastoralen Weisheit fehlen lassen und manche Mißgriffe gethan. Die Abschaffung des Berliner Gesangbuchs in Rio, welche der Pfarrer beabsichtigte, ohne indessen Hand angelegt zu haben an die Ausführung dieser Absicht, sondern dieselbe nur ausgesprochen hatte mit Hervorhebung der Mängel an jenem Gesangbuche, wird ihm geradezu untersagt und dasselbe seinen Ausstellungen gegenüber in Schutz genommen. Endlich findet sich die Insinuation im oberkirchenräthlichen Schreiben an den Pfarrer in Rio: „Wir können dies in Ihrem und der Gemeinde Interesse nur lebhaft wünschen (nämlich den Verband mit der preußischen Landeskirche), da auch Ihre anderweitige Anstellung im Vaterlande große Schwierigkeit finden würde, wenn Sie plötzlich aus Ihrem Amte ausscheiden müßten. Diese Worte wurden geschrieben in Berlin, als der Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde in Rio, an den sie gerichtet waren, in Petropolis schwer darnieder lag nach den aufreibenden Kämpfen, welche er für das Recht des Oberkirchenraths gegen eine oppositionelle Parthei führte. Doch hat er, obwohl in der königlichen Freiheit eines Dieners Jesu Christi, niemals aufgehört, seiner heimischen Behörde im Kampf

Digitized by Google

für ihr Recht zu dienen, wie er denn von Anfang an fürbittend für dieselbe eintrat. Daß er das Glück der Zustimmung seiner Behörde nicht genoß, daß dieselbe anderen Berichten mehr traute als seinen und endlich die legale Gemeinde in Rio nicht stützte, war ein schweres Kreuz seines Lebens, unter welchem er aber den Frieden eines guten Gewissens als Streiter Jesu für sein theures Evangelium um so tröstlicher, lebendiger und erhebender empfand. Seine Seele verklärte sich immer mehr im Frieden Gottes, sie war und blieb voll Frieden ohne Bitterkeit gegen Jedermann. Für unfehlbar hat er sich niemals gehalten, sondern seine Fehler ließ er sich willig aufdecken und bereute sie dann ernstlich; allein daß er in der Hauptsache seiner Amtsführung, in dem Conflict in Rio, nicht geirrt habe, sondern das Rechte gethan, darin blieb er fest bis zuletzt mit gutem Gewissen und fröhlicher Zuversicht.

Digitized by Google

Neuntes Capitel.

Die kirchliche Krisis.

Wie mochte des Menschen Sohn empfunden haben, wenn er unter dem argen Geschlecht, für welches er sich opfern wollte, zu Aussprüchen gedrängt wurde wie diese: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennte schon? Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde. — Meinet ihr, daß ich gekommen bin Frieden zu bringen auf Erden, Ich sage: Nein! sondern Zwietracht, denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein, drei wider zwei, und zwei wider drei; es wird sein der Vater wider den den Sohn, und der Sohn wider die Tochter und die Tochter wider die Mutter; die Schwieger wider die Schnur und die Schnur wider die Schwieger (Luc. 12, 49—53)." Oder was durchdrang Jesu Seele, wenn er die Geißel erhob, um den Tempel zu reinigen von denen, welche des Vaters Bethaus zur Mördergrube gemacht hatten. Er, der Sanftmüthige und Demüthige, der Friedfertige, der Sündlose! Wie feurig mag es gewallt haben in der Brust des Apostels Paulus, wenn er in heiliger Entrüstung schrieb: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen, denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? Wie stimmt Christus mit Belial? (2. Cor. 6, 14. 15.)" Wie ernst nimmt der Apostel das Alte Testament für sich in Anspruch, V. 17: „Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen." Am Ende des ersten Briefes an die Corinther schreibt er: „So Jemand den Herrn Jesum Christum nicht lieb hat,

Digitized by Google

der sei Anathema," und 1. Cor. 11, 19 „es müssen Rotten (αἱρεσεις) unter euch sein, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar unter euch werden." Auch Johannes, der das Gebot der Liebe wie kein Anderer einprägt, schreibt: „So Jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause, und grüßet ihn auch nicht, denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke (2. Joh. 10)."

Auf diesen Pastoralregeln muß jeder Pastor unverrückt stehen, sonst ist er kein Diener Jesu Christi. Demuth, Sanftmuth, Wahrheit und persönliche Selbstverleugnung sind feurige Flammen, welche die Welt nicht vertragen kann, sie brennt und sieht dann in dem Jünger Jesu den Brandstifter, den Haderer, Eiferer und Unruhstifter.

In das Jahr 1862, welches mit glühend heißer Sonne über der Gemeinde Rio aufging und dazu den geistigen Kampf entzündete, hatte die Neujahrspredigt beruhigend hineingerufen: „Seid stille und erkennet, daß Ich Gott bin." Das übernächste Jahr 1864 sah den leiblich zusammengebrochenen Sendling Jesu zum Abschied sich rüsten. Wie sich das, was dazwischen lag von Kämpfen und Siegen und Leiden, angebahnt hatte im Schulconflict, ist im vorigen Capitel zur Darstellung gekommen. Eine Einsicht in wichtige Momente für die sich vorbereitende kirchliche Krisis in Rio giebt ein Bericht des Pfarrers über das Jahr 1862 auf 1863 an den evangelischen Oberkirchenrath. Wie er im Concept vorliegt, mag er hier folgen. Was für die Behörde bestimmt ist, kann auch die Oeffentlichkeit hören. Es heißt da folgendermaßen:

„Nachdem ich einen durch nicht unbedeutende und anhaltende Krankheit beschwerlichen Sommer durchlebt, aber mit Eintritt der kühleren Witterung meine Gesundheit wiedererlangt habe, bin ich in den Stand gesetzt, dem hochwürdigen evangelischen Oberkirchenrath in Berlin den Jahresbericht über die hiesige Gemeinde zukommen zu lassen.

„Die mir gewordenen Aufträge sind befolgt, wie solches schon früher berichtet wurde; aber noch auf zwei Schreiben des hochwürdigen Oberkirchenraths muß ich antworten. Das erste war eine Beantwortung der Darstellung hiesiger kirchlicher Verhältnisse durch den Herrn Gesandten. Nicht ich allein habe in den kirchlichen Angelegenheiten gegen seine Ansicht gehandelt, sondern es war der Kirchenvorstand im Bunde mit mir. Herr von Eichmann war damals kaum ein Vierteljahr hier, und es hat mir sehr leid gethan, daß derselbe nicht nur von vornherein gegen mich Parthei nahm, sondern mir geradezu seine „Feindschaft" mit dürren Worten erklärte und im Gespräche mit mir Aeußerungen that, welche mich sowohl als „preußischen Be-

Digitized by Google

amten" wie als „Pastor" tief verletzen mußten. Um des Friedens willen habe ich geschwiegen, und in der Hoffnung, daß der Herr Gesandte nach längerer Anwesenheit hierselbst mir geneigt werden würde, selbst auch unberichtet gelassen, daß geradezu der Wahrheit Eintrag gethan wurde, wenn das berichtet wurde, worauf der hochwürdige evangelische Oberkirchenrath seine Anklage wider mich stützt, als sei es meine Schuld, daß ein Jude Präsident des Hülfsvereins sei u. dgl. Soviel zur Erläuterung früherer Vorkommnisse. Jetzt, da der Herr Gesandte fast ein Jahr hier ist, hat er vielleicht andere Anschauungen gewonnen, und ich freue mich, daß wir zum Zweck der Besprechungen über das Reglement zum Ehegesetz vom 11. Sept. 1861 mehrmals zusammenkamen und ein näheres Verhältniß sich anzubahnen scheint. Es soll an mir nicht fehlen.

„Das Zweite, was ich meinem Berichte voranschicke, betrifft das vom hochwürdigen evangelischen Oberkirchenrath eingeholte Gutachten des Herrn Oberpredigers Schmidt. Seine sechsjährige Thätigkeit in hiesiger Gemeinde, so segensreich sie gewesen sein mag, war eine anders geartete als die meine, weil wir selbst verschieden geartet sind; und ungerechnet einige Mißverständnisse bezüglich meiner Berichte war es mir wohl begreiflich, daß mein Herr Amtsvorgänger, nachdem er jahrelang gegen das Verhältniß zwischen Kirche und Hülfsverein nichts eingewendet hatte, Einwendungen gegen dasselbe verwirft. Herr Pastor Schmidt hat es ja schließlich für überflüssig gehalten, die Verlobten vor der Trauung aufzubieten und mir in seinem hinterlassenen Briefe solches mitgetheilt. Deshalb habe ich noch jetzt, nachdem ich bereits zwei Jahre hier bin und zwei Jahre aufgeboten habe, die größten Aergernisse mit Leuten, die sich mit Berufung auf das frühere Wesen, und ohne nur annähernd zulänglichen Grund zu haben, nicht aufbieten lassen wollen. So sind wir verschieden, und es wundert mich daher nicht, wenn Herr Oberprediger Schmidt sich gegen mich ausspricht.

„Doch ich komme zum Bericht, Gott Unentschiedenes anheimstellend und indem ich mich über meine Schwachheit demüthige:

„Daß in kurzer Zeit eine merkliche Veränderung bezüglich der Christlichkeit und Kirchlichkeit der Leute hier, bezüglich des sittlichen Standes, der Kindererziehung, des Kirchenbesuchs u. desgl. eintreten solle, konnte Niemand erwarten und ist nicht geschehen. Die Gottesdienste hatten ihren regelmäßigen Verlauf; selten fiel ein Gottesdienst aus, mit Ausnahme der acht Wochen im November, December und Januar, in welchen ich vom Fieber niedergestreckt lag. Französische Predigten, die ich

Digitized by Google

bald zu halten gedenke, sollen dazu dienen, die Schweizer heranzuziehen und auch protestantische Franzosen. Ueber die Amtshandlungen spricht der gedruckte Bericht. Eine sonderliche Freude ist es mir, daß ich in diesem Jahre noch einmal so viele Confirmanden habe, als je die höchste Zahl derselben hier betragen hat. Diese höchste Zahl war nur 11, jetzt sind es doch 22, und hoffe ich die Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, von welchen nicht wenige längst im Dienst oder Geschäft sind, am Trinitatisfeste confirmiren zu können.

„Ueber das Reglement zum Ehegesetz, bemerke ich hier, will ich nicht berichten, um nicht dem Berichte des Herrn Gesandten vorzugreifen.

„Meine Seelsorge habe ich vorzüglich den Confirmanden zugewendet, die auch, weil ich sechs Cyklen Confirmanden habe, wovon ich vier Cyklen privatim unterrichte, eine ungeheure Zeit in Anspruch nehmen. Aber sich nach der Zeit der Confirmanden zu richten, das ist das einzige Mittel, ihrer habhaft zu werden und der Gemeinde Nachwuchs zu verschaffen. Meine Besuche haben sich vermehrt, wobei ich aber bemerke, daß ich keineswegs die Chefs der Kaufmannshäuser früher vernachlässigt habe.

„Mit der Bibliothek der Gemeinde sowie bezüglich des Verhältnisses zwischen Deutschen und Schweizern hat sich nichts Neues zugetragen.

„Wichtig ist die Schule. Die Gemeindeschule als solche wurde im September aufgehoben und eine Hülfsvereinsschule gegründet. Ich hielt die frühere Gemeindeschule aufrecht, und der Hochwürdige Oberkirchenrath sah mir dabei entgegenstehende Schwierigkeiten voraus. Auf solche bin ich gefaßt gewesen, dabei freilich ist mir mitunter bange geworden, denn es gab Tage, an deren Abend ich nicht wußte, wovon ich und die anderen Lehrer am andern Tage leben sollten. Die Unterstützung, welche mir anfänglich von einigen Herren zu Theil wurde, war natürlich bald zu Ende, und ich war auf meine eigenen Mittel angewiesen. Ich kann nicht anders sagen, als: Es ist gar wunderbar gegangen. Daß meine Schule noch existirt, ist ein Wunder, da die Ausgaben meinen Gehalt weit überstiegen und die Schule fast nichts einbringt. Doch ohne von der eigenthümlichen Hülfe Gottes und sonderlichen Führung zu reden, berichte ich nur, daß ich seit längerer Zeit im Stande bin, die Schule aus eigenen Mitteln zu halten. Meine Schülerzahl ist gering, aber die Schule

Digitized by Google

entwickelt sich innerlich, die Eltern sind zufrieden und ich kann guten Muthes sein. Dazu haben mich etliche einflußreiche Kaufleute, Häupter der besten Familien, aufgefordert, bei ihnen zu collectiren, da sie mit dem Treiben des Hülfsvereins nicht übereinstimmen, und ich hoffe, daß ich je mehr und mehr Anhänger gewinnen werde, und ich preise Gott, der bis hierher geholfen hat, und gebe die Hoffnung nicht auf.

„Von einer Loslösung der Gemeinde von Preußen, so ernstlich sie früher gemeint war, ist nicht wieder die Rede gewesen, und nur die rohen Leute waren es, die dergleichen verlangten, wie dasselbe ja in Buenos Ayres geschehen ist, wo die dem Hochwürdigen Oberkirchenrath berichteten Dinge vorgekommen, welche im Stande sind, das hier Vorgefallene zu illustriren.

„Der ziemlich radicale Kirchenvorstand leistet zwar nichts Gutes, aber thut auch nichts Schlimmes. Es ist zu wünschen, daß wieder ältere und einflußreichere Leute in den Vorstand gebracht werden.

„Soweit habe ich für diesmal zu berichten. Sollte der Hochwürdige Evangelische Oberkirchenrath über irgend einen Punkt eine eingehendere Berichterstattung wünschen, so bin ich selbstverständlich zu derselben bereit, wie ich mir denn erlaube, dem Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrath meine tiefste Ehrerbietung kundzugeben, und verbleibe desselben

gehorsamster

H. Billroth (2c.)."

Es ist jetzt der Fortschritt, die Einzelnheiten und das Ende des in Rio ausgebrochenen Kampfes näher historisch zu betrachten. Der Hülfsverein war zurückgetreten von der Gemeindeschule, die Gemeindeschule war in ihre alten Rechte wieder eingetreten, die Gemeindeschule war endlich von einer Gemeindeversammlungsmajorität aufgehoben, und der Pfarrer rettete die Schule, das Evangelium und den zukünftigen Bestand der Gemeinde dadurch, daß er die Gemeindeschule zu seiner Privatschule machte. Das sind die drei Stadien in dem Schulconflict: 1) die alte Schule als Gemeindeschule unter dem Druck des Hülfsvereins; 2) die Gemeindeschule in der Freiheit vom Hülfsverein in ihrem eigenthümlichen Rechte; 3) die Privatschule. An diesen Kämpfen auf dem Gebiete der Schule schieden sich die Geister, und die Schulfrage war längst Kirchenfrage geworden. Endlich wurde der Pfarrer so krank, daß er seine Privatschule nicht mehr halten konnte; er übergab sie dem Lehrer Tiepke, wel-

Digitized by Google

cher lange mit ihm zusammengewirkt hatte und sie nun als die seinige übernahm. Das war ein Triumph für die Hülfsvereinsparthei, welche die Majorität der Gemeinde für sich hatte und aus ihrer Mitte einen Kirchenvorstand hervorgehen ließ. Am 18. October 1863, als dem Gedenktage der Schlacht bei Leipzig, hielt man eine Versammlung, über welche der von ihr ausgegangene Druckbericht vorliegt. In dieser spricht ein gewisser Wähneldt es offen aus, daß die „Richtung" des Pfarrers die Ursache der Differenz gewesen sei, und man triumphirt, daß des Pfarrers Schule nach seinen Principien eingegangen sei, während Herrn von Hagen's Hülfsvereinsschule prosperire. Man erregt sich wider den „protestantischen Pietismus, wie er gerade in unserer Zeit wieder an allen Ecken und Enden Wurzel zu fassen sucht und auch hier in der Person unseres Pfarrers auftritt." Es wird bemerkt, daß „der Herr Pastor förmlich Conflicte hervorsuchte." Man verdächtigt den Pfarrer und seine Schule in der Person eines unvorsichtigen und schuldigen Lehrers. Die Kirchenfeinde werfen sich in die Brust als Freunde der Kirche und sagen von den Legalen: „Was liegt jenen Leuten daran, ob die Kirche heute oder morgen eingeht." Herr von Hagen, der Leiter und Lehrer der Hülfsvereinsschule, jener Lieutenant a. D., der einst mit dem Pfarrer theologisch disputiren wollte, bemerkte, was schon in unserem ersten Capitel angeführt ist: „Er (der Oberkirchenrath) schickte uns einen sehr jungen Mann vom Wittenberger Seminar, welches den Ruf hat, Pietisten zu bilden." Derselbe Sprecher rühmte dabei des Pastors „einnehmendes Wesen und seine guten Manieren" und gesteht zu, „es folgten einige Reformen in der sehr vernachlässigten Schule, und Alles war voll guter Hoffnung." Derselbe redet dann von den „Gesangbuchversen, die so mystisch als möglich klingen," die der Pfarrer habe singen lassen. Es ist nämlich die Volkening'sche Missionsharfe gemeint und insonderheit das schon früher angeführte Lied: „Wer überwindet, soll —". Herr von Hagen ereifert sich weiter gegen die „verrosteten Bestimmungen über Kirchenzucht," die man doch in Rio nicht dulden dürfe, und nimmt sich endlich der notorischen Säufer, Unbußfertigen und Uebertreter des sechsten Gebots als abendmahls- und pathenfähig an. Herr von Hagen theilt auch die entsetzliche Thatsache mit, daß der Pfarrer die Religionsstunden vermehrt und das Alte Testament zum Dictiren gebraucht habe. Dabei preist er die christliche Gesinnung der dortigen Juden. Endlich setzt er sich, erhebt sich aber wieder zum Wort und meldet: „Ich habe vergessen, der Gemeinde die Mittheilung zu machen, daß Herr Pastor Billroth, wie er sicher nicht läugnen wird, in seinem letzten Confirmandenunter-

Digitized by Google

richte den Kindern die Existenz des persönlichen Teufels als besonders nöthig eingeschärft hat." Gegen diese „gotteslästerliche Lehre" erhob sich der Herr von Hagen. Alles dies geschah am 18. October 1863 in Rio. Der Pastor war wegen schwerer Krankheit abwesend in Petropolis, bestieg aber an jenem Tage die Kanzel, matt und schwach, und hielt jene vom Pastor Stroele gekennzeichnete Predigt über die siebente Bitte: „Erlöse uns von dem Uebel!" —

Fast zwei Monate später, am 13. December 1863, beschließt der oppositionelle Theil der Gemeinde, die Majorität, neue Statuten, welche dem Oberkirchenrath in Berlin nicht vorgelegt werden sollten. Damit hatte sich nun dieser Theil der Gemeinde von Preußen vollständig losgesagt, die Statuten waren gebrochen, es war ein revolutionärer Gewaltact. Dem Pfarrer wird eröffnet, daß er nicht mehr ihr Pfarrer sei, und er müsse einen neuen Contract mit ihnen machen. Diese Erklärung wurde später am 31. December 1863 ihm noch einmal förmlich gemacht. Dagegen fragte man bei dem Pfarrer an, ob er vielleicht als „Privatmann" zum Weihnachtsfest noch predigen wolle, sowie ja manchmal durchreisende Pfarrer auch predigten, ohne ihre Pfarrer zu sein. Dies verweigerte der Pfarrer mit Entschiedenheit.

Solches Treiben konnte kein rechtlich denkender Mann gut heißen und heilige Pflicht aller rechtlich Denkenden war es, dagegen zu protestiren. In ihren Augen konnte jener Gemeindetheil, der sich willkürlich von den Statuten der Gemeinde losgesagt hatte, gar nicht mehr für Gemeinde gelten. Der Pfarrer und alle die, welche die Statuten nicht zu brechen Willens waren, bildeten nun die legale Gemeinde, die eigentliche und allein berechtigte unveränderte deutsch-evangelische Gemeinde. Schon am 13. December erklärten Verschiedene dieser Legalen den Pfarrer für ihren Pfarrer. Am 15. December versammeln sich achtzehn Kaufleute bei Herrn Stengel und protestiren. Am 16. December sind es bereits 45 Unterschriften. Dieser Protest wird auf dem Consulat niedergelegt am 21. December, der Pfarrer protestirt noch besonders.

Da hatte sich inzwischen die illegale Parthei mit ihrem illegalen Vorstand in den Besitz des Kirchenschlüssels gesetzt, so daß der Pfarrer, der Consul, der Gesandte u. A. am 20. December die Kirche verschlossen fanden und nicht gepredigt werden konnte, worüber dann von jener Seite ein Pasquill erscheint und auch am 25. December, als am Weihnachtstage, nicht gepredigt werden konnte. Darauf hielt der Pfarrer seine Predigten im Englischen Betsaale.

Digitized by Google

Dagegen constituiren sich nun am 13. Januar 1864 die Legalen zu einer legalen Gemeinde und wählen in den Vorstand die Herren: Boje, Groß, Volkmar, Tesdorff, Préallé.

So gab es zwei Gemeinden in Rio, freilich nur eine, die wirklich diesen Namen verdient, die legale mit dem Pfarrer auf Grund der Statuten von 1857. Die Illegalen dagegen hatten gewaltsamen Besitz von der Kirche genommen, aber sie hatten keinen Pfarrer.

Hätte der Pfarrer nun in Rio bleiben können, so wäre das Recht der legalen Gemeinde vielleicht durchgefochten worden. So aber mußte er forteilen, gebrochen an seinen Leibeskräften. Am 24. Januar 1864 hielt er seine Abschiedspredigt über 1. Cor. 1, 22—24 im Saal der Amerikaner, bekannte sich noch einmal öffentlich zu der legalen Gemeinde — und um 4 Uhr Nachmittags desselben Tages reiste er ab, an Bord begleitet von den wackeren und um die Gemeinde sehr verdienten Männern Stengel, Otto Köhler, Akerblom und Anderen.

Von Madeira aus berichtete er an den Oberkirchenrath in Berlin unter dem 19. März 1864. Er hofft auf eine Wiedergeburt der Gemeinde, es sei dort ein heilsamer Kampf und eine Scheidung nothwendig. Die legale Gemeinde habe moralisch und materiell Alles für sich. Nur am Kirchenschlüssel liege gegenwärtig der Streit. Es stehe besser als je mit der Gemeinde. Die Kraft der legalen Gemeinde, im Kampfe entwickelt, werde sich weiter bewähren. 45 Männer haben wie ein Mann zusammengehackten, diese haben Achtung vor dem Heiligen, vor Gesetz und Ordnung und vor dem gegebenen Wort. Diese „sittliche Macht verdient mit allen möglichen Mitteln unterstützt zu werden." Der Oberkirchenrath möge die Gemeinde nicht zurückweisen, damit sie nicht irre werde an sich selbst. Diesen 45 werden sich ohne Zweifel mehr anschließen. Die Sendung eines Predigers sei nothwendig, der sich aber nicht dieser Welt gleichstellen dürfe, sondern auf den Ernst des Wortes Gottes gegründet und unbekümmert um den nicht ausbleibenden Widerspruch der Gemeinde das Wesen einer christlichen in Wort und That vor Augen stellen und ihr zu demselben zu helfen bemüht sein solle. Von Basel bekomme die Gegenpartei keinen Prediger. Die Gegenpartei habe gar kein positives Interesse, werde darum nicht von Bestand sein. Eine Aenderung der Statuten nach Analogie der Englischen Diasporagemeinden schlägt der Berichterstatter vor. „Mit großer Spannung sehe ich den kommenden Ereignissen entgegen, die Wichtigkeit einer deutsch-evangelischen Gemeinde in

Digitized by Google

Rio liegt auf der Hand. Es beginnt in Brasilien zu dämmern, das Evangelium hat Fortschritte gemacht, und wird in kurzer Zeit mehr Fortschritte machen, wenn das Interesse des evangelischen Europas, zumal Deutschlands, das Land lebendig ergreift, denn in sich selbst ist es noch viel zu schwach. Wolle der Herr dem wunderbaren Land sein Angesicht leuchten lassen!"

Eine Antwort auf diesen Bericht hat mein seliger Bruder nicht empfangen.

Ein Brief eines legalen Kirchenmitgliedes aus Rio meldet unter dem 24. December 1864: „Unsere Constituirung als Fortsetzung der alten Gemeinde haben wir aufgelöst....., sobald wir den Erlaß des Oberkirchenraths erhielten, der uns alle Basis nahm, da er uns ausdrücklich nicht anerkannte."

Die illegale Gemeinde versuchte den Pastor Stroele aus Petropolis zu ihrem Geistlichen zu gewinnen. Derselbe aber lehnte diese Zumuthung ab, mit den Gegnern des Rechts und der Kirche Christi, die sein Freund bekämpft hatte, einen Bund zu machen. Dagegen hat sich der Bruder Wagner, vormals Zögling im Baseler Missionshause, dann Pastor in der Colonie Sa. Izabella, Provinz Sa. Catharina, stark genug gefühlt, in einem von jenen Oppositionellen verliehenen Amte, neben welchem er zugleich Unterlehrer an der Schule des Herrn von Hagen wurde, das Evangelistenwerk zu versuchen. Daß man das Kreuz nur im Bunde mit dem Kreuz durch die Welt tragen kann, hat auch er bereits wohl erfahren, wie ich höre, und wie mein seliger Bruder, unter dessen Dache Wagner einst wohnte, ihm von Herzen Gelingen wünschte, da er nicht aufhörte, seine Gemeinde in Rio zu lieben, und sagte, er liebe sie wie eine Mutter ihr krankes Kind — so wünsche auch ich ihm und der Gemeinde Gnade und Friede von Gott dem Vater und unserem Herrn Jesu Christo, und die Frucht der Saat, welche mein Bruder unter vielen und schweren Kämpfen in den heißen Boden seiner tropischen Gemeinde gestreut hat.

Der Herr von Hagen hat Brasilien verlassen, weil die Schuldirection sein Gesuch um eine Zulage nicht bewilligen wollte. So sagt mir ein Brief aus Rio vom 23. März 1865. —

„Siehe da, ich lege einen auserwählten köstlichen Eckstein in Zion, und wer an ihn glaubt, der soll nicht zu Schanden werden. Euch nun, die ihr glaubet, ist er köstlich, den Ungläubigen aber ist der Stein, den

Digitized by Google

die Bauleute verworfen haben und zum Eckstein geworden ist, ein Stein des Anstoßes und ein Fels der Aergerniß, die sich stoßen an dem Worte und glauben nicht daran, darauf sie gesetzt sind. Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht." (1. Petr. 2, 6—9.)

Digitized by Google

Zehntes Capitel.

Krankheit und Todesgedanken. Privatleben. Abschied.

„Es muß Alles mit Feuer gesalzen werden, und alles Opfer wird mit Salz gesalzen." (Marc. 9, 49.)

Die Gemeinde Rio hat wie auch schon andere brasilianische Gemeinden ihre Opfer gekostet. Der erste Sendling nach Rio Lic. Neumann ertrank auf der Heimreise, Andere haben an schweren Krankheiten zu leiden gehabt noch neben dem aufreibenden Verdruß und Kampf, nach welchem sie nicht einmal immer, wie z. B. der verdienstliche F. Avé-Lallemant, ihre Anstellung von der entsendenden Behörde gefunden haben. Das Opfersalz für die Gemeinde sollte auch an unserem Evangelisten nicht fehlen.

Schon nach drei Monaten seines Aufenthaltes in Rio stellten sich neben den täglichen Plackereien durch Hitze und Muskiten Unbehaglichkeiten und Krankheiten ein. Mitte September 1861 muß er wegen Krankheit die Schulferien früher beginnen und zu seinem größten Schmerze und zum ersten Male auch den Gottesdienst ausfallen lassen. Am 13. September trat die Krankheit heftiger auf, das Mittel des einen Arztes refüsirte der Magen, ein anderer Arzt, der glücklicherweise gerade im Hause ist, verschreibt Pulver, doch auch dieses behält der Magen nicht. Der erste Arzt kommt wieder und ist ganz unentschieden über die Behandlung. Freund Simonton stand ihm treulich bei in diesen Tagen. Seine Nahrung war Reiswasser, Thee, Reis, Braten. Am 25. September schrieb er: „Ja, ich war krank, und kann es nicht läugnen, zum Theil steckte ich in dem Sumpf „Verzagtheit," aber der Herr hat mich herausgeholt und mich wieder fest auf meine Füße gestellt. Mein Magenübel

Digitized by Google

schien sich zu bessern, den folgenden Sonntag aber war ich matt beim Gottesdienst, und die Krankheit nahm schnell zu. Es ist eine gewöhnliche Acclimatisationskrankheit, die mit der Leber zusammenhängt; ist man nicht sehr achtsam, so ist es sehr gefährlich, auch hängt das mit dem gelben Fieber sehr nahe zusammen. Ja, krank sein ist hier trauriger als in Europa, zumal wenn man so einsam steht wie ich. Doch habe ich auch einige Freunde, die mich treu besucht haben, besonders mein rother Amerikaner und Dr. Akerblom, ein Schwede, der vier Jahre Lehrer in Montevideo war, ein mir werther Umgang, weil Akerblom wissenschaftlich gebildet ist (Philologe), und auch, weil er mir sehr viel von Dr. Woysch, Pastor in Montevideo, erzählt hat; ja durch Erfragen habe ich Dinge, auch im Cultus, erfahren, um die ich wissen mußte, die ich aber hier nicht erfahren kann." „Es ist mir immer erquicklich — fügt das Tagebuch hinzu — von Dr. Woysch zu hören, er muß recht lieb sein. Er ist fast ein Jahr krank gewesen wie ich, weil er ebenso gelebt hat wie ich. Bei ihm hat man, wie bei mir, die Krankheit auf die Leber zurückgeführt." Das Wort des Herrn war sein Trost in der Krankheit. „Ich lese mit Rührung — sagt das Tagebuch — II. Cor. 1 und 2, Paulus stärkt mich." Bald gesundete er wieder und erquickte sich in der Schulferien-Muße an wissenschaftlicher Beschäftigung, die er sich sonst bei seinem arbeitsreichen Amtsleben versagen mußte. „Ich erfrischte mich am Lesen und Lernen hebräischer Abschnitte der heiligen Schrift (I. Sam. Psalm 121. Psalm 1.) O, wie wohlthuend ist es, ohne nothgedrungen, ohne für das Amt, einmal sich rein wissenschaftlich zu beschäftigen, einmal wieder etwas einzunehmen bei dem starken Produciren." —

Nicht allein der Blick auf das riesengroße Arbeitsfeld oder das Tropenklima mit seinen Einflüssen auf Leib und Seele — denn es war der Octobernässe die Decembergluthhitze, dann die weihnachtliche Regenzeit und wiederum peinliche Gluth gefolgt — und die fortgesetzt anstrengende Arbeit, sondern sein auf das Ewige und Unsichtbare gerichteter Sinn lenkte meinen seligen Bruder sehr oft auf das Ende seines Lebens hin, auch wenn er gesund war und ohne naheliegende Leibes- oder Lebenssorge. Nie griff er der Zeit und Gott vor; wenn er von der Zukunft redete, blickte er auf zu des Herrn Willen. Todesgedanken beschäftigten ihn schon in der Jugend, zumal seit dem Tode seiner Mutter, Todesgedanken erfüllten auch in Rio sehr oft seine Seele. Unter dem 8. Oct. 1861 schrieb er: „Kann sein, ich lebe kurz, kann sein, ich lebe lang, kann sein, ich bleibe fünf Jahre hier, kann sein, ich bleibe länger. „Paciencia!" sagt man hier." Unter dem 9. December schrieb er

Digitized by Google

nach Berlin: „Hab' Dank für Deine Liebe. Ich sage Dir, das ist mir ein Balsam in meiner Einsamkeit und schwerem Amt und in der Fremde. Ein halbes Jahr habe ich hinter mir, $4^1/_2$ vor mir! Ja, kann sein, kann aber auch länger oder kürzer sein. Ich ergebe mich ganz in Gottes Willen, den ich betend zu erkennen suche. Ich weiß, daß ich hundertfältig wiedergewinne, was ich um Christi willen verliere. Das ist mein Trost und meine Kraft im Leben, ich hoffe auch im Sterben. Uebrigens bin ich vollkommen gesund, von den besonders bösartigen Krankheiten höre ich noch wenig, es ist nicht alle Jahre gleich schlimm. Zudem giebt's einen Gott im Himmel. Die Hitze ist nicht so fürchterlich, es kommen Winde und Regen, mitunter ist es aber allerdings fürchterlich genug und viel schlimmer, als in Europa; des Morgens um 7 schon glühende Hitze und das bis spät Abends sich steigernd. Merkwürdigen Eindruck macht die durchschnittliche Gleichheit der Tageslänge. Im Winter gegen 6 Uhr, jetzt — im Sommer — gegen 7 Uhr werden die Laternen angesteckt, Dämmerstunde kennen wir fast gar nicht, plötzlich ist's dunkel." Die große Hitze übte störenden Einfluß, wenn sie auch gerade nicht Krankheit hervorrief. Manchmal ist ihm die Schwüle am Sonnabend beim Predigtarbeiten, zumal wenn noch stechende Muskiten mit ihrem nervenangreifenden Gesumme, Kindergeschrei im Hause und Negergeschrei von der Gasse hinzukommen, schwer erträglich. Selbst ein Gewitter am 10. November mit dem furchtbarsten Orcan, bei welchem er bekennt, laut im Kämmerlein gebetet zu haben, brachte keine Kühlung. Das Sprechen in der Schule greift ihn dann an, ängstliches Alpdrücken (lastende Träume) quält ihn dann des Nachts, so daß ein Stubennachbar ihn wecken muß, und das Predigen wird ihm schwer. Wir finden dann im Tagebuche die Bemerkungen: „Predigt genügt nicht" — „Predigt ziemlich in Schwachheit" — „Predigt mit Gottes Kraft im Ganzen, dem Herrn sei Lob und Dank." Seine Geschäfte gestatten ihm nicht, so viel wie rathsam spazieren zu gehen, und doch erkennt er: „Wenn ich nicht gehe und nicht bade, befinde ich mich schlecht." In den Zeiten seiner Muße, welche fast nur die Zeiten seiner Wiedergenesung nach Krankheiten waren, in welchen er sich von anstrengender Arbeit zurückhalten mußte, beschäftigte er sich auch viel mit Luther. Er legte ein Heft an mit dem Titel: „In meinen Mußestunden. I. Auch ein Lutherbüchlein." In diesem Heft notirte er Historisches und Erbauliches und setzte seine eigenen Bemerkungen dazu. „Wie erquickend ist Dr. Luther's Leben, auch sein Leben mit seiner Käthe; ich beschäftige mich so gern damit und habe immer neuen Segen davon!" — „Das Wort Luther's bedenke ich

Digitized by Google

wohl: „Ich verderbe allzu viele Zeit mit dem zu Gaste Gehen bei der Bürgerschaft. Ich weiß nicht, welcher Satan dieses anstellt, daß ich es nicht abschlagen kann, und doch thut es mir Schaden. (Von „Ich weiß nicht" an kann ich mir nicht aneignen, da ich zu solchen Besuchen keine Lust habe und gerne abschlage, wenn ich darf.") — „Wie viel ist unser Vater Dr. Luther krank gewesen! — Die früheren Kasteiungen, die Geistesanstrengung, sitzende Lebensweise, bittere Kränkungen vergrößerten seine Krankheiten." — Unter Luther's Gebet in der Krankheit von 1527 schreibt er: „Ja, man muß sich allezeit auf den Tod gefaßt machen und sich solche Gebete merken." Unter einen Abschnitt dieses Heftes über Luther's Tod schreibt er: Geschrieben im Februar 1862 in Leibesschwachheit. Aus des Dr. Jonas' Leichenpredigt über Luther führt er an Theil II: daß auch Dr. Martinus selbst oft gesagt hat: Was ich um der Lehre des lieben Evangelii willen, die Gott jetzt wiederum der Welt hat offenbaret, leide und erlitten habe, das soll kein Mensch von mir in dieser Welt erfahren, aber an jenem Tage wird's offenbar werden." Nun am jüngsten Tage wird er's uns sagen. („Ja, man kann dergleichen Anderen in diesem Leben nicht recht verständlich machen.") — Auch Luther's Postille stärkte und tröstete unsern kranken Evangelisten. — Hier und da folgte er einer freundlichen Einladung in Häuser, in welchen es ihn wohl sein konnte. Selten nur erquickte ihn eine Parthie in's Freie, das heiße Klima beschränkt diesen Genuß sehr. Jedoch geht er auch spazieren im Juli, weil ihn „fror," denn es ist Winterzeit und trotz des hohen Thermometerstandes und der wärmeren Kleidung will es nicht behaglich werden. Ein Besuch in Botofago in der Sonnenhitze von 12—4 brachte viel mehr Ermattung, als Erquickung, ein Wind verursachte sofortige Erkältung und verbot für immer so weite Wege in der Sonne. Eine Sonntagnachmittagsparthie per Dampfschiff, nach Praya Grande erfreut ihn, doch ermüdet ihn auch. Für die heißere Zeit suchte er ein ländliches Refugium außerhalb der Stadt, welches er auch nach Wunsch erlangte. „Ich habe mir wegen meiner Gesundheit, um besseres Klima zu haben und mehr zu gehen, ein Tusculum gemiethet, es hat sich außerordentlich gut getroffen: ein Zimmer im Hause meines Lehrers, der mit Frau und Kindern auf dem Theresienberge wohnt. Tags bleibe ich in der Stadt bis 6 Uhr, und Abends gehe ich, wenigstens mitunter, hinauf, mich zu erholen. Ich will Sprechstunden hier unten ankündigen und halten, um allen billigen Anforderungen zu genügen." Hier konnte er wenigstens eine eigene und unabhängigere Wirthschaft beginnen, wenn auch das Unglück wollte, daß ein Hausgenosse an Epilepsie und ein

Digitized by Google

anderer an der fallenden Krankheit litt, so daß der Pastor auch selbst sein Fleisch kaufen mußte. Die lästigen Hausgenossen aus der Thierwelt blieben auch nicht fern: Mäuse, Muskiten, Baratten; doch war es immerhin damit besser als in der Stadt.

Das heiße Sommerklima des Januars 1862 wurde gleich in den ersten Tagen von furchtbaren Regengüssen durchfeuchtet. Am 5. Januar brach ein Regen los von ungeheurer Stärke: ein Wagen auf dem Theresienberg warf um, Stube und Bett des Pfarres wurden naß. Der gewaltige Regen, in der Nacht noch fortdauernd, that viel Schaden. Am Castelberg fand ein Erdfall statt, doch verunglückten keine Menschen. Die beabsichtigte Amtsreise nach Petropolis konnte der Pfarrer nicht ausführen, und die Eisenbahn war vom Regen ruinirt, Erd- und Felsfälle wurden noch befürchtet. Am 7ten wurde die Reise nach Petropolis möglich. Um 1 Uhr begann dieselbe auf dem Dampfschiff, welches um 3 Uhr landet und die Fahrgäste der Eisenbahn zuführt. In 20—25 Minuten gelangt man bis zur Serra, einem hohen Gebirge. Dieses fährt man hinauf mit der Post in fast 3 Stunden und kommt um 6 Uhr in Petropolis an. Die schiefe Eisenbahn geht durch sumpfigen Urwald. In Petropolis angekommen und mit dem amerikanischen Legationssecretär und Frau im Hôtel des Mac Dowell nothdürftig untergekommen (weil die übrigen Zimmer bestellt waren), suchte er zunächst den schwedischen Dr. Akerblom, seinen nachmals so treuen Freund und schon liebgewonnenen Bekannten und danach mit Jenem zusammen den Lehrer und früheren Küster sowie auch den Kirchenvorsteher auf, mit welchen amtliche Dinge zu besprechen waren. Auch die Bekanntschaft mit dem schwedischen Charger d'affaires Herrn Hyltin Cavallius wurde erneuert. Ein einsamer Spaziergang am Morgen des andern Tages in dem prächtig kühlen Gebirgsklima erquickte den Ankömmling sehr, und die Umgebung der Stadt mit dem sich hier entfaltenden Leben erinnerte ihn an Schwarzwaldparthien mit ihren Schindeldächern, engen Thälern, Holzbetrieb und deutschem Wesen der Leute. Die Anwesenheit des Pfarrers und der bevorstehende Gottesdienst am Sonntag wurde nun durch die 70 Schulkinder als durch eben so viele Kirchenzettel in den Häusern bekannt gemacht und die Predigt vorbereitet. Der Sonnabend gestattete noch einen schönen Spaziergang nach dem Wasserfall des Itamarahy, $3\frac{1}{2}$ Stunden entfernt, welcher viele Schönheiten dem Auge zeigte und auch in die Einsamkeit des Urwaldes einen Blick gestattete, wobei denn auch des Urwalds menschenfeindliche Bewohnerin, eine zwei Ellen lange grüne Schlange zu Gesicht kam. Der Gottesdienst am Sonntage, dem

Digitized by Google

ersten nach Epiphanias, begann um 9½ Uhr, aber nicht in einer Kirche oder einem besondern Kirchenlocal, sondern im Schullocal; eine kleine Orgel war von Rio her, wo sie bis dahin für die Gottesdienste benutzt worden (ehe noch die neue Orgel von Schulze in Paulinzelle in Thüringen angekommen war), dorthin transportirt; keine Kanzel schmückte das Zimmer; ein Altar, vor welchem gepredigt wurde, war leidlich zurechtgemacht. Vor einer sehr großen Zuhörerschaft predigte der Pfarrer nun über Joh. 15, 5: „Ohne mich könnt ihr nichts thun." Nach dem Gottesdienst hatte er mit Vielen Gespräche, doch waren sie zum Theil betrunken oder es waren alte Schwätzer oder materielle Menschen, andererseits leuchtete bei Manchen eine gewisse Biederkeit hervor, doch machten sie im Ganzen keinen guten Eindruck. Sechs Taufen und eine Trauung waren zu vollziehen. Nach der Amtsarbeit war eine Spazierfahrt nach dem Wasserfall in Westphalia vergönnt, mitten im Urwalde, wo es sehr schön ist. Gespräche mit Kirchenmitgliedern in Petropolis ließen noch deutlichere Einblicke thun in den Sinn der Gemeinde. Die Kirchenbücher wurden in Ordnung gebracht, welche zuvor gar nicht von allen Pastoren geführt waren, wie denn bei einem früheren Geistlichen ein Menge Zettel, noch in den Händen des Küsters, dieselben hatten ersetzen sollen. Auch die Confirmanden wurden inspicirt, und die Bearbeitung ihres Katechismus erwies sich als zum Theil ganz rationalistisch, verstanden schien wenig oder gar nichts. Hiermit hatte die pastorale Excursion nach Petropolis ihr Ende erreicht und am andern Morgen wurde aufgebrochen. Obwohl er sich freute, wieder in Rio anzukommen, seiner eigentlichen Gemeinde, wurde er doch von Gemüthsbewegungen über das Wohl und Wehe der unsterblichen Seelen und durch Trauerfälle und Kinderkrankheiten sehr in Anspruch genommen und erschüttert. Scharlach, Friesel, Magenübel mit Erbrechen herrschte unter den Kindern und ergriff auch, wie wir früher schon gesehen haben, einige seiner Schulkinder. Einigen gesunden und wiedergenesenen Kindern wollte er nach schwerer Zeit eine Luftveränderung und Erholung gönnen und fuhr deshalb mit ihnen nach Andrai, und dann gingen sie nach Boa Vista, wo die Tijuca beginnt. Die Kinder waren froh, und das machte ihn stets froh. Auch erlabte ihn ein Ausflug nach der Tijuca sehr. An dem botanischen Garten vorbei, wohin der Omnibus führt, hat man noch 3½ Stunden. Ein Neger macht den Führer. Es ist eine starke Strapaze. Der steinige verwachsene Fußgang ist anstrengend zu steigen. Es wird dunkel, und Durst peinigt die Wanderer. Eine Quelle kommt ihnen zu Hülfe und bietet den labenden Trunk, credenzt in einem Bananenblatt. In einer bald

Digitized by Google

erreichten Fazenda konnten die Durstigen dann weiter Wasser und Wein trinken. Von da ab ist noch eine halbe Stunde bis an's Ziel, wo die reine Luft herrlich erquickt. Ein Bad beim Sonnenaufgang des nächsten Morgens im Teich ließ die Reisenden die Eigenthümlichkeit ihrer Situation lebhaft empfinden. „Merkwürdig! Wie die Nixen tummelten wir uns im kleinen Waldteich, ringsum Urwald. Die großen Schmetterlinge, das Zwielicht, der Sonnenaufgang!" Zurück ging es über Boa Vista nach Andrai, dann per Machambomba nach Rio. Doch war solche Parthie in ihren Folgen nicht heilsam, Ermattung, zurückgetretener Schweiß erregte das Gefühl des Unbehagens und Unwohlseins.

Die Schönheit der Umgebung Rios nährte und erquickte seinen Natursinn, wenn auch größere Ausflüge zu den Seltenheiten gehörten. Schon auf dem Theresienberge erlabt ihn, was das Auge schaut. „Das ist herrlich — die Aussicht auf die Bai vom Theresienberge her — und zumal an Beleuchtungen, Farben sieht man hier Naturschönheiten, wie bei uns nicht. Die Farben sind tief und grell. Diese Farbenpracht zeigt sich auch in der ganzen Flora. Ein blühender Urwald ist ein Garten Gottes. Ich habe nie so etwas gesehen. Man braucht nicht weit zu gehen. Rio ist vom Urwald eingeschlossen, denn der Wald auf den Bergen ist Urwald. Ich machte einmal eine Parthie, wir waren froh, einen Schwarzen zu finden, der uns den Weg, mit Gras überwachsen, und also wegen der Schlangen sehr fatal, führen konnte. Dabei Steigen bis zum Klettern. Die Mannichfaltigkeit in der Vegetation ist einzig! Welche Menge von Fruchtbäumen mit ihren oft nach Terpentin schmeckenden Früchten! Und die Stauden, welche hier die Höhe der Bäume erreichen. Das gewöhnliche Farrnkraut, wie es auch in Deutschland so viel vorhanden ist, ist hier baumhoch, prächtig. Nun die zum Theil sehr schönen Formen: Palmen, Bananen, Aloe, ja die Menge der verschiedenen Palmengeschlechter, die ungeheuern Blätter, der gewaltige Bambus! Aber Alles doch steif, die Blumen kraßgelb, roth u. s. w., ohne Geruch. Kleine Vögel! Gewaltige Schmetterlinge! Wie viel Käfer, Gewürm — auch Schlangen, doch mit letzteren habe ich nichts im Sinn, da es durchaus nichts Ungewöhnliches ist, daß Leute von giftigen Schlangen gebissen werden. Das gilt von den Arbeitern besonders, die mit bloßen Füßen im Grase des Waldes umhergehen. Der Biß tödtet zum Theil schon in zwei Stunden. Indem ich schreibe, ist mein Blick auf den Wald auf einem Berge gerichtet, das ist Urwald, denn der Berg ist nicht bebaut, nur zum Theil ist gerodet. Diese so ganz nahe liegenden Berge kann man, wo kein Weg ist, nicht passiren. Der Urwald ist undurchdringlich wegen

Digitized by Google

der vielen Cacteen und anderen stachelichten Pflanzen. Reisende kleiden sich ganz in Leder. Auf der hier stattgehabten Industrieausstellung zeigte man einen Reiter zu Pferde, beide ganz in Leder gekleidet. Nur so kann man in den Urwald hinein. Anders ist es natürlich mit den Leuten, die roden. Sie nehmen immer nur das gerodete Gebiet in Besitz, und wollen sie weiter vordringen, so müssen sie erst roden. Das können aber die Reisenden nicht, sie führen ein Messer bei sich, abzuhauen, was im Wege steht, aber Bäume können sie damit nicht fällen. Eigenthümlich und sehr hübsch sind die Schlingpflanzen. So verschiedene giebt es, und wie ranken sie sich so hoch in die Bäume hinein! Von vierfüßigen Thieren giebt es hier auch Seltsames! Nicht selten hat Einer ein Faulthier auf dem Rücken und will es verkaufen; aber man sieht doch im Ganzen wenig davon. Die Hausthiere sind die europäischen, nur wenig Pferde, bei Weitem am meisten Maulthiere. Zu Reisen im Lande sind nur die Maulesel zu gebrauchen. Die Pferde kommen zum Theil aus Buenos Ayres. Natürlich unterscheidet sich die Nahrung hier sehr von der europäischen. Man kann haben, was man will, und nicht leicht rivalisiren europäische Diners mit solchen, wie man hier zum Theil giebt. Privatleute, Kaufleute geben wohl Diners, wovon eins mehrere Conto de Reis kostet, d. h. gut an 2000 preußische Thaler. Alles, was fast die fünf Welttheile aufzubieten haben, wird dann vereinigt, den Gaumen zu kitzeln. Das geht nur in so großen Hafenstädten. Europäische Gemüse, die aus England besonders viel in Blechbüchsen kommen, ißt man sehr viel hier, durchweg auch englische Butter. Hier giebt es wenig Butter, und weil sie als „frische" vorgezogen wird, darum hat sie einen ungeheuern Preis, das Pfund etwa 3 Milreis, d. h. etwa 2 Thaler. Was kommt Alles aus Europa, das man in einfachen Häusern auf dem Tisch findet, ja die Europäer mögen es nicht vermissen; ich freilich kann es nicht bezahlen. Ich esse jetzt gar keine Butter, weil Alles so rasend theuer ist. Doch lassen wir Europas Rekrutirungen, ein Jeder, der hier wohnt, hält sich doch auch an hiesige Producte. Da giebt es Viele, die schwarze Bohnen mit Farinha (Mehl), Tapiok (Mehl), Reis essen; weil frisches Fleisch theuer ist, sehr viel carne secca (d. i. getrocknetes Fleisch); von den Europäern werden die schwarzen Bohnen zuerst mit Widerwillen gegessen. Nun, man lernt es schon, wenn nicht aus anderen Gründen, so ißt man sie doch aus Billigkeitsrücksichten. Im Innern aber giebt es Morgens und Abends schwarze Bohnen. Oft ist gar nichts Anderes zu haben. Die Brasilianer lieben diese Speise aber auch sehr. Hätte Brasilien keine schwarzen Bohnen, eine Hungersnoth wäre die Folge. Das Leben in

Digitized by Google

Rio ist das eines kaufmännischen Platzes. Materialismus mit seinen Rohheiten liegt hier klar vor. Die Bildung ist eine geringe. Ein Privatlehrer, der in Europa Elementarlehrer war, gilt hier für etwas Großes. Das brasilianische Volk ist schrecklich indolent. Die Männer sind gern Staatsbeamte. Sie bekommen wenig zu thun und wenig Geld. Viele Private sind vermögend. Allgemein ist das Urtheil: Jeder stiehlt, so gut er kann, sich Vermögen zusammen. Der Handel wird besonders von Portugiesen getragen, die schmutzig sind, aber sehr fleißig; dann von Engländern, Franzosen, Deutschen u. s. w. Die Deutschen sind im Ganzen die Deutschen im Auslande, die dem deutschen Namen Schande machen, doch giebt es Ausnahmen. Nun, der Herr hat auch hier sein Volk. Ueber Manches habe ich mich gefreut, möchte es immer besser werden; und ich hoffe es zuversichtlich, wenn auch die brasilianische Nation selbst den Tag wahrhaftigen Heils nicht erleben sollte."

So haben wir, von der Naturschönheit in Rios Umgebung ausgehend, wieder einen Blick auf Land und Leute gethan, wie das in einem Briefe zusammengedrängt zu werden pflegt, und einem Briefe ist Obiges entnommen. Da wir einmal hierbei stehen, so mag es vielleicht manchem Leser von Interesse sein, einige Waarenpreise des dortigen Handels und Verkehrs genannt zu finden, durch deren Kenntniß auch das Privatleben des Einzelnen, auch unserer Sendlinge, in helleres Licht gesetzt wird. Ein Hut kostet 12 Milreis, ein Tilbury (Droschke) je nach der Entfernung 1—5 M.-R., einfaches Bier à Flasche $^1/_4$ M.-R., eine Flasche englisch Bier 640 Reis, Handschuhe 2 M.-R. und 500 Reis, sieben Badekarten 5 M.-R., eine Tasse Kaffee 120 R., ein Glas Wein $^1/_4$ M.-R., Klaviermiethe pro Monat 20 M.-R. (15 Thlr.), Regenschirm 18 M.-R. (13$^1/_2$ Thlr. c.), Hausmiethe (wie er für Schule und Pensionäre haben mußte) pro Quartal 500 M.-R. (ca. 375 Thlr.) Das Gehalt des Pfarrers in Rio betrug damals 3 Conto, dazu 420 M.-R. Wohnungsentschädigung und 700 M.-R. Accidentien (wiewohl unregelmäßig), Alles zusammen etwa 4 Conto oder 3000 Thlr. Das ist ein sehr gutes Gehalt, allein bei den Preisen ungefähr als ein Drittel anzuschlagen. Wenn nun die Aerzte wiederholt 100 und 150 M.-R. erhielten, die Apotheke 30 M.-R. und mehr, die Privatschule Geld kostete und die Pensionäre noch krank wurden, so reichte freilich auch dies Geld nicht. Jedoch ist mein Bruder allezeit sehr zufrieden gewesen (wiewohl sein Gehalt sehr unregelmäßig einging), und sagte, es sei für gewöhnliche Verhältnisse sehr reichlich.

Drei Monate nach seinem Aufenthalte in Rio hatte mein lieber

Digitized by Google

Bruder ein klimatisches Fieber durchzumachen. Die Krankheit begann im September 1861. Etwa ein Jahr später, im November 1862, ergriff ihn wieder böse Krankheit. Er hatte im Schulconflict viel Kampf und Verdruß gehabt nnd eine Zeit lang die übergroße Zahl von ca. 40 Stunden die Woche auf sich genommen, um andere erkrankte Lehrer zu vertreten. Arbeit, Klima, Kampf, Verdruß, Undank wirkten auch auf seinen Leib und warfen ihn nieder, vier Wochen an das Bett gefesselt. Mitten aus dem höchsten Maß seiner Arbeit und seines Ringens hatte nun der Herr ihn auf's Krankenlager geworfen. Seine Seele war still. Für die Schule wurde gesorgt durch Vertreter. Er mußte Rio auf einige Zeit verlassen und nach Petropolis gehen, wo er zunächst seinen Freund Stroele mit dessen eben angekommener Braut traute und acht Tage bei ihm, acht Tage anderswo und vierzehn Tage bei dem französischen Arzt Dr. Touſſet wohnte zu seiner Behandlung. In der Zeit seiner Reconvalescenz hörte er nicht auf, die Zeit auszukaufen, blieb in Schul- und Gemeindeangelegenheiten mit Rio in Verbindung und trieb Sprachen zu seiner weiteren Ausbildung: Portugiesisch, Englisch, Französisch, wovon seine vielen hinterlassenen portugiesischen, englischen und französischen Bücher noch Zeugniß geben. Eine eigentliche Ruhe und völliges Erholen kannte er nicht, gönnte er sich nicht; er wirkte und strebte immerfort und suchte die Lebenszeit auszukaufen. Unter solchen wiederkehrenden Krankheitserfahrungen traten ihm dann auch Todesgedanken wieder näher; sie verließen ihn aber auch nicht, wenn er ganz gesund war. „Gegenwärtig bin ich ganz gesund — schreibt er einmal — trotz Strapazen und Durchnässungen. Beim Unwohlsein denke ich immer Alles zu bestellen, auch persönlich, wenn auch nicht gerichtlich, über meine Hinterlassenschaft und Anderes zu verfügen, schriftlich. Ich werde es wohl thun, auch ohne Krankheit. Doch bitte ich den Herrn, mich noch ein Weilchen hier zu lassen, daß ich etwas wirken kann." Und ein andermal: „Ich werde hier jeden Tag, ich glaube, gewiß zwei Tage älter, bin oft verschlossen, kann mich ja auch nicht mittheilen, mache auch meine Fehler in meiner Amtsführung, die Schuld drückt schwer." Unterm 8. September 1862 schreibt er: „Wolle Gott, wir treffen 67 Alle zusammen! (Jubiläum des Wittenberger Predigerseminars.) Wo ich bis dahin bin, weiß Gott. Etliche wollen mich gern fortjagen, Etliche fragen mich besorgt, ob ich fortgehe! Sie denken, ich bin des Treibens müde und will's lassen. Aber ich gehe nicht, wenn sie mich nicht zwingen, und wenn sie einen andern Prediger kommen lassen, bleibe ich erst recht hier." Um diese Zeit äußerte er sich auch über eine Berufung zu einer

Digitized by Google

Gesandtschaftsprediger-stelle gegen Jemanden in der Heimath. Wenn's so weit kommen sollte, daß es sich um einen Entschluß handelt, dann redet wohl Gott verständlich, und ich verstumme. Nur dreierlei zum Rath: 1) Melde Dich nicht! Wenn ich nicht das Bewußtsein hätte, ohne mein Zuthun hier zu sein, es wäre mir schrecklich. 2) Versuche, Dich auf kürzere Zeit als 5 Jahre zu verpflichten, auf 2—3 Jahre höchstens. 3) Sollte Jemand da sein, der entschiedene Neigung hat, eine solche Stelle anzunehmen, so gehe Du nicht! Gott befohlen, wenn man Dich berufen sollte. Aber verachte meinen Rath nicht. Die Stellung eines Predigers unter der Gesandtschaft ist ja verzweifelt, das möchte ich nicht! L. in Lissabon ist fortgejagt, der Mann mag aber wohl sehr recht gehabt haben, — P. in Konstantinopel ist fortgejagt, ich folge vielleicht bald."

Ueber sein Privatleben machen uns manche seiner Briefe Mittheilungen, von welchen ich hier Etliches folgen lasse. An Jemanden in der Verwandtschaft schreibt er unter dem 7. October 1862: „.....Ich schreibe Dir nun in einer höchst eigenthümlichen Lage, nämlich als ein Auferstandener, d. h. als Einer, der schon zu Bett war und nun wieder aufgestanden ist, nachdem der Versuch, zu schlafen, gescheitert ist. Gestern und heute war eine kolossale Hitze, und doch sind wir erst im Frühling. Ich wurde veranlaßt, in der heißen Zeit fortwährend herumzulaufen, hatte sehr wenig gegessen und, obwohl sehr hungrig, konnte ich der Hitze wegen nicht essen. Erst halb 7 Uhr Abends kam ich nach Hause, und nachdem ich ausgeruht, aß ich zu Mittag. Nun aber mußte ich wohl zu viel Hitze eingesogen haben, ich konnte und mochte nichts thun, nahm meine Zuflucht zu kaltem Wasser, meinen Leib damit zu kühlen, und ging zu Bett..... Soeben erhebt sich ein grausiger Sturm, aber er ist wohlthätig, reinigt die Luft. Ob es im Winter hier so warm ist, wie im Sommer bei Euch, fragst Du. Kälter ist es gewiß nicht, als im letzten Sommer bei Euch nach Deiner Beschreibung. Im Winter ist es hier Morgens und Abends kühl, mitunter recht kühl. Sobald aber die Sonne kommt, ist es im Winter auch wärmer, als im Sommer daheim, wenn man den Durchschnitt nimmt; im Sommer giebt es bei Euch eine sehr heiße Zeit, hier sind 5 Monate etwa so, wie bei Euch im Sommer bis Morgens 10 Uhr, und die Temperatur diese Zeit hindurch ist ziemlich gleichmäßig, die Luft auf dem Lande ist dann ganz wundervoll, und gäbe es eine kältere Zeit zur Abwechselung, so wäre das Klima herrlich; die Reinheit der Luft, der meist blaue Himmel ist prächtig, es wehen hier im Winter schöne laue Lüfte. Kurzum, wäre der

Digitized by Google

Winter Sommer und folgte dann ein reeller Winter nach, das wäre schön. Nun aber kommt nach einem Winter, der reichlich den Sommer vorstellen könnte, ein schauderhaft heißer Sommer. Glücklicherweise läßt der liebe Gott im Sommer viel regnen, sonst wäre es gar nicht zu ertragen. Heute bin ich recht in den Sommer versetzt, wenn die Luft so voller dicker Dünste ist, daß man sieht, wie sie auf Land und Wasser liegt und kein Lüftchen sich regt, und dabei die Sonne ihre Strahlen wie glühende Pfeile niederschießt; wenn man wirklich die Hitze einsaugt, wenn trotz Regenschirm (Sonnenschirm) und Hut das Haar auf dem Kopfe ganz warm ist, dann ist's schlimm und man schleicht seine Gänge, wie ein Thier seinen Karren zieht. Solche Tage halten aber in der Regel nicht sehr lange an, es kommt Regen und Sturm, und dann athmet man etwas auf: Die heißeste Zeit ist December bis April."

Von der Krankheit, für welche er in Petropolis Genesung suchte, genas er um die Mitte des Januar 1863; er konnte am 15. Januar nach Rio zurückkehren. Im Februar hat er zu leiden an Blutgeschwüren, Fieber, Blutandrang, heftigen Schmerzen; die Blutgeschwüre sind an Lende, Rücken, Gesicht. Am 31. Mai hielt er die Confirmation der Kinder, über welche zwei Partheien sich erhoben hatten, die Einen wollten sie acht Tage später, die Anderen acht Tage früher. Er glaubte, den Letzteren nachgeben zu sollen, und hielt Gottesdienst und Confirmandenfeier bei starker und beharrlicher Heiserkeit. Am 20. Juni Morgens erwachte er mit Blutbrechen, mußte aber noch denselben Tag eine Taufe vollziehen. Im August wiederholte sich der Anfall, am 15., 16., 17. August hatte er hinter einander Blutbrechen. Er mußte drei Wochen das Bett hüten und blieb lange schwach, und konnte erst am 21. September die erste Amtshandlung nach der Krankheit wieder vollziehen, eine Nothtaufe. Am 19. September war er nach Rio Compridо umgezogen. Am 18. October hielt er jene Predigt in Petropolis, nach welcher er zwei Stunden darauf furchtbar ermüdete. Zu Anfang November ist das Ohr krank und nervöses Kopfweh quält ihn. Am 8. November hielt er seine erste Predigt wieder in Rio in ziemlich voller Versammlung, doch redete er nur 25 Minuten. Noch den 22. November hat ihn die Predigt gewaltig angegriffen. Nun hält er französischen Gottesdienst am 6. December, wohnt am 15. der protestirenden Versammlung in Herrn Stengel's Hause bei, und hat Nachts darauf furchtbaren Husten und von 1—4 gewacht. Bei so fortgesetzten Krankheitsanfällen war eine Amtsthätigkeit nicht länger möglich.

In einem Bericht äußert sich mein seliger Bruder selbst über diese

Digitized by Google

Krankheitskette, mit welcher er, je länger je mehr, nach des Herrn Willen gebunden war. „Leider hat das hiesige Klima in Gemeinschaft mit den nachtheilig wirkenden, hier obwaltenden Verhältnissen seinen übeln Einfluß auf mich geäußert. Nach drei Monaten meines Hierseins schon erkrankte ich, aber die Krankheit ließ zunächst nicht üble Folgen zurück. Anders war es im November 1862 bis Januar 1863, wo ich durch achtwöchentliche schwere Krankheit dermaßen geschwächt wurde, daß ich nur mit Gefahr die unterbrochene Amtsthätigkeit in der Hitze des Februars wieder aufnehmen konnte. Aber es mußte so sein. Die damaligen Verhältnisse machten mir eine schonungslose Arbeit zur Pflicht, zu meiner Schul- und laufenden pastoralen Thätigkeit kamen die Confirmandenstunden in und außer der Stadt in 6 Cyklen. Als der Tag der Confirmation heranrückte, war ich sehr heiser und wollte daher die Handlung verschieben, aber ich wurde gedrängt und leider gab ich nach; bald darauf bekam ich den ersten Blutsturz am 20. Juni. Sie wissen, wie viel nachtheilige Gemüthsbewegung mir hier bereitet ist, und besonders in jener Zeit; kein Wunder, daß sich meine Krankheit wiederholte. In der Nacht vom 15. zum 16. August und dazu die beiden nächstfolgenden Nächte erlitt ich derartige Blutverluste aus meinen Lungen, daß meine Wiederherstellung sehr zweifelhaft wurde. Große Schwachheit folgte, und sehr langsam erholte ich mich so weit, daß ich meine Wohnung verändern und drei Wochen meinen Aufenthalt in Petropolis nehmen konnte. Ich täuschte mich eine Zeit lang über mich selbst und glaubte, die Krankheit sei bald ziemlich gehoben und ich könne nach wie vor mein Amt verwalten, und den mahnenden Stimmen meiner Freunde und Verwandten in Europa, die meine sofortige Rückkehr wollten, gab ich kein Gehör, mochte auch in den Gedanken, den mir hier liebgewordenen Wirkungskreis zu verlassen, nicht willigen, und wehrte desfallsigen Rathschlägen, bis ich die Ueberzeugung gewann, ich müsse wenigstens, wenn nicht für immer, so doch eine Zeit lang aus den hiesigen aufreibenden Verhältnissen ausscheiden. Ein Aufenthalt in Petropolis dient kaum zu etwas mehr, als daß er mich der Predigt und der anderen Amtshandlungen und -Geschäfte überhebt; daß meine Genesung nur durch einen Aufenhalt in Europa, durch welchen ich wirklich nicht nur dem hiesigen Klima, sondern den nachtheiligen Einflüssen der hiesigen Verhältnisse entzogen werde, erreicht werden kann, scheint mir nach menschlicher Beurtheilung über allen Widerspruch erhaben. Meine Krankheit ist der Art, daß sie sich sehr leicht wiederholt; die Lungen sind bei mir sehr schwach, sie sind schon einige Male zerrissen, leicht zerreißen sie wieder, und jede wieder-

Digitized by Google

holte Blutung wirkt schlimmer als die vorhergehende; ich dürfte kaum noch eine neue Blutung aushalten können..... Meine Krankheit äußert sich in Schwäche, Kurzathmigkeit, Blutandrang. Lassen Sie sich sagen, daß ich nach der Predigt von der Kanzel unmittelbar in's Bett gegangen bin, wenn nicht eine Amtspflicht mich daran verhinderte; ich war erschöpft, und nur mit heftiger Anstrengung und großer Gefahr habe ich mein Amt verwaltet. Lassen Sie sich sagen, daß ich, wenn ich Sie besuche, auf Ihren Treppen stehen bleiben muß, um mich auszuruhen, bevor ich weiter gehen kann, und Sie wissen, daß ich dennoch mit knappem Athem bei Ihnen ankomme. Das Gehen auf der Straße, zumal in der Hitze, erhitzt und erregt meine Lunge so, daß ich mitunter denke, es muß ein neuer Blutsturz erfolgen... Glauben Sie mir, ich bin krank, recht krank, und nur das lebendige Interesse für die hiesige Gemeinde und die Aussicht auf baldige nothwendige Ausspannung aus meinem anstrengenden Dienst haben mir die Kraft verliehen, bis heute auszuhalten. Nach unpartheiischem Urtheil, wie es mir geworden, hätte ich schon anfangs October nach Europa gehen müssen; ich bin bereits 3 Monat länger geblieben, und davon einen Sommermonat, in welchem jeder Tag mir besondere Gefahr droht, und dazu die letzte aufregende Zeit..... Ebenso bemerke ich, daß ich trotz aller Gefahr in einem Falle bereit sein werde, selbst meine beabsichtigte Reise nach Europa zu verschieben, nämlich dann: wenn man mich überzeugt, daß meine Anwesenheit zum Heil der Gemeinde dringend nothwendig ist....."

Wie sehr man nach so offenbaren Opfern für die Gemeinde dennoch seine Schritte in Rio verdächtigte, und selbst ein Urlaubsgesuch, sehen wir aus der sorgfältigen Vertheidigung dieses Berichts gegen den Vorwurf mangelnden Interesses für die Gemeinde und Pflichtversäumniß.

Je näher der Abschied kam, je mehr das Kreuz auf ihm lastete, desto ernster und heiliger scheint des Erkrankten Kreuzesverkündigung geworden zu sein. Von Estomihi ab predigte er in der Passionszeit 1863 über die sieben letzten Worte des Herrn, es sind ernste, reichhaltige, sorgfältig durchgearbeitete Predigten. Mit Liebe hat er sich versenkt in die Abschiedsworte des gekreuzigten Heilandes, sich selbst im dürren einsamen Lande aus denselben erbauend. Seit dem 5. Sonntag nach Trinitatis wählte er den ersten Brief des Johannes für seine Predigten „weil uns Liebesgemeinschaft noth thut." Immer gründlich und einfach vertraut der Prediger auf die Kraft des Wortes der Wahrheit und thut keine menschlichen Mittel hinzu. Die Johanneischen Predigten sind begriffs-

Digitized by Google

scharf, ernst, warnend, tröstend; eine Predigt knüpft an die andere nicht blos an, sondern alle verketten sich unter einander, wie auch der Text des Apostels sich verkettet. Zu diesem Zweck studirte er den Brief gründlich exegetisch durch. Die Leichtigkeit, mit welcher er einen Text disponirte, schien zu wachsen, über 1. Joh. 2, 13 hat er vier interessante Dispositionen aufgeschrieben nach den jedesmaligen Kategorien: 1) Anerkennung. 2) Frage. 3) Ermahnung. Der Zweck und Umfang dieses Buches gestattet es nicht, ausführliche Mittheilungen hierüber zu machen. Mit der Verkündigung des gekreuzigten Christus verließ er Rio am 24. Januar 1864, um seine Urlaubsreise nach Madeira anzutreten, für welche ihm der Oberkirchenrath mit Urlaubsertheilung zuvorgekommen war. Er predigte zum Abschied über 1. Cor. 1, 22—24: „Sintemal die Juden Zeichen fordern und die Griechen nach Weisheit fragen; wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit, denen aber, die berufen sind, beiden, Juden und Christen, predigen wir Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit."

Auf der Reise nach Madeira überschaute er sein ganzes Leben und mit den Augen des Glaubens wie der Ergebung auch die Zukunft. Er nahm für immer Abschied von dem wunderbaren Brasilien und schon im voraus Abschied von dem irdischen Leben. Ohne Dichter zu sein, faßte er manchmal seine Empfindungen in die Form von Versen, so auch diesmal:

„Ein Knabe, auferzogen in der Liebe
Des Vaters und des Sohnes Jesu Christ,
Ward ich ergriffen von dem heil'gen Triebe,
Zu dienen Dem, der sein wird, war und ist.
Und Gott, der ernste Gott, sprach schon das Amen
Zu meines Herzens halbbewußtem Traum,
Führt über mich viel Trübsal, Gottes Samen,
Daraus erwächst des Glaubens starker Baum.
Als Jüngling rang ich nach der heil'gen Wahrheit,
Die für die Ewigkeit die Herzen stillt,
War ich, was ich geschaut in sich'rer Klarheit,
Den Brüdern mitzutheilen froh gewillt.
Da rief mich heiliges Gebot von hinnen,
Nicht Freundesliebe, nicht die eig'ne Lust
Hielt mich zurück, ich konnte nicht entrinnen
Dem Willen Gottes, deß ich mir bewußt.

Digitized by Google

„Geh' aus von deines Vaters Haus und Freundschaft
„Weit in ein Land, das ich dir zeigen will,
„Und kündige das Wort trotz aller Feindschaft,
„Steh' wie ein Thurm von Eisen fest und still." .
Und Geist des Herrn Herrn rauschte auf mich nieder:
„Mit meinem Gott will ich wohl Thaten thun;
„Lebt wohl, ihr Brüder! Einstens kehr' ich wieder,
„Doch erst nach schwerer Arbeit gilt es ruh'n."
Längst schwellte Nordost günstig uns die Segel,
Südwestlich hatten wir ein Land in Sicht,
Da zeigt sich plötzlich röthlichblau der Kegel
Des Zuckerhuts im Tropensonnenlicht.
Hier ankerte das Schiff, schaut her, hier ist es,
Wohin der Herr als Kämpfer mich gestellt,
Denn ohne Kampf verkündet ja, ihr wißt es,
Kein Redlicher den Frieden jener Welt.
Doch heißer, immer heißer ward das Kämpfen,
Ich stand allein, und Tausend gegen mich.
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
„Mich dürstet!" rief ich, dazu neues Leid
Ward mir von Osten her, ich konnt's nicht wehren.
„Mich dürstet!" Hört! „Mich dürstet!" rief ich wieder,
Doch Keiner war, der solches Wort verstand.
Das neue Leid schlug alten Trost mir nieder,
Einsam und dürstend stand ich, — doch ich stand!
Ach! wäre nicht ein Engel mir gesendet,
Wie Hagar einst und Abram's erstem Sohn,
Der mir den Quell gezeigt, der Labung spendet,
Ich wär' verschmachtet schier, der Feinde Hohn!
Der Anblick jener Quelle, die noch fern,
Gab mir den Muth, auf's Neue vorzudringen,
Ich wagte Alles, und ich that es gern,
Den Zugang zu der Quelle zu erringen.
Doch hinter Feindesreihen rauscht die Quelle,
Die einzig mir den Durst nur löschen kann.
Ach könnt' ich schöpfen aus der klaren Welle
Und laben Freund' und Feinde Mann für Mann!
Doch was den Durst dem Feinde selbst soll stillen,
Er sah es nicht; was mir ein Engel wies,

Digitized by Google

Blieb ihm verborgen, und nach Gottes Willen
Geschah's, daß er mit Macht mich rückwärts stieß.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Gepriesen sei Du Vater aller Güte,
Du hast des Wurms im Staube Dich erbarmt,
Als Wuth und Geifer mir entgegensprühte,
Hast Du mit Liebesarmen mich umarmt!
Doch zürne nicht, o Liebe ewig heilig,
Der Quell, den ich geseh'n, blieb unerreicht,
Mit meinen Augen unverwandt noch weil' ich
Auf seinem Wasser, das mir köstlich deucht! —
Das Herz in matter Brust, es brennt wie Feuer,
Auf's Neue sinnt es, wie den Quell erreichen,
Da plötzlich hör' ich Stimmen, die mir theuer:
„O kehr' zurück, du mußt dem Schicksal weichen!"
„Wie? sollt' ich jetzo schon zurückekehren,
„Noch eh' den trocknen Gaumen ich geletzt?
„Ihr Freunde, ist das euer ernst Begehren?
„Nicht nur der Leib, das Herz ist mir verletzt.
„Und könnet ihr das wunde Herz mir heilen?
„Vermögt ihr das? so kehr' ich heim zur Stund'.
„Nun aber lasset mich am Quell verweilen,
„Ach, nur ein Trunk aus ihm macht mich gesund!"
So wehrte ich dem Mißverstand der Liebe
Und schloß das Ohr den Stimmen, die ich hörte.
Doch in des Herzens innerstes Getriebe
Zog ein der Geist der Unruh', die mich quälte.
Liegt nicht in jener Stimmen leisem Fleh'n
Von Oben eine Kraft, die Gott vertraut?
Und ist es nicht, als ob zum bessern Seh'n
Das Auge sich erweiternd Wahrheit schaut?
Ist wohl der Quell, nach dem mein Herz sich sehnt,
Der nur, den ich geseh'n im Kampfgetümmel?
Nein! ich erkenn' es besser: er entlehnt
Sein Wasser nur dem Urquell, der im Himmel.
Und weil der Urquell strömt im ganzen All,
Rastlos sein Wasser fluthend Well' auf Well',
So zeigt mir nur im Bild, was überall
Das glaubend Herze findet, jener Quell.

Digitized by Google

Drum, was betrübst du dich, o meine Seele,
Und bist so bang' und unruhig in mir?
Harre des Herrn und seinem Rath befehle
Dich selber an und dank' ihm für und für!

So zieh' ich heim. — „Südwest blas' in die Segel
Und führe heimwärts meines Schiffes Gang!
Ihr Meerbewohner, hört, ihr Seegevögel,
Kreist um den Mast, hört meinen Schwanensang.
Leb' wohl, du wunderbares Land, du Spiegel
Der Schöpferkraft und -Schönheit Elohim...
. . . . . .
. . . . . .
Geheimnißvoller Wald der ersten Zeit,
Da Gott dem wirren Chaos rief sein „Werde!"
Jahrtausende gestanden, und noch heut'
In Blüthenpracht ein Paradies der Erde.
O Land mit deinen Felsen, spitz, zerrissen,
Geformt von feurigen Vulkans Gewalt,
Mit deinen Bergen, Thälern, Riesenflüssen,
Du Land am Meer in buntester Gestalt!
Mit deinem wonn'gen Tropenfarbenspiel,
Das Fels und Meer entzückend weiß zu malen.
Den reinen Aether, der mir wohlgefiel,
Durchdringen leuchtend naher Sonne Strahlen.
Bananenstauden, Majestät der Palmen
Und schattendunkle Mangas, die vermählt
Mit kühnen Orchideen, singet Psalmen
Dem Herrn der Welt, der euch so schön erwählt!
Welch' reiche Pflanzenwelt im engen Rahmen
Erschließt dem Auge sich an jedem Platz,
Und in der Erde Schooß, der wundersamen,
Der Diamanten und des Goldes Schatz.
Dazu noch deiner Waldbewohner Leben,
Die Papageien und die flinken Affen.
Es schwirrt der Kolibri buschwärts, es schweben
Die Schmetterlinge, reich geschmückt erschaffen!
Land voller Wonne, meiner bittern Schmerzen,
Ich seh' dich nimmer wieder, Land Brazil!
Doch trag' ich dich im tiefbewegten Herzen
Und sehne mich nach deiner Blüthe Ziel.

Digitized by Google

Walt' Gott das Beste, mein geliebtes Land,
Er segne deine Kräfte und Vermögen,
Es sende dir statt meiner Seine Hand
Nun einen andern Boten, dir zum Segen.
Ja, viele Boten woll' Er dir noch senden,
Vergebend allen Frevel vor'ger Zeit,
So wird sich in der Kürze noch vollenden,
Was ich erstrebte einst in Freud' und Leid.

Wohlan, Brazil, an deinem Himmel glüht
Das Braza-Roth der Sonne Zions schon.
Der Herr ist nahe! Halt' dich im Gemüth
Bereit, zu stehen vor des Menschen Sohn!"

Digitized by Google

Elftes Capitel.

Petropolis. Stroele's Berichte und Briefwechsel mit dem Pfarrer in Rio.

Als der Herr seine Jünger zum ersten Male aussandte, sandte er sie je zwei und zwei (Marc. 6, 7). Wenn eine Missionsgesellschaft oder aussendende Behörde hierin das Thun des Herrn nachahmt, sofern es möglich ist, so thut sie gewiß wohl daran. Zwei Sendboten mit einander wirkend und Leid und Freud' theilend, sollen sich in der evangelischen Kirche nicht zur gegenseitigen Ueberwachung dienen, wie bei den Jesuiten und Klosterbrüdern, welche auch zu zweien ausgehen, sondern zu Trost, Stärkung und Ermahnung, zu verdoppelter Weisheit und Kraft. Als der Pfarrer Billroth etwa ein Jahr allein in Rio gewirkt hatte, gab der Herr ihm, wenn auch nicht an demselben Orte, so doch in der Nähe, einen Gefährten, mit welchem er Leid und Freud' theilen konnte, und welchen er selbst seinen Waffengefährten und Mitkämpfer genannt hat. Gottlieb Stroele, ein Würtemberger, aus dem Baseler Missionshause hervorgegangen, ist schon öfter genannt in unserer Darstellung und auch als Zeuge aufgetreten. Er wird jetzt noch lebendiger zu dem Leser dieses Buches reden. Die Treue, welche er seinem kämpfenden und leidenden Freunde bewiesen und allezeit auch über den Tod hinaus bewiesen hat, wird ihm der Herr lohnen. Der Missionssendling und der theologische Sendling haben in treuem Bunde mit einander gelebt, Eins in Christo. Stroele hat nun auch nach vielen Kämpfen, gebrochen am Leibe, Brasilien verlassen müssen. Möge der Herr ihn wieder stärken und seiner Kirche zum Segen erhalten. Möge auch die Sorgfalt der deutschen Kirche sich darauf richten, den rückkehrenden Sendlingen einen angemessenen Platz oder ausreichende Fürsorge angedeihen zu lassen.

Digitized by Google

Die Gründung der Colonie Petropolis datirt in ihren ersten Anfängen vom Jahre 1843 her. Nach den vorhandenen Berichten ist die Geschichte auch dieser Colonie eine Geschichte Agentenbetrugs und Directorengrausamkeit, geübt an den verlockten deutschen Einwanderern. Petropolis liegt nördlich von Rio de Janeiro 15 Legoas entfernt, auf der Serra da Estrella, an der Straße nach den Provinzen Minas Geraes, Goyaz und Matto-Grosso, 3000 Fuß über der Meeresfläche. Wie man es in wenig Stunden mit Dampfschiff und Eisenbahn und Gefährt erreicht, haben wir schon früher erzählt, als wir der pastoralen Thätigkeit unseres Evangelisten in dem hirtenlosen Petropolis gedachten. Die kühlere Temperatur macht Petropolis zum ersehnten Sommeraufenthalt der Bewohner von Rio, und auch der Kaiser hat dort seinen Sommerpalast. Die Noth der Colonisten in früherer Zeit ist nach den vorhandenen Berichten himmelschreiend, und bei der Menschenarmuth Brasiliens hat man sich nicht nur an den deutschen Frauen und Mädchen auf das empörendste versündigt, sondern auch Juden, Zigeuner und schlechte Dirnen aus Portugal importirt, um den Menschenbedarf zu beschaffen.

Geistliche Pflege ist der Colonie zuerst durch den verdienten Pastor F. Avé-Lallemant von Rio de Janeiro aus zu Theil geworden. Später haben dort die Herren Dr. Lippold und Pfarrer Hoffmann, vormals in Dona Francisca, pastorirt. Dies dauerte bis zum Jahre 1859. Von 1859 bis 1862 war Petropolis ohne eigenen Pfarrer und wurde wieder von Rio aus versehen durch die Pastoren Schmidt und Billroth. Am 5. April 1862 landete Gottlieb Stroele.

Hören wir vorerst, mit welcher Freude unser Evangelist die Ankunft der ersten Baseler Sendlinge begrüßte. „Eine große Freude ist mir geworden — schreibt er 1861 — durch die Gegenwart von zwei Missionaren hierselbst, die, von Basel aus dem Missionshause kommend, in's Innere von Brasilien gehen auf Kosten des Kaisers. Ich habe schon zuvor gesagt: warum schickt man nicht Missionare hierher, Theologen sind hier nicht nöthig [1]), und da freut es mich ganz besonders, Folgendes gehört zu haben. Papa Legrand [2]) sagte, als er hörte, daß das Baseler Missionshaus nun auch Missionare nach Brasilien schicke: „So habe

---

[1]) Ob mein seliger Bruder dies auch auf Rio anwenden wollte, weiß ich nicht bestimmt. Später hat sich herausgestellt, daß man nach seinem Fortgange den Theologen in Rio vermißte. So schreibt man mir aus Rio.

Anm. des Herausgebers.

[2]) Pfarrer Legrand in Basel.

Digitized by Google

ihn lange nichts gefreut als das!" Diese Uebereinstimmung freut mich sehr. „Mache dich auf, werde Licht!" Die *ersten* aus Basel sind da, *ich hoffe, es wird allmählich eine Heerschaar folgen!!* Es ist hohe Zeit, daß Arbeiter hierher kommen, ich meine, es bricht ein Licht an! Der eine Missionar, Wagner, der in die Provinz Santa Catharina geht und zwei Colonien (Theresopolis und Santa Isabella) zu versorgen hat, reist heute wahrscheinlich weiter. Der andere, Pflüger, geht nach Rio Novo, einer Colonie in der Provinz Espiritu Santo. In dieser letzteren Provinz ist Pastor Eger (aus dem Domstift in Berlin) und zwar in S. Isabel, welches von obigem Santa Isabel oder Santa Isabella zu unterscheiden ist. Pflüger wird hier etwa 14 Tage bleiben, weil sein Schiff nicht früher geht. Ich habe ihn aufgefordert, zu predigen und mir das heilige Abendmahl zu reichen am Sonntag über acht Tage, am Tage der Reformationsfeier, wo ich allgemeines Abendmahl halten will. Dann werden wir, will's Gott, Beide functioniren. Inzwischen wird er aber wohl nach dem nahegelegenen Petropolis reisen, um dort einige Functionen zu versehen und zu predigen, was sonst meine Sache wäre; ich überlasse es ihm aber gern und kann ihn an meinen Freund Dr. Akerblom empfehlen, der dort jetzt situirt ist." Der Wunsch einen der Baseler Brüder predigen zu hören und das heilige Abendmahl aus seiner Hand zu empfangen, wurde ihm auch erfüllt; aber es war Bruder Wagner, denn Pflüger war schon fort nach Petropolis, und diese Feier fand acht Tage *vor* dem Reformationsfeste statt.

Noch größer war meines seligen Bruders Freude, als im nächsten Jahre wiederum zwei Baseler Zöglinge kamen, welche auch 14 Tage oder länger in seinem Hause wohnten, nämlich Stroele und Hollerbach. Damals schrieb mein lieber Bruder: „Ein erquicklicher Besuch! Eine große Freude für mich! Wie schön, wenn zum Fest Einer mir das heilige Abendmahl reichen und dann mit mir austheilen, auch einmal Einer wieder predigen kann." Und weiter: „Es ist mir erhebend, wenn die Missionare, die freilich von vornherein sich ihre Stellung erwählt haben, hier sagen: Wir wünschen so lange wie möglich hier zu bleiben." Im Anschluß daran sagt er auch: „Ich wünschte mich immer mehr hier einzuleben, und so lange ich nach Gottes Willen hier bleiben soll, ohne das von der Sache abziehende Heimweh und allerlei Sorgen und körperliches Unwohlsein mich ganz meinem Amte mit Leib und Seele zu widmen." Ein ander Mal sagt er von dem Liede: „Wer überwindet, soll vom Holz genießen . . :" „Es ist eins der Lieder, welches Bruder Stroele und Hollerbach mir zweistimmig in's Herz gesungen haben. Wenn Alles

Digitized by Google

nicht recht gehen will im Amt, wenn's mir gar schwer dünkt, so fange ich aus vollem Halse an: „Wer überwindet ....“

Ueber Stroele's Ankunft, Anstellung und Situation in Petropolis sind wir in der Lage, seinen eigenen Bericht vom Jahre 1863 an das Baseler Missionscomité zu hören. Dieser Bericht ist seinerseits meinem seligen Bruder eingehändigt, daher ich gewiß hier Gebrauch davon machen darf. Mit Uebergehung der vorangehenden geschichtlichen Darstellung, welche wir in der Kürze oben schon wiedergegeben haben, entnehmen wir diesem Bericht Folgendes:

„Am 5. April 1862 landete ich in Rio de Janeiro mit meinem Begleiter, L. Hollerbach, in der Absicht, unter den Colonisten Brasiliens Reiseprediger zu sein. Vierzehn Tage lang gingen wir nach dem Ministerium, um unsere Papiere in Ordnung bringen zu lassen und unsere Bestätigung als Prediger zu erlangen. Da wir aber nichts ausrichteten, so entschloß ich mich, nach Petropolis zu gehen, um über Ostern da zu predigen. Am Gründonnerstag Abend kam ich nach Petropolis und predigte am Charfreitag in dem Schulsaal des Herrn Jacoby vor einer ziemlich großen Anzahl Zuhörer. Nach der Predigt kam der Kirchenvorstand zu mir mit der Bitte, ich möchte in Petropolis bleiben. An süßen Versprechungen ließen sie es dabei nicht fehlen. Am Osterfest predigte ich wieder, theilte das heilige Abendmahl aus, taufte und traute, und reiste hierauf wieder nach Rio. Da mir daselbst mehrere erfahrene Männer das Reisen abriethen, theils wegen Unkenntniß der Sprache, theils wegen der großen Unkosten, so ließ ich mich endlich bewegen, nach Petropolis zu gehen, besonders da ich auch zugleich Prediger von Juiz de Fora werden sollte und also zugleich Reiseprediger. Kaum war ich in Petropolis, als mir nach und nach 53 Confirmanden angemeldet wurden, von denen mehr als 30 nicht einmal ihren Namen lesen und schreiben konnten, und die in der Religion so unwissend waren, daß man sich in Europa nur schwer einen Begriff davon machen kann. Als ich ihnen erklärte, daß wir zur Confirmation auch ein Lied zum Singen einüben wollten, sperrten sie alle Mund und Nase auf, denn seit vielen Jahren hatte Herr Jacoby keinen Gesangunterricht mehr gegeben. Dennoch gelang es mir, auf die Confirmation einige Lieder einzuüben. Ueberhaupt war die erste Confirmation am Pfingstfest 1862 ein sehr feierlicher Tag, der auf die versammelte Gemeinde einen guten Eindruck machte. Die Schulen hier fand ich in einem sehr traurigen Zustand. Ueberall klagten mir die Leute, daß ihre Kinder schon drei, vier, fünf Jahre in die Schule gingen und noch nicht einmal lesen könnten. Deshalb errichtete

Digitized by Google

ich, von Vielen aufgefordert, eine eigene Schule in der Wohnung, die ich mir gemiethet. Von dem Gewerbeverein darum angegangen, rief ich auch die Gewerbeschule wieder in's Leben, und bald waren über zwanzig Jünglinge beisammen, denen ich im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht gab. An der Uneinigkeit der Deutschen, von denen Jeder mehr sein und gelten wollte als der Andere, scheiterte die ganze Geschichte. Die Bücher, die ich für die Schule aus Rio kommen ließ, mußte ich zum Theil aus meiner eigenen Kasse bezahlen. Im Anfang, als ich noch europäische Kraft in meinen Knochen hatte, ging ich zu Fuß in die Thäler, um meine Gemeinde kennen zu lernen. Bald war ich in Petropolis besser bekannt als die Leute, die schon viele Jahre da waren. — Als ich hörte, daß auf dem kaiserlichen Palast in Petropolis etwas Geld für eine evangelische Kirche vorhanden sei, dachte ich sogleich an den Bau einer Kirche, denn ich sah, daß der Schulsaal, obwohl er ziemlich geräumig war, doch viel zu klein sei, die Gemeinde, besonders an Festtagen, zu fassen. Auch wurde die Hitze während des Gottesdienstes oft so groß, daß es fast nicht auszuhalten war. Als ich meinen Plan dem Kirchenvorstande vorlegte, zuckten Alle die Achseln. Deshalb ließ ich mir von demselben eine gerichtliche Vollmacht ausstellen, daß ich im Namen der Gemeinde handeln dürfe. Nun suchte ich mir einen passenden Bauplatz an einer der stillsten Straßen von Petropolis, kaufte denselben von einem Kaufmann in Rio, der die Vollmacht darüber hatte, zu 1:000#000 (3000 Frs.) und ließ sogleich anfangen zu bauen, ehe ich Geld hatte. In dem Bauplatz lag ein Fundament, dessen Breite wir beibehielten und nur in die Länge ein Stück setzten. An dem Maurermeister Carl Kling fand ich einen wackern Mann, der mir sein Vertrauen schenkte, obwohl ich kein Geld hatte. Als die Mauern zu wachsen. anfingen, suchte ich vor Allem das Geld vom Palast zu bekommen, was viele Mühe kostete, denn die Beamten hätten es lieber in ihre Tasche gesteckt, als herausgegeben. Zugleich sammelte ich in Petropolis Beiträge zum Bau der Kirche, reiste dreimal nach Rio in dieser Angelegenheit, um die Protestanten deutscher Zunge, die Engländer und Amerikaner um Hülfe anzusprechen. Und der Herr segnete meine Mühe und Arbeit, so daß der Bau ununterbrochen fortging und die neue Kirche am Pfingstfest 1863 eingeweiht werden konnte. Die Kosten des Baues belaufen sich auf 16:000#000 (48,000 Frs.); 12:000#000 sind bezahlt und 4:000#000 sind wir noch schuldig. Wie viel Mühe und Arbeit, Kummer und Sorgen mir dieser Bau gemacht hat, und welche Grobheiten und Unannehmlichkeiten ich noch obendrein zu erdulden hatte, davon will ich jetzt nicht reden.

Digitized by Google

Es wäre sehr leicht, die Kirchenschuld vollends abzutragen; allein die Deutschen sind einmal nicht zur Einigkeit zu bringen, man mag sagen, was man will, und ich habe immer noch die Last an meinem Halse hängen.

„Acht Wochen währte es, bis ich endlich mein Decret von der Regierung bekam, mit der Zusicherung eines jährlichen Gehaltes von 800 Milreis als Prediger von Juiz de Fora. Für das erste Vierteljahr erhielt ich nichts, denn das Zahljahr beginnt erst mit dem Juli. Eine Gratification wurde mir zwar versprochen; aber es blieb bei dem Versprechen. Mit vieler Mühe gelingt es mir, alle zwei oder drei Monate meinen Gehalt von der Regierung zu erhalten. Die Mitglieder der Gemeinde von Petropolis haben freiwillig einen Beitrag zu meinem Gehalt unterzeichnet; allein versprechen und das Versprechen halten sind in Brasilien zwei sehr verschiedene Dinge, und nur bei Wenigen fallen sie in eins zusammen.

„Ich will nicht sagen, daß ich in Brasilien Hunger gelitten habe; aber im Anfang meines Hierseins war ich äußerst sparsam, um mich ein wenig ordentlich einrichten zu können, da ich manchmal hohe Besuche bekam und bald merkte, daß es mir bei so vieler Arbeit nicht gut sei, allein zu sein. Am 21. December 1862 traute mich und meine Braut Herr Pastor Billroth aus Rio de Janeiro in Petropolis. Nach Neujahr begann ich meine Schule wieder; aber nicht mehr so allein, sondern in Gemeinschaft mit meiner lieben Frau und meinem lieben Bruder. Letzterer übernahm den deutschen Unterricht, meine liebe Frau gab Französisch, den Mädchen Arbeitsunterricht und beschäftigte sich besonders noch mit den Kleinen. Ich gab einer Anzahl Knaben Latein und Englisch, und sämmtlichen Knaben Portugiesisch. Mit einer kleinen Anzahl von Schülern begannen wir das Jahr 1863, und im November vor der Vacanz hatten wir auf unserer Liste über 70 Schüler stehen und gegen 60 besuchten täglich unsere Schule. Die Armen nahmen wir unentgeltlich in unserer Schule auf; von den Kindern vermöglicher Eltern ließen wir uns ein nach hiesigen Begriffen geringes Schulgeld bezahlen. Das Resultat unserer Schule ist ein sehr erfreuliches, obwohl uns unsere Arbeit an der so sehr verwahrlosten Jugend oft sauer wurde. Während ich im vorigen Jahr unter 40 Confirmanden mehr als 20 Kinder hatte, die nicht lesen und schreiben konnten, so habe ich unter den Kindern, die am nächsten Palmsonntag confirmirt werden sollen, kaum noch drei, die nicht lesen und schreiben können. Im Singen darf sich unsere Schule jeder Schule in Deutschland zur Seite stellen, und auch in sonstigen Fächern haben manche unserer Schüler erfreuliche Fortschritte gemacht.

Digitized by Google

Besonders schwer ist es, solche Schüler, die schon drei, vier oder fünf Jahre in anderen Schulen waren und Nichts gelernt hatten, zur Aufmerksamkeit zu bringen. Sie haben das Müssiggehen so im Kopf, daß man es ihnen nur mit vieler Mühe und Strenge abgewöhnen kann. Für das Haus, das ich bisher bewohnte, mußte ich monatlich 50 Milreis, also jährlich 600 Milreis bezahlen. Nun ist unser Schulsaal zu klein geworden und ich mußte mich deshalb nach einem andern umsehen. Habe auch eins gefunden, mit einem großen Saal, in dem ich gut 100 Schüler setzen kann, und etwas Land dabei. Dafür muß ich nun 800 Milreis jährlich bezahlen, so daß also mein Gehalt von der Regierung gerade von der Hausmiethe verschlungen wird. Im Uebrigen muß ich sehen, wie ich meine Familie, die bis jetzt aus vier Personen besteht, durchbringe. Doch ich will nicht sorgen! Das alte Jahr geht zu Ende und der Herr hat durchgeholfen, er wird auch im neuen durchhelfen. Zu allen Unannehmlichkeiten mußte ich auch mehrmals vor Gericht. Die Handwerksleute hatten an die Kirche zur Verzierung eine aufgeschlagene Bibel und zwei Kelche gemacht. Erbittert darüber, daß in Petropolis überhaupt eine evangelische Kirche sein sollte, und dazu noch größer und schöner als die katholische, verklagte mich der päpstliche Nuntius, der in der heißen Zeit in Petropolis wohnte, bei dem Delegaten. Dieser ließ mich kommen und verlangte von mir, ich sollte die Verzierung wegreißen lassen, weil das Gesetz allen nicht katholischen Religionen in Brasilien verbiete, irgend welche äußere Abzeichen an ihren Gotteshäusern zu haben. Ich erklärte ihm kurz, daß wir Deutschen unter äußeren Abzeichen Thurm und Glocken verstehen, und daß man ja auch in Rio de Janeiro, vor den Augen der Regierung, eine Bibel und einen Kelch an die evangelische Kirche gemacht habe, ich werde deshalb unter keiner Bedingung die Verzierung wegreißen lassen, sondern mich willig den Folgen des Gesetzes unterwerfen. Bis heute ist die Verzierung noch an der neuen Kirche. Noch schlimmer ging es mir mit meiner Schule. Ich wurde verklagt, daß ich eine Schule habe ohne gesetzliche Erlaubniß. Ich fing nun an, mich um diese Erlaubniß zu bewerben, und reiste zu diesem Zwecke zweimal nach Rio. Als ich einmal in Juiz de Fora war, hieß der Schulinspector meinen Bruder die Schule schließen, was dieser auch that. Als ich zurückkehrte, reiste ich sogleich nach Rio und brachte es dahin, daß mit der folgenden Woche die Schule wieder geöffnet werden konnte. Unterdessen mußte ich ein Examen machen, und meiner lieben Frau und meinem Bruder steht's noch bevor. — Besondere Schwierigkeiten für uns evangelische Prediger haben die Eheangelegenheiten. In dem Eheregle-

Digitized by Google

ment sind zwar denjenigen protestantischen Ehen, die auf der Kammer-municipal registrirt werden, bürgerliche Wirkungen zugesprochen, aber in den Augen der brasilianischen Geistlichkeit ist die protestantische Ehe immer noch Concubinat. Dazu sind wir bei den Trauungen an die katholischen Ehehindernisse gebunden, und wer kann da jedesmal ermitteln, ob nicht irgend eins vorliegt, ob nicht die Verlobten irgend einmal bei einer Taufe Pathen waren ꝛc. Eine Uebertretung dieses Gesetzes kann mit einem Jahr Gefängniß bestraft werden. Ueber die gemischten Ehen existirt noch gar kein Gesetz, die sind also in Brasilien völlig ungültig, und doch giebt es deren so viele. Derselben Strafe verfällt ein Prediger, wenn er traut, ohne zuvor dreimal zu proclamiren. Wie kann ich aber in der Colonie Don Petro II. in Juiz de Fora dreimal proclamiren, da ich nur alle Monat einmal hinkommen kann! Oder wie kann ich die proclamiren, die mehrere Tagereisen davon entfernt wohnen und diese Reise nur machen, um sich von einem Prediger trauen zu lassen! So haben wir hier in Brasilien der Schwierigkeiten so viele, von denen man in der Heimath nichts weiß, und dazu noch eine Menge Laurer, die auf eine Gelegenheit warten, einen in ihr Netz zu bekommen. Und was soll ich von den Früchten meiner Arbeit sagen! Neben vielen traurigen Erfahrungen macht man auch erfreuliche. Mehrere Glieder meiner Gemeinde haben mir schon in gesunden und kranken Tagen mit Thränen gedankt. Der Tag der Offenbarung wird Alles klar machen. Da wird es sich zeigen, was Weizen oder Spreu ist. Die Colonisten in den Thälern sind mir beinahe Alle in Liebe zugethan, und zwar nicht nur Protestanten, sondern auch Katholiken. Hingegen ein großer Theil der sogenannten Gebildeten, oder besser gesagt, Eingebildeten, sind gegen mich. Hier hat man nämlich einen sonderbaren Begriff von Bildung: Da kommt ein Schreiner- oder Drechslergeselle aus Hannover oder Hessen oder sonst woher nach Brasilien, er verdient etwas, heirathet eine Frau, liest auch in einem Buch, daß die Bibel nicht wahr sei, und jetzt gehört er natürlich zu den Aufgeklärten, zu den Gebildeten. Ein Schneider kommt von England und wird hier Professor der englischen Sprache; er trägt jetzt einen langen Mantel und gehört nun zu den Gebildeten. Derartige Beispiele könnte ich eine Menge aufzählen. Dann giebt es hier viele Freimaurer, denen besonders die Predigt von Christo dem Gekreuzigten ein Dorn im Auge ist. Im Anfang zeigten mir Manche ein freundliches Gesicht, weil sie glaubten, ein junger Pastor lasse sich leicht zu ihren Ansichten bekehren, wenn er auch etwas pietistische oder gar schwärmerische Ideen habe. Darin haben sie sich nun freilich ge-

Digitized by Google

waltig getäuscht, und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn sie mir feindlich gegenüber stehen.

In Rio steht es noch viel schlimmer. Pastor Billroth, ein recht lieber Christ und intimer Freund von mir, ist etwa ein halbes Jahr länger in Brasilien als ich. Durch seinen Eifer brachte er die deutsche Schule, damals die einzige in Rio, bald in ein gutes Geleise. Nun aber besteht in Rio ein Hülfsverein, der einen jährlichen Beitrag zur Schule bezahlte, und sich deshalb berechtigt glaubte, in Schulangelegenheiten mitzusprechen. Der Präsident des Hülfsvereins, ein Jude, wollte nun dem Pastor Billroth allerlei Vorschriften machen; es sollten weniger Religionsstunden gegeben werden ꝛc. Darauf konnte Pastor Billroth natürlich nicht eingehen, und es kam so weit, daß der Hülfsverein eine eigene Schule gründete und sie der Leitung eines ehemaligen Officiers, Herrn von Hagen übergab. Pastor Billroth fing eine Privatschule an, und führte sie auch so lange fort, bis ihm der Arzt es gänzlich untersagte; denn das Klima und die vielen Widerwärtigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, hatten seine Gesundheit untergraben. Zweimal bekam er einen Blutsturz. Der letztere brachte ihn an den Rand des Grabes. Dessen ungeachtet fuhren seine Widersacher fort, Alles durcheinander zu wühlen. Eine wahre Kirchenrevolution brach aus. Der Kirchenvorstand wurde abgesetzt und ein anderer gewählt, dieser wieder abgesetzt und ein dritter gewählt. Weil dieser dem Pastor beistand, so hielt die Gegenparthei eine Versammlung, im Hôtel Walz, deren Berichterstattung gedruckt erschien und zur Folge hatte, daß der ganze Vorstand abdankte, und nun von den Feinden des Pastors wiederum ein neuer gewählt wurde, der die alten Statuten verwarf und neue entwarf, wodurch sich diese Parthei von Preußen lossagte. Denn bekanntlich ist die deutsch-evangelische Kirche in Rio von der preußischen Landeskirche abhängig. Diese Parthei geht nun damit um, eine freie Gemeinde zu gründen, und wird sich zu diesem Zweck, um einen Prediger zu bekommen, nach Basel wenden. Gegen dieses Verfahren aber protestirt der preußische Minister, der Pastor und Alle, die noch die alten Statuten anerkennen. Da Preußen zur Gründung der Gemeinde und zum Bau der Kirche bedeutende Beiträge gegeben hat, so können die Vertreter auch Anspruch an das Eigenthum der Kirche machen. Sollte von Herrn Laemmert oder dieser kirchenfeindlichen Parthei eine Anfrage oder Bitte an das Baseler Missionshaus in Betreff eines Predigers ergehen, so bitte ich im Namen des Herrn Pastor Billroth und im Namen unseres Herrn, dieser Bitte nicht zu willfahren; denn diese Parthei ist nicht die legale Gemeinde

Digitized by Google

von Rio. Sie wünschen einen Prediger zu haben, der thut, was sie haben wollen, und dazu passen die Baseler Brüder nicht.

Die Folgen dieser Kirchenrevolution haben sich bereits bis nach Petropolis erstreckt. Auch mir möchte der jetzige Kirchenvorstand und noch Viele dazu gern Vorschriften über meine Amtsführung machen. Als ich das merkte, erklärte ich ihnen feierlich, daß ich mich bei meiner Ordination verpflichtet habe, Nichts gegen die heilige Schrift zu lehren oder zu predigen. Auch privatim sei die Bibel die Richtschnur meines Lebens. Ich forderte die Gemeinde auf, es frei heraus zu sagen, ob ich irgend einmal etwas Anderes gelehrt oder gepredigt habe? Schließlich fügte ich noch bei, daß ich mein Amt niederlegen werde, sobald man mir etwas zumuthe, das gegen die heilige Schrift oder mein Gewissen sei. — So stehen die Sachen hier in Petropolis, und ich vermag nicht zu sagen, wie es hinauslaufen wird. Ich werde meinen Posten behaupten, so lange ich kann und es für meine Pflicht halte. Wie es in der katholischen Kirche ausgesehen hat und noch aussieht, soll Ihnen ein katholischer Priester, Pastor Wiedemann, selbst erzählen: „Innerhalb zehn Jahren hatten die Colonisten zweimal eine Predigt vernommen; kein Unterricht, keine Belehrung von geheiligter Stätte wurde ihnen zu Theil, keiner gottesdienstlichen Handlung, entsprechend dem herrlichen Culte der katholischen Kirche, konnten sie beiwohnen. Gingen sie Sonntag zur Kirche, vermeinend, ihren religiösen Bedürfnissen zu genügen, so fanden sie statt Erbauung und Andacht nur Aergerniß. Sie sahen den Altar von brasilianischen und portugiesischen Frauen und Mädchen umlagert, in trautem Geplauder sich mit ihren Anbetern unterhaltend. Diese reichten von Zeit zu Zeit dem geliebten weißen, gelben, braunen, oft sogar auch schwarzem Gesichte Erfrischung, während die Männer, bereits gesättigten Alters, schwarze Bohnen, Farinha (Mehl), Mais, Esel oder Sklaven kauften oder verkauften. Und unter diesem heillosen Lärmen trat irgend ein sich herumtreibender brasilianischer oder portugiesischer Priester an den Altar, agirte gleich einem Seiltänzer, und kaum war die heilige Messe beendigt, mischte er sich, noch mit den heiligen Gewändern angethan, unter die Menge, welche nur bei der heiligen Wandlung und Communion ein wenig geschwiegen hatte. Oft traf es sich, daß zwei solcher priesterlicher Vagabunden sich produciren wollten, und da hatten die Colonisten den erbaulichen Anblick, zu sehen, wie sie sich am Altare mit den Leuchtern prügelten, bei den Haaren sich zausten und Einer den Andern Betrüger schalt. — War eine heilige Taufe oder ein Begräbniß nothwendig, so sah sich der arme Colonist gezwungen, tage-

Digitized by Google

lang wegen des Bezahlens der Gebühren zu warten. Glücklich der Colonist, welcher noch ein deutsches Gebetbuch besaß, er konnte doch am Sonntage seiner Familie die Gebete der heiligen Messe vorlesen und mit ihnen den heiligen Rosenkranz beten."

Was Wiedemann hier erzählt, kann man noch immer unentgeltlich in den katholischen Kirchen Brasiliens sehen.

Wiedemann wußte sich die Liebe der Deutschen zu erwerben und wurde deshalb als staatsgefährlich aus dem Lande gewiesen. Dies geschah im Jahre 1855, und seither haben die deutschen Katholiken keine eigenen Priester mehr und werden auch keine mehr bekommen, sondern gehören mit den Brasilianern und Portugiesen zu einer Gemeinde.

Dem Bericht des Pastor Stroele laß ich nun ein Stück seiner Correspondenz mit dem Pfarrer in Rio folgen, welche uns hineinblicken läßt in das gemeinsame Ringen, Arbeiten, Kämpfen, Leiden Beider, und in die freundschaftliche, brüderliche Gesinnung, welche Beide mit einander verknüpfte.

Pastor Billroth an Pastor Stroele.

Rio de Janeiro, 17/6. 63.

An meines Zwillingsbruders Geburtstage.

Lieber Vater [1]) Stroele!

Gestern erhielt ich einen vom 25/5. datirten Brief von Philipp (Hollerbach), dessen Verfasser mir freudig mittheilte, daß er sich mit ..... verlobt habe, daß ich solches Dir mittheilen soll, daß er sich hier im October von mir trauen lassen will, und daß er mein Leonhard sei. (?) Du wirst denselben wohl kennen.

Vernimm, daß Deine Karten der betreffenden Angabe gemäß heute abgegangen sind mit einem Brief und Baseler Magazin von mir.

Eine sehr ernste Sache:

Am letzen Sonntag war Abendmahl. Die schändlichen Ehebrecher, im Concubinat Lebenden ..... lasse ich nicht zu. Essen und trinken sie sich nicht selber das Gericht? Warum leben die Leute im

[1]) So nennt er ihn im Humor.

Digitized by Google

Concubinat hier, wo ein Prediger, der sie trauen kann? Antwort: Um sich trennen zu können, wenn die Lust vorbei ist, oder aus anderweitig begründetem bodenlosen Leichtsinn.

Eine anerkannt schlechte Person, Namens ... von hier, die eine Tochter „Auguste" hat, deren Vater laut Kirchenbuch unbekannt ist (die Auguste wurde sieben Jahre alt getauft und jetzt von mir confirmirt Trinitatis dieses Jahres; die Auguste ist etwa 14 bis 15 Jahre alt), wollte am vorigen Sonntag zum Abendmahl gehen. Ich hätte sie nicht angenommen; sie lebt jetzt mit einem gewissen ....., der Atheist sein will, wie man sagt, als Concubine. Nun aber kam hinzu, daß diese .... mitsammt ihrer Tochter Auguste nicht zur Beichte, sondern erst nachher kam. Sofort ließ ich ihr sagen, daß sie nicht zum Abendmahl kommen dürfe, und sie empfahl sich mit ihrer Tochter vorher. Nun ist sie wüthend, und will in Petropolis von Dir das Abendmahl verlangen.

Du kannst Dich darauf verlassen, daß Leute, die ich irgendwie abweise, zum Gesindel gehören, und bitte ich Dich herzlich, wenn diese Frau mit ihrem Anliegen kommen sollte, sie an ihren Seelsorger in Rio zu verweisen, das heißt: an mich, denn so weit Menschen sehen können, wird sie das Mahl des Herrn nicht „würdig" feiern!!

In allen Aehnlichkeitsfällen bitte ich Dich, mein Wort gelten zu lassen.

Dringend bitte ich Dich, mir die Taufscheine von Elise Erbes (der Vater ist sehr alt, wohnt in der Nähe der Kopke'schen Anstalt) und Marie Gerhard zu besorgen, denn ich habe sie Beide jetzt confirmirt, und ohne Taufschein kann ich ihnen keinen Confirmandenschein geben.

Mit Hoffnung besten Wohlergehens Deiner und der Deinigen grüßt Euch

H. Billroth.

Pastor Hermann Billroth an Pastor G. Stroele.

Lieber Stroele!

Gern nehme ich Dein Anerbieten an, für uns gemeinschaftlich Fibeln kommen zu lassen, aber fünfzig sind nicht genug, ich muß allein ungefähr so viele haben. Du thust mir einen großen Dienst, wenn Du die Sache möglichst beschleunigst.

Den Taufscheinen oder resp. Notizen kann wohl entgegensehen.

Der Herr hat wesentlich in mein arbeitsvolles Treiben hereinge-

Digitized by Google

redet. Ich hatte am Sonnabend, wohl etwa wie Du, einen heftigen Blutauswurf, wobei eine Menge dünnes Blut plötzlich aus dem Munde lief; ein Lungengefäß ist geplatzt, ich bin auf große Vorsicht angewiesen. Sofort mußte ich an meiner Statt einen Lehrer engagiren. Ein neues Kreuz! —

v. Eichmann ist noch nicht hier.

Herzlich grüße ich Dich und die Deinen.

Dein Hermann Billroth.

Rio de Janeiro, den 23/6. 63.
Abends.

Rio, den 8/7. 63.

Lieber!

Vom „Berg" schicke ich à Cursus 6 (zusammen 12) Exemplare. Von „Ahn's" französ. Lehrgang habe ich nur noch 6. Exemplare und schicke Dir davon 2. Von „Ahn's" Lesebuch kannst Du genug haben. Ich muß wieder Bücher kommen lassen; schreibe mir, woran es Dir fehlt, so lasse ich für Dich mit kommen, und sage mir, wie viele Exemplare Du haben willst.

Die Schulangelegenheit ist höchst fatal. Von meiner Schule hat Niemand Notiz genommen, ich habe es aber der Feindschaft wegen doch für gerathen gehalten, die Licenz auszuwirken. Trotz Connexion mit einem hochgestellten Brasilianer habe ich Schwierigkeit. Ich mußte ein Requeriment an den Kaiser machen, in welchem ich mich bewarb, 1) in gewissen Fächern zu unterrichten, 2) die Schule zu dirigiren. Zu diesem Zweck mußte ich Alles, was ich an Papieren, Zeugnissen aus Europa aufbringen konnte, stempeln lassen und mit dem Requeriment, das auch gestempelt sein muß, einreichen auf der Secretaria Imperial. In einer Sitzung gewährte man mir es, ohne Examen zu unterrichten, und das nöthige Papier ist fertig, aber mir nicht ausgeliefert. Nun soll ich erst wieder ein Requeriment an den Inspector Geral machen, in welchem ich angebe, wo ich wohne, welche Räumlichkeiten mein Haus hat, Schulplan, innere Ordnung ꝛc., und welche Lehrer ich engagirt habe. Das hat Alles seine Schwierigkeit: aber nun kommt die Verordnung hinzu, die man mir sehr eindringlich gemacht hat, daß ein nichtkatholischer Director einer Schule einen katholischen Priester anstellen muß! Eheu! Der Chef der betreffenden Abtheilung interpretirte das dahin, daß ich, „wenn ich katholische Kinder aufnehme," dieser Verordnung unter-

Digitized by Google

worfen sei; aber natürlich habe ich solche aufgenommen, denn ich muß es, weil, abgesehen von anderen Nationen, deutsche Kinder da sind, deren Eltern katholisch sind oder ein Theil derselben; diese Kinder wollen doch aber und müssen eine deutsche Schule besuchen.

Es wird den Katholiken nun gelingen wahrscheinlich, die katholischen Kinder sämmtlich aus Deiner Schule herauszubringen. Aber sonst wirst Du, zumal Deine Schule eine primaria ist, keine Schwierigkeiten haben. Dann aber, wenn die katholischen Kinder gehen, nimm protestantische unentgeltlich auf, so viele in der Stube sitzen können.

Dixi. — Ich habe es für gut gehalten, meine Lehrlicenz vorläufig ruhig auf dem Secretariat zu lassen und zunächst ohne Licenzen weiter zu wirthschaften.

Lebe wohl!

Dein H. Billroth.

NB. Willst Du sicher gehen, so mußt Du für Deinen Bruder auch die Licenz auswirken, ohne Examen lehren zu dürfen. Er muß seine Papiere übersetzt einreichen und Requeriment an den Kaiser machen.

Bringe doch die Legalisation Deiner Nomination als Pastor in Ordnung (Durchs. Eichmann), sonst sind Deine Handlungen ungültig.

Pastor Billroth an Pastor Stroele.

Rio, den 14. September 1863.

Mein lieber Amtsbruder!

Du hast gehört, daß ich durch Gottes Willen schwer heimgesucht worden bin. Meine Krankheit greift tief ein in meine Amts- und äußeren Lebensverhältnisse. Die Nothwendigkeit, die eiserne, hat mich veranlaßt, meine Schule aufzugeben. Ich ziehe nach Rio Compride in dieser Woche und muß mich eines rechten Stilllebens befleißigen. Zunächst heute die besondere Notiz für Dich, daß Du noch einige Bücher bekommen kannst, die ich zuvor nicht herausgeben konnte. Die Hülfsvereinsschule und Herr Tiepke haben schon eine Anzahl bekommen, daher nur folgende noch übrig sind:

Ahn, französische Sprachlehre, I. Cursus, nur noch ein Exemplar.
Berg, Englische Sprachlehre, I. Cursus, 2 Exemplare.
Ahn, Französisches Lesebuch, I. Theil, 2 Exemplare und 2 gebrauchte.
Ahn, Französisches Lesebuch, I. Theil, 5 Exemplare, 3 alte I. und II. Theil außerdem zum Verschenken.

Digitized by Google

Deutsches Schul-Lesebuch von Wetzel, Menzel und Richter, 21 Exemplare (vortreffliches Buch!).
Daniel, Geographie-Buch, 6 Exemplare (sehr gut!).
80 Kirchenlieder (im deutschen Urtext), 30 Exemplare (jedes Heft verkaufe ich für 200 R.).
Missionsharfe à 300 R., 26 Exemplare.
109 Schreibhefte!!
10 Kantel!

Wenn Du auf etwas von dem Verzeichneten reflectirst, so bitte ich Dich, solches mich umgehend wissen zu lassen, da sonst Andere kaufen können.

Major von Sukkow hat mich eingeladen, mit ihm nach Petropolis zu gehen und bei ihm zu wohnen. Vielleicht komme ich Ende dieses oder Anfang nächsten Monats, aber es ist noch ungewiß.

Meine Hausnummer in Rio Compride weiß ich selbst nicht, ich theile sie Dir aber nächstens mit und bemerke, daß ich da auch ein Logirzimmer habe. Kommst Du nicht bald einmal? Ich gedenke Eurer viel und wünsche Euch Gottes Schutz und segnende Leitung. Herzliche Grüße an die Deinigen.

Dein H. Billroth.

Pastor Billroth an Pastor Stroele.

Rio de Janeiro, den 19. Nov. 1863.

Lieber Bruder Stroele!

Anbei sende ich Dir einen heute überkommenen Brief von Eger an Dich nebst einen aus Petropolis datirten, von welchem letzteren mir nicht klar ist, ob er nur als Umschlag gedient oder sonst noch Bedeutung hat. Ich überlasse Dir die Verfügung darüber.

Daß es hier in der Gemeinde wieder lustig hergeht, hast Du aus der berüchtigten Brochüre ersehen. Der Vorstand Köhler, Stengel ꝛc. hat sein Amt niedergelegt und nun stehen: Kojemann, von Sydow, Wahnkau, Wohlgemuth und Numa Haling, Sohn von Laemmert's Schwager, lauter Widersacher, an der Spitze der Kirche, die sie umzustoßen bemüht sein werden. Auf Details lasse ich mich begreiflicher Weise nicht ein, wenn wir zusammenkommen, werde ich Dir Sorgen und Hoffnung mittheilen. Für Deinen Brief danke ich freundlichst, über Stellvertretung kann ich mit Dir gar nicht verhandeln, bevor nicht meine Sache einer Gemeinde-

Digitized by Google

versammlung vorgelegt ist, was frühestens Ende dieses Monats geschehen wird. Es scheint mir wahrscheinlich, daß man mir keinen Pfennig lassen wird, so daß ich auch nicht für Stellvertretung sorgen kann, sondern ihre Beschaffung der Gemeinde selbst überlassen muß.

Mit herzlichem Gruß Dein

H. Billroth.

Akerblom, ich und drei von mir Angestellte sammeln fortwährend Material für die Geschichte der Rio-Gemeinde. Uebrigens muß ich auch Bilder von Deiner Kirche, von dem neuen Pfarr- und Schulhaus haben. Giebt's keinen Photographen, der sie mir für ein Stereoskop leidlich billig macht, so mußt Du Beides wahrscheinlich selbst zeichnen. Verstanden? — Ist zu beachten. Akerblom grüßt von seinem Stüblein aus, wo der Gute für mich schreibt.

Pastor Billroth an Pastor Stroele.

(Erster Brief.)

Rio de Janeiro, den 14. December 1863.

Lieber Bruder!

Die neuen Statuten sind angenommen und man wendet sich nicht an den Oberkirchenrath um Bestätigung: Das ist Bruch der alten Statuten, ist Revolution. Sie haben beschlossen, ich sei nicht mehr ihr Pastor, könne höchstens auf Grund der neuen Statuten einen neuen Contract mit ihnen machen, und natürlich haben sie mir nicht nur keine Unterstützung von Geld bewilligt, sondern auch keinen Urlaub gegeben.

Dagegen erklären diejenigen, welche die alten Statuten anerkennen, sich für die legale Gemeinde, mich als ihren rechtmäßigen Pastor. Jetzt beginnen Verhandlungen über das Gemeindeeigenthum.

Ich habe gestern viel sprechen müssen und eine schlechte Nacht gehabt. Dringend bitte ich Dich, sofort mit diesem Steamer dem Comité in Basel oder einem Mitgliede officielle Mittheilung von dem hier Geschehenen zu machen. Denn man hat deutlich ausgesprochen, daß man einen Prediger von Basel erwarte, und ich habe mich dagegen feierlich verbürgt, daß sie von daher keinen Prediger bekommen würden. Schreibe, daß die, welche den Prediger etwa von hier aus verlangen werden, deutlich die Absicht, eine freie Gemeinde (wie Uhlig) zu gründen, (sic!) an den Tag gelegt haben; daß aber diese Leute nicht die Deutsche-Evangelische Ge-

Digitized by Google

meinde in Rio de Janeiro sind, sondern daß die Deutsche-Evangelische Gemeinde Rio de Janeiro nach wie vor besteht, der preußischen Landeskirche angeschlossen ist und jene, die sich fälschlich als Gemeinde ausgeben, als aus der Deutschen-Evangelischen Gemeinde ausgetreten betrachtet. Ich bitte Dich mit privatem wie amtlichem Nachdruck, um der Ehre unsers Heilandes, des Herrn der Kirche willen, einen soeben bezeichneten Brief sofort zu erlassen.

Wagner will noch vor Neujahr hierher kommen; was er sonst schreibt, betrifft meine Schriftstellerei und Gründung einer Zeitung hier, wofür er begeistert ist. Kannst Du nicht auf einige Tage kommen zu mir, ich möchte es so gerne! Herzliche Grüße an die Deinen; ich trinke täglich von der mir geschenkten Milch.

Dein Bruder Billroth.

Anbei die Reglements, die nichts kosten sollen. Du hast sie also zu verschenken Von einer Annonce oder dergleichen bezüglich des bewußten Angriffes gegen Dich habe ich hier nichts gesehen. Laß es auch nur.

Pastor Billroth an Pastor Stroele.

(Zweiter Brief.)

Mein Lieber! Bekanntlich habe ich nie*) ordentliches Briefpapier, also nehme ich unordentliches. Wegen sehr dringender Geschäfte habe ich den gestern geschriebenen Brief nicht expedirt. Doch nun dringt mich die Liebe und Freude zur Sache, Dir Weiteres mitzutheilen. Gestern Mittag fanden sich von selbst nach und nach außer v. Eichmann und mir 18 Kaufleute im Geschäftslocal des Herrn Stengel ein; sofort wurde ein Protest folgenden Inhaltes etwa aufgesetzt: So lange der am 15. November dieses Jahres erwählte Vorstand darauf beharrt, die neuen Statuten nicht dem Oberkirchenrath in Berlin zur Genehmigung vorzulegen, so ist er schuldig, die alten, noch zu Recht bestehenden Statuten gebrochen zu haben, wogegen wir uns denn für die legitime Gemeinde erklären und jenen Vorstand nicht anerkennen. Dieser Protest ist in's Gemeindeprotokoll einzutragen, wie er auch auf dem preußischen Consulat einregistrirt ist. Wir machen für das Gemeindevermögen die Herren Kojemann, v. Sydow, Wahnkau, Numa Haling und Wohlgemuth persönlich verantwortlich. — Dieser Protest liegt laut Ankündigung im Jornal

*) Cum grano salis im Humor.

Digitized by Google

do Commercio bis morgen Mittag um 2 Uhr bei Herrn Volkmar zur Einsicht respective Unterschrift aus. — Bereits beginnen die Eigenthumsfragen. Da ich mich als das einzig legale Mitglied des Kirchenvorstandes betrachte, so forderte ich die Kirchenschlüssel vom Küster, der war von Sydow bereits instruirt, sie nicht abzugeben. Als ich ihm aber die Sachlage auseinander setzte, ward er andern Sinnes. Um ihm aus der Verlegenheit zu helfen, habe ich ihm gesagt, er solle die Schlüssel weder mir noch Sydow geben, sondern sie auf dem preußischen Consulat abgeben; damit war er gestern einverstanden und heute erwarte ich das Resultat.

Unsere Hoffnung ist: die Frage um das Gemeindeeigenthum für uns günstig entschieden zu sehen und dann die Gemeinde ganz neu zu constituiren. Wenn das gelingt, dann werde ich mein Lebtag Gott dafür danken und mich freuen. Doch vorläufig Geduld. Die illegale Gemeinde hat mir 1) den Urlaub verweigert!! 2) Gehalt versagt; 3) erklärt, ich sei überhaupt nicht mehr ihr Pfarrer!! Die legale Gemeinde erklärt mich für ihren Pastor und will mich schadlos halten.

Ein anderes Mal mehr.

Dein Billroth.

NB. ich habe einen besondern Protest für meine Person aufgesetzt.

Rio de Janeiro 15/12. 63.

Pastor Billroth an Pastor Stroele.

Am heiligen Abend vor Weihnachten 1863.

Mein lieber Stroele.

Dir und den Gliedern Deiner Familie wünsche ich von ganzem Herzen ein gesegnetes Weihnachtsfest. Ich bin damit umgegangen, Euch zum Fest zu besuchen, aber die Lage der Dinge erlaubt es nicht. Am Sonntag war mir die Kirche verschlossen, denn die Gegner hatten den Schlüssel und gaben ihn nicht her. Das kann nun für sie erschwerend wirken. Am Montag übergaben wir dem preußischen Consul unsere Sache in aller Form und dieser dieselbe am Dienstage dem Herrn von Eichmann. Schon gestern sagte mir der Consul, von Sydow sei vor dem Polizeichef gewesen und ihm bemerkt worden, daß, wer sich an die alten Statuten halte, im Besitz der Kirche ꝛc. sei, und sei es eine einzige Person. Die Sache ist also so gut wie abgemacht, und Sydow, der über unser Stehen vor der verschlossenen Kirchenthür ein Pasquill gemacht

Digitized by Google

hat, kann sich jetzt selbst besingen, wie er vor der Polizei steht und sich blamirt. Ungewiß ist, ob schon morgen die Kirche geöffnet ist. Jedenfalls muß ich mich zur Haltung des Gottesdienstes rüsten und kann nicht Rio verlassen. Vielleicht komme ich später. Akerblom will trotz all' meines Zuredens nicht nach Petropolis. Sobald ich wieder Neues zu berichten habe, werde ich es thun. Ich grüße Euch Alle und ermahne die Betreffenden, auch Photographien für mich anzuschaffen.

Euer H. Billroth.

Pastor Stroele an Pastor Billroth.

Petropolis, den 1. Juni 1864.

Mein Lieber!

Es hat mich und die lieben Meinigen innig gefreut, endlich einen Brief von Dir zu erhalten, denn Du kannst Dir leicht denken, daß uns bei der geringsten Zögerung allerlei Gedanken aufgestiegen sind. „Vielleicht ist er so krank, daß er nicht schreiben kann, oder ist er am Ende — gar gestorben." So wurde öfters unter uns gesprochen, und Du darfst es glauben, daß wir Dich im Geiste und in unseren Gebeten begleitet haben. Damit ich nun nichts vergesse, will ich Dir zuerst die herzlichsten Grüße von meiner lieben Frau und unserer Mama schreiben, sodann auch von meinem Bruder und seiner Frau.... Du weißt vielleicht schon, daß sich die Meisten auf die Seite Deiner Feinde gestellt haben. — Von Herrn Boje aufgefordert, ging ich bald nach Deiner Abreise nach Rio und wurde zu Deinem Stellvertreter ernannt. Die Anzeige in der Zeitung, daß ich im Saale der Nord-Amerikaner predigen werde, empörte Deine Feinde sehr gegen mich. Dessen ungeachtet habe ich nun schon mehrmals dort gepredigt, einmal das heilige Abendmahl ausgetheilt, ein Paar getraut und Herrn Drenkhahn ein Kind getauft. Natürlich habe ich nicht so viele Zuhörer als in Petropolis. Die Anderen haben zuerst den Pastor Meyer von Neu-Freiburg berufen, den ich im Hôtel Walz aufsuchte, was ihn sehr freute. Er wäre gar nicht nach Rio gekommen, wenn er gewußt hätte, wie die Sachen stehen. Später ließen sie den alten Pastor Stabel aus Donna Francisca kommen, der war lange Zeit in Rio, predigte in der Kirche, versah die Amtshandlungen, confirmirte und gab sich alle Mühe, in Rio zu bleiben, was ihm aber nicht gelang. Als Pastor Stabel abgereist war, wurde Wagner aufgefordert, in Rio zu bleiben, der gerade da war, um sich zu verhei-

Digitized by Google

rathen. Er wollte in Petropolis Hochzeit machen, ließ sich aber hernach von Pastor Stabel trauen, weil Deine Feinde nicht gern sahen, daß er sich von mir trauen lasse. Mit meiner Frau ging ich zur Hochzeit und lernte so Pastor Stabel kennen. An demselben Abend, nachdem wir kaum in Petropolis angekommen waren, suchte ich dem Pastor Wagner klaren Wein über die Sachen in Rio einzuschenken, da er aber Alles besser wissen wollte, so gab es einen ziemlich heftigen Kampf zwischen uns Beiden. Die illegale Partei und die Schweizer stehen nun fortwährend in Unterhandlung mit Wagner. Die Schweizer wollen nun ganz und gar nichts mit Preußen zu thun haben, sondern wollen eine ganz neue Gemeinde gründen und die soll, wie Herr Haupt sich aussprach, „Raffard" heißen.

Ueber mich war Herr Raffard sehr böse, wollte mich sogar von Petropolis wegbringen, und zwar aus ganz nichtigen Gründen, wegen elender Verleumdung. So stehen die Dinge in Rio. — Wahrscheinlich werden sie Wagner in die Falle locken. —

Die Mitglieder der legalen Gemeinde wollen zu allererst eine Antwort von Berlin abwarten und dann erst Schritte thun.

Meine Stellung hier scheint immer schwieriger zu werden. Doch sehe ich, daß sich alle die, die noch verstehen, was Wahrheit ist, und die Wahrheit lieb haben, auf meine Seite stellen, und das freut mich, weil ich daraus sehe, daß ich bisher nicht ganz umsonst gearbeitet habe. Nicht wahr? Du bist so gut und läßt bald wieder etwas von Dir hören. Ich hoffe, daß unsere Freundschaft nicht nur für dieses Leben, sondern auch für die Ewigkeit geschlossen ist. Mit der Braut von Wagner sind zwei neue Prediger für Brasilien aus Basel angekommen, „Reuther und Sandrezky". Der Erstere kommt nach Sta. Leopoldina in Espiritu Santo, Sandrezky wahrscheinlich nach Sta. Catharina.

In der Hoffnung, recht bald erfreuliche Nachrichten über Dein Ergehen zu erhalten,

grüßt Dich in herzlicher Liebe

Dein Dich innig liebender Mitdulder

G. Stroele.

In Basel trage etwas zur Kenntniß Brasiliens bei!

Digitized by Google

Frau Pastor Stroele an Pastor Billroth.

Petropolis, den 1. Juni 1864.

Lieber Herr Pastor!

Als Beitrag zu Gottlob's Brief erlaube ich mir einige Zeilen an Sie zu schreiben, weil ich wohl weiß, daß Sie mir diese Freiheit nicht mißbilligen. Wie Ihnen Gottlob schon gesagt hat, hat Ihr lieber Brief uns Allen große Freude bereitet und hoffen, daß dies noch oft der Fall sein werde, und so der Herr will, in einem noch größeren Maße, wenn wir Ihre Genesung vernehmen dürfen. Von Ihrer Verzögerung auf Madeira glaube ich gern, daß sie Ihnen nicht sehr wünschenswerth ist und mit vielen Kosten verknüpft. Doch kommt mir ein Verslein in den Sinn, das besonders auch für uns in Petropolis gilt: „Mein Jesus kann addiren und auch multipliciren, und wenn's gleich lauter Nullen sind." In Petropolis geht es eben wie in Brasilien, doch nach meiner Ansicht noch erträglicher, als in Rio. Unser Haus ist nun völlig eingerichtet, und hat die Ehre, wirklich eine europäische Caravane zu beherbergen. Gottlob's jüngster Bruder Carl ist auch mitgekommen. — Wenn Sie uns wieder besuchen, gefällt es Ihnen gewiß auch besser.

Verzeihen Sie mein Geschreibsel. — Sie sehen, daß das Wörtle wahr ist, daß die Frau eines Pfarrers Nr. 1[b] [1]) ist, wenn Sie sich noch meines Urtheils über die Handschrift der Pastoren erinnern.

In inniger Freundschaft und Theilnahme Ihre

Lisette Stroele-Bretscher.

Pastor Stroele an Pastor Billroth.

Petropolis, den 20. September 1864.

Mein lieber theurer Bruder!

Heute erst erhielt ich Deinen lieben Brief, und heute muß er auch noch beantwortet werden, weil ich morgen nach Rio gehe und ihn so selbst und sicher besorgen kann. Welche Freude uns Allen Dein lieber Brief machte, kannst Du kaum glauben. Hörte ich doch mehr als einmal bestimmt sagen: „Billroth lebt nicht mehr, er ist todt," und siehe da, sein eigener Brief zeigt mir, daß er noch lebt und ziemlich wohl sich befindet,

[1]) Vgl. den Reisebrief über Basel mit Legrand's Dictum von Berlin 1857, daß die Pfarrersfrau nicht Nr. 2, sondern Nr. 1[b] sei.

Digitized by Google

was uns ungemein freut. — An Deinem Leiden nehmen wir herzlichen Antheil. Ohne Zweifel hat Dich auch dieses Leiden näher zu dem ewig Treuen hingezogen, der nie Sein heiliges Wort bricht. Wie ich leicht denken kann, wünschest Du nun auf's Neue Nachrichten aus Brasilien; allein ich kann Dir nicht viel Neues schreiben. Von Wagner aus Rio weiß ich nicht viel. Ich habe ihn über sein Betragen in einem Briefe zur Rede gestellt, und das hat er mir sehr übel angerechnet. In Rio bekümmert man sich wirklich weder um Kirche, noch um Pastor. Es ist eine bedeutende Handelskrisis entstanden, die alle Seelen der Kaufleute in Anspruch nimmt. Die Bank von Santo kann nicht mehr bezahlen, und weil viele Arbeiter aus der Stadt, an der Eisenbahn und in Petropolis Geld daſtehen haben, so wurde das Haus von Santo völlig bestürmt, so daß die Regierung einschreiten mußte. Sie ließ mehrere Häuser mit Soldaten besetzen und den Arbeitern von der Eisenbahn einen Trupp Reiter entgegenziehen. So entstand durch diese Geschichten eine förmliche Revolution, so daß Se. Majestät der Kaiser, der am 12. des Monats mit den Prinzen, die kürzlich in Rio angekommen sind, nach Petropolis kommen wollte, um von da nach Juiz de Fora zu reisen, in Rio bleiben mußte. Er soll jedoch nach den neuesten Nachrichten am 24. oder 25. September hierher kommen. Daß bei solchen Geschichten sich die Leute nur um Geld bekümmern, weißt Du so gut als ich. Sagte ja sogar kürzlich ein Kaufmann aus Rio offen zu mir: „Unser Glaubensbekenntniß ist Geld.“ Die zwei neuen Baseler Brüder haben nun ihren Posten eingenommen, nachdem sie längere Zeit in unserer Mitte weilten. Bruder Reuther, ein ächter Schwabe, hat Santa Leopoldina in Espiritu Santo besetzt. Bruder Sandrezky ist auf der Colonie Brusque in Sta. Catharina. Pflüger läßt nur selten etwas von sich hören. Von Akerblom weiß ich, seit wir das letzte Mal in Rio waren, auch nicht das Geringste. Morgen oder übermorgen jedoch hoffe ich ihn zu sehen und zu sprechen. Eine Photographie von uns Beiden erhältst Du später.

Deine Aufmunterung, in Petropolis zu bleiben, kommt mir jetzt sehr zu statten, da ich nach Außen und Innen in einer sehr bedrängten Lage bin. Seit die heiße Zeit heranrückt, hat sich mein altes Leiden (fast alle Nächte Erbrechen) wieder eingestellt. Zu meinen Reisen nach Juiz de Fora kommen immer mehr andere rechts und links in's Land hinein, und da ich mich bis jetzt mit der brasilianischen Unreinlichkeit noch nicht ausgesöhnt habe, so bekomme ich oft Tage lang nichts zu essen und zu trinken, was meinem Magen nicht gut bekommt. Sodann kam in letzter Zeit mein Bruder Carl, für den ich nun auch sorgen soll, ein lieber

Digitized by Google

Jüngling, der uns viel Freude macht..... So etwas sage ich nur Dir, denn ich weiß, daß ich an Dir einen Freund habe, der mich versteht, und deshalb lasse ich mich auch gern um Deinetwillen von vielen Seiten anfeinden, weil mir an der Freundschaft eines Knechtes Jesu mehr gelegen ist, als an der erheuchelten Freundschaft der Welt. —

Den von Preußen ausgesandten Prediger Borchard habe ich in Rio bei seiner Ankunft gesehen und gesprochen. — Und was soll ich Dir denn noch mehr schreiben, mein lieber Bruder? Wärest Du wieder einmal einen Tag in unserer Mitte, so würde es nicht an Stoff zu einer langen Unterhaltung fehlen. Mit dem Schreiben aber will es heute nicht mehr recht gehen. Es ist schon spät in der Nacht und ist noch keine Vorbereitung für die Reise nach Rio getroffen. — Was mich freut, ist das, daß die lieben Meinigen bis jetzt immer gesund und wohl sind. Ich will lieber ein Faß Mehl kaufen, als dem Doctor und seinem theuren Kameraden mein Geld geben. Du wirst wahrscheinlich schon wissen, daß wir unser Brod selbst backen, aber daß wir nun auch eine Kuh haben, das wird Dir jedenfalls eine große Neuigkeit sein. Ich suche überhaupt durch eine praktische Oekonomie meiner Armuth so viel als möglich abzuhelfen, damit ich im Stande bin, so meinen Posten so lange zu behaupten, bis ich überzeugt bin, es sei nun lange genug.

Sehr merkwürdig ist es mir, daß, während ich von Vielen geschimpft, verachtet, verspottet und verschmäht werde, doch der Gottesdienst so zahlreich besucht wird, sowohl in Petropolis, als auch in Juiz de Fora. Bitte mit mir den Herrn, daß Er einen Hunger nach Seinem Wort schicke und Seinen heiligen Geist auch über dieses finstere Land ausgießen möge. Indem ich Dir die herzlichsten Grüße von all' den lieben Meinigen und auch von dem jungen Tiepke, der gegenwärtig bei uns ist, übermache, bitte ich auch alle die lieben Deinen von mir zu grüßen!

Schreibe mir recht bald wieder, damit ich ferner Gelegenheit habe, Dir etwas aus Brasilien mitzutheilen.

In herzlicher Liebe grüßt und küßt Dich

Dein G. Stroele.

Digitized by Google

Pastor Stroele an Pastor Billroth.

Petropolis, den 19. November 1864.

Mein Lieber!

Dein werthes Schreiben vom 20. October hat uns Alle recht herzlich gefreut, und wir haben Dich im Geiste nachträglich noch auf Deiner Schweizerreise begleitet. Nur eins hat uns schmerzlich berührt, das ist die kalte Aufnahme in Bern. Wir danken Dir recht herzlich für die Ausführung unserer Wünsche, die wir Dir anvertrauten. Ich will Dich nun nicht mit einer langen Einleitung belästigen, sondern Dir kurz berichten, was Dich etwa interessiren kann.

Die Parthei der Kaufleute in Rio hat sich in Nichts aufgelöst. Die meisten werden sich der Gemeinde nicht anschließen, so lange nicht andere Statuten gemacht sind. Hingegen haben sich die Schweizer der Gemeinde angeschlossen. Herr von Hagen ist immer noch Oberlehrer, und Pastor Wagner zweiter Lehrer. Daß diese Stellung Wagner schon lange verleidet ist, ist leicht zu begreifen; allein Herr von Hagen will immer nach Europa reisen und kommt so lange nicht dazu. Nachdem die Neugierde befriedigt, hat Pastor Wagner auch sehr wenige Zuhörer an den Sonntagen. Die Kaufleute sind jetzt etwas kleinlaut und traurig, denn die Geschäfte stocken. Durch den Sturz der Banken sind eine Menge Kaufhäuser zu Grunde gerichtet. Man erwartete in Rio Revolution, deshalb hat sich der Kaiser mit den beiden Prinzen nach Petropolis geflüchtet und ist jetzt unser Nachbar geworden. Meine Aufwartung habe ich ihm gemacht. — Seit einiger Zeit habe ich einen katholischen Priester in meinem Hause, der seit dem ersten Mai Protestant ist. Der erste Brasilianer, den ich meinen Freund nenne. Leider hat ihn Mr. Blackford in St. Paulo noch einmal getauft, was ihm hintennach nicht wenig zu schaffen macht.

Ich halte es für das Beste, wenn dieser Mann einige Jahre nach Deutschland gehen kann, bis sich die Wuth seiner Feinde gelegt hat. Er versteht auch die deutsche Sprache und ist der Padre José Manoel de Conçeiçao, der die Calwer biblische Geschichte und noch andere Bücher in's Portugiesische übersetzt hat.

Auch der Bruder von Tiepke ist schon lange Zeit in unserem Hause. Da er keine Stelle fand, so konnte ich nicht anders, als ihn in mein Haus aufnehmen. So habe ich nun eine große Familie, ohne eigene Kinder zu haben, und das läßt mich etwas wissen. Es wird mir oft schwer,

Digitized by Google

meinen Karren weiter zu ziehen, und doch muß es sein. Gedenke meiner in Deinem Gebete, denn ich bin's bedürftig!

Zu meiner großen Freude sind die lieben Meinigen immer ziemlich wohl. Bei mir hat sich seit der heißen Zeit wieder das Erbrechen eingestellt, das mich oft sehr abmattet, weil dadurch meine Nachtruhe so gestört ist. — Daß Du nun meine Lieben in Basel kennen gelernt hast, freut mich sehr. Wie gern möchte ich wieder einmal eine Zeit lang in dem lieben Missionshause weilen, um mich geistig zu erfrischen. Denn hier ist eine dürre Wüste, wo das Lebenswasser spärlich fließt. Trotzdem, daß ich immer entschiedener auftrete, habe ich doch viele Zuhörer. Hoffentlich wird meine Saat auch dereinst Früchte tragen. Der Kaiser hat sich unsere Kirche schon von außen angesehen, und wird vielleicht morgen in den Gottesdienst kommen, um sie auch von innen anzusehen. Das andere Blatt muß für meine liebe Lisette leer bleiben. —

In herzlicher Liebe

Dein G. Stroele.

Frau Pastor Stroele an Pastor Billroth.

Petropolis, den 20. November 1864.

Lieber Herr Pastor!

Es ist mir diesmal fast nicht möglich, Ihnen blos durch meinen lieben Gottlob einen Gruß zu schicken, da ich Ihnen nicht genug danken kann, daß Sie so freundlich gewesen sind, meine Ihnen aufgeschriebenen Besuche abzustatten. Mit Ihrem lieben Briefe erhielt ich auch welche aus Basel, die von großer Freude über Ihren Besuch in Basel zeugen. Wie gern wollte ich Sie wieder als Gast in unserem Hause bewirthen; doch da das wohl in Brasilien nicht wieder geschehen wird, so empfehle ich mich fortwährend Ihrem freundlichen Andenken.

Daß sich unser Familienkreis so gar großartig vermehrt, hat Ihnen Gottlob bereits mitgetheilt. Sie sehen, daß es an Arbeit durchaus nicht fehlt, zumal, da eine große Haushaltung auch wieder ganz andere Einrichtungen erfordert. So ist dadurch aus Nr. 1^{b} Nr. 1^{z} geworden, nämlich auch Stallmagd. Doch fühle ich mich deshalb doch glücklich und wohl, und bin bereit zu arbeiten, so lange ich kann. Verzeihen Sie, lieber Herr Pastor, wenn ich Sie mit solchen Bemerkungen langweile; aber Ihr lieber Brief drückte für mich zu sehr Theilnahme

Digitized by Google

für unsern Kreis aus, als daß ich Ihnen nicht auch so etwas hätte schreiben dürfen. Von Pflügers erhielten wir neulich Briefe; sie sind Beide wohl und haben die Freude, bis nächsten Monat Eltern zu werden. Von Hollerbach hört man nichts. Daß die Frau von Simonton in Rio gestorben ist, werden Sie wohl gehört haben. Bei und in Petropolis ist es wirklich etwas belebter durch die kaiserliche Familie, welche die heiße Zeit hier zubringen soll; auch sind Ihre Hoheiten die beiden Prinzessinnen durch zwei wohlmeinende Prinzen erlöst worden, Prinz von ..... und von Sachsen; man hofft, daß Petropolis etwas mehr sich emporschwingen könne! Sonst ist Alles hier im Alten und geschieht nicht viel Gutes.

In der Hoffnung, bald erfreuliche Nachrichten von Ihnen zu erhalten, bin ich stets

Ihre dankbare

Lisette Stroele.

Herzliche Grüße von unserem ganzen Hause.

Pastor Billroth an Pastor Stroele.

Funchal, 19/1. 65.

Mein lieber, theurer Stroele!

Wie Du aus der Ueberschrift siehst, bin ich wieder an meinem vorjährigen Kurort. Es geht mit meiner Gesundheit viel besser, und ich hoffe halb und halb, etwa in sechs Monaten wieder amtiren zu können, einen kleinen Anfang damit mache ich bereits hier. Dein Brief vom 20. September vorigen Jahres hat den Umweg über Preußen gemacht und ist daher viel zu spät in meine Hände gelangt, ich habe ihn erst kürzlich empfangen. Herzlich danke ich Dir für denselben. Daß Du Dich durch alle Lüge und Schmähungen, welche mich noch fortgesetzt in Rio zum Gegenstande haben werden, nicht beirren lässest, ist mir ein Trost. Man hat meiner Behörde Unglaubliches vorgelogen, und ich verzichte fast darauf, ihr das nöthige Licht zu verschaffen. Anderseits thut es mir leid, daß Du durch mich Unannehmlichkeiten ausgesetzt bist. Ich schreibe jetzt freundschaftlich an Wagner und bitte ihn, mir Nachricht zu geben über den status quo. In Preußen wird man wahrscheinlich sich nicht viel um Brasilien kümmern, Nitzsch will, daß wie mit Rio so mit ganz Brasilien gebrochen werde Seitens Preußens. Keiner der

Digitized by Google

Baseler hat unlängst an mich geschrieben und es scheint, als habe ich auf Briefe von da aus zu verzichten...

Daß sie mich durchaus todt haben wollen! Als ich in Rio von einer schweren Krankheit erstand, sagte ein wohlmeinender Handwerker zu mir: „Nun haben die Anderen aber doch nicht ihren Willen gehabt.“ Sollte Jemand fragen, so sage nur, ich lebe noch, und vielleicht werde ich hundert Jahre alt. In Rio mag ein trauriges Leben jetzt sein. Die deutsche Gemeinde aber vegetirt höchstens.

Mit Akerblom stehe ich in Verbindung, ebenso mit Simonton, dessen Zeitung „Imprensa Ev.“ mich auf's höchste interessirt. Könntet Ihr nicht eine solche deutsch zu Stande kriegen?

Daß Dein altes Uebel wiedergekehrt ist, erfüllt mich mit herzlichem Leid. Aber consultire doch einmal einen guten Arzt, damit Du weißt, woran Du bist. Nach meinem Ermessen ist das Deine unverbrüchliche Pflicht; Du bist es Deiner Frau u. s. w., aber auch Gott schuldig. Vielleicht steht Dir schweres Leiden bevor, dem noch vorgebeugt werden kann; vielleicht mußt Du Deinen Posten verlassen. Du siehst, daß es mein ganzer Ernst ist; ich sehe Dich ungern einmal von Petropolis fortziehen; aber wenn denn doch der Leib mit dem Herzen und Geist nicht fort will, so muß man's Gott anheimstellen, der schon wieder einen Arbeiter in die Lücke einsetzen wird nach seinem Wohlgefallen. Vielleicht könntest Du eine Zeit lang pausiren oder veranlaßt werden, Dich auf Petropolis oder Juiz de Fora zu beschränken. Ueberlege das vor dem Angesicht des Herrn. Solche Entschlüsse sehen sich vorher immer schlimmer an, so ging es mir auch; ich bin aber jetzt zufrieden, daß ich Rio verließ.

Die stete Gesundheit der Anderen fordert wohl zum Danke auf. Gern möchte ich Euch aber gewisse Sorgen abnehmen, die ich sehr gut begreife. Schreibe mir doch, ob Bruder Carl mit an der Schule arbeitet, oder wie? Grüße ihn recht von mir. Eure Wirthschaft interessirt mich sehr, die Mama und die Lisette werden sich gewiß recht tummeln.

Einen besondern Gefallen würdest Du mir thun durch Mittheilung über Deine neuen Reisen in's Land; Du kannst mir immer einmal eine Beschreibung einer solchen schicken und mir Lage, Bewohnerzahl ꝛc. der besuchten Orte klar machen; es ist gut angebracht....

Meinen Bericht über Basel hast Du hoffentlich jetzt bekommen.

Ich habe diesmal eine Legion Briefe zu besorgen nach Süd und Nord und Ost und West. Erhalte mir Deine Freundschaft, laß bald

Digitized by Google

von Dir hören und grüße Deine Frau Schwiegermama und die Anderen freundlichst.

In alter Liebe

Dein Hermann Billroth.

Wegen Verspätung der Post erst heute abgeschickt. Den 1. Febr. 65.

Pastor Stroele an Pastor Billroth.

Petropolis, den 5. April 65.

Mein Lieber!

Deine beiden letzten Briefe sind nun in unseren Händen, und ich kann diesmal den englischen Steamer nicht abgehen lassen, ohne sie zu beantworten, obwohl ich nächsten Sonntag 30 Kinder zu confirmiren habe und die Feiertage vor der Thür sind. In Petropolis ist gegenwärtig Krieg. Die Feinde Christi haben sich gegen mich aufgemacht, schimpfen und lügen nach Herzenslust, und Müller, der Buchdrucker-Geselle, schmiert sein ganzes Blatt, Germania genannt, voll. Und gern wollte ich allen diesen Geschichten Trotz bieten, wenn ich mich wohler fühlen würde. Letzte Woche war ich bei Dr. Kalley in Rio und ließ mich untersuchen. Er findet meine Krankheit wenigstens im Augenblick nicht gefährlich, und das ist schon eine Beruhigung. Allein wenn meine Kraft immer mehr abnimmt, so bin ich bald meinen vielen Strapazen nicht mehr gewachsen. —

Wenn Du jetzt wieder zu uns kommen könntest, so würdest Du unser Haus für ein Bauernhaus ansehen. Wir haben nun zwei Kühe, und meine liebe Frau besorgt selbst das Melken, obwohl sie nie mit Vieh umging. So haben wir zwar viele Arbeit, aber diese Arbeit, zumal die in unserem Garten, bringt auch Freude mit sich. — Unser Comité in Basel hält es nicht für gut, daß Padre Manoel de Conçeiçao nach Deutschland geht. Er predigt nur im Saale der Nordamerikaner in Rio und arbeitet an der „Imprensa Evangelica" — Hagen ist nun endlich einmal abgereist, und Wagner ist Oberlehrer der Schule. Pflüger hat nun einen jungen Sohn, der das Haus durch sein Schreien belebt. Reuther geht in seiner schlechten Wohnung fast zu Grunde, und die Regierung thut gegenwärtig gar nichts. Sandrezky ist nun in Brusque, und Bruder Tischhauser hat die Anstalt in St. Isabel mit 21 Kindern eröffnet. — Mein Bruder Carl arbeitet in Juiz de Fora als Sattler bei der Compagnie; es geht ihm gut. Doch gefällt es Keinem von uns in Brasilien, und werde ich einmal das Feld räumen, so werden meine Brü-

Digitized by Google

der auch nicht mehr hier bleiben. Unsere Schule hat sich bis jetzt eines gesegneten Fortgangs erfreut, trotz aller Hindernisse, die man mir in den Weg legte. Gern möchte ich Dir eine meiner Reisen beschreiben, allein die Zeit fehlt mir dazu. Später soll es mit Vergnügen geschehen. — Borchard geht es besser, als ich erwartete. Missionar Stanger aus Afrika ist nun sein Mitarbeiter im Süden.

Da nun meine liebe Ehehälfte auch noch an Dich schreiben will, so will ich klug sein und aufhören. Herzliche Grüße von uns Allen Allen!!! Innige Freundschaft werde ich Dir stets im Herzen bewahren! Alte Liebe rostet nicht.

In herzlicher Liebe

Dein Mitbruder

G. Stroele.

Frau Pastor Stroele an Pastor Billroth.

Lieber Herr Pastor!

Mit großer Freude las ich Ihre letzten Briefe, und erlaube mir deshalb auch, Gottlob's Brief ein paar Zeilen beizufügen. Es ist ebenso für mich als für uns Alle ein wohlthuendes Gefühl, zu wissen, daß Sie unser stets in Liebe gedenken, was Sie besonders durch Ihre lieben Briefe uns fühlen ließen, und eben deshalb glaube ich auch, Ihnen, als einem Hausfreunde, offen und ungenirt schreiben zu dürfen. Sie wissen wohl auch aus Erfahrung, daß in Brasilien die Freundschaft nicht viel werth ist, das heißt, die Freunde, die man hier kennen lernt; aber desto mehr haben dann diejenigen, die von uns entfernt sind, Werth. Es geht wirklich in Petropolis ziemlich durcheinander; aber es ist doch besser, die Feinde treten offen heraus, als wenn man nicht recht weiß, wie man daran ist. Es ist freilich schwer, in solchen Fällen und Zeiten sich als rechten Christen zu beweisen, und oft möchte man über eine solche Rotte Feuer regnen lassen; aber das ist ja blos eine äußerliche Waffe, uns aber gebietet der Herr stille zu sein, und zu dulden; dazu schenke uns der Herr Kraft. Ich muß mich oft wundern über Gottlob, daß er sich bei der ganzen Sache so ruhig verhalten kann, obwohl es keine Kleinigkeiten sind, mit denen er angetastet wird. Sobald sich die Sache mehr entschieden hat, wird Ihnen Gottlob wohl Näheres darüber mittheilen.

In unserem Hause würden Sie, lieber Herr Pastor, große Veränderungen treffen und beinahe auf den Gedanken kommen, wir wären

Digitized by Google

Bauern; doch gut, vorn sieht unsere Wohnung pfarrmäßig und nur nach hinten bauernmäßig aus, und das Beste, es läßt sich das Alles machen; es hat sich wohl schon Mancher darob aufgehalten, aber es thut nichts, hier kann man's ja doch Niemand recht machen. Nächsten Sonntag feiern wir die Confirmation, und ich lade Sie freundlichst ein, bei uns als Gast zu logiren. Wirklich ist es Morgens und Abends ziemlich kühl, aber sehr schönes Wetter, das Einen zum Spazierengehen aufmuntert, nur schade, daß es uns wirklich so sehr selten zu Theil wird. Wird die Haushaltung größer, so häuft sich auch die Arbeit, und da wir Niemand Fremdes wollen, so fällt das Alles uns zu. Ich hätte nie gedacht, daß ich in Brasilien noch Melken kennen lernen würde, und doch bin ich froh, daß ich es kann, scheue mich auch nicht, an solche Arbeit Hand zu legen, bin deshalb froh und munter, und kann es dem Herrn nicht genug danken, daß er uns Allen so gute Gesundheit verleiht.

Die liebe Mutter ist auch ganz wohl trotz der vielen Arbeit. Wie oft wünschen wir Sie in unsere Mitte. Die liebe Mutter läßt Ihnen sagen, daß sie Ihnen nach Wunsch aufwarten wolle; denn es steht uns jetzt Alles zu Gebote, was in Brasilien viel heißt. Der Verdienst ist bei den Colonisten so schlecht, dazu noch Kriegsunruhe. Sie fangen jetzt an, in Petropolis zu pressen, nachdem schon viele Hunderte von Unfreiwilligen vom Innern her fortgeschickt worden sind.

Bis dieser Brief zu Ihnen kommt, ist Gottlob auf vier Wochen in Juiz de Fora, und da er findet, daß es nicht gut, allein zu sein, werde ich ihn dorthin begleiten. Gedenken Sie unser in Ihrem Gebet und bleiben Sie unserer herzlichsten Theilnahme versichert.

Ihre Lisette Stroele-Bretscher.

Petropolis, den 6. April 1865.

Pastor Billroth an Herrn und Frau Pastor Stroele.

Funchal, 21/2. 65.

Lieber Gottlob und Lisette!

Wenngleich dieser Brief der zwölfte ist, den ich außer zwei Arbeiten mit diesem Schiffe expedire, so kann ich ihn doch nicht ungeschrieben lassen. Eure Briefe vom 19. und 20. November habe ich jetzt erst bekommen, Abends am 17. Februar. Vermuthlich sind die Briefe mit mir gleich-

Digitized by Google

zeitig in Lissabon geblieben und später noch vergessen, denn ich reiste am 20. December von dort ab. Doch zur Sache. Herzlichen Dank für Eure Briefe und Liebe. Das stärkt mich. Bezüglich des neuen evangelischen Bruders beklage ich B.'s Taufe sehr, doch wundert es mich nicht, da ich seine Ansicht kannte. Er weicht dadurch von der schottischen presbyterialen Kirche ab. Daß Padre José der Uebersetzer der Calwer biblischen Geschichte ist, interessirt mich sehr, ich habe sie in Rio benutzt. Meint auch Simonton und Blackford, daß Deutschland für ihn wünschenswerth sei? Es wird sich dafür etwas thun lassen. Ob eine Verfolgung dem José und den Anderen erwachsen wird? — Mit Simonton stehe ich in reger Verbindung. Ich freue mich, daß ich die Imprensa Evangelica mit Erfolg in Lissabon befürworten konnte, und hier ist die Sache in Ueberlegung gezogen. Mit T..... ist es eine unglückliche Geschichte. Ich habe den älteren Bruder zuvor gewarnt, den jüngeren kommen zu lassen, was soll's werden? Ich freue mich herzlich, daß Du Beiden Dein Haus geöffnet; aber wie Du weißt, daß ich mein Haus auch immer voll hatte, so mache ich mir auch keine Illusionen über die Schwierigkeiten. (NB. wenn ich Du sage, so meine ich Euch Beide.) Man muß zuvor überlegen, ob es gehen wird, aber doch nicht so ängstlich, als ob der Herr nicht hülfe, und das thut Ihr auch nicht. — Daß der Gottesdienst besucht wird, muß Dich sehr ermuthigen, lieber Gottlob; einmal ist dann der Gegensatz doch nicht auf seiner Spitze angekommen, und zweitens ist doch noch ein guter Fond in der Gemeinde.

Solche Züge, wie die Besichtigung der Kirche durch den Kaiser, sind für mich und Andere von Interesse; Du würdest gut thun, mir noch mehr dergleichen mitzutheilen, und ich bitte Dich darum.

Nun muß ich aber das Du mehr so einrichten, daß die Interessen für das „Sie" oder „die Sie" (wie heißt es?) specieller berücksichtigt werden. Ich freue mich sehr über die Freudigkeit, mit welcher die jetzt Angeredete sich der Hausstandssorgen annimmt, es ist keine Kleinigkeit; und wie sollte ich nicht mit Euch danken, daß es mit der Gesundheit noch so geht, wie es geht. Die Wendung, „daß die Prinzessinnen durch zwei wohlmeinende Prinzen erlöst sind," hat mich höchlich amüsirt, und Pflüger's erfreuliche Hoffnungen, die jetzt doch wohl realisirt sind, gewiß meine Theilnahme hervorgerufen.

Von Hollerbach weiß ich auch längst nichts. An Wagner habe ich geschrieben, ich hoffe, er antwortet mir bald; und auch warte ich auf einen Brief von Tischhauser in St. Isabel. Wenn ich aber jetzt klug

Digitized by Google

bin, so schließe ich, denn das Schreiben greift mich an: ich höre auf, folglich bin ich klug. Ist das ein richtiger Schluß?

Freundliche Grüße an die Hausbewohner, auch an den unbekannten Freund Padre und an ihn besonders. Und nun sei der Friede Gottes und seine Kraft und Wahrheit mit Euch Allen!

In alter Liebe und Treue

Euer Hermann Billroth.

Folgende sehr werthvolle Berichte des Pastor Stroele an das Baseler Missionshaus, welche er mir übergeben hat, bringe ich nachstehend ohne Verkürzung zur öffentlichen Kenntniß. Noch füge ich hinzu, daß der nun durch Pastor Pflüger abgelöste Pastor Stroele soeben aus Basel mir schreibt, daß gegenwärtig auf dem Kirchenbau in Petropolis noch eine Schuld von etwa 2000 Milreis lastet, zu deren Abtragung die Gemeinde viel zu arm ist, und die Schule seines Bruders ebendaselbst dringender Unterstützung bedarf. Möchte doch der Central-Vorstand der Gustav-Adolf-Stiftung, die Haupt-, Zweig- und Frauenvereine und Private sich der Gemeinde Petropolis annehmen!

Geehrter und geliebter Herr Inspector,
theure Väter in dem Herrn!

Meinem Berichte über Petropolis möchte ich nun einen zweiten über die Colonie Dom Pedro II. in Juiz de Fora zur Seite stellen, um so nach und nach das Arbeitsfeld zu beleuchten, auf das mich der Herr gestellt hat. Wie schwer es ist, sich in Deutschland richtige Begriffe über dieses Affenland (wie es so oft genannt wird) zu bilden, sehe ich immer deutlicher und klarer ein. Ja! eine Besprechung, die ich kürzlich mit dem neuangekommenen und vom Kirchenrath in Berlin für die Colonie Leopoldo in Rio Grande bestimmten Prediger Borchard, in Rio de Janeiro hatte, zeigte mir, wie wenig selbst der Kirchenrath in Berlin die Verhältnisse in Brasilien kennt, trotzdem, daß er schon längere Zeit Prediger hierher sendet. So gedenke ich denn durch meine Berichte einen kleinen Beitrag zur Kenntniß Brasiliens und seiner Colonien zu geben.

Derselbe Plan, welcher der Entstehung von Petropolis zu Grunde lag, veranlaßte auch die Gründung der Colonie Dom Pedro II. Es sollte endlich eine Straße gebaut werden, welche die Provinz Minas Geraes

Digitized by Google

mit der Provinz Rio de Janeiro verbinden sollte. Zu diesem Zweck bildete sich eine Gesellschaft unter dem Namen Compagnie Union und Industria. Um die nöthigen Arbeitskräfte zu erhalten, wandte man sich an einen gewissen Dr. Fr. Schmidt in Hamburg. Dieser rührte die Werbetrommel in Deutschland und brachte auch gegen 2000 Seelen zusammen, die sich bereit erklärten, ihr Vaterland zu verlassen, um in Brasilien an den Straßen zu arbeiten und zugleich da sich eine neue Heimath zu gründen; denn nach dem Contract war ihnen schon Land zugesichert.

So kamen im Jahr 1858 die ersten Colonisten nach der Station Juiz de Fora. Abgesehen davon, daß sie aus Mangel an Wohnungen im Anfange sehr enge zusammengepfercht wurden, ging es den Colonisten besser, als Vielen auf anderen Colonien. Die Compagnie gab Jedem auf Rechnung Lebensmittel, so viel er wollte, hernach, als Viele dieses mißbrauchten, so viel, als jede Familie nöthig hatte. Manche der Colonisten, besonders von den Tirolern, ließen sich den Speck sehr gut schmecken und tranken tüchtig Branntwein dazu, daß in Folge dessen gleich im Anfang Viele starben.

An Arbeit und Verdienst fehlte es nicht, und wer sparsam und fleißig sein wollte, konnte nicht nur seine Passage, sondern auch seine Eßschulden abtragen und sich noch etwas ersparen. Allein daran dachten die Wenigsten, die Meisten lebten in Saus und Braus. Was verdient wurde, wurde auch durchgebracht. Wie leicht das in Brasilien ist, weiß der, der die hohen Preise und die Betrügereien in Brasilien kennt.

Nachdem die Straße von Petropolis bis Juiz de Fora ziemlich fertig war, erhielten die Colonisten Land, das nicht gerade schlecht ist, sich aber doch nicht zum Kaffeebau eignet, weil Juiz de Fora eben so hoch wie Petropolis liegt und deshalb das Klima zu rauh ist. Da die Colonien, die nicht weniger als 20,000 Quadratbrassen umfassen sollten, versteigert wurden, so trieben die Colonisten sich gegenseitig so hinein, daß jede Colonie auf 600—800 Milreis und noch höher zu stehen kommt. Die eine Hälfte jeglicher Colonie sollte angebaut, die andere sollte so lange nicht angetastet werden, bis die erste Hälfte bezahlt sei. Manche der Colonisten sahen bald ein, daß sie nie im Stande sein würden, ihre Colonien zu bezahlen, und das entmuthigt sie so, daß sie Alles im Stich ließen und davonliefen. Im Anfang wurden solche Ausreißer wieder zurücktransportirt, heutzutage aber läßt man sie laufen, wohin sie wollen. So kommt es denn, daß sich die Seelenzahl, die sich anfänglich auf 2000 belief und halb katholisch, halb evangelisch ist, bedeutend ver-

Digitized by Google

mindert hat, besonders, da in letzterer Zeit auch die Handwerker, die nicht mehr hinlängliche Arbeit fanden, sich auf und davon gemacht haben.

So steht es also schon äußerlich gar nicht gut mit der Colonie Dom Pedro II. Die Leute sind meistens sehr arm und haben wenig Gelegenheit, sich etwas zu verdienen. So viel, als sie zum täglichen Leben nöthig haben, können sie wohl pflanzen; aber woher sollen sie Geld nehmen, um sich Kleider und die übrigen Bedürfnisse anzuschaffen?

Wie schwer es für einen Prediger ist, in einer solchen Gemeinde zu wirken, weiß nur der, der schon in ähnlichen Verhältnissen gestanden. Der ganze Sinn der Leute ist auf Geld gerichtet, und um dieses zu verdienen, scheuen sie kein Mittel, es mag so schlecht sein, als es nur sein kann. Viele Colonisten schicken ihre Frauen und Töchter mit einigen Eiern oder etwas dergleichen nach dem Städtchen Juiz de Fora, und diese verkaufen dort ihre Ehre, ihren guten Namen, ihre Unschuld, ja selbst ihr zeitliches und ewiges Glück um Geld an die Brasilianer, und die Männer sind zufrieden, wenn ihre Weiber und Töchter nur Geld mit nach Hause bringen. Ehebruch und Unzucht sind so an der Tagesordnung, daß sich die Meisten wenig oder gar nichts daraus machen. Daß das Gift der Fleischeslust die Meisten, selbst bis zu den Kindern herab, durchdrungen hat, sieht und hört man am besten, wenn man die Schulkinder belauscht und eine Zeit lang ihren Gesprächen zuhört. Ich würde meine Leser erröthen machen, wenn ich schreiben wollte, was ich hier schon gesehen und gehört habe. Die Straße von Petropolis bis Juiz de Fora ist 25 Legoas (30—36 Std.) lang und so gut, daß sie jeder Straße in Deutschland zur Seite gestellt werden kann. Der Postwagen macht diese Strecke in 12 Std. Wenn man Morgens 6 Uhr in Petropolis abfährt, so ist man Abends 6 Uhr, wenn nämlich kein Unglück begegnet, was nicht selten ist, in Juiz de Fora. Die Gebäulichkeiten der Compagnie sind eine kleine halbe Stunde von dem schmutzigen Städtchen Juiz de Fora entfernt. Wenn man dieselben zum ersten Male sieht, so ist man nicht wenig überrascht. Auf einem kleinen Hügel hat sich der Präsident der Compagnie ein hübsches Schlößchen erbaut und unten einen schönen Garten mit See und dergl. angelegt. Nicht weit davon steht das Haus des Directors, ein Hôtel, ein großes schönes Kaffee-Magazin, die Werkstätten, Stallungen ꝛc. Alles nach deutschem Styl und mit Geschmack erbaut. So etwas sucht man nicht im Innern von Brasilien, vielmehr sieht man sich auf einmal nach Deutschland versetzt. Von den Gebäulichkeiten der Compagnie liegen die Colonien zum Theil 2—3 Std. entfernt im Umkreis von 9—12 Std. im Urwald zerstreut umher.

Digitized by Google

Die ersten Male hielt ich den Gottesdienst in der Schule. Jetzt aber haben wir einen Betsaal mit Altar und Harmonium. Neben dem Betsaal habe ich ein einfaches Zimmer, das ich bewohne, so lange ich in der Colonie Dom Pedro II. weile. Im Anfange mußte ich im Hôtel logiren, und später fand ich bei dem Director Kufa, mit dem ich bis jetzt ganz im Frieden ausgekommen bin, eine Herberge. Der Gottesdienst wurde, so lange ich hier bin, immer fleißig besucht, und meine Zuhörer sind aufmerksam. Ich kann auch nicht verkennen, daß in Vielen ein Sehnen nach etwas Besserem ist; allein gegen den Strom zu schwimmen ist hier eben so schwer als in Europa — ja noch viel schwerer. Leider kann ich nur alle Monate einmal nach Juiz de Fora kommen, ausgenommen die Zeit, da ich mich vor der Confirmation längere Zeit in der Colonie aufhalte, um den Confirmanden Unterricht zu ertheilen. Mit dem Unterrichte der Jugend steht es hier eben so schlecht als in Petropolis, sogar noch schlechter. Wohl sind zwei Schulen da, eine katholische und eine evangelische. Allein die Lehrer sind leider von Haus aus keine Lehrer, und dann sind die Wege so schlecht und die Entfernungen so groß, daß die Kinder die Schule oft nicht besuchen können. Dazu kommt noch, daß die Eltern nicht genug Interesse dafür haben und ihre Kinder lieber zur Arbeit, ja sogar zur Schlechtigkeit, als zur Schule und zum Lernen anhalten.

Gleich im Anfange machte ich es mir zu meiner Aufgabe, die Leute alle im Walde aufzusuchen, und ritt deshalb Tage lang im Urwalde umher, und so mache ich es heute noch. Ich glaube, es ist Niemand hier, der die Colonien so genau kennt, als ich sie kenne. Abgesehen davon, daß das Umherreiten im Urwalde, zumal bei brennender Sonnenhitze, sehr ermüdet, hat man dabei noch vieles Unangenehme anderer Art zu sehen und zu hören. Dabei werden meine geehrten Freunde vielleicht an Schlangen, wilde Thiere u. dergl. denken. Allein das ist das Wenigste. Wohl giebt es hier eine Unmasse von Schlangen, Krokodilen, Alligatoren und derartigem Gewürm, vor dem ich mich aber ganz und gar nicht fürchte. Es sind ganz andere Dinge, die ich zu sehen und zu hören bekomme. Als ich das erste Mal durch die Colonien ritt, und sah, daß die Wohnungen der Colonisten so weit von einander entfernt sind, dachte ich, die Leute werden herzlich froh sein, wenn sie je und je zusammenkommen, einander sehen und mit einander sprechen können, und werden deshalb friedlich mit einander auskommen. Aber weit gefehlt! Ein Nachbar klagt und schimpft über den andern, und nicht selten kann und muß man leider Zeuge von Auftritten sein, vor denen sich ein Christ

Digitized by Google

entsetzt. Schlägereien jeglicher Art gehören hier zu den alltäglichen Erlebnissen. Fragt man nun nach dem Grunde von solchen Zerrüttungen, so ist derselbe nicht schwer zu finden. In jedem Hause, wenn es auch noch so armselig ist, giebt's Branntwein, der aus dem Abfall von Zuckerrohr gebrannt und ziemlich wohlfeil zu haben ist. Männer und Weiber ergeben sich diesem elenden Schnapstrinken. Wie das möglich ist, scheint mir um so auffallender, da derselbe, wenigstens für mich, einen so unangenehmen Geschmack und Geruch hat, daß es mir davor ekelt, wenn nur davon in meine Nähe kommt. Natürlich giebt es auch hier, wie überall edle Ausnahmen, die aber rar sind. — Viele dieser Leute haben von Jugend auf nichts gethan, sondern nur gebettelt; so kann es nicht fehlen, daß man je und je auf das unverschämteste angebettelt wird.

Da gleich im Anfang meines Hierseins auch viele Katholiken unseren Gottesdienst besuchten, so suchte man mir dadurch entgegen zu arbeiten, daß ein katholischer Priester, ein Kapuziner aus Tirol, hier stationirt wurde. Er kam aus der Provinz Espiritu Santo und ist einer von den Beiden, denen man nachsagt, daß sie den evangelischen Pastor König vergiftet haben sollen. Seine Thätigkeit hier hatte jedoch bald ein Ende. Er wurde zwar von den Katholiken, besonders von den Tirolern, mit großem Jubel empfangen, machte sich aber durch seinen Lebenswandel vor Jedermann stinkend. Es ist mir fast unbegreiflich, wie ein Mensch, der das Gelübde der Armuth abgelegt, sich der Unmäßigkeit und dem Trunke so ergeben kann, und der das Gelübde der Keuschheit gethan, ein so unsittliches Leben führen kann. — Nicht schön ist es, seines Nebenmenschen Fehler auszuposaunen, sonst könnte ich manches Bubenstück von ihm erzählen. Nach den Rechnungen, die nach seinem Abgange an den Director geschickt wurden, hat er während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes hier eine Masse Branntwein verschluckt, die an's Unglaubliche grenzt. Der Präsident der Compagnie, Herr Marianno Lage, berichtete seinen unordentlichen Lebenswandel an den Bischof in Rio, und so wurde er schnell abberufen und in's Kloster verwiesen. Nun ist hier, wie in Petropolis, kein deutscher katholischer Priester mehr und wird wohl auch keiner mehr stationirt werden, weil es den Brasilianern lieber ist, wenn das deutsche Element in dem brasilianischen aufgeht und beide sich mit einander verschmelzen. Daß unter solchen Verhältnissen einem Prediger oft sein Leben sauer wird, wissen Sie wohl, und es widerstrebt deshalb meinem inneren Gefühl, von meiner Arbeit, meinen Entbehrungen ꝛc. viel Wesens zu machen. Sie wissen, daß ich mit dem Losungswort des seligen L. Hofacker: „Um einen ew'gen Kranz mein armes Leben ganz!"

Digitized by Google

nach Brasilien zog, und obwohl ich bekennen muß, daß dieses schöne Losungswort bei den verschiedenen Verhältnissen und Handlungen meines Lebens hier mir nicht immer glänzend genug vor der Seele stand, so suche ich es doch immer wieder und wieder zu meinem Losungswort zu machen, und meine Hoffnung zu dem Herrn steht fest, daß er mir einst, wenn ich einen guten Kampf gekämpft, Glauben gehalten und den Lauf vollendet, die Krone der Gerechtigkeit beilegen werde!!!

Zu meinen vielen Arbeiten kamen in letzterer Zeit noch mehr hinzu. Herr Pastor Billroth erwählte mich vor seinem Abgang zu seinem Stellvertreter in Rio de Janeiro. Und es währte auch nicht lange, so wurde ich von dem Kirchenvorstande derjenigen Parthei, die an den alten Statuten festhielt, aufgefordert, wenigstens monatlich einmal ihnen Gottesdienst zu halten und die nöthigen Amtshandlungen zu vollziehen, was ich auch seither that. — Meine Reisen in's Innere des Landes werden jetzt immer zahlreicher. Ueberall umher wohnen im Urwalde zerstreute Deutsche, die sich da und dort angesiedelt haben, und da sie nun wissen, daß in Petropolis ein deutscher Prediger und weit und breit kein anderer zu finden ist, so erhalte ich eine Menge Einladungen, entweder einige Kinder zu taufen oder eine Trauung zu vollziehen, immer mit der Bemerkung, sie seien zu arm, um die Reise nach Petropolis oder nach Juiz de Fora machen zu können. Und, ehrlich gestanden, ich bin auch oft zu arm, um Reisen machen zu können. Dennoch suche ich so viel als möglich diesen Einladungen Folge zu leisten, und natürlich benutze ich diese Gelegenheit, den verwahrlosten Deutschen das Evangelium zu verkündigen. Dabei muß ich die traurige Bemerkung machen, daß die hier im Urwalde aufgewachsene Jugend, abgeschnitten von Schule und allem Verkehr mit anderen Menschen, so unwissend ist, daß die Neger in Afrika nicht unwissender sein können. Wie schwer der Unterricht an solchen Kindern ist, muß ich gegenwärtig täglich an meinen Confirmanden erfahren. Da findet sich auch gar nichts, an das man anknüpfen kann. Was man voraussetzt, ist zu viel. Und doch ist es auch hinwiederum erfreulich, zu sehen, wie einige Kinder nach und nach aufthauen und sich gleich einer Knospe entfalten. Andere freilich bleiben verschlossen, weil die Sünde schon allzu sehr ihr Herz in Besitz genommen und all' ihre Gedanken, ihre ganze Phantasie beschmutzt hat. In der lieben Heimath denkt vielleicht Mancher, eine solche Reise müsse höchst interessant und ein wahrer Genuß sein; ich aber kann ihn versichern, und zwar aus Erfahrung versichern, daß es eine wahre Massade ist. Zwar finde ich immer noch viel Geschmack an dem undurchdringlichen Urwald, an den schönen

Digitized by Google

Waldblumen, an dem schönen Gefieder der Vögel ꝛc. Allein wer einmal einen Tag durch Sumpf und Morast bei brennender Sonnenhitze geritten, das Geschrei der Affen und Papageien gehört, Schlangen, Faulthiere, Kaffeepflanzungen, schmutzige Hütten ꝛc. gesehen und dabei brav Hunger und Durst gelitten hat, der möchte doch am Abend lieber in einem Eisenbahnwagen nach Hause fahren oder zu Hause bei den Seinen am warmen Ofen bei einer dampfenden Schüssel voll Kartoffeln sitzen. Denn in Brasilien kann man am Tage schwitzen, daß ein Tropfen den andern schlägt, und Nachts frieren, daß Einem die Zähne klappern. Wenn dann auch noch die Ratten zu Dutzenden an dem Dache umherklettern und die Muskiten und dergleichen Ungeziefer, von dem Brasilien wimmelt, dem Müden keine Ruhe lassen, dann fühlt sich die Phantasie bedeutend ab, und es erscheint Alles in seiner traurigen Wirklichkeit. Hier gilt es, Glauben zu haben und Glauben zu halten, wenn man nicht den Muth verlieren oder vom allgemeinen Strom fortgerissen werden soll. Und ich möchte deshalb Sie, theure Väter, sowie alle Freunde und Brüder, die diesen Bericht zu lesen bekommen, bitten, an uns Brüder, und besonders auch an mich fürbittend zu gedenken!

Um aber nicht einseitig zu sein, muß ich auch noch der Wohlthaten Gottes gedenken, die er mir erwiesen hat. Vor Allem kann ich dem Herrn nicht genug danken, daß er mir eine so tüchtige, treue Lebensgefährtin beschert hat. Sodann habe ich ja auch meinen Bruder und meine Schwiegermutter bei mir in Petropolis, lebe also in einer schönen Familie. Desto schwerer wird es mir aber auch, 10—14 Tage oder noch länger von Petropolis abwesend zu sein, zumal da auch meine Schule darunter leidet. — Während ferner manche Brüder ganz allein stehen, so hatte ich längere Zeit an Pastor Billroth in Rio de Janeiro einen treuen Freund, mit dem ich gern Freud' und Leid theilte. Es würde mich sehr freuen, wenn er bald nach Basel käme und mündlichen Bericht erstatten würde. Auch Bruder Pflüger besuchte uns und feierte seine Hochzeit in Petropolis. Bruder Wagner wird nächstens ebenfalls seine Hochzeit bei uns halten. Das sind immer Stunden der Erquickung, zumal da man hier in Brasilien, der schlechten Posten halber, keine regelmäßige Correspondenz zu führen im Stande ist.....

Digitized by Google

Hochgeehrter Herr Inspector.

Obwohl ich erst mit dem letzten französischen Paket einen Brief an unser verehrtes Comité abgehen ließ, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen die Ereignisse der Letztzeit mitzutheilen. Ich wußte nicht, warum in der letzten Zeit die Brasilianer so finster und unfreundlich gegen mich sich zeigten, bis ich hörte, es habe sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, als hätte ich schreckliche Dinge von Brasilien geschrieben und sie in Deutschland verbreitet. Und das ist es, was die Brasilianer am meisten fürchten. Sie wissen, daß sie bei anderen Nationen keinen guten Ruf haben, und deshalb fürchten sie die Wahrheit. Deshalb kann ich es auch sehr leicht begreifen, daß einige der Brasilianer mich bei der „Cammer Municipal" verklagten und verlangten, man solle mich des Landes verweisen oder in's Gefängniß stecken. Unterdessen hat sich die Sache näher aufgeklärt. Sie haben sich den „Heidenboten" vom Jahr 1864 zu verschaffen gewußt, und die Nummer vom April des verflossenen Jahres wird nun in's Portugiesische übersetzt. Mein Bericht über Petropolis ist schon fertig; allein der Municipalrichter will auch die übrigen Berichte der Brüder Wagner, Pflüger und Hollerbach haben, was mich natürlich sehr freut, weil sämmtliche Berichte eine traurige Harmonie über die Zustände Brasiliens bilden. Ich erwarte nun jeden Tag, zur Verantwortung gezogen zu werden, wovor ich mich nicht fürchte; denn die geschichtlichen Notizen meines Berichts sind vom Pastor Wiedemann, und von dem Uebrigen kann ich jedes Wort, wenn es sein soll, mit meinem Blute besiegeln. Mit meiner Gesundheit steht es gegenwärtig sehr traurig. Nachdem ich stundenlang und halbe Nächte hindurch in den heftigsten Schmerzen mich in meinem Bette gewälzt habe, kommt es am Morgen gewöhnlich zu einem Ausbruch — zu einem Erbrechen, das mich fast auf dem Platz bleiben läßt. Dennoch bleibe ich deshalb keine Stunde länger im Bette; denn wenn ich mich ergebe, so bin ich verloren. Nachdem ich mich in der frischen Morgenluft ein wenig erholt habe, gehe ich an meine Arbeit, wobei es mir erbärmlich übel ist, und oft muß ich Alles, was ich auch genieße, wieder von mir geben. Dazu hat das viele Regenwetter und die feuchte Luft meine rheumatischen Leiden wieder aufgeweckt, so daß ich in den Armen und Beinen heftiges Reißen verspüre. Auch meine l. Frau und Schwiegermutter leiden an Rheumatismus. Demungeachtet aber werde

Digitized by Google

ich auf meinem Posten bleiben, bis ein Nachfolger meine Stelle einnimmt.

Geehrter Herr Inspector,
theure Väter in dem Herrn Jesu!

Nach heißem Kampfe ergreife ich, matt und krank, die Feder, um unserem verehrten Comité eine dringende Bitte an's Herz zu legen.

Die heiße Jahreszeit hat sich wieder eingestellt und mit ihr mein altes Leiden in so hohem Grade, daß ich es für meine Pflicht halte, nicht mehr länger auf meinem Posten zu bleiben. Deshalb bitte ich das verehrte Comité, mir einen Nachfolger zu bestimmen, der wenigstens bis zum Ende April 1866 mein Amt übernehmen könnte. Aus meinen bisherigen Berichten ist wohl zu ersehen, welche Eigenschaften ein Mann nothwendig haben sollte, der hier in Petropolis und in Juiz de Fora zu wirken den Auftrag hat. Auf die Persönlichkeit kommt hier, vielleicht mehr als an irgend einem andern Orte, sehr viel an, wenn sein Wirken segens- und folgenreich sein soll. Mein Wunsch ist es besonders, daß ein Mann hierher kommt, der im Stande ist, mit meinem Bruder an der Schule zu arbeiten, wobei es ihm sehr zum Vortheil gereichen wird, wenn er die englische und französische Sprache versteht! Das verehrte Comité wird leicht begreifen, wie schwer es mir wird, von meinen beiden Gemeinden zu scheiden, zumal jetzt, da die ersten Schwierigkeiten überwunden sind. Wie ganz anders steht es jetzt in Petropolis und in der Colonie Dom Pedro II. in Juiz de Fora. Während ich im Anfang in einem engen, schmutzigen Saale Gottesdienst halten mußte, so steht jetzt in Petropolis eine schöne, geräumige Kirche mit prachtvollem Harmonium, die nun bald vollends bezahlt sein wird. In Juiz de Fora haben wir einen geräumigen Betsaal mit Altar und Harmonium, und die Gottesdienste werden in beiden Gemeinden sehr zahlreich besucht. Unsere Schule erfreut sich fort und fort eines zahlreichen Besuchs und gesegneten Fortgangs. Auch häuslich sind wir nun auf's beste eingerichtet: haben zwei Kühe und einen großen Garten, was hier, wo Alles so theuer ist, großen Werth hat. Es kostet mich wahrlich einen großen Kampf, mich loszureißen, zumal da jetzt auch die Streitigkeiten hier gänzlich beigelegt sind. Allein es muß sein! — Es ist nun schon die vierte heiße Zeit, die ich hier erlebe, und mit jedem Jahre steigert sich das Uebel. Sonntag vor acht Tagen mußte ich mich unmittelbar vor dem Gang nach der

Digitized by Google

Kirche dreimal hinter einander erbrechen und darauf predigen, Kinderlehre halten und taufen. Letzten Sonntag mußte ich die Kinderlehre abkürzen, zur Hinterthür hinausgehen und mich fürchterlich erbrechen. Oft bin ich schon auf dem Wege, einen nöthigen Ausgang zu machen, und muß wieder umkehren. Am schlimmsten geht es mir auf der Reise nach Juiz de Fora, die ich mit leerem Magen machen muß.

Will ein Prediger hier seine Pflicht thun, so muß er die armen Colonisten bei ihrem Kohlenbrennen und in Juiz de Fora im Urwalde aufsuchen. Ich habe das bisher mit Freuden gethan, kann es aber leider nicht mehr. Bis zum 18. April 1866 sind es 4 Jahre, daß ich in Petropolis bin, und so lange möchte ich gern mein Amt versehen, wie es auch gehen mag. Es ist dieses auch die beste Zeit für die Ankunft meines neuen Bruders, weil da die kühle Jahreszeit beginnt, und auch für eine Reise nach Europa ist dies die beste Zeit. Ich gedenke Alles zu verkaufen, meine Schulden zu bezahlen und dann auf einem Segelschiff nach der Heimath zu reisen. Würde das verehrte Comité meinem Nachfolger einigen Vorschuß gewähren, daß er mir von meinen Möbeln ꝛc. abnehmen könnte, was er ja doch haben muß, so wäre das für ihn und für mich eine Erleichterung. Wenn er die Einrichtung der Schule nicht übernehmen will, so kann sie mein Bruder übernehmen. Da wirklich so schwerer Zoll hier bezahlt werden muß, so könnte mein Nachfolger auch von meinen Büchern haben, die alle in dem besten Zustand sind. Ich werde deshalb ein Verzeichniß von meiner Bibliothek beilegen und bitte sehr, mir doch die Preise beisetzen zu lassen, die draußen in Basel die Bücher eingebunden kosten, weil auch Br. Wagner einige Bücher von mir haben möchte. Würde sich der Bruder entschließen, eine Zeit lang unverheirathet zu bleiben, so könnte er leicht den ihm gemachten Vorschuß zurückerstatten. — Ich kenne die Ausgaben der Missionsgesellschaft und möchte nicht gern ihre Hülfe in Anspruch nehmen, obwohl ich nicht weiß, wie ich mit meinen Mitteln auskommen werde. Ich hoffe, mich in der Heimath schnell zu erholen, zumal, da ich in der kühlen Zeit hier wohl bin und nur in der heißen Zeit sich das Uebel einstellt. Sodann werde ich dem verehrten Comité auf's Neue meine geringen Dienste antragen, und wenn es dieselben nicht verwenden will, mir selbst in einem gemäßigten Klima eine Stelle suchen. Der Herr, der mich bisher so wunderbar geleitet und geführt hat, und dem ich vertraue, wird auch ferner für mich sorgen und meinen Gang ordnen nach seinem gnädigen Wohlgefallen.

Digitized by Google

Das verehrte Comité wird einsehen, wie wichtig die Besetzung meines Postens ist, zweifle deshalb nicht, daß meiner Bitte willfahren wird, und bitte nur um eine baldige entscheidende Nachricht.

In der Hoffnung auf Gewährung seiner Bitte verharret in dankbarer Liebe

Ihr ergebener

G. Stroele.

Digitized by Google

Zwölftes Capitel.

Mitarbeiter in Brasilien und Südamerika. Candace und Schiffsprediger Otte. Amtsbrüder in der europäischen Diaspora.

Es war meines seligen Bruders Bestreben, durch Anknüpfung von Correspondenzen mit allen nur erreichbaren evangelischen Sendlingen in Brasilien und Südamerika einen Ueberblick über die Evangelisationsarbeit dort zu gewinnen und mit jenen Sendboten ein Band der Einheit zu unterhalten. Die vorliegenden Correspondenzen ergänzen zum Theil jenen im dritten Capitel gegebenen Ueberblick über die evangelischen Gemeinden in Brasilien. Wir gehen daher der dort festgehaltenen Ordnung nach und beginnen mit der Provinz Minas Geraes, Colonie Philadelphia und Colonia Militar de Urucu, in welchen beiden Colonien seit 1862 der Baseler Missionar Hollerbach steht. (Vgl. Evangelischer Heidenbote 1864. April. p. 39 ff. Verlag des Missionscomptoirs in Basel.)

Am 5. April landete Hollerbach mit seinem Gefährten Stroele in Rio de Janeiro, wo Beide im Pfarrhause einige Wochen blieben. Schon im Mai um Mitte des Monats schrieb er an seinen Freund und Mitarbeiter in Rio und machte Mittheilungen über seine neue Gemeinde, bei deren Pastorirung er für einige schwierige Fälle den Freund um brüderliche Berathung bat. Solche Fälle sind nicht alle zur öffentlichen Mittheilung geeignet, jedoch läßt sich Manches auch mittheilen zur Belehrung über die dortigen Zustände. Es waren Kinder von 16 bis 20 Jahren in S. Clara vorhanden, die oft nicht lesen und schreiben konnten, und doch confirmirt werden sollten. Um sie zu unterrichten, hätte der Pfarrer Hollerbach das ganze erste Jahr von Philadelphia abwesend sein

Digitized by Google

müssen. So aber wachsen sie immer mehr in die Jahre, verbinden sich mit irgend Jemand, ohne confirmirt zu sein und ohne das heilige Abendmahl genossen zu haben. Dann waren Wittwen, die wollten katholisch werden, um heirathen zu können; es waren auch zwei Personen, eine Wittwe und eine Tochter, die sich mit Chinesen, welche noch Heiden waren, verbinden wollten. Ferner bestand die Gemeinde aus einem Bruchtheil von Holländern, mit welchen nur sehr schwer zu verkehren war. Ganz besondere Schwierigkeiten machte auch hier die Ehefrage. Gleich bei seiner Ankunft sollte Hollerbach etwa 60 Kinder taufen und vielleicht 20 Ehen schließen, die bisher schon zum Theil als einfacher Privatvertrag bestanden. Ein Brasilianer wollte eine evangelische Tochter heirathen, der katholische Padre wollte die Ehe nicht einsegnen, sofern sich die Braut nicht taufen lasse; das wollte sie nicht. Nun sollte der Pfarrer sie einsegnen, obgleich alle Kinder katholisch werden sollten. Er that es, um die Frau nicht in die katholische Kirche zu zwingen. Am 6. Juni wird dieser Brief fortgesetzt: „Da ich zu lange in der Militärcolonie verweilte, so habe ich die erste Post versäumt. Seitdem war nun der Einzug, und zwar Freitag den 23. Mai. Wir hatten von einem Ort, der 6 Legoas von Philadelphia entfernt ist, einen Neger abgeschickt, um es auf einer gewissen Plantage, von wo es sogleich per Eilbote nach Philadelphia befördert werden sollte, zu melden. Der faule Mensch kam aber statt 8 Uhr Abends, wie er versprochen, erst 8 oder 9 Uhr des andern Morgens an jenem Orte an, und so hatten die Leute im Ganzen nur 3 oder 4 Stunden Zeit, sich zu rüsten, wobei zu bedenken ist, daß die entfernteren Colonisten weiter als $1^1/_2$ Stunde nur nach Philadelphia herein haben. Nachdem wir etwa noch 3 Legoas entfernt waren, trafen wir einen Eilboten, der uns bat, zu bleiben bis etwa 3 Uhr. Hernach zogen wir ab. Es waren bereits 12 Pferde, denn von ganz unten hatten sich schon einige Colonisten angeschlossen. Bald kamen wieder Zwei angesprengt, die uns sagen sollten, es seien nun die Colonisten auf dem Wege; hernach kamen 4 Reiter, dann die Noblesse, dann die Colonisten, zuletzt der Sängerverein, etwa 80 bis 100 Pferde und Maulthiere, auch 2 Fahnen in deutschen Farben. Der Herr Director stellte mich vor, ich begrüßte die Gemeinde, hernach sang der Verein Cercle Union (in dem es aber viele Cercles disunions giebt, so daß er letzten Sonntag, wie man zu sagen pflegt, aus dem Leim gegangen wäre, wenn nicht der Herr Director da gewesen wäre) ein Begrüßungslied:

Sei uns in unserm Kreis willkommen,
O Freund von süßer Harmonie.

Digitized by Google

Von höherm Sinn und Geist entglommen,
Suchst Wonne hie und findest sie.
Im Bruderkreis, in Tempelhallen,
Wo feierlich im höhern Chor
Gott und der Freundschaft Lieder schallen,
Da hebt sich unser Herz empor.
Sei uns gegrüßt ꝛc.

Wie mir bei diesem Gesange und Anblick der deutschen Farben zu Muthe war, kannst Du, lieber Hermann, Dir denken. Nach dem Gesange redete ich nochmals, und dann ging's Philadelphia zu! Vor dem Hause des Herrn Baron bildeten die Berittenen einen Halbkreis, außerhalb welchem die Frauen und Kinder waren, und nun die eigentliche Vorstellung, die mit einem dreimaligen Hoch auf die Regierung und den Kaiser, dem man dies Alles zu danken, schloß, worauf ich abermals die Gemeinde anredete. Im Hause des Herrn Baron war ich bald heimisch; er ist ein liebenswürdiger Mann, und seine Frau womöglich noch mehr. Sie erweist mir mehr Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, als es fast eine Mutter thun würde. Ich bin sehr zufrieden (muito satisfeido). Gott Lob für diesen Arbeitsplatz. Am Sonntag hielt ich eine einfache Bibelstunde im Hause des Herrn Baron, weil die Kirche noch nicht fertig war, und am Himmelfahrtsfeste war Kirchweih. Zuerst Gebet, dann Einweihungsrede über 1. Chron. 17, 8—36. Hernach Einweihungsgebet am Altar knieend; dann erst bestieg ich die Kanzel und hielt die Festpredigt: in Kurzem die Grundlehren, die ich vortragen und die Gemeinde erwarten muß, aus 1. Corinth. 1, 23 darlegend. Hernach war Beichte und Abendmahl, dann eine Trauung und endlich zwei Taufen. Noch habe ich vergessen zu melden, daß wir etwa 1/4 Stunde weit zu gehen haben vom Hause des Herrn Baron bis zu unserer Kirche. Voran gingen am Einweihungsfeste die Schulkinder, dann ein weißgekleidetes Mädchen mit Crucifix, dann ich mit der Agende und der Herr Baron; dann die Bibel, dann zwei Kirchenältesten mit Hostienkapsel und Teller, dann drei Männer mit den übrigen Geräthen, so daß der Zug vorn die Gestalt eines Kreuzes hatte, an das sich die Gemeinde zu zwei und zwei anhing..... Gestern war ich recht unwohl: starkes Erbrechen und Magenkatarrh, davon bin ich heute noch so schwach....."

Wiederholt kommt der Briefsteller auf schwierige Ehefälle zurück, und bittet endlich um Mittheilung des neuen Ehegesetzes und der Bedenken. In einem andern Brief empfiehlt er Jemanden seinem Freund in Rio mit dem charakteristischen Zusatz: „Die Geschichte dieser Fa-

Digitized by Google

milien ist eins von jenen Dramas, deren am Mucury so viele spielten."

An diese Briefe vom Jahr 1862 reiht sich nun ein Brief Hollerbach's über die Militärcolonie, von der Hand meines Bruders abgeschrieben. Es scheint ein Circularschreiben an meinen Bruder und die anderen Baseler Brüder zu sein, vielleicht auch im „Volksboten aus Basel" schon erschienen. Ich glaube aber, diesen Bericht, auch wenn er im Druck schon erschienen sein sollte, hier nicht fehlen lassen zu dürfen.

Brief von Hollerbach.

Filial Colonia Militar de Urucu, den 7. Juli 1863.

In den letzten Tagen bin ich mit dem Familienregister fertig geworden, so weit es möglich war, und weiß nun, daß am Mucury auf der Strecke von über fünfzig Stunden gegen 400 protestantische Seelen wohnen, Badener, Würtemberger, Elsässer, Hessen, Rheinpreußen, Pommern, Sachsen, Schweizer, Belgier, Holländer (etwa 70), ein Franzose und ein Engländer, ein Holsteiner, Hamburger, Hannoveraner ꝛc., so daß ich das liebe Deutschland in Miniatur vor mir habe. Ihr werdet nun selbst schon wissen, wie verschieden da die Anschauungen und Stufen der Bildung sind, und welche Schwierigkeiten insbesondere bei der Einrichtung des Kirchenwesens man zu überwinden hat. Da es meistens Norddeutsche, Preußen sind, so verlangen natürlich diese, oder glauben das Recht zu haben, zu verlangen, daß der Gottesdienst nach ihrer Gewohnheit eingerichtet werde. Insbesondere vermissen sie sehr das liturgische Element in dem so einfachen Würtemberger Kirchenbuch. Auch mir ist die Agende zu einfach, und für meine Person möchte ich auch etwas mehr Beweglichkeit und Theilnahme der Gemeinde; jedoch, um mich nicht drängen zu lassen, vertheidige ich natürlich das Einfache, wahrscheinlich aber, wenn ich bald nach Rio (im November oder December) gehe, werde ich mir eine preußische Agende mitbringen, oder mir wenigstens die Liturgie herausschreiben nebst dem Confiteor und Gloria. Beides ist mir durch den interimistischen Gebrauch der preußischen Agende, bis ich meine Bücher erhielt, lieb geworden. Auch hörte ich in der Gemeinde schon sagen: „Wenn ich die Liturgie nicht hören kann, war mir's kein Gottesdienst, und ich gehe nicht mehr in die Kirche." Solche Stimmen müssen wir berücksichtigen. Solltet Ihr jedoch, um die Einheit in un-

Digitized by Google

seren vier Gemeinden zu erhalten, wünschen, daß ich bei der würtembergischen Agende bleibe, so höre ich gern ꝛc. —

Mit dem Kirchenbesuch kann ich bis jetzt zufrieden sein. Bei der weiten Entfernung und den schlechten Wegen ist's genug, wenn ein Viertel der Gemeinde da ist. Wir hatten zum Anfange zur Begleitung des Gesanges eine Physharmonika, die ist aber längst unbrauchbar, und nun muß ich den Vorsänger machen, was bei meiner Stimme mir doppelt schwer fällt und mir oft schon vor der Predigt alle Kraft wegnimmt. Ich wünschte sehr eine Aenderung darin, weiß aber nichts zu machen, als recht wenige Melodien und nur die allerbekanntesten zu nehmen, da die Baseler mit ihrem oft recht unmelodischen Satz schwer eingehen. Die Kirche liegt auf einem Berge, von wo man die ganze Stadt (!) Philadelphia überschaut, sehr lieblich und romantisch; sie wird nicht lange halten, da sie dort Wind und Wetter zu sehr ausgesetzt ist. Sie kostete 10 Conto de Reis, und ist theils von der alten Frau Mesury-Compagnie, theils von dem alten Manne Governo gebaut. Wenn dieselbe einfällt, weiß ich noch nicht, woher eine neue. Doch will ich noch nicht für das Gras sorgen, das erst wächst. Sie hat natürlich weder Thurm noch Glocke, ist aber ganz anständig und im Innern freundlich, hat hohe, oben etwas gewölbte Fenster und eine nette Kanzel; der Altar ist unangemessen, da er wider die Kanzel gebaut ist, und man darum nicht rings um gehen kann. Da kein Fonds vorhanden ist, so habe ich, um Brod, Licht und Wein für das heilige Abendmahl zu bestreiten, eine Steuer von 5 Kupfern festgesetzt. Dies hat vielfach Anstoß erregt, indem wirklich manche Personen, besonders Wittwen, oft nicht 5 Kupfer haben, und anderseits sagten Manche, freilich aus übelm Verstand: Der Pfarrer verkauft das heilige Abendmahl ꝛc. Anderseits wollen die Norddeutschen sich nicht überreden lassen, daß ich diese 5 Kupfer der Kirche gebe. Sie nennen das den Beichtgroschen, und sagen, der gehöre mir. Neulich habe ich nun die Sache dahin abgeändert, daß ich bestimmte, jeder Communicant hat 2 Kupfer dem Pfarrer zu erlegen, und am Altar zwei Teller aufgestellt, und was da geopfert wird, ist für die Kosten.

Als ich ankam, fand ich bereits einen Gemeinderath vor; wie ich jetzt erst herausgebracht, hatte sich nämlich eine Parthei gebildet, die Zweien der Ihrigen zu Stellen verhelfen wollte, Einem zum Directoriat, dem Andern zum Pastorat. Letzterer hatte die Wahl der Gemeinderäthe veranlaßt, um, wie er mir sagte, hie und da einen Gottesdienst zu veranlassen, und wirklich hatten sie auch etwa zweimal eine Predigt gelesen. Dieser Gemeinderath dankte aber ab, da er erklärte, er sei nicht gewählt,

Digitized by Google

und ich ließ einen neuen pro forma wählen (Sehr verkehrt!), da ich ja die Gemeinde noch nicht kannte, im Amte ziemlich unerfahren erst sehen wollte, wie ich den Gemeinderath verwenden wollte und konnte, da ohne moralische, oder gesetzliche, oder polizeiliche Hülfe und Stütze ein Gemeinderath ja eine bloße Null ist, ich zuerst durch die Predigt auf die Gemeinde wirken wollte, um wenigstens die moralische Stütze mir zu schaffen, und daher gezwungen und willens war, vor der Hand despotisch, das heißt: nach Umständen zu verfahren. Aber die Gemeinderäthe warfen sich in die Brust, und durch mich so zu sagen geschaffen, wollten sie mich beherrschen; lächerlich! lächerlich im höchsten Grade, da kein Vermögen irgend welcher Art zu verwalten, keinerlei Gewalt in ihren Händen ist, ich vom Governo bezahlt bin und allein von den allfälligen Weisungen des Directors abhänge, der aber mir durchaus freie Hand läßt und nur begehrt, daß ich meine jeweiligen Reisen in die Colonie ihm notificire. Kurz, sie drängten mich, eine Gemeindeordnung zu machen, und da ich zögerte, veranlaßten sie den Herrn Director, eine solche zu entwerfen; abermals höchst lächerlich, einen katholischen Director eine Gemeindeordnung für eine protestantische Gemeinde machen zu lassen; ein Mann, in Deutschland Militär, der mir selbst gestand, er habe gar keine Idee von dem, was er machen solle! Ich hatte ihm das Rioer Statut gelegentlich mitgetheilt, und Du, lieber Bruder Billroth, wirst Dir denken, welches Monstrum, welche Ungereimtheiten es da absetzte. Die Rioer Gemeinde bezahlt ihren Pastor, die hiesige nicht; die Rioer Gemeinde steht unter Berlin, die hiesige nicht; der von der Rioer Gemeinde bezahlte Pastor hat in der preußischen Kirchenordnung seinen Kanon, die hiesige wo? Das Statut, das zu Tage kam in etwa 20 Paragraphen, enthielt nichts als eine Herabsetzung der Taxen, wie ich sie (natürlich nach Besprechung mit meinen Gemeindegliedern) festgesetzt hatte; meinen Ausschluß nicht blos vom Präsidium, sondern überhaupt vom Gemeinderath, und einen Paragraphen, der nahezu ein Verbot des Besuches einer Filiale war! Meine Ausschließung rührt, wie ich glaube, aus folgender Ursache. Ein Gemeinderath hatte von seinem Gemeindeglied Geld zu fordern. Um nun demselben Gelegenheit, solches leicht zu verdienen, zu geben, schlug der Gemeinderath eine Umänderung des Daches der Kirche vor, mit dem Vorgeben, der Dachstuhl sei zu schwach, um Ziegel zu tragen. Diese Veränderung hätte etwa 400#000 gekostet, und man hätte das Governo beansprucht. Nach Vernehmung einiger Gemeindeglieder versagte ich meine Zustimmung; daher die Verstimmung gegen mich. Die Gemeinderäthe tagten nun über die Vorschläge des Directors, änderten noch

Digitized by Google

Manches, und endlich wurde es mir eine halbe Stunde vor dem Gottesdienst zur Publication gebracht. Zuvor hatte ich nichts davon gesehen als die neun ersten, ziemlich allgemeinen Paragraphen. — Ich publicirte nichts und brauchte über das Verfahren scharfe Ausdrücke. Der Gemeinderath wollte abtreten. Ich ließ die Sache ruhen, bis ich die zweite Sendung von Büchern mit der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung erhielt und entwarf nun etwas in etwa 70 Paragraphen, und gab während meiner Reise die Sache den Gemeinderäthen zur Begutachtung in Gemeinschaft mit den Gemeindegliedern. Gegenwärtig bin ich wieder auf einer Predigerreise, und zwar kam ich letzten Sonntag Abends hier an, predigte gestern zweimal meinen Holländern und will heute Confirmandenunterricht geben, der leider mangelhaft ausfallen muß, da Unwissenheit und Sprachverschiedenheit zu große Hindernisse sind, um etwas Ordentliches auszurichten. Ich werde mich beschränken, sie, so weit sie's können, im Neuen Testament lesen zu lassen, das Gelesene anzuwenden, ihnen das Glaubensbekenntniß, Vaterunser und die zehn Gebote in's Gedächtniß, und wo möglich noch tiefer, einzuprägen und ihnen in einem kurzen Umrisse Rechte und Pflichten eines Christen darzulegen. Hier, unter den Holländern, muß ich nun gut reformirt sein, was den Cultus anbetrifft, wie ich eben in Philadelphia unter den Hinterpommern gut lutherisch sein soll. Dort habe ich Crucifix und beim Abendmahl auch Lichter, zum großen Anstoß des einzigen Holländers, der oben ist und mich schon oft fragte, warum ich diesen Afgod in der Kerke habe; die Katholiken seien doch Afgodanaan, Götzendiener, weil sie dies haben. Hier darf ich es nicht. Es ist zwar für mich interessant, wie sich das reformirte und lutherische und unirte Kirchenthum seinen Gliedern aufprägt und demgemäß ausprägt, zu studiren, aber es braucht Vorsicht. So hatte ich z. B., ehe ich die Verhältnisse kannte, zwei Leuchter bestellt; nachdem ich aber gemerkt, daß das höchst anstößig wäre, bezahlte ich die Leuchter und behielt sie für mich. Aber allen Respect vor der reformirten holländischen Kirche! Wie sie sich mir hier außen in den Holländern in ihren Wirkungen darstellt, hat sie viel Energie und ist in dem, was sie glaubt und hat, sehr fest und bestimmt. Die Holländer haben fast in Allem und über Alles sehr consistente Ansicht und sprechen sich sicher und bestimmt aus. Sie ehren auch die Kirche und ihre Diener viel mehr, als die rationalistischen Deutschen. Hier außen kann man die zersetzende Wirkung des Rationalismus, der in unserem lieben Deutschland so lange herrschte und noch herrscht, recht fühlen. Den meisten Deutschen hier, die unter seiner Herrschaft noch aufgewachsen sind, ist

Digitized by Google

Alles so nebelig und vag, daß man sich durch die paar frommen Phrasen, die noch auf der dünnen Brühe als übergebliebenes Fett umherschwimmen, nicht darf täuschen lassen. Ich habe hier gründliche Verächter alles biblischen Christenthums, völlige Ungläubige, die weder an Himmel oder Hölle mehr zu glauben vorgeben und mich bemitleiden, daß ich noch die albernen Phrasen und Fabeln der Bibel glaube. Ist mir's doch auch begegnet, wie Dir einst, lieber Bruder Billroth, daß Einer ganz im Vertrauen zu mir sagte: „Ich weiß wohl, Sie müssen so lehren; Sie möchten auch mit dem Zeitgeist fortschreiten, aber Sie dürfen nicht." Solches finde ich unter den Holländern nicht. Hier ist mir's wohl, wenn ich in enger Lehmhütte vor dreißig bis vierzig derselben den Mund aufthue, weil ich weiß, die Bibel wird hier noch geglaubt und geliebt. Es sind einige Hausväter, die mit ihren Familien regelmäßig Hausgottesdienst halten. Bei einem früheren Aufenthalt hatte ich neben einigen Bibelsprüchen die Kinder etliche Lieder gelehrt, wie: Ich weiß einen Lieben u. s. w. Unser Gott ist lauter Liebe u. s. w. Ihr Kinderlein kommet u. s. w. Diese sind da und dort lieb geworden und werden oft gesungen. Freilich ist's nicht lauter Gold. Als vor etlichen Tagen ein Vater mir anzeigte, daß sein Sohn sich wolle trauen lassen, sagte er zugleich: Aber der mag (kann) nun nicht ligmatt werden (angenommen, eingesegnet und zum heiligen Abendmahl zugelassen), denn er hat sich vergangen, und das ist große Sünde, er muß noch warten. Wie ich herausbrachte, ist nämlich im Holländischen kein bestimmtes Alter zur Aufnahme in die Gemeinde festgesetzt, sondern wer ligmatt, Gemeindeglied werden will, meldet sich, der Pfarrer examinirt ihn, ob er die 10 Gebote, den Glauben, Vaterunser noch kann, und nimmt sie von October bis Ostern wöchentlich einmal in Unterricht, und bei der Einsegnung wird die versammelte Gemeinde nebst Bürgermeister gefragt, ob sie zufrieden sind. Ist gegen Eins der Einzusegnenden etwas vorzubringen, so wird es zurückgestellt; darum habe ich hier schon verheirathete Leute, die noch nicht angenommen sind. Sie wagen's nicht, weil sie einen hohen Begriff von dem Schritt haben, und den werde ich ihnen nicht ausreden; hat die holländische Kirche warten können, kann ich auch warten. — Was nun die Schule betrifft, so habe ich bis jetzt sehr wenig thun können und werde in Zukunft auch wenig thun können. Ich warte, bis Gott mir Weg und Bahn macht. Ich fand Lehrer und Schule. Aber! aber! Der Lehrer war allgemein mißachtet wegen Trunk und hatte daher nur zwischen einem und sechs Schülern. Als Engländer geboren und Kaufmann, gerieth er an den Mucury. Da starb er fast

Digitized by Google

vor Hunger, weil er nicht auf der Roça arbeiten kann. Der Director schuf die Lehrerstelle für ihn, und ich verheirathete ihn bei meiner Ankunft mit einer jungen Frau, die aus Dankbarkeit sich an ihn band. Sie ist freilich nicht glücklich. Eröffne ich eine Schule, so verliert er alle Kinder und damit das Brod, und sitzt im größten Elend. Anderseits verhindert mich mein ausgedehnter Sprengel an einem regelmäßigen und dauernden Antheil am Unterricht, eben so sehr hindert aber auch die weite Entfernung der Fazenden vom Schulort (Philadelphia) eine stärkere Betheiligung der Schüler. Darum warte ich auf Gottes Eingreifen. Will sehen, ob ich in Deutschland etwas Geld zusammentrommele, und dann nach meiner Verheirathung versuchen, ob nicht nach Deinem Vorgange, lieber Carl, ich ein Haus bauen, um die Kinder die Woche über dort zu halten. Dieser Plan wird theils gutgeheißen, theils bekämpft. Die Colonisten verlangen mehrere Schulen; in jedes Thal sollte eine kommen, das ist unmöglich. Bevor dieses Haus errichtet ist, kann ich nicht sagen, daß eine Schule existire, denn in der jetzigen ist noch kaum ein Kind aufgestellt worden, das lesen kann. Beaufsichtigen will sich der Engländer nicht lassen, theils als Engländer, theils weil, wie er sagt, er weder von mir, noch von der Gemeinde, sondern vom Governo abhängt; er könne machen, wie er wolle. Der Director ist nicht kräftig, und ohne ihn bin ich's natürlich auch nicht. Er läßt Alles hängen und liegen, wenn's ihn nur nicht incommodirt. Was ich bis jetzt gethan, ist Folgendes: Die ersten Confirmanden (22) waren alle noch in deutschen Schulen gewesen. Es waren von 16—20 Jahren, die machten mir Freude. Ich ließ sie die ganze Bergpredigt nebst einigen Stücken aus dem Alten und Neuen Testament auswendig lernen. Hernach ging ich auf die Reise. Als ich zurückkam, warteten abermals Confirmanden (9). Aber nur 5 konnten lesen. Ich legte daher das Spruchbuch und die biblische Geschichte von Calw zu Grunde, und nachdem ich einen Spruch und eine biblische Geschichte besprochen, ließ ich die 5 schreiben, während ich den Anderen Leseunterricht gab. Zwei davon lernten wirklich bis Ostern lesen, die 3 aber, die bei Bogpis gewesen, konnte ich nicht so weit bringen, und der 4. war zu schwächlich und dabei ohne Leben und Geist. Er ist so weit, daß er bei einigem Selbstunterricht wird noch lesen lernen. Er war so unwissend, daß er weder das Unser Vater noch sonst einen Spruch, Gebet oder Vers wußte. Da er aber eine Zeit lang mein Criado war (als Waise nahm ich ihn von der Straße), so eignete er sich durch das tägliche Hören eine ziemliche Bekanntschaft mit dem Heilswege an, und er war in dieser Beziehung der Fähigste. Außer-

Digitized by Google

dem hatte ich noch den Sohn eines französischen Ingenieurs bei mir und den Sohn eines Fazendeiros. Das sind meine Arbeiten in Bezug auf Unterricht bis zum letzten Pfingstfest. Seither hat mir die Vervollständigung des Tauf- und Eheregisters, sowie die Aufstellung des Familienregisters viel zu thun gegeben. An letzterem arbeitete ich bis an die Minute vor meiner Abreise, letzten Freitag, den 4. Juli, Abends. Ich werde auf dieser Reise etwa 8 Wochen außen bleiben, da sowohl hier als in Sta. Clara einige Confirmanden sind. . . . . .

. . . . . .

Folgender ausführlichster und sehr interessanter Brief Hollerbach's war für meinen Bruder bestimmt, zur eventuellen Veröffentlichung daraus, wie die Ueberschrift ergiebt. Ich wüßte nicht, was man hieraus der Oeffentlichkeit vorenthalten sollte. Er wird vor Anderem dazu dienen, die Colonistenzustände bekannt zu machen. Wenn im Anfange des Briefes schon Bekanntes erzählt wird, so ist auch dies unter der Feder des Briefstellers interessant, und gewiß wird jeder Leser es mit Theilnahme und Vergnügen lesen.

Lieber Bruder Billroth.

Obgleich Manche schon dies und das wissen werden, will ich doch, da dieser Bericht für so Viele bestimmt ist, noch einmal von vorne anfangen, und ich hoffe, daß am Ende dieses und jenes wird zu der Ueberzeugung gekommen sein, es sei doch nicht so ganz unnöthig für den Schreiber, fort und fort zu bitten.

Nachdem wir am 3. April und die folgenden Tage noch ziemliches Unwetter gehabt, da der Wind gerade aus der Bai von Rio zu blasen schien, wohin wir ja wollten, konnten wir endlich Samstag Morgens den 5. April den Schnabel des Schiffes gen N.-W. richten und erblickten, so bald es helle wurde, rechts in ziemlich deutlichen Umrissen die Küste Brasiliens lang am Horizont sich hinziehend. Nach und nach tauchten hinter der ersten noch andere Reihen von Bergen auf, und je näher wir kamen, desto deutlicher erschien, was wir zuvor als *eine* Wand gesehen, als ein vielfaches Hintereinander von Bergen. Doch machte die nähere Ansicht

Digitized by Google

nicht den großartigen Eindruck, den man erwartete. Der Fuß der Berge, der im Meere steht, ist bis auf eine gewisse Höhe von unten durch die Ebbe und Fluth ganz abgewaschen, und an den nackten Felsen brechen sich in immer eintönigem Schlag die Wellen; von oben sind die Berge durch die starken Regengüsse abgewaschen, und nur spärlicher Baumwuchs. Das Erdreich, wo es offen liegt, ist roth und nur roth. Ich habe mich später noch oft getäuscht gefunden. Man denkt, da so viele Tausend Jahre das Land nicht bebaut wurde und also die Pflanzen und Bäume immer wieder verfaulten, so sollte eine dicke Schicht schwarzer, fetter Erde vorhanden sein. Aber dem ist nicht so: roth und nur roth, lehmig schaut der Boden überall Einen an, und kaum 1 oder 2 Zoll dick ist an vielen Stellen die gute Erde. Wenn der Colonist daher den Urwald auch niederhaut und auf der Stelle verbrennt, so kann er den Boden doch nur einige Jahre benutzen; dann muß er wieder ein frisches Stück Urwald niederhauen. Ja, für Welschkorn, was hier bis jetzt am meisten gepflanzt wird, muß, um eine reichliche Ernte zu erzielen, fast jährlich frisches Land genommen werden. Da aber jeder Colonist 150,000 □Brassen (à etwa 64 □Fuß) hat, so hat er Land genug. Doch wir sind noch nicht in die Bai von Rio eingelaufen, daher dergleichen später. Anfangs ging der Wind ziemlich stark, aber um 9 oder 10 ließ er plötzlich ganz nach, und trotz der vielen Segel merkten wir nur an anderen Gegenständen, daß wir vorwärts kamen. Vor der Bai liegen viele kleine Inseln. Auf einer derselben steht ein Leuchtthurm, sonst sind sie unbewohnt, machen aber durch ihr frisches Grün einen lieblichen Eindruck. Auch kommen Landvögel, die man freudig ansieht, und da es Morgens ist, so kommen aus der Bai eine Menge kleiner Kähne, die auf den Fischfang gehen, und von denen man wegen ihrer Kleinheit in einiger Entfernung nichts sieht, als das dreieckige weiße Segel. Links vom Eingang der Bai ist eine Reihe von Bergen, die aus der Ferne sich ansehen wie ein großer, auf dem Rücken liegender Mann, und deutlich kann man die Stirn, Nase, das Kinn, den Leib und das Bein unterscheiden. Den Fuß bildet der den Eingang der Bai gleichsam bewachende Zuckerhut, ein mächtiger, spitzer, fast isolirter Fels von etwa 400 Fuß Höhe. Diese Bergkette heißt deshalb der Riese von Brasilien (le géant de Brésil). Endlich sind wir so nahe, daß wir in die Bai, die wenigstens 30 Stunden tief in's Land schneidet, hineinsehen konnten, und bemerkten da im Nebel und Dampf Schiffe wie Gespenster sich hin und her bewegen, von denen etliche zur Abfahrt sich bereit machten, andere den Verkehr im Innern der Bai nach verschiedenen Seiten hin vermitteln. Rechts am schmalen Eingang liegt ein ansehn-

Digitized by Google

liches Fort, ganz auf Felsen gebaut, und majestätisch ist's, da wir gerade Flutzeit haben und unser Schiff langsam vorüberseglet, zu sehen, wie eine Welle nach der andern heranrollt, sich schäumend bricht, zurückweicht, wieder kommt und so das Fort immer mehr eingeengt wird; aber unerschüttert bleibt's stehen, denn es ist auf Fels gegründet. Sieh', da schallt's plötzlich dumpf herüber: ich schaue mich um und sehe, wie sich unser Capitän mit dem Sprachrohr fertig gemacht hat; denn hier wird Verschiedenes gefragt, ehe das Schiff vorbei kann. Vom Fort weht die brasilianische Flagge: gelb und grün; in der Mitte eine Erdkugel mit den verschiedenen Linien, darüber eine Krone. Die ganze Erdkugel ist von einem Kreuze bedeckt, schön und sinnvoll, mit der Umschrift: In diesem siege. Weiter im Innern der Bai liegt auf einem Felsen abermals ein Fort; gegenüber müssen die ankommenden Schiffe halten, bis die Gesundheits- und Zollmänner das Schiff visitirt haben. Wir betrachten die Stadt: lang gedehnt am niedrigen Ufer und an den Hügeln bietet sie keinen besondern Anblick. Kein Gebäude ragt besonders hervor; auch die Kirchen nicht; da sieht man keinen hehren gothischen Münsterthurm, wie man's in jeder größeren deutschen Stadt trifft. Die Thürme sind unschön, niedere dicke Steinmassen, dazu weiß angekalkt; die Häuser sind meist niedrig und auch weiß. Bald aber rudern wir an's Land; mein Herz klopft: was wird's da geben ꝛc. Aber sehr traurig war der erste Eindruck. Schon der Landungsplatz eine elende, halb verfaulte Brücke; das Haus unmittelbar daneben hat in ellengroßen Lettern die Aufschrift: „Hôtel Walz"; aber düster und rauchig sah das Haus drein. Nebenan war ein großer Platz, auf den verschiedene Straßen und Kanäle münden: der hauchte eine unheimlich stinkende Atmosphäre aus und war fast nur von Negern belebt, die da ihre Lasten hin und her schleppten. Aber welche Jammergestalten! Theilweise so alt, dürr und verbogen wie ein abgestorbener bemoster Baum; runzlig und faltig und grauhäutig am ganzen Leib, der von der langen schweren Arbeit an Händen und Armen, an Beinen und Haupt unnatürlich verkrümmt, den Lastträger kennzeichnet. Und welch' geist- und gedankenloses Auge schaut aus diesem Antlitz. Beinahe scheint der Neger keinen andern Gedanken zu haben, wie der Maulesel: Arbeit und Essen und Ruhe. Br. Stroele sagte endlich, nachdem wir da und dort herumgewandert waren: „Nun, Hollerbach, Du machst ja gar nichts! Ich hätte geglaubt, Du würdest vor Freuden Luftsprünge machen, wenn Du wieder festen Boden unter Dir hast!?" — Aber wer kann das in solcher Umgebung, wo man Hunderte seiner miterlösten Brüder nicht blos in den Ketten der tiefsten Finsterniß und Unwissenheit, son-

Digitized by Google

dern auch der leiblichen Freiheit beraubt, wie das Vieh an die Arbeit geschmiedet und verkauft sieht, oder besser gesagt: an die Gewinnsucht, den Geiz, die Lust der weißen Christen! Hier sind sie aber nicht weiß, sondern alle Brasilianer sehen drein, vorab die in Rio, als hätten sie die Gelbsucht, und wir mit unseren noch europäisch frischen Gesichtern wurden überall so zu sagen bewundert. Des Brasilianers Herz und Kopf kennt fast nur Einen großen Gedanken: Geld. Das sieht man all' den gelben herumlaufenden Gestalten an und für Geld thut er Alles. Hier z. B. in Philadelphia sollen Mehrere wohnen, die für Geld (3—6 Frcs.) schon Manchen gemordet haben, und Mörder und Mordbezahler leben frei und sicher. Die Brasilianer sind geborene Diplomaten; schlau, gewandt, kalt, bedächtig, wissen sie ganz wohl ihre Absicht zu verbergen und sagen das Gegentheil von dem, was sie denken. Im Hause, bei Besuchen erweisen sie, ohne irgend eine Blöße sich zu geben, mit der größten Aufmerksamkeit, Feinheit und Zuvorkommenheit alle Ehre, ohne einen Zug im Gesicht zu verändern, während sie Pläne zum Verderben schmieden. Nie darf man trauen. Während sie schon den Mörder gedungen haben, können sie in dein Haus als Gast kommen und die offenste und intimste Freundschaft heucheln. Besonders wenn es an's Geld geht, betrügt der Vater den Sohn und der Sohn den Vater mit aller Höflichkeit und Herzlichkeit. So war neulich Einer von hier in Rio. Sein Vater (oder Schwiegervater) fragt ihn: „Nun, wie steht's mit diesem und jenem Handelsartikel?" „Ach," war die Antwort, „sehr schlecht, die Sache ist dort sehr billig." Der Vater hält daher zurück, der Sohn aber verkauft rasch all' seinen Vorrath von der betreffenden Waare, denn sie war nicht billig auf dem Markt, sondern theuer. — Nun, wir sind in Rio und besuchen daher zuerst meinen Landsmann, Herrn Buchhändler Lämmert, der zugleich badischer Consul ist. Da dessen Frau sehr krank ist, können wir ihn nicht sprechen, daher gehen wir in jenes Hôtel Walz und bitten um ein Zimmer und etwas zu essen. Dabei tritt gleich die Gesinnung der Leute in jeder Art hervor. Der Wirth that sich in Fluchreden hervor, die anderen Gäste mit ihm, redeten von Gewinn und Verlust, und weil der Wirth merkte, weß Standes wir seien, so fing er auch von den Pfarrern an und rühmte sich, 7 Jahre in Rio zu sein, aber die protestantische Kirche noch nie innen gesehen zu haben; seine Frau sei letzte Weihnacht einmal dort gewesen, und da habe sie 7 Personen getroffen. Den schlechten Kirchenbesuch habe ich später bestätigt gefunden; von den 4000 (?) Protestanten Rios waren einmal gegen 40, das andere Mal 24, das dritte Mal, wo es regnete, etwa 12 Männer da und keine einzige Frau. Der Wirth machte

Digitized by Google

sich hernach auch noch besonders an uns und fragte allerlei. Da kamen wir auch auf die Schwarzen zu sprechen. Er meinte, früher habe er auch solche Gesinnungen gehabt wie wir, aber seit er selbst Schwarze habe (in der Küche hat er 6—7 Sclaven), sei er der Ueberzeugung geworden, die Schwarzen seien keine Menschen wie wir. Sie haben nicht die Anlagen; man müsse sie tractiren wie's Vieh: Essen, Arbeit und Schläge, ohne letztere gehe es durchaus nicht. Zuerst habe er auch nicht schlagen wollen, sondern habe die Fehlenden lieber verkauft. Jetzt aber ergreife er das nächste beste Stück Holz und schlage zu, seitdem arbeiteten sie besser und er habe weniger Aerger. Da uns der protestantische Pastor, Herr Billroth, einlud, bei ihm zu wohnen, so logirten wir uns aus, mußten aber dem Wirth für kaum $1\frac{1}{2}$ Tag 48 Frcs. zahlen. Wir waren froh, aus diesem Fluch- und Geizhause losgekommen zu sein. In den 3 Wochen meines Aufenthalts in Rio begegnete ich noch oft obigen Anschauungen über die Schwarzen; ich gab aber gerade den Weißen, die die Schwarzen als faul, liederlich, niederträchtig, indolent schilderten, immer die Schuld. Seither, wenn ich in Häusern von Brasilianern gespeist habe, wurde mir schon oft von Schwarzen gedient, die stumm ihren Dienst verrichten. Aber jedesmal hätte ich viel lieber Alles selbst gethan, als mir von einem unfreien Geschöpf Gottes dienen lassen. Da weiße Dienstboten im Lande entweder gar nicht oder nur um hohes Geld (3—400 Frcs. per Jahr) zu haben sind, so sind manche Weiße gezwungen, einen Sclaven zu kaufen, um nur nothdürftige Bedienung zu haben. Auch hier in Philadelphia hat ein deutscher Protestant einen Sclaven. Im Hause des Herrn Baron dienen 3 Waisenkinder; das kostet ihm jährlich 13 – 1400 Frcs., also in der That viel mehr, als Sclaven kosten würden: aber er bringt dies Opfer, da er grundsätzlich keine Sclaven will. So ungern ich's that, mußte ich mich in Rio doch öfters der Sclaven bedienen. Was ich kurz zuvor noch in Europa gethan und hier gern wieder gethan hätte, mußte ich mir nun thun lassen. Z. B. Einige Schwarze trugen unsere Koffer den Berg hinauf, in's Logis zu Herrn Billroth. Mein Koffer, der etwa 90 Pfund wog, machte dem alten Neger viel zu schaffen. Er zitterte zuletzt am ganzen Leibe und blieb oft stehen. Obgleich ich ihm mehrmals anbot, er möge mich mit tragen lassen, ließ er's doch nicht zu. Gern hätte ich ihm etwas vom Heilande gesagt, aber die Sprache war dazwischen. Ich gab ihm einige Kupfer mehr, als ausbedungen war. Es sind dies solche Sclaven, die von ihrem Herrn nicht beschäftigt werden, demselben aber täglich 2 Milreis, etwa 6 Frcs., abliefern müssen; was sie mehr verdienen, gehört ihnen. Da gehen sie auf die Straße

Digitized by Google

und thun alles Mögliche. Besonders sind sie die Helfer bei den Umzügen der Leute. Da sahen wir denn oft 6—8, die, irgend ein schweres Stück Möbel auf dem Kopfe, im Trabe durch die Straßen liefen, wobei sie in der Regel, um sich im Tact zu erhalten, ein Lied vor sich hinsurrten. Ihre Gesänge sind aber sehr einfach. Da sie Alles auf dem Kopfe tragen, so verlieren sie nach und nach am Wirbel und Oberkopf die Haare, und ich sah welche, die dort eine dicke Schwiele hatten, etwa wie die Kameele an den Knieen der Vorderfüße: die Sclaverei erniedrigt zum Lastthier, und das sind unsere Brüder. Als ich irgendwo äußerte, wenn es möglich sei, werde ich auch den Sclaven predigen, und zwar von der rechten Freiheit, da sagte der Herr: „Wenn Sie das thun, werden die Gutsbesitzer Sie todtschießen.“ Rio und Brasilien hat um obiger Ursache willen nur einen traurigen Eindruck gemacht. Das Volk ist von oben bis unten in Sachen der Religion höchst unwissend, kindisch und abergläubisch. Feuer abbrennen, schießen, Raketen loslassen, das Kreuz schlagen und dabei auch wie toll schreien und trinken, das ist dem gemeinen Volke die Hauptsache bei seinen kirchlichen Festen. Die Padres gehen mit gutem Exempel voran. Es gilt für keine Schande mehr, daß ein katholischer Padre im Concubinat lebe; man findet es natürlich und es thut seinem Charakter keinen Schaden. Daher konnte auch noch nicht gar lange im Senat verlangt werden, daß man entweder die Ehe frei gebe oder die Kinder der Padres für ehelich erkläre. Daß sie auf Belehrung des Volkes ausgehen oder Schule halten, oder sonst das thun, was ihres Amtes ist, habe ich bis jetzt nicht gehört. Es muß aber doch Ausnahmen geben. Der Padre, der hier auch zu fungiren hat, aber etwa 20 Stunden von hier wohnt, soll neben seinem einträglichen Amte, er hat 4800 Frcs. Fixum, auch noch Handel treiben, und er soll sehr klagen, daß ihm das Geld nicht zureiche. Es wird ihm auch der Ausspruch in den Mund gelegt: „Ich habe einen großen Bauch, ich kann viel Wein trinken.“ Das sind Hirten. Bewahre mich Gott, daß ich ihnen nicht gleich werde. Hier, ohne weltliche und geistliche Obrigkeit, ohne die Zucht einer frommen Umgebung, ohne die mancherlei Mittel in der Heimath, die Einen halten, verliert man leicht die rechte Wachsamkeit, zumal es an vielfachen Versuchungen, um dem pietistischen Pfarrer eins anzuhängen, nicht fehlt. Das Schwerste war für mich bis jetzt, daß gerade derjenige, dem ich in vieler Hinsicht zu Dank verbunden bin, mir am meisten Schlingen legt und durchaus meint, ich müsse meine Ansichten in diesem und jenem ändern ꝛc. Ihm immer zu widerstehen und die Wahrheit zu sagen, kostet manchen Kampf.

Digitized by Google

Nach vielem Laufen in Rio de Janeiro (Januarfluß) hatte ich endlich meine Nomination für den Mucury erhalten, nachdem ich zuvor meinem Begleiter eine andere Stelle, Petropolis, für das ich vorgeschlagen war, abgetreten hatte. Es hatte mich das keine kleine Ueberwindung gekostet, denn ich hatte von den Colonien am Mucury nur Schlimmes gelesen und gehört. Darüber will ich mich aber etwas weiter auslassen.

Brasilien ist ungeheuer groß, aber dünn bevölkert. Die Production dieses mächtigen Landes ist gut, aber die Verkehrswege sind schlecht. Die Provinz Minas, vielleicht so groß oder größer als ganz Deutschland, hatte z. B. gar keine anderen Mittel, ihre Producte abzusetzen, als den ungeheuren Umweg nördlich durch den S. Franzisko zu Meer, oder den langen beschwerlichen Landweg durch's Innere nach Rio de Janeiro. Da faßte nun in Rio ein kluger Kopf den Plan, vom Meere aus auf die Mitte dieser Provinz zu eine gerade Straße zu bauen, damit von beiden Enden der Provinz her die Erzeugnisse durch diese Straße ab und nach Rio gehen können. Wenn aber eine Straße passirbar sein soll, muß sie auch bewohnt sein, damit die Reisenden überall das Erforderliche bei der Hand haben und die Straße selbst leichter zu erhalten ist. Vom Meere bis nach dem Innern der Provinz Minas mögen es aber wohl 150 Stunden sein, d. h. so weit, wie von Triest etwa bis nach Hamburg. Man denke sich nun diese kolossale Arbeit: Eine Strecke von 150 Stunden, wo bisher noch keines Menschen außer der Buker (Wilden) Fuß gewandelt, wo nichts als ununterbrochener, undurchdringlicher Urwald ist, wo es keine breiten Thäler, weiten Ebenen oder lange Hochebenen giebt, sondern lauter spitze, hohe Berge mit engen, sumpfigen Thälern, wo deshalb unzählige Schwierigkeiten zu überwinden sind, die es in einem eben so großen Walde in Deutschland durchaus nicht hätte, wo man 100 Stunden reisen kann, ohne nur ein Thal oder eine Ebene von einer halben Stunde Breite oder Umfang zu sehen, und wo sogleich Hunderte und Tausende von Menschen wohnen und sich ernähren sollten — und man wird die Größe des Werkes begreifen. Doch es bildete sich eine Gesellschaft mit etwa 800,000 Thalern Capital, und vor etwas mehr als 10 Jahren kam der erste deutsche Ingenieur, Herr Robert Schlobach, ein Sachse, um die Sache ernstlich zu betreiben, nachdem zuvor etwa 6 Ingenieure fortgelaufen waren mit der Erklärung: Es sei unmöglich, diesen Urwald zu durchdringen. Herr Robert Schlobach aber hatte sich einmal, wie er sagte, vorgesetzt, die Arbeit zu vollenden oder zu sterben. Er war lange Militär gewesen, hatte auch die Campagne in Schleswig mitgemacht und

Digitized by Google

war daher ziemlich abgehärtet. Er drang in den Urwald, hieb sich Wege (Picaden werden solche Pfade im Urwald genannt), suchte und zeichnete den Lauf der Flüsse, die Richtung der Berge und Thäler, steckte endlich die Richtung der Straße ab, und nun ging's los. Man hatte die Mündung eines Flusses, Mucury, als Hafenpunkt gewählt und war von dort aufwärts gefahren, so weit als möglich, und von da war man in den Urwald hereingegangen. Nach jahrelangem Suchen war man endlich über den Platz einig geworden, wo der Hauptcolonisationspunkt sein sollte, so zu sagen, der Transit- und Stapelplatz für die Waaren von Minas. Es liegt derselbe in directer Richtung 80 Stunden vom Meer im Urwalde, an einer Stelle, wo etwa 4 Flüßchen zusammen oder in der Nähe laufen. Der Ort selbst wird nur an seinem südöstlichen Ende vom stärksten dieser Bäche berührt; derselbe heißt Todos os Santos: Allerheiligenbach, und der Ort heißt Philadelphia: Bruderliebe. Möge doch der Name bald Wahrheit werden, denn bis jetzt ist er nur schauerliche Ironie, da Haß und Feindschaft in Vieler Herzen wohnen; wo sich Brüderschaft oder Freundschaft gezeigt hat, da war's nur im Kaschaß- oder Weingeist. — An diese Picade nun, die vom Meer resp. vom Landungsplatz am Flusse aus im Urwalde gehauen war, und die ich an einigen Stellen noch selbst passirt habe und also noch mit eigenen Augen mich überzeugte, was es für die oft mit Krankheit, Kindern oder Geräthe belästeten Colonisten, besonders für die Frauen, heißen mußte, Wochen lang bergauf, bergab über Baumwurzeln, durch Schlingpflanzen, durch Sümpfe und Gebüsch zu marschiren, wurden die Leute geführt: so, jetzt marschirt zu, an der und der Stelle im Urwalde sollt ihr euch niederlassen. Nach vielen Mühsalen endlich angelangt, fehlte oft nicht weniger als Alles, denn die Leiter des Unternehmens waren theils schlechte, theils unfähige Leute, die nicht die gehörigen administrativen Talente hatten, um erwägen und überrechnen zu können, was es heiße, eine Bevölkerung an einen solchen Ort zu verpflanzen und zu erhalten, und wußten sie es, so hatten sie nicht den Willen, zu helfen. Es ist schauerlich, was die Leute da gelitten haben. Vor Allem war oft das versprochene Obdach nicht da; da lag denn die Familie im feuchten Walde zwischen ihren Kisten, wenn sie dieselben glücklicherweise mitgebracht hatte, auf bloßer Erde. Da mußte denn der Mann zuerst daran gehen und sich im Dickicht die Stelle aussuchen, die für eine Wohnung vorerst geeignet schien, hieb dann die Bäume nieder, steckte einige starke Pfosten in die Erde, verband sie durch rohe Querstangen und befestigte an denselben, mittelst Schlingpflanzen, eine Reihe dünnerer Pfähle, die, wenn's gut ging, etwa gespalten waren;

Digitized by Google

diese „Bukerbuden", wie die Colonisten sie nennen, bedeckten sie dann mit Palmblättern und später mit Holzschindeln. Viele dieser Buden stehen noch, da die Colonisten bisher nicht sämmtlich soweit zu Kräften gekommen sind, sich eine Hütte mit Lehmwänden zu bauen. Neulich erzählte mir eine Frau, die in Deutschland schon Rittergutsbesitzerin war und, nur durch mißliche Umstände gezwungen ausgewandert und, durch die glänzenden Versprechungen verlockt, nach Brasilien an den Mucury gezogen war, wie in einer stürmischen Nacht diese Hütte ihnen über'm Kopf zusammenfiel, und sie eben nur Zeit hatten, noch in die finstere Nacht, in den Sturm und Regen hinaus zu springen, welcher Unfall ihr fast all' ihr gutes Geschirr, ihre Bilder und Spiegel, was sie noch mitgebracht hatte, kostete. Andere wissen zu sagen, wie sie, krank und elend daliegend in ihrem Bette, vom tropischen Regen ganz durchnäßt wurden, wobei der Vater um die Mutter, die Mutter um den Vater, und die Eltern um die Kinder sorgten. Eine Frau ward mitten in der Picade, bevor sie am Bestimmungsplatze waren, entbunden. Da lag sie auf bloßer Erde, ohne Pflege, ohne Nahrung; der Mann wollte und konnte sie nicht verlassen, weil bis zur nächsten Hülfsstation es 2 Tagereisen weit war. In der höchsten Noth schickte Gott einen französischen Ingenieur daher; der sah das Elend, gab, was er an Lebensmitteln bei sich hatte, und ritt den Weg in einigen Stunden, so daß bald Leute ankamen, die sie trugen, was der Frau heute noch unbegreiflich ist. Eine andere Familie brauchte zu dem Wege, den man mit einem guten Pferde in 3, höchstens 4 Tagen reitet, 3 Monate, da sie vor Hunger, Elend, Entkräftung und Krankheit überall liegen bleiben mußte. Zu einer andern Familie, die schon eine Hütte besaß, kam eine neu angekommene und bat, sie doch so lange zu behalten, bis sie untergebracht wären. Der Mann trug was auf dem Rücken. Als er's auswickelte, war's — sein todtes Kind. Er begrub's mit Schmerzen im Urwalde, wo sein Gastwirth kurz zuvor auch 2 eingescharrt hatte. Eine Anzahl Schweizer (28) waren am Fluß Mucury angesiedelt worden. Von den 28, die dort ein Haus bewohnten, starben 16. Die Uebrigen erhielten endlich Erlaubniß, im Urwalde weiter hinauf zu gehen, und wurden an einen Ort gewiesen, der Boa Vista (schöne Aussicht) heißt. Dort lagen abermals Alle krank, bis auf einen Mann. Fünf Gräber bezeichnen den Aufenthalt; die Frauen müssen sogar helfen, die Todten nur aus dem Hause zu schaffen und, in Baumrinde gewickelt und mit Schlingpflanzen zusammengebunden, in die Grube zu werfen. Erst gestern sagte mir jener eine Gesundgebliebene: „Da haben wir erst Gott suchen

Digitized by Google

lernen; was ich für Gedanken hinsichtlich der Religion habe, bekam ich dort." Aber wozu kam dieser Schweizer? Gewiß nicht ohne den nachwirkenden Einfluß der heimathlichen Kirche fand er in der Bibel, die sie mit einander lasen, einen strengen Prädestianismus, ja seine Ansichten streifen an den starren Fatalismus. Dieser Schweizer war auch schon in St. Paulo auf den Colonien jenes berüchtigten Vergeiro gewesen, der das Halbpachtsystem aufgebracht hatte. Er drückte sich darüber so aus: „Von fünf Bohnen bekam und bekommt noch der Colonist eine." Hätte er zu solchen Ungerechtigkeiten geschwiegen, so konnte er entweder Geld erhalten oder Director werden; er nahm keins von beiden an, sondern kämpfte und litt für seine Landsleute. Er mußte deshalb auswandern und wurde an den Mucury verleitet, wo er abermals eine Leidensschule nach der andern durchzumachen bekam. Denn in Boa Vista hausten nicht nur Krankheiten und andere Uebel, sondern auch Nahrung fehlte; es war schlecht, da die Compagnie die versprochenen Lieferungen an Lebensmitteln entweder gar nicht, oder nur theilweise, oder in schlechten, verdorbenen Stoffen, die sie so wohlfeil als möglich einkaufte, machte. So fehlte bald der Speck, um das Essen fett, oder Salz, um es schmackhaft zu machen. Hatte man ja einmal von jeder Sorte des versprochenen Nahrungsmittels etwas, so war es nicht zu genießen. Eine Frau sagte, der Farinha (grobes Mehl) sei so schlecht gewesen, daß selbst die Schweine ihn nicht mochten. Da lernten auch seine Leute Speck essen, in dem es von Würmern wimmelte. Aber sie hätten in Boa Vista ausgehalten, wenn nur die köstlichste und nothwendigste Gottesgabe, das liebe Wasser, nicht gefehlt hätte. Weit und breit war zuletzt keins zu finden. Er sagte, sie seien Alle so weit gewesen, daß sie den Herrn angerufen hätten, er möge sie doch sterben lassen. Auch habe er's für eine Strafe angenommen, da ihn weder die Noth noch sonst etwas zur Auswanderung getrieben, sondern nur die hohen Gedanken und Pläne, die er gehabt. So mußte er denn diesen Platz abermals verlassen, und weiter oben am Flusse Todos os Santos, in der Nähe von Philadelphia war's diesmal, wo er sich ansiedelte. Derzeit wuchsen seine drei Kinder heran. Er wollte für ihren Unterricht sorgen und zog nach Philadelphia, wo eine nothdürftige Schule war, und wo er hoffte, sich durch die Dreherei und Anderes ernähren, zugleich zur Eintracht der Colonisten und dadurch zum Gedeihen der Colonie etwas beitragen zu können. Er gründete zu dem Zwecke einen Singverein, und eine Zeit lang schien sein Plan zu glücken. Allein da er die Wahrheit auch hier überall redete, und anfing, Artikel über die Wirthschaft am Mucury in die Zeitung zu schreiben, so scheint

Digitized by Google

man sich das an gewisser Stelle hinter die Ohren geschrieben zu haben, und er glaubt nun, er sei wieder verfolgt. Deshalb will er auch Philadelphia und den Mucury ganz verlassen und, wie er sagt, einen Winkel suchen, wo er Niemand mehr sieht und hört. Das ist eine Kleinigkeit aus der Geschichte eines brasilianischen Colonisten. Eine andere Familie hatte auch kaum ihr Leben noch an den Ort, wo sie sich anbauen sollte, gebracht. Eine elende Hütte, ohne Schutz gegen Sturm und Regen, kam mit Mühe zu Stande. Da wird er sammt seiner Familie tödtlich krank, und nun im Regen und Wind, ohne Lager, ohne Nahrung, ohne Pfarrer, ohne Arzt. Den Eltern brach über die leidenden Kindlein, die vergebens nach einem erquickenden Tranke oder anderem Labsal schmachteten, das Herz. Der kranke Vater macht sich mit seiner Frau bestem Kleid und seiner eigenen besten Hose auf den Weg nach Philadelphia. Endlich ist er dort und wird seine Sachen um ein Spottgeld los, — aber siehe da, als er etwas kaufen will, ist nichts für einen Kranken Passendes da, nicht einmal Kaffee. Betrübt kehrt er auf seine 4—6 Stunden weite Fazenda zurück, wo die darbenden Kinder einmal über's andere gefragt: „Ach, kommt der Vater noch lange nicht?" und die Mutter tröstend geantwortet hatte: „Seid ruhig, er kommt bald und bringt Euch was." Kaum mag der Vater mit seinen leeren Händen in die Hütte treten. Nachts fragt eins: „Vater, gieb mir Wasser." Er sagte: „Mein Kind, trinke nicht immer das schlechte Wasser, die Mutter steht bald auf und macht Dir Kaffee." Das Kind legt sich wieder. Morgens ist's eine Leiche. Trotz Rufen und Schütteln des Vaters erwacht's nimmer. Der arme schwache Vater ruft seinen Nachbar, der sein Feind war, aber nun doch kam; Beide machen eine Grube und legen ohne Sarg und ohne Sang das Leibchen hinein. Bald folgt ein zweites. — Die Eltern müssen (ich glaube wegen Unfruchtbarkeit) den Ort der Ruhe ihrer Kinder verlassen. Sie bauen sich an einem guten Orte an, aber sie waren an einem Bache, der S. Jacinthe heißt, am weitesten hinaufgewiesen worden in den Urwald. Anfangs geht's gut. Die Fazenda ist eben und gut anzupflanzen, und Alles wächst lustig. In selbigem Jahre haben die Buker (Wilden) viel Hunger. Es kommen zuerst Einzelne. Der gute Mann hat Mitleiden, da sie sagen: tem muito fome (bin sehr hungrig). Er sättigt sie, und da sie sagen: Viele Kameraden im Walde, ladet er ihnen noch an Erdfrüchten auf, was sie tragen können, damit Jene zufrieden seien und nicht auch kommen. Doch gefehlt. Einen oder zwei Tage später kommt ein ganzer Trupp; sie verlangen zu wissen, wo er seine Erdfrüchte hat; er muß ihnen seine Hacken geben, mitgehen und

Digitized by Google

zusehen, wie sie da seine Ernte einernten und Lasten fortschleppen, von denen er nie geglaubt, daß sie sie tragen könnten. Einer war besonders dreist. Er sagte: „Eo kapitao," (Ich bin der Capitän, Häuptling,) und von Allem, was er sah, sagte er: „O, isto pera me." (O, das für mich.) Wenn der gute Schulz, so hieß der Mann, sagte: „Das ist noch nicht reif," so war die Antwort: „Mais logo para me." (Später für mich.) Schulz hatte auch ein fettes Schwein. Auch von dem meinte der Capitain: „O senhor, isto para me; tem muito fome." (O Herr, das für mich, bin sehr hungrig.) Schulze sagte: „Es wird noch nicht geschlachtet." „Bom," war die Antwort, „mais tarde para me." (Gut, später für mich.) Ach, dachte Schulze, was will das werden? Er entschloß sich, das Schwein sogleich, wenn die Buker fort seien, zu schlachten, den Speck zu verkaufen, und nur das Fleisch einzusalzen. Am andern Tage war er eben im Begriff, mit seinem Sohne nach einer andern Fazenda zu gehen; ich glaube, er wollte seinen Nachbar zur Schlachtsuppe einladen, da sah er zu seinem Schreck die Buker, wohl 100 Mann stark, mit Sack und Pack, mit Pfeil und Bogen, in der Picade sich entgegen kommen. Sie wollten ihn nicht vorbeilassen; endlich versprach er, sogleich wieder zu kommen, und sie gaben sich. Bis er wieder umkehrte, hatten sich die Buker in der Nähe seiner Fazenda schon niedergelassen. Sie bauten sich ihre Blätterdächer und machten Miene, da zu bleiben und von der Fazenda zu leben. Was sollte der Mann thun unter solcher Gesellschaft. Er brachte sogleich seine Frau zu einem andern Fazendair, viel weiter nach der Stadt zu. Der holte mit eigener Hand und allein mitten durch die Wilden hindurch den Sack mit dem Fleische des geschlachteten Schweines, und so überließ man die Fazenda mit der schönen Pflanzung den Waldmenschen. Die Fazenda, die der Mann jetzt hat, ist steil und unfruchtbar. So ringt er und mit ihm noch Manche immer noch mit den Anfängen, während sie schon vier und sechs Jahre da sind. Das hindert begreiflich sehr das Gedeihen und die Zufriedenheit der Colonisten. Es machen immer noch welche, die noch können, weg, und neue kommen wenige, fast keine an, da die weggehenden Unzufriedenen begreiflicherweise den Mucury immer wieder in Verruf bringen. Obigem Fazendair sind außer jenen zwei Kindern noch zwei gestorben. Neulich weinte ein junger, sehr kräftiger Mann in meinem Zimmer wie ein Kind, als er mir erzählte, welche drei schönen Knaben er gehabt, die er selbst sämmtlich auf seiner Fazenda begraben hat; und nun steht er da wie eine Eiche, deren Aeste und Zweige abgestoßen sind.

Diese Geschichten, wenn's beliebt, kann ich ziemlich vermehren. Habe

Digitized by Google

Dir, mein Theurer, dies geschickt, was ich eigentlich für Deutschland bestimmt hatte. Weiß nun nicht, wie viel davon für die Oeffentlichkeit taugt. Wünsche Deine Bemerkungen, und ob in dieser Art mehr gefällt.

Da der Lehrer Voggis todt ist, habe ich auch die ganze Schule allein; viel Arbeit. Würde gern mein Herzblut hergeben, könnte ich was Gutes und Dauerhaftes schaffen; allein die Verhältnisse sind so ungünstig in jeder Beziehung, daß mir oft der Muth sinken will und mein Inneres mir fast vor Beklemmung den Athem raubt, denke ich, daß sich wenig ändern läßt und bei aller Arbeit nichts Ganzes werden kann.

Leb' wohl und gedenke Deines

Theophile.

Philadelphia, den 6. März 1864.

Wir wenden uns nun nach der Provinz Espiritu Santo, wo in der Colonie S. Isabel seit 1860 der vom preußischen Oberkirchenrath gesendete Pfarrer H. Eger stand. [1]) Die Correspondenz meines seligen Bruders mit Eger ist eine höchst merkwürdige. Beide haben sich nie von Angesicht gesehen, es sei denn in Halle auf der Universität, doch ohne von einander ein klares Bild zu haben. Nachdem aber die Correspondenz einmal angeknüpft, befreundeten sich Beide „als die Unbekannten und doch bekannt" herzlich. Von wie großem Trost Eger's Briefe für den Freund in Rio waren, mit wie herzlicher Liebe, Theilnahme und Freundschaft er an ihn schrieb, muß ich auch hier dankend aussprechen. Pfarrer Eger, auf dem Domstift in Berlin gebildet, und dann Hülfsprediger in Lychen in der Uckermark, wo er mit großem Segen wirkte und auch die Joh. Arnd'schen Passionspredigten herausgab, folgte der Berufung an die Gemeinde St. Isabel. Obgleich das Klima ein besseres zu sein scheint als in Rio de Janeiro, hatte er doch viel zu leiden gleich im ersten Jahr, zweimal in dieser Zeit war er einen Monat krank, und sonst im ersten Jahr fast nie ganz gesund. Das Klima und die gewissenhafte Amtsthätigkeit bei traurigen und aufregenden Gemeindeverhältnissen wirkte nachtheilig auf seine Gesundheit. Daß man in Deutschland sich ganz falsche Vorstellungen von dieser Gemeinde mache, berichtet er auch. Wie willkommen auch für Eger der Briefwechsel mit dem Amtsbruder in Rio war, beweisen seine Worte nach Empfang des ersten Briefes von Jenem. „Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, der mich und meine Frau in Wahrheit erquickt und getröstet hat; der Herr ist gnädig

[1]) Derselbe ist nun zurückgekehrt und Pfarrer in Deutsch-Wilmersdorf bei Berlin

Digitized by Google

und barmherzig, daß er mir in Ihnen einen Amtsbruder hier in diesem fernen fremden Lande geschenkt hat, dem ich mich innerlich so verwandt und nahestehend fühle. Von der Stunde an, da Ihr Brief in meine Hand gelangt, ist es mir zu Muthe, als ob ich hier fester stände und getroster mein schweres Amt ausrichten müßte; der Segen und die verborgene Macht der christlichen Gemeinschaft wird mir hier erst recht offenbar, wo ich mich seither immer als auf den Isolirschemel gestellt fühlte . . . . ." Nach der Erkrankung seines Amtsbruders in Rio, nachdem er ihn herzlich zu sich eingeladen und eine solche Reise seelsorgerisch ihm zur Pflicht gemacht hatte, schrieb Eger noch zweimal an ihn nach Rio. In dem vorletzten Brief vom 23. October 1863 sagt er: „Ein geheimes aber mächtiges Bangen ergreift mich, indem ich Ihnen schreibe, denn die Frage, die mir nun erst durch Director Jahn beantwortet werden wird, deren Beantwortung mir aber täglich am Herzen lag, wie geht es meinem mir sehr theuer gewordenen Amtsbruder und Kampfgenossen in Rio, beunruhigt mich immer wieder. Die letzten Nachrichten waren doch gar betrübend. . . . . Doch ich bitte den Herrn, daß Er sie noch eine gute Weile Seiner Kirche erhalten möge. Mein theurer unbekannter Freund, ich liebe Sie mit aller brüderlichen Liebe, nicht weil Sie mir einige Male rathend, tröstend, liebevoll geschrieben, sondern weil ich von Ihnen weiß, daß Sie in Rio das Kreuz auf sich genommen, daß sie ein unbequemes, unruhiges Leben einem bequemen, scheinbar ruhigen vorzogen. Der Herr segne sie dafür mit Seinem Segen!" . . . Eger hat auch ein schweres Kampfesleben in S. Isabel gehabt. Statt ihn zu unterstützen, bekämpfte ihn der unkirchliche und übel beleumundete Colonialdirector auf das gehässigste, und selbst in Rio suchte man den Pfarrer zu verdächtigen. Ohne Empfang zog er ein in seine Gemeinde, in welcher ihm das zuletzt bewohnte unsaubere Pfarrhaus angewiesen wurde. Zu dem Regierungsgehalt von 800 Milreis sollte noch ein Gemeindezuschuß hinzukommen, der aber nicht pünktlich und sehr verkümmert einging, so daß er damit schwerlich hat leben können, zumal er noch Pferde halten mußte für die nothwendigen Reisen. Die deutsche Kirche sollte auf die äußerliche Stellung ihrer Sendboten, auf deren Versorgung, viel mehr Acht haben. Ein Colonist verdient oft in einem halben Jahre mit Leichtigkeit viel mehr, als der Pfarrer im ganzen Jahre hat. Der Zustand der Gemeinde in den ersten Jahren seines Dortseins war ein beklagenswerther, aus der späteren Zeit habe ich keine Nachrichten mehr. Genußsucht, Trunk, Unzucht scheint das Leben der Colonisten. Der Kirchenbesuch war unbefriedigend, und die alten Colonisten ließen

Digitized by Google

ihre Pfeifen nicht aus dem Munde während des Gottesdienstes, waren auch zu faul, ihre Gesangbücher aufzuschlagen. Die nothwendigen Reisen nach Victoria und Santa Leopoldina, die schlimme Krankheit im zweiten Jahre seines Aufenthalts, aufreibende Arbeit, Unordnung und Verdruß in der Gemeinde, namentlich auch in Ehesachen (wo Bigamie ein Leichtes ist), mußten dem Pfarrer Eger das Amt zu einem äußerst schweren machen. Bei der Schulpflege widerstand ihm der Colonialdirector, welcher die Schulkinder arbeiten ließ, statt sie in die Schule zu schicken. Die Kirchenvorsteher waren untauglich, und so fiel alle Last dem Pfarrer zu. Ueber alle diese und andere Gemeindeerfahrungen wollte Eger an seinen Freund ausführlich berichten; es ist aber bei der weiten Trennung Beider von einander und der Krankheit und dem Heimgang meines seligen Bruders nicht mehr dazu gekommen. Möchte es dem Bruder Eger doch gefallen, selbst aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung der Oeffentlichkeit Mittheilungen zu machen.

An St. Isabel in der Provinz Espiritu Santo reiht sich die viel weiter nördlich gelegene Colonie Santa Leopoldina in derselben Provinz. Santa Leopoldina, früher Filial von St. Isabel, aber bei der großen Entfernung unmöglich von da aus zu versehen, hat eine Gemeinde, welche besser ist, als ihr früherer Ruf. Pfarrer Eger hatte den Oberkirchenrath in Berlin um Hülfe für diese Gemeinde ersucht. Derselbe aber lehnte bei dem dermaligen Stande der brasilianischen Gesetzgebung, insonderheit des Ehegesetzes, jede weitere Anknüpfung mit Brasilien ab, und fragte beim Pastor der Gemeinde Rio an, ob dieser nicht eine Reise nach Santa Leopoldina unternehmen könne, sie kirchlich versorgen und ebenfalls Bericht erstatten; die Herbeischaffung der erforderlichen Kosten sollte der Pastor der Gemeinde Rio in Erwägung nehmen, da die Behörde nur im dringenden Fall einen kleinen Beitrag dazu würde ausmitteln können. Jedoch war die Entfernung von Rio bis Santa Leopoldina ja noch weit größer als von Isabel, und eine solche Reise ganz unmöglich. Im Juli 1862 machte Eger selbst eine Reise nach Santa Leopoldina. Von seinem Amtsvorgänger schon waren 6 von der Gemeinde gewählte Männer in Santa Leopoldina unter Gebet und Handauflegung als Kirchenvorsteher bestätigt. Diese luden Eger im Juni 1862 dringend ein, zu ihnen zu kommen. Er reiste nun mit zwei Begleitern auf dem beschwerlichen und zum Theil lebensgefährlichen Landwege der Colonie entgegen. Durch drei große Flüsse mußten sie mit den Pferden hindurchschwimmen und liefen oft Gefahr, in Sümpfen zu versinken. In Santa Leopoldina wurde Eger auf das freundlichste empfangen, zuerst von einem Pommer-

Digitized by Google

schen Schmied Wegner. Hier war Verlangen nach dem Worte Gottes, und mit Eifer besuchte man die veranstalteten Gottesdienste. Außer den täglichen Gottesdiensten verrichtete der Pfarrer viele andere Amtshandlungen, namentlich Taufen und Trauungen, und Confirmation. An der Abendmahlfeier des Confirmationstages nahmen außer den 62 Confirmanden 308 Personen Theil. Die Colonie Santa Leopoldina hat 712 Seelen. Für diese eine eigene Pfarre zu beschaffen, war Aufgabe der Gemeindeberathungen. Inzwischen legte der Schweizer außerordentliche Gesandte, Herr von Tschudi, unter dem 3. December 1863 dem Comité des Baseler Missionshauses die Bitte der brasilianischen Regierung um einen Geistlichen für die Colonie Santa Leopoldina vor. Der Missionszögling H. Reuther wurde für diese Stelle bestimmt. (Vgl. Evangel. Heidenbote, 1864 April, und die Uebersicht der evangelischen Gemeinden in Brasilien in unserem Buche, vgl. auch Märk. Bote 1865 Reuther's Aufruf.)

Noch eine dritte Gemeinde ist in Espiritu Santo, nämlich Rio Novo, etwa unter dem 21. Grad südlicher Breite, wo der Missionar Bernhard Pflüger seinen Platz nahm, und von wo er unter dem 9. Juli 1862 an seinen Freund und Mitarbeiter in Rio unter Anderem Folgendes schrieb. „Als ich hier ankam, war nicht das Geringste vorbereitet. Ich selbst mußte meine Wohnung im Directorium nehmen, das aber über eine Stunde Wegs von den meisten meiner Gemeindeglieder entfernt ist, und da gleich nach meiner Ankunft die Regenzeit eintrat und der Regen Wochen lang fast ohne Aufhören herabströmte, so mußte ich über einen Monat lang fast unthätig zu Hause sitzen. Das war gleich eine schwere Prüfungszeit für mich. Nach der Regenzeit fing ich dann sogleich an, mit Hülfe meiner Gemeinde eine Schule zu bauen nach der einfachsten Art, wie die Colonistenhäuser gebaut sind. Zugleich richtete ich auch darin eine Wohnung für mich ein, die ich Anfangs April beziehen konnte. Am Palmsonntag hielt ich den ersten Gottesdienst in dem neuen Schullocal, das nun eine Zeit lang oder eine lange Zeit auch zu diesem Zweck dienen muß. Seither ist nun regelmäßig jeden Sonntag Predigt und Confirmanden-Unterricht. Eine Schule selbst konnte ich bis jetzt nicht beginnen, weil ich noch keine Erlaubniß von der Regierung dazu habe. Meine Gemeinde ist bis jetzt noch sehr klein und zählt kaum 80 Seelen. Es war der Plan des Herrn von Tschudi, die schweizerischen Colonisten von der benachbarten Colonie Leopoldina hierher zu versetzen, da dort viel schlechtes Land sein soll; diese aber haben, nachdem einige von ihnen die hiesige Colonie angesehen haben, keine Lust, hierher zu kommen, weil

Digitized by Google

hier das Klima für die Gesundheit nicht so zuträglich ist wie in Leopoldina. So muß ich nun eben warten, bis vielleicht neue Colonisten von Europa hierher kommen. Sollte dies nicht der Fall sein, so dürfte vielleicht meines Bleibens hier nicht gar lange sein. — Was den moralischen Zustand meiner Gemeinde betrifft, so darf ich mich vielleicht — wenigstens anderen Colonien gegenüber — noch glücklich schätzen. Ich habe mehrere Familien, denen ich ein gutes Zeugniß geben kann, und einige wenige, in denen ein positiv christlicher Sinn herrscht, und meist sind dies gerade die Einflußreichsten in der Gemeinde. Doch fehlt es auch nicht an sittlich Verkommenen, obgleich hierin eine Vergleichung der Protestanten und Katholiken, welche letztere hier viel zahlreicher sind, bei Weitem zu Gunsten der Protestanten ausfallen würde. Im Allgemeinen bin ich zufrieden, namentlich seit ich ungestört in ordentlicher Weise meinem Beruf leben kann. Auch hat mir der Herr bisher eine beinahe ununterbrochene Gesundheit geschenkt.... (folgt Mittheilung eines bedenklichen Trauungsfalls.) .... Daß Sie sich über die Ankunft der zwei neuen Mitarbeiter gefreut haben, bin ich gewiß; es beweist mir das Ihre Liebe, mit der Sie dieselben aufgenommen haben. Möge der Herr immer mehr Sein Reich hier bauen und Seinen Namen auch in Brasilien verherrlichen! Lassen Sie uns Ihn darum bitten! Ich wünsche Ihnen auch zu Ihrer schweren Stellung Glaubensmuth und Gotteskraft und den Segen des Herrn, und verbleibe in herzlicher Liebe grüßend Ihr im Herrn verbundener Freund B. Pflüger."

Am 10. Juli 1862 konnte Pflüger an das Baseler Comité von der Einweihung seiner Capelle schreiben. Er fährt fort: „Das Gebäude, welches meine Wohnung und ein Local für Schule und Gottesdienst umfaßt, ist sehr einfach gebaut und eingerichtet. Hier, wo wir im Winter die angenehmste Jahreszeit haben, die man sich nur denken kann, braucht's keine so wohlbefestigte und vermauerte Häuser wie in Europa; von Glasfenstern wissen wir auch auf unserer Colonie vollends nichts. Alles Mögliche, was man zum Bauen braucht, holt man aus dem nahen Urwald heraus. Wie bei den meisten anderen Häusern, so bildet auch in meiner Wohnung die bloße Erde den Fußboden; die Wände sind erst mit Holz durchflochten, dann mit Lehm bestrichen und mit Kalk geweißt Ich bin, dem Herrn Dank, immer gesund und wohl, habe auch nicht gerade mit besonderen Schwierigkeiten in meinem Amt zu kämpfen; meine Predigten werden immer ziemlich zahlreich besucht, auch von manchen Katholiken. Es sind auch nicht Viele in der Gemeinde, die besonders aus-

Digitized by Google

schweifend wären; ich habe mehr mit dem geistlichen Tod und der Selbstgerechtigkeit Vieler, als mit besonderen Lastern zu kämpfen. Einen Familienvater, dessen zahlreiche Familie ihm gleichgesinnt ist, habe ich als Bruder in Christo kennen gelernt und werde von ihm hie und da besucht. Außerdem hat der Herr in einem edlen und liebenswürdigen Jüngling der Gemeinde besonders durch schwere Führungen ein schönes Werk angefangen. Auch Andere berechtigen mich wenigstens zu guten Hoffnungen. Der Herr und sein Geist thut es, deshalb will ich in Geduld fortarbeiten und nur auf ihn sehen." (Vgl. Evangel. Heidenbote, April 1864.) Pflüger ist jetzt Stroele's Nachfolger in Petropolis geworden.

Auch mit dem Pastor Meyer in Novo Friburgo in der Provinz Rio de Janeiro setzte sich mein Bruder in Verbindung. Derselbe antwortete mit folgendem freundlichen Schreiben:

Novo Friburgo 2 de Decembro de 1863.

Werthgeschätzter Herr Pastor!

Ein wahres, herzliches Vergnügen verschaffte mir Ihr werthes Schreiben vom 20sten verflossenen Monats, das Sie die Güte hatten, an mich zu richten, und ich werde nicht versäumen, Ihren darin enthaltenen Wunsch so schnell als immer nur möglich und nach meinen besten Kräften zu erfüllen. Ich verhehle Ihnen keineswegs, daß es eine schwierige Aufgabe ist, über einige Punkte genauen Aufschluß zu ertheilen, wie z. B. über Zahl der zur Gemeinde gehörigen Mitglieder, weil mir bis dato kein Verzeichniß derer zu Gesichte gekommen, da, wie mir scheint, ein solches nie ex officio geführt wurde, und Herr Pastor Sauerbronn seine Privatnotizen dem und jenem ihn darum Ersuchenden abgegeben hat. Wohl existirte und existirt noch ein Kirchenvorstand, aber, so zu sagen, nur in nomine, denn der bekümmert sich leider sehr wenig um das Wohl der kirchlichen Zustände, und, einen oder zwei ausgenommen, treten sie dem Geistlichen mehr hemmend entgegen, als daß sie ihn zu unterstützen suchen. Demzufolge ist auch kein Protokoll vorhanden, aus welchem ich einige dienende Auszüge machen könnte, und muß mich somit größtentheils auf die Angaben von Herrn Sauerbronn beschränken.

Am mißlichsten und betrübendsten für Jeden, dem die Sache Christi am Herzen liegt, wird die Schilderung des sittlichen und religiösen Zustandes der Gemeinde ausfallen, denn der ist leider tief, tief gesunken, und nur mit Schmerzen gehe ich daran, wenn ich bedenke, daß er der Veröffentlichung ausgesetzt werden soll. Es ist wahr, die Worte Jesaias

Digitized by Google

1, 4—6 sind völlig anwendbar; aber ich möchte doch nicht behaupten, daß sich dieser Zustand ganz und allein nur aus der Gemeinde selbst heraus so gebildet, daß aus Mangel an Ermahnung, an Zurechtweisung es soweit gekommen, oder daß die Herzen hier weniger empfänglich wären für den Samen des Gotteswortes; nein, ich möchte es vielmehr auf das allgemeine uns umgebende Sittenverderbniß schieben, auf das böse Beispiel der andern Confession, das tagtäglich vor Augen steht. Denn wie es hier in Brasilien, besonders auf dem Lande, mit dem Christenthum bei den Katholiken steht, wie es zum Aushängeschild eines unwürdigen Wuchers gemacht wird, ist nur allzu bekannt. Wie sollte wohl das gute Samenkorn von den mächtig um sich greifenden Dornen nicht erstickt werden? Wie sollte der Weizen, zerstreut und vereinzelt, unter dem vielen Unkraut gedeihen können? Doch hoffentlich wird der Herr seinen Acker wieder reinigen, und ich sehe die Zeit als eine nicht mehr lang ausbleibende. Die Worte unseres Heilands gehen auch jetzt wieder in Erfüllung: „Es werden Zeiten kommen, wo ihr euch sehnen werdet, auch nur einen der Tage des Menschensohnes zu sehen, und ihr werdet ihn nicht sehen." Doch nicht weiter jetzt mit meinen Klagen, und ich bitte Sie um Entschuldigung, wenn ich schon in meinem ersten Briefe, den ich an Sie zu richten die Ehre habe, einen solchen Ton anzunehmen wage. Aber wenn ich auch bis jetzt nicht das Vergnügen hatte, Sie persönlich zu kennen, so habe ich doch vernommen, daß Sie aus Liebe zu unserem Herrn und Heilande, dessen geringe Werkzeuge wir sind, den Kampf gegen diese Welt nicht scheuen, sondern mit festem Schritte dem Unwesen der Zeit entgegentreten. Aufrichtig gestehe ich Ihnen, daß ich schon deshalb gewünscht hätte, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, was hoffentlich noch geschehen mag, wenn der Allgütige uns eine längere Lebensfrist vergönnt und Ihnen die Gesundheit wieder schenkt. Und er wird es gewiß thun, er wird seinem getreuen Arbeiter auch wieder Kräfte verleihen, das ihm anvertraute Werk noch weiter zu befördern.

Ueber Schulverhältnisse in hiesiger Gemeinde ist wenig zu erwähnen, da bis jetzt keine den Evangelischen gehörende Schule existirte. Der spärliche Unterricht, den die Kinder einzelner Colonisten bekommen, wird ihnen von Lehrern ertheilt, die meistentheils aus abgedankten Soldaten bestehen und außer Lesen und Schreiben nicht besonders vortheilhaft auf den Geist der Kinder wirken mögen. Aber man will eben nicht nur einen Lehrer, sondern auch einen Arbeiter, der außer den Lehrstunden, die nur etwa Morgens früh und Abends spät abgehalten werden, noch auf dem

Digitized by Google

Felde arbeitet, und in dieser Beziehung der Familie mehr Nutzen bringen mag als in ersterer. Ich wollte dem Mangel abhelfen und beschloß, eine Schule für die deutsche Gemeinde zu errichten. Demzufolge unterzog ich mich dem Examen und erhielt von der Provinzialregierung die nothwendige Autorisation. Aber obschon ich den Preis für den Unterricht so niedrig als möglich stellte (2#500 monatlich), will das Unternehmen doch nicht vorwärts gehen. Gerne hätte ich es gratis gethan; aber da ich weder irgendwelche Besoldung für die Schule noch für die Kirche bekomme, und auch für eine Familie zu sorgen habe, so konnte es beim besten Willen nicht geschehen. Vielleicht kann es sich später besser gestalten, jedenfalls werde ich Alles versuchen, und ich hoffe zu Gott, er werde meinen Bemühungen seinen Segen nicht entziehen. Doch hierüber, wie über die anderen Punkte, werde ich mich in dem zu verfertigenden Bericht[1]) ausführlicher aussprechen, und ich bitte Sie schon im voraus um Verzeihung, wenn er allenfalls nicht zu Ihrer Befriedigung ausfallen, oder Einiges mit anscheinender Härte dargestellt werden möchte. Könnte ich es Ihnen mündlich mittheilen, es würde wohl Manches eine andere Gestalt bekommen.

Das Verhältniß der katholischen Geistlichkeit zu unserer Religion will ich Ihnen zum Schluß noch durch einen vor zwei oder drei Monaten sich zugetragenen Fall darstellen. Ungefähr in einer Entfernung von zwei Stunden von der Villa lebt eine evangelische Familie, geschätzt von allen rechtlichen Nachbarn. Aus der ersten Ehe hatte der Mann eine Tochter, die nun in einem Alter von 13 Jahren ist und von der Stiefmutter vielleicht nur zu gut behandelt wurde. Eines Abends verschwand diese Tochter mit einem Portugiesen, der als Arbeiter im Hause angestellt war. Der Vater stellte alle möglichen Nachforschungen an, wandte sich an das hiesige Gericht; aber da er nicht reich ist und folglich den Richtern die Augen nicht gut zu öffnen vermochte, war seine Mühe vergeblich. Nach einigen Tagen vernahm man, daß die Beiden in einer nahen Freguezia vom hiesigen Geistlichen, nachdem das Mädchen zur Abschwörung ihres Glaubens gebracht, getraut worden seien. Die Betrübniß der Eltern mögen Sie sich vorstellen, denn es ist noch eine von den wenigen Familien, die viel auf den evangelischen Glauben hält. Ich beschwerte mich beim Geistlichen über ein solches hinterlistiges Verfahren, erhielt aber nur zur Antwort: „Was geschehen ist, ist geschehen. Das Mädchen hat sich in den Schooß der Kirche begeben, und auch ohnedies hätten wir

[1]) Anm. Derselbe ist nicht mehr an meinen Bruder gelangt.

Digitized by Google

zur Verehelichung keine weitere Zustimmung gebraucht protestantischer Seits, denn die Staatskirche ist hier die katholische." Das ist der vielgepriesene Schutz, den man uns in diesem Lande gewährt.

Herr Pastor Sauerbronn läßt Sie um Verzeihung bitten, wenn er Ihr werthes Schreiben unbeantwortet läßt; er kann leider kaum noch seinen Namen zu Stande bringen. Auch möchte er Sie auf ein Werk verweisen, das Sinimbu herausgab, und dem er zu der Zeit alles Mögliche mitgetheilt hätte.

Genehmigen Sie, verehrtester Herr und Amtsbruder, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Ihr

Joh. Kaspar Meyer.

Für Sao Paulo, wo auch Blackford stand, eröffnete mein Bruder die Correspondenz mit Pfarrer Hölzel. Seine wiederholten Briefe folgen hier:

Hochwürdiger Herr Amtsbruder!

Ihr mir sehr werthes Schreiben vom 20. d. M. habe ich gestern erhalten, und ich beeile mich, noch mit umgehender Post Ihnen diese Zeilen zukommen zu lassen. Wollen Sie dieselben aber nicht als Antwort ansehen, wie Sie selbe erwarten und wie ich sie Ihnen auch geben kann, denn dazu gehört mehr Zeit. Nur benachrichtigen will ich Sie, daß Sie von mir, so bald es mir möglich, die betreffenden Mittheilungen, so weit ich sie zu geben vermag, erhalten sollen. Und nur oberflächlich will hier Einiges beifügen über mich selbst und meine jetzige Stellung.

Ich war gegen 5 Jahre Pastor an der böhmisch-schlesischen Grenze; im Jahre 1854 wollte ich mit Familie nach England, ließ mich aber in Hamburg durch Senator Schröder bereden, nach Dona Francisca zu gehen. Daselbst war ich bis Ende 1858, zu welcher Zeit ich nach Sao Paulo ging. Hier bin ich ungefähr ein Jahr. Mein Wirkungskreis erstreckt sich aber nicht nur auf die Umgebung von Simeira und die oft weit auseinander liegenden Colonien, sondern gewissermaßen auch auf Campinas, Stadt Sao Paulo ꝛc., kurz, mein Kirchspiel ist vielleicht größer, als manches Königreich in Deutschland, mein Leben ein wahres Wander- oder Apostelleben. Die Mehrzahl der Protestanten hiesiger Provinz befinden sich in hiesiger Gegend, darum habe ich auch meinen

Digitized by Google

Wohnsitz von Sao Paulo hierher verlegt. Es mögen in der ganzen Umgegend ungefähr 2—3000 Personen protestantischer Religion sein. Die Leute in diesen Parcerio-Colonien sind größtentheils sehr arm und moralisch ziemlich abgestumpft und herabgekommen, der größte Theil davon mag wohl schon in der Heimath nicht viel getaugt haben. In der Regel bauen sich die Leute Milho, Bohnen ꝛc. zu eigenem Bedarf an, und für Dinge, die sie nicht anbauen können, wie Salz, Fett ꝛc., erhalten sie von der Colonie-Direction 3—4#000 per Familie den Monat. Was sollen sie damit anfangen? Da bleibt freilich für Kirche und Schule wenig oder nichts übrig. Die 3 oder 4#000 erhalten sie als Vorschuß auf die folgende Kaffee-Ernte. Fällt diese schlecht aus, so kann manche Familie von ihrer Schuld nicht allein nichts abzahlen, sondern dieselbe mehrt sich noch. Manche können allerdings etwas von ihrem Mais und Bohnen verkaufen; aber dies ist wenig und gilt nicht von Allen. — Eben so armselig sieht es in geistiger Beziehung aus. Die hier geborenen Deutschen können meistens weder lesen noch schreiben, von Religionsbegriffen ist fast keine Rede, sie stehen mit den Negern ziemlich auf gleicher Stufe; an was sie sich vor diesen häufig noch auszeichnen, ist ein rohes, trotziges und ungeschliffenes Wesen, der Neger wenigstens ist kriechend-höflich. Schulen giebt es meistens keine, und wo es deren giebt, haben sie keinen Bestand wegen Lauheit ꝛc. der Leute selbst; auch darf man da etwa nicht an deutsche Dorfschulen denken. Daß es in dieser Beziehung besser würde, ist auch auf diese Leute selbst wenig zu rechnen, denn diese leben in ungünstigen Verhältnissen, sind zu verschiedenartig zusammengewürfelt, und die meisten haben wenig Sinn für geistiges Interesse. Kinder müssen schon mit arbeiten, und eine Schule würde darum nur dann gut frequentirt werden, wenn die Kinder für das Kommen ein Tagelohn erhielten. Mit sehr wenig Ausnahmen ist in dieser Beziehung von den Colonie-Besitzern bis jetzt, so viel ich weiß, nichts geschehen, diese brauchen nur lebendige Kaffee-Pflückmaschinen; und wie viel sich die Regierung um uns bekümmert, wissen Sie wohl selbst. Um alle Nachkommen der Protestanten katholisch zu machen, giebt es, nach meinem Dafürhalten, keinen besseren Weg, als den in Brasilien betretenen: das Dummwerdenlassen.

Doch über das Alles sollen Sie nächstens mehr vernehmen, nicht allein über die hiesige Gegend, sondern auch über Sao Paulo und Dona Francisca. Aus dem Wenigen schon werden Sie schließen können, welches hier meine Stellung ist. Mehr als hundertmal habe ich schon bedauert, daß ich Dona Francisca verlassen habe, wo ich meinen Gehalt vom

Digitized by Google

Governo geral bezog. Mit der Provinzial-Regierung hier stehe ich in keiner andern Verbindung, als daß ich meine Documente vorlegte und sie mir die Bewilligung zu allen Amtshandlungen gab, schon bei meiner Ankunft in Sao Paulo im Jahre 1858. Ich habe von nirgends her eine Unterstützung, als das Wenige, welches ich hier von den Leuten bekomme. Zur Unterhaltung meiner Familie wurden voriges Jahr in der ganzen Gegend beiläufig Rs. 1600#000 gezeichnet und auch Lebensmittel versprochen. Aber der größte Theil hat seinen Namen ohne Ueberlegung hingeschrieben. Und wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren. An Lebensmitteln habe ich sehr wenig bekommen, weil die Leute das Wenige, das sie hatten, lieber verkauften, um etwas Geld zu lösen. Was das Geld betrifft, so hat mich die Erfahrung gelehrt, daß ich in Zukunft mit Sicherheit nur auf ungefähr Rs. 500#000 rechnen kann. Davon soll ich noch über Rs: 300#000 Hausmiethe bezahlen. Wo soll das hinausgehen? Ich mußte schon über Rs. 300#000 Schulden machen, und meine Familie entbehrt so Manches, das dringend nothwendig ist. Ueberdies, auf den fortwährenden Reisen, die ich aus Geldmangel ohne Begleiter mache, steht Gesundheit und Leben stets auf dem Spiele. Auf manchen Wegen, wenn sie diesen Namen etwa verdienen, reite ich oft einen halben Tag, ohne einem Menschen zu begegnen. Die Wege sind bei schlechtem Wetter oft kaum zu passiren, und sie allein zu machen häufig auch unsicher. In der vorigen Regenzeit fehlte wenig, daß ich in einem ausgetretenen Flusse sammt dem Pferde ertrunken wäre. Erst vor zwei Wochen stürzte ich in einem Walde vom Pferde, weil die Sattelgurten rissen und das Pferd scheu wurde, und wobei ich des Sattels, der Mala mit Priesterrock, meiner besten Kleider und Rs. 100#000 an Geld, auf welches ich schon längst sehnlichst gehofft hatte, beraubt worden bin. Was sollte, wenn ich das Leben verlöre, aus meiner Frau und meinen fünf noch kleinen Kindern werden? Als weiße Neger würde man sie gebrauchen und von ihnen noch Nutzen ziehen wollen! Gott steh' mir bei! Nahrungssorgen, das Wohl meiner Familie gebieten mir, diese Gegend, wo ich allein, ohne alle Beihülfe, doch nicht ausrichten kann, was ich will, zu verlassen. Hätte ich Reisegeld, so würde ich nicht zögern, mit meiner Familie nach Rio de Janeiro abzureisen. Vielleicht könnte ich mich da eine Zeit lang durch Unterricht in Sprachen ꝛc. fristen, bis ich vielleicht mit passender Gelegenheit entweder nach Nordamerika oder wieder zurück nach Oesterreich, meiner Heimath, reisen könnte. Mit Vergnügen würde ich diesem Lande den Rücken kehren, in dem ich mich wohl schon lange genug umher plage;

Digitized by Google

süß müßte der Gedanke sein, meine Kinder unter einem civilisirten Volke zurückzulassen, wenn ich einst aus dieser Welt scheide.

Es würde mir sehr lieb sein, Ihre Meinung zu vernehmen, ob ich in Rio de Janeiro durch Unterricht, in deutschen oder brasilianischen Häusern, darauf rechnen könnte, die Existenz meiner Familie eine Zeit lang zu fristen, und ich bitte Sie, mir gütigst darüber schreiben zu wollen. Was das Unterrichten selbst betrifft, so ist mir die Schulmeisterei nicht fremd; ich schulmeistere schon seit meinem 18. Lebensjahre; mehrere Jahre auch als Lehrer einer öffentlichen Schule in Deutschland. In Wien und auch in Sao Paulo (im Hause Vergueiro) unterrichtete ich in sämmtlichen Gymnasial-Gegenständen. Ich will sehen, ob ich nicht durch einige Deutsche in Sao Paulo ꝛc. die nöthigen Reisemittel zusammen bringen kann, um mein Vorhaben in Ausführung zu setzen.

Wahrscheinlich kommen Sie zuweilen auch zu Herrn H. Lämmert, wenn Sie ihn bei Gelegenheit gefälligst von mir grüßen wollten, möchte ich Sie darum bitten. Nächstens bei Weitem mehr, denn für diesmal fehlte die Zeit.

Mit brüderlichem Gruße

Ihr Amtsbruder

Georg Hölzel.

Simeira, den 28. November 1863.

Hochwürdiger Herr Amtsbruder!

Meinen Brief vom 28. Nov. werden Sie wohl erhalten haben. Heute komme ich meinem Versprechen nach betreffs der Mittheilungen über Dona Francisca, Sao Paulo und die Colonien, in denen mein jetziger Wirkungskreis liegt.

Ueber D. Francisca werden Sie wahrscheinlich auch Mittheilungen von Herrn Amtsbruder Stapel erhalten, und ich beschränke mich hier hauptsächlich nur auf den Unterschied zwischen D. Francisca und hier. Die Colonisten von D. Francisca sind ihrer äußeren Lage nach unabhängiger, freier, als es die hiesigen sind, und dies hat auf das geistige und kirchliche Leben seinen Einfluß; sie sind im Durchschnitt gebildeter, geistig aufgeweckter, sowie denn in D. Francisca überhaupt mehr Interesse für das Geistige zu finden ist. In kirchlicher Beziehung blieb freilich noch Manches zu wünschen übrig, doch war ich mit dem kirchlichen Sinne der Leute, im Ganzen genommen, zufrieden. Weil dort der Geistliche

Digitized by Google

nicht von den Leuten selbst besoldet wird, so ist seine Stellung eine bei Weitem mehr sichere und angenehmere als z. B. hier, wo ich rein in der Luft hänge. Oft schon habe ich bedauert, daß ich von dort hauptsächlich wegging, um in einer größeren Stadt wie Sao Paulo zu wohnen. Ich hatte mich bitter getäuscht. In Sao Paulo war ich von Ende 1858 bis Ende 1862. Die Zahl der Deutschen in und um Sao Paulo schätze ich ungefähr auf 600 bis 700 Seelen, von denen ungefähr die Hälfte Katholiken sein mögen. Die Zahl der Protestanten ist also nicht sehr groß, nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt. Viele von protestantischen Eltern hier Geborene zählen sich aus Unwissenheit, Indifferentismus u. s. w. lieber zu den Katholiken. Die Beschäftigung der Deutschen in der Stadt ist Handel, Gewerbe, und die einiger außer der Stadt wohnenden, Landbau. Blos wenige von ihnen kann man wohlhabend nennen. Die Mehrzahl der Wohlhabenderen aber gehört den Katholiken an. Von geistiger Bildung unter ihnen ist, mit wenig Ausnahmen, nicht viel zu finden; davon findet man in D. Francisca bei Weitem mehr. Die meisten von ihnen gehören den gewöhnlichen Einwanderern an, einige davon haben sich etwas Besitz erworben und geben natürlich den Ton an, wie dies auch anderwärts geschieht. Mehrere zeigten lobenswerthen Sinn für kirchliches Interesse, Anderen wieder liegt an Religion wenig; die Hauptsache ist ihnen das Geschäft, der Broderwerb. Auch Solche findet man, die über alle Religion hinaus zu sein wähnen. Manche ließen ihre Kinder, obwohl ich da war, katholisch taufen, um den Brasilianern gegenüber keine Ausnahme zu machen oder aus anderen niederen Rücksichten.

Die Gemeinde, wenn man es so nennen darf, hatte ich auf folgende Weise constituirt: Wer einen jährlichen Beitrag zeichnete, wurde dadurch Gemeindemitglied. Nichtmitglieder sollten für zu verrichtende Amtshandlungen wenigstens das Doppelte bezahlen. Die Gebühren waren ziemlich niedrig gestellt. Der so constituirten Gemeinde gegenüber hatte ich mich verpflichtet, den sonntäglichen Gottesdienst abzuhalten, die Amtshandlungen zu verrichten und der Jugend Religionsunterricht zu ertheilen ꝛc. Dagegen hatte man mir versprochen: Hausmiethe und ein jährliches Gehalt von Rs. 1000#000. Freilich nicht viel! Einen Theil meines Unterhalts verdiente ich durch Unterricht in brasilianischen Häusern. Garantie hatte ich keine andere als die Namensunterschriften der Mitglieder. Auch ein Vorstand ward gewählt und Statuten entworfen. In der Hoffnung, daß später Beiträge von der Regierung, von auswärts ꝛc. eingehen würden, hatten einige der Wohlhabenderen

Digitized by Google

bedeutende Beiträge, Rs. 50 # — Rs. 100 # gezeichnet, die auch wirklich bezahlt wurden. Da aber im Laufe der Zeit von außen her nichts einging, manche Beiträge noch ausblieben, weil die Zeichner entweder fortgezogen waren oder nicht zahlen konnten oder wollten, und die Ergänzung dieser Rückstände wieder denen zur Last fallen sollte, die ohnehin schon am meisten bezahlten, wurden auch diese Letzteren wankelmüthig. Kurz, das Uebereinkommen wurde wieder aufgehoben, und ich verrichtete Functionen nach wie vor, hielt Gottesdienst, und nahm, was man mir gab. Meinen Unterhalt erwarb ich größtentheils durch Unterricht in Sprachen u. s. w.

Weil hier oben im Lande mehr Protestanten wohnen als in Sao Paulo, verlegte ich meinen Wohnsitz vor ungefähr einem Jahre nach Simeira, dem Mittelpunkt mehrerer Colonien. Die vorzüglichsten dieser Colonien sind: Ibicaba, Sao Jeronimo, Sao Lorenço und noch einige kleinere. Protestanten wohnen ferner auch in den Städten: Simeira (einige blos), Campinas, Sao Joao, Rio do Claro und Constituiçao. Die Zahl der Protestanten in und bei den genannten Ortschaften mag ungefähr 2000 Seelen betragen, die der Katholiken vielleicht eben so viel. Die allermeisten dieser Leute gehören der untersten Klasse aus Deutschland und der Schweiz an, und die meisten davon mögen, allem Anschein nach, schon in der Heimath nicht viel werth gewesen sein. Die Meisten, wenn nicht etwa Alle, kamen mit Schulden (für die Reise ꝛc.) in's Land und stehen in den hiesigen Colonien im Parcerie-Verhältniß. Worin dies bestehe, dürfte Ihnen wohl schon bekannt sein. Ueber die ärmlichen Verhältnisse der meisten dieser Leute habe ich Ihnen schon in meinem vorigen Briefe geschrieben.

Die Bearbeitung des Kaffees ist für diese Leute die höchste Aufgabe, daß auch etwas für ihren Geist geschehe und sie geistig nicht verkrüppeln, nicht verkümmern, daß ihre Kinder in den allernothwendigsten Kenntnissen etwas unterrichtet würden und nicht wie das Vieh aufwüchsen, darum scheint sich Niemand kümmern zu wollen, und sind hierin sich selbst überlassen. Sie beklagen diesen Zustand wohl auch selbst, können aber doch nicht alle einig werden, um gemeinschaftlich das Wenige zu thun, das sie zur Beseitigung dieses Uebelstandes wohl noch thun könnten; und Viele setzen sich gleichgültig darüber hinweg, meinend, sie haben doch genug zu essen und zu trinken, was in der alten Heimath nicht immer der Fall war. Entweder haben diese Leute schon in der Heimath wenig Sinn für etwas Höheres als das blos Leibliche gehabt, oder es ist ihnen dieser Sinn bei den hiesigen Zuständen erloschen. Dies gilt aber nicht etwa

Digitized by Google

blos von den Colonisten, sondern auch den meisten Deutschen ꝛc. außerhalb der Colonien, ja von diesen oft noch viel mehr. Nur was gemeinen Nutzen und Vortheil bringt, dafür nur haben sie empfänglichen Sinn. Die ärmlichen Umstände, in denen doch die Meisten leben, mögen einen großen Theil der Schuld davon tragen. Nicht etwa, daß diese Leute gegen Kirche und Schule und überhaupt Alles, was geistig weckt, ganz gleichgültig wären, nein, sie nähmen dies Alles gern und mit Freuden an, wenn sie es auf eine leichte Art haben könnten und es sie in ihrem Thun und Lassen gerade nicht incommodirte; aber mit Gegenverpflichtungen muß man ihnen nicht kommen, da werden sie gar leicht andern Sinnes, weil von dem Allen man eigentlich doch nicht leben kann. Gewöhnlich meinen sie, daß für dergleichen die Colonie-Eigenthümer oder die Regierung sorgen sollte. Ich will den Leuten gerade nicht unrecht geben, nur vergessen sie, daß in den von ihnen eingegangenen Contracten nicht geradezu die Rede davon ist. In ihrer Einfalt meinen sie, weil in Deutschland ohne ihr Zuthun für Kirche und Schule gesorgt ist, so müsse dies auch in Brasilien so sein. Und wie es in Brasilien ist, wissen Sie, Herr Amtsbruder, eben so gut wie ich; also genug hiervon.

Den Gottesdienst hielt ich bis jetzt abwechselnd bald in dieser bald in jener Colonie, in der Regel jeden fünften Sonntag, wenn ich nicht ausnahmsweise nach Sao Paulo, Constituiçao ꝛc. reiste. Der Kirchenbesuch war bis jetzt durchschnittlich ein zahlreicher. Nach dem Gottesdienst erhält die Jugend Religionsunterricht. Derselbe wird von den kleineren Kindern am fleißigsten besucht; die älteren von 13—15 Jahren fehlen öfter, trotz aller Ermahnungen an die Eltern; sie benutzen die freie Zeit des Sonntags lieber zu Zerstreuungen, und gute Kinderzucht fehlt nur gar zu häufig. Der Kirchengesang ist meistens schlecht. Zweckentsprechende und eigens zum Gottesdienst bestimmte Locale giebt es nicht; dieselben dienen zugleich auch als Schulstube, wo etwa eine Schule existirt, oder als Wohnung, und bestehen aus vier Lehmwänden und einem Dach, von Decke, Fußboden, Fenstern keine Rede. Das sogenannte Kirchenlocal zu Ibicaba, der größten Colonie, dient gegenwärtig auch als Tummelplatz für Hühner, Ziegen und Schweine, die aber nicht auf rechtmäßigem Wege durch die Thür, sondern durch die Wände eintreten. Hier kam es auch einmal vor, daß vor der schon versammelten Gemeinde erst der Mist weggeschafft werden mußte, ehe der Gottesdienst beginnen konnte. Auch die gottesdienstlichen Versammlungen tragen das Gepräge der Armuth; manche Kirchgänger kommen barfuß, blos mit Hosen und Hemd bekleidet.

Digitized by Google

Die Verpflichtungen, welche die Colonisten ꝛc. mir gegenüber übernommen haben, bestehen im Wesentlichen in Folgendem:

Noch vor meiner Hierherkunft wurden in den verschiedenen Orten, jedoch einer unabhängig von dem andern, Listen angefertigt und Beiträge zu meiner Unterhaltung gezeichnet. Nur Wenige haben nicht gezeichnet. Durch die Namenszeichnung wurde Jeder zugleich auch Gemeindemitglied. Die Beiträge sind gering: 1=, 2=, 3=, 4= oder 5#000 per Jahr. Die Simeira zunächst Wohnenden versprachen auch Lebensmittel, thaten es jedoch blos mündlich. Auch wurde mit Sicherheit darauf gerechnet, daß einige der Coloniebesitzer einen Beitrag geben würden. Wäre Alles nach Wunsch gegangen, so hätte sich ungefähr eine jährliche Summe von Rs.=1600# bis Rs.=1800#000 herausgestellt. Die Erfahrung hat mich aber eines Andern belehrt. Von den zugesagten Lebensmitteln habe ich fast nichts erhalten; für die Leute war es vortheilhafter, dieselben für Geld zu verkaufen. Von den Coloniebesitzern hat ein einziger etwas gethan. Von den außer den Colonien Wohnenden haben die wenigsten ihr Versprechen erfüllt, weil sie hinterher meinten, sie hätten von dem Gottesdienste keinen Nutzen, indem sie eine oder zwei Legoas entfernt wohnen. Und von Gemeinsinn ist bei solchen Leute keine Rede. Viele Colonisten kamen ihrem Versprechen nicht nach, weil sie wohl Schulden, aber kein Geld haben. Andere zahlten blos einen Theil, das Uebrige blieben sie schuldig. Manche thaten auch, was sie versprochen. Kurz, die Erfahrung lehrte, daß ich mit Sicherheit nur auf ungefähr Rs. 500# rechnen kann per Jahr. Davon soll ich auch noch Rs. 360# Hausmiethe bezahlen. Die Leute selbst bedauern diesen traurigen Erfolg und suchen ihn zum Theil mit dem Nichtkönnen zu entschuldigen, meinend, es müsse Hülfe von wo anders herkommen, der Herr Pastor möchte sie nur suchen. Manche scheinen aber so stumpfsinnig zu sein, daß sie nicht einmal ernstlich daran denken, wovon der Geistliche eigentlich leben soll. Wer Pastor ist, der muß auch gut leben können, so ist es ja immer in der alten Heimath gewesen; so ähnlich scheinen sie zu calculiren. „Nach der heiligen Schrift," meinten Manche in ihrer Weisheit, „sollte der Geistliche das Wort Gottes umsonst verkündigen und es nicht für Geld thun." Was ist nun mit solchen Leuten anzufangen? Natürlich habe ich dergleichen Reden wieder mit Aussprüchen der heiligen Schrift zurückgewiesen. Während meines ersten Hierseins begegneten mir Viele mit heuchlerischer, kriechender Miene, sind aber davon abgekommen, nachdem sie eingesehen, daß ich nicht der reiche Mann im Evangelium, sondern in Geldsachen nur ihres Gleichen bin. Schon in meinem vorigen Briefe

Digitized by Google

habe ich Ihnen geschrieben, daß meine Lage hier so drückend, die Aussicht in die Zukunft für meine Familie so traurig ist, daß die Nothwendigkeit und das Wohl meiner Familie mir gebieten, diese Gegend so bald als möglich zu verlassen. Ohne allen Schutz, ohne alle Beihülfe kann ich das angefangene Werk nicht fortsetzen. Nach meiner Ansicht kann diese Gemeinde, sowie andere ähnliche in Brasilien nur dann einen besseren Fortgang nehmen, wenn eine kräftige deutsche Regierung, vielleicht die preußische, sich mit der hiesigen in dieser Beziehung in Verbindung setzte, dieselbe antriebe, auch das geistige Wohl und Wehe der Eingewanderten in's Auge zu fassen, und diese deutsche Regierung eine permanente Oberaufsicht über diese Gemeinden führte ꝛc. ꝛc. Diese geistig unmündigen Menschen sind noch nicht im Stande, sich selbst zu regieren, und ein Geistlicher, der ohne alle Hülfe dasteht und von diesen Leuten noch dazu abhängig sein soll, kann es auch nicht.

Dem Schlusse dieser Mittheilungen erlaube ich mir, noch einige Bemerkungen beizufügen: Von confessionellen Reibungen zwischen deutschen Katholiken und Protestanten ist mir bis jetzt nichts Sonderliches bekannt geworden. Das Hauptaugenmerk der Katholiken wie Protestanten ist auf das tägliche Brod gerichtet. Ich selbst habe auch noch keine Veranlassungen zu dergleichen Reibungen gegeben. Die Katholiken kommen im Gegentheil recht häufig in meine Predigten. Umgekehrt von so manchem Protestanten, und oft noch dazu von solchen, die zu den sogenannten Vornehmen gehören wollen, mußte ich, sowohl in Sao Paulo, wie auch hier oben im Lande, zu meiner Verwunderung erfahren, daß sie ihre Kinder katholisch taufen lassen! Und warum? Weil — meinen sie — wir einmal hier in einem katholischen Lande wohnen; weil dies in Zukunft den Kindern zum Vortheil sein kann; weil sie zu Taufpathen reiche Brasilianer — also Katholiken — nehmen und von ihnen gute Pathengeschenke erwarten. Diese Fälle sind gar keine Seltenheiten. Kann man aber mit solchen Protestanten auch eine Gemeinde gründen?

In Betreff des neuen Ehegesetzes Folgendes: Weil ich an einem und demselben Orte nur alle fünf Wochen Gottesdienst halte, so muß das dreimalige Aufgebot eine Zeit von 15 Wochen dauern. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wollte ich in den betreffenden Orten das Aufgebot durch Anschlagzettel bekannt machen. Der Municipalrichter sagte aber, dies dürfte ich ohne Genehmigung des Provinzialpräsidenten nicht thun. Diese Genehmigung aber habe ich bis jetzt noch nicht erhalten. Was also thun? Darum haben schon mehrere Brautpaare sich die Licenz vom Aufgebot ertheilen lassen, was aber immer einige dreißig Milreis kostet.

Digitized by Google

Nun traf es sich aber, daß ein Bräutigam von Ibicaba weder 15 Wochen warten noch auch die Licença nehmen wollte. Auf Anrathen des Verwalters, ebenfalls Protestant, der aber mit seiner Frau auch nicht einmal einen Contract machte, mithin in rein wilder Ehe lebt, ließ auch jener Bräutigam blos einen Contract machen. Und wie ich vermuthe, wird in Ibicaba nächstens noch ein solcher Fall vorkommen. Nun begreife ich gar nicht, wie ein Tabelliao auch jetzt noch solche Contracte abschließen kann und darf. Diese Sache scheint mir brasilianisch zu sein.

Fast gegen ein Jahr lang hielt sich in hiesiger Gegend ein presbyterianischer Prediger, oder Missionar, aus Nord-Amerika, Namens Schneider, hier auf. Er richtete aber weniger als ich aus und ging vor einiger Zeit wieder fort. Wahrscheinlich kennen Sie ihn, weil er jetzt in Rio de Janeiro ist. Ein zweiter, Blackford, ist in Santo Paulo. So viel ich weiß, beabsichtigen diese Herren presbyterianische Gemeinden aus anderen Confessionen herauszubilden. Vielleicht können Sie mir mittheilen, welches deren Thätigkeit in Rio de Janeiro ist.

Sollten Sie vielleicht über den einen oder den andern Gegenstand, den ich hier etwa zu oberflächlich behandelte, noch näheren Aufschluß wünschen, so bitte ich, mir dieses mittheilen zu wollen. Manches ließ ich hier weg, weil ich es schon in meinem vorigen Briefe erwähnt habe.

Mit brüderlichem Gruß

Ihr Amtsbruder

Georg Hölzel,
evangel. Pfarrer.

Simeira, den 12. December 1863.

Hochehrwürdiger Herr Amtsbruder!

In der Voraussetzung, daß sie meinen Brief vom 28. November erhalten haben, schmeichle ich mir, daß ich nächster Tage von Ihnen eine Antwort erhalten könne. Besonders gespannt bin ich auf Ihre Meinung betreffs meiner Anfrage, ob ich in Rio de Janeiro durch Unterricht auf eine Zeit lang die Subsistenz meiner Familie würde verdienen können oder nicht? Lautet Ihre werthe Antwort nur einigermaßen günstig, so würde ich Alles aufbieten, um dieser für mich so unglücklichen Gegend sobald wie möglich Lebewohl sagen zu können. Freilich sehe ich noch nicht ein, womit ich die Schulden, die ich zu machen ge-

Digitized by Google

zwungen war, und die sich über Rs. 300 # belaufen, würde bezahlen und von was ich die Reisekosten würde bestreiten können. Doch unter Gottes Beistand wäre vielleicht auch dieses zu ermöglichen. Vielleicht bekäme ich von der Regierung Freibillets für das Dampfschiff. Aber die Reise von hier nach Santos, einige vierzig Legoas, ist wegen Frau und Kindern ziemlich kostspielig, wovon die bestreiten? Wovon die erste Zeit in Rio de Janeiro leben? Da weiß ich selbst noch keinen Rath. Auch in Sao Paulo habe ich noch mehrere Schulden zu bezahlen, doch dafür würden wohl die Deutschen in Sao Paulo selbst sorgen, denn sie vorzüglich sind mit Schuld, daß ich Dona Francisca verlassen habe.

Meine Kinder und meine Frau sind einige Zeit schon kränklich; für meine Frau bangt mir zuweilen; Nahrungssorgen, häufiger Mangel am Nothwendigen tragen die Schuld.

Herr Amtsbruder, entschuldigen Sie, daß ich Ihnen dergleichen schreibe, es erweckt nur unangenehme Empfindungen; aber es wird mir selbst gleichsam leichter, wenn ich mich Jemandem mittheilen kann, und ich habe hier in der Nähe unter den Deutschen Niemanden, dem ich mich so recht mittheilen und mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen könnte.

Wollen Sie mir auch gefälligst mittheilen, wie hoch ein Exemplar des „Reglement, betreffend das Ehegesetz" zu stehen kommt? Ich fände für sehr zweckmäßig, wenn ich wenigstens gegen 50 Exemplare unter den hiesigen Protestanten verbreitete.

Auf baldige Antwort wartend, zeichne ich mich abermals

Ihren Amtsbruder

Georg Hölzel.

Simeira, den 13. December 1863.

Hochehrwürdiger Herr Amtsbruder!

Auf Ihr mir werthes Schreiben vom 20. Novbr. v. J. habe ich Ihnen bereits unterm 29. Novbr. und 13. Decbr. v. J. geschrieben; da ich aber bis jetzt von Ihnen noch keine Antwort erhalten habe, so vermuthe ich, daß Sie meine beiden Schreiben vielleicht gar nicht erhalten haben, oder dieselben irgendwo liegen geblieben sind. Ich bitte Sie, mir umgehend schreiben zu wollen, ob Sie dieselben erhalten haben oder

Digitized by Google

nicht. Die Adresse hatte ich an das „Schwedische Consulat" gemacht; diesmal adressire ich an Herrn Lämmert.

Mit amtsbrüderlichem Gruß zeichne ich mich

achtungsvoll und ergebenst

Ihren

Simeira, den 14. Januar 1864. Georg Hölzel,
ev. Pfr.

Auf diese herzbewegenden Briefe war mein lieber Bruder wahrscheinlich nicht mehr im Stande zu antworten, da dies die Zeit seiner letzten schweren Krankheit, seiner letzten Kämpfe und baldigen Abreise (24. Januar 1864) war. Möge dem Amtsbruder Hölzel inzwischen geholfen sein und auch die deutsche Kirche durch solche Briefe bewogen werden, sich ihrer Mitglieder und Evangelisten in Brasilien mehr anzunehmen.

Der schon genannte Pfarrer Schneider in Sao Joao de Rio Claro entsprach auch mit einem Schreiben der an ihn indirect gerichteten Bitte um einen Bericht über die Colonie. Dieses Schreiben folgt ebenfalls hier unverändert:

Sao Jao do Rio Claro, den 27. Juni 1862.

Geehrter Herr und Amtsbruder!

Durch Herrn Blackford ist mir Ihre freundliche Bitte mitgetheilt worden, Ihnen einen Bericht über den Zustand der hiesigen Colonisten zuzuschicken. Gern leiste ich Ihrer Bitte Folge; noch lieber aber hätte ich dies gethan, wäre sie unmittelbar von Ihnen an mich gerichtet worden. Seien Sie so gut, dieses zu beherzigen und in Zukunft danach zu handeln. Selbst wenn Sie keine Bitte an mich zu richten haben, würde dennoch ein Briefchen von Ihnen dann und wann mir viel Freude machen. — Doch zur Sache!

Wenn ein Gutsbesitzer oder Fazendeiro den Entschluß gefaßt hat, eine Colonie anzulegen, um dadurch mehr Arbeiter für den Anbau seines Landes zu bekommen, so sind es entweder Deutsche oder Portugaler, die er zu bekommen sucht. Die Colonien in dieser Gegend bestehen beinahe ganz aus Deutschen. Der Fazendeiro schreibt an einen Agenten in Deutschland, ihm so und so viel Arbeiter mit ihren Familien zu senden.

Digitized by Google

Dem Fazendeiro liegt nun freilich viel daran, nur ordentliche und arbeitsfähige Männer und deren Familien zu bekommen. Dem Agenten aber — da er eine bestimmte Summe per Kopf erhält — ist es gewöhnlich ziemlich einerlei, was für ein Schlag Menschen es ist, die er engagirt und befördert. So kommt es denn, daß viele der Colonisten sehr schofele Subjecte sind.

Haben diejenigen, welche kommen wollen, kein Vermögen, oder nicht genug, um die Reisekosten zu bestreiten, so wird das Mangelnde von dem Fazendeiro vorgestreckt und dem Colonisten als Schuld angerechnet, auf welche er Zinsen bezahlen muß, bis sie abgetragen ist. Es sind nur sehr wenige Colonisten hier, die schuldenfrei hier ankamen. Manche haben 600, manche 800, andere 1000, ja selbst 1600 Gulden Schulden, wenn sie auf dem ihnen bestimmten Gute ankommen.

Die Reise von dem Hafen, wo sie landen, nach dem Innern muß natürlich zu Fuß gemacht werden. Nur die kleinen Kinder werden auf Maulthieren getragen. Haben sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht, so sind manchmal kleine Häuser schon fertig, um jeder Familie ein besonderes Obdach zu gewähren; manchmal auch müssen viele Familien zusammen sich so gut als möglich in einem großen Schuppen oder in einem Schuppen ähnlichen Gebäude behelfen.

Sobald die Colonisten an Feldarbeit gehen können, wird ihnen Land zum Bebauen angewiesen. Gewöhnlich bekommen sie auch eine Anzahl Kaffeebäume, welche schon tragbar sind. Die Strecke Landes, sowie die Zahl der Kaffeebäume, welche jeder Familie angewiesen sind, sind im Verhältniß zu den arbeitsfähigen Gliedern derselben. Auf den gesunden Mann werden gewöhnlich 1000 und auf eine Frau 800 Bäume gerechnet.

Manche Colonisten arbeiten auf Halbpart mit dem Eigenthümer; andere bekommen mehr oder weniger, je nach dem Preise des Kaffees, für jeden Scheffel, den sie liefern.

Ich bin mit den Umständen und Verhältnissen der ärmeren Bauern und Tagelöhner in Deutschland und der Schweiz zu unbekannt, um urtheilen zu können, ob die Lage der meisten Colonisten hier besser oder schlechter ist, als sie in ihrer Heimath war. Ich will sie kurz beschreiben, wie sie ist.

Die Colonie ist ein Dorf. Manchmal wohnen mehrere Familien aus derselben Gemeinde im Vaterlande hier noch zusammen.

Die Häuser sind klein, gewöhnlich bestehen sie aus zwei Zimmern. Sie werden von dünnen Baumstämmen, welche aufrecht, dicht neben

Digitized by Google

einander in die Erde geschlagen und dann mit langen, dünnen und schmalen Streifen Holz verbunden werden, gebaut; dann in- und auswendig mit Lehm oder feuchter Erde beschmiert, mit Ziegeln gedeckt und mit einer Thür und einem Loch zum Fenster, einem Fensterladen, aber keinem Glas, versehen. Fußboden ist keiner außer der Erde. In den meisten Häusern ist es sehr schmutzig, doch hängt dies hier, wie überall, viel von den Einwohnern ab.

Es kömmt natürlich viel auf Fleiß und Arbeitsamkeit an, freilich auch auf Gesundheit, ob man sich etwas verdient oder nicht. Ich habe selber in den Büchern einer der größten Colonien hier — Sao Lourenço — gesehen, wie die Rechnungen der Colonisten mit dem Fazendeiro stehen. Der größte Theil derselben hatte im Anfang, also vor 9 Jahren, ungefähr 600 Gulden Schulden. Jetzt haben Manche, weil sie fleißig und sparsam waren, auch vielleicht mit Verstand an's Werk gingen, 1000, auch 1500 Gulden zu Gute, für welches sie Zinsen bekommen, Andere haben jetzt eben so viel Schulden als im Anfang, und Andere haben sogar noch Schulden auf Schulden gehäuft.

Mit den Lebensmitteln, welche den Colonisten zu Gebote stehen, können sie recht gut zufrieden sein. Fleisch und Milho oder Welschkorn, Kraut, Kartoffeln und anderes Gemüse giebt es im Ueberfluß. Bienenzucht gedeiht außerordentlich. Ich weiß mehrere Fälle, in denen von einem Stock in anderthalb Jahren über sechzig gezogen wurden.

Hat einer ein Handwerk und arbeitet gern, so kann er hier Geld verdienen. Besonders kann dieses von Tischlern, Zimmerleuten, Maurern, Schuhmachern und Schmieden gesagt werden.

In Hinsicht geistiger und religiöser Bildung kann ich mir kaum einen mehr verkümmerten Zustand denken als den, in dem sich diese Colonisten befinden. Ohne Kirche, ohne Schule, ohne Lehrer irgend einer Art, ohne Bücher leben sie dahin. Es ist keine Uebertreibung, und ich spreche im vollen Ernst, wenn ich sage, daß die meisten Kinder, beinahe alle, aufwachsen gerade wie das Vieh. Sehr selten ist es der Fall, daß sich die Eltern bemühen, ihnen nur etwas zu lehren. Macht man die Eltern aufmerksam auf ihre Pflicht, die Kinder selber ein wenig zu unterrichten oder wenigstens den Versuch zu machen, so erhält man zur Antwort entweder: wir wissen selber nicht viel, oder: die Kinder horchen nicht auf unsere Lehren. Ein anderes und großes Uebel ist der Hang zum Branntweintrinken, dem sich so Viele hingeben. Traurig ist es zu sehen, wie alte, 60jährige Männer dahin

Digitized by Google

taumeln und, durch ihr Beispiel junge verleitend, unsägliches Unglück stiften.

Ich wüßte nicht, was ich diesem kurzen Bericht über den Zustand der deutschen Colonisten noch hinzufügen könnte. Daß häufig Streit und Uneinigkeiten vorfallen, versteht sich von selber, denn selten können zwei Deutsche friedlich zusammen im fremden Lande leben. Aerztliche Behandlung ist natürlich oft nur mit Schwierigkeit, manchmal gar nicht zu bekommen.

Da so viel rohes Volk mit unter den Colonisten ist, ist es auch oft sehr unangenehm für ordentliche Leute; doch hat man überall Unannehmlichkeiten.

Ich hoffe, lieber Freund, Sie werden diesen Brief nicht ganz unbefriedigt lesen, ihn auch nicht unbeantwortet lassen.

Sie herzlich grüßend, unterschreibe ich mich als

Ihr ergebener Freund

F. G. B. Schneider.

Auf einen nach Blumenau in der Provinz Santa Catharina gerichteten Brief liegt keine Antwort vor. Man ersieht aber aus diesem Briefe, in welcher Weise und zu welchem Zweck mein Bruder den Gemeinden in Brasilien nachforschte. Vielleicht setzt ein anderer brasilianischer Evangelist einmal diese Nachforschungen fort, und vollendet, was der Heimgegangene nicht mehr vollenden konnte. Ich lasse den Brief hier folgen:

Ew. Hochehrwürden

erlaube ich mir meinen amtsbrüderlichen Gruß von hier zu senden und im Vertrauen auf Ihre Güte um Folgendes zu bitten. Mein Interesse sowohl wie das anderer Glaubensgenossen drängt mich, möglichst genaue Kunde einzuziehen von dem Anfang und Fortgang der evangelischen Gemeinden in Brasilien. Daher wäre es mir außerordentlich erwünscht, die Geschichte der einzelnen Gemeinden durch die betreffenden Herren Amtsbrüder selbst zu erfahren, da, wo die eigene Erfahrung etwa nicht zureicht, wahrscheinlich Protokolle oder irgend welche chronikalische Notizen zu Gebote stehen werden, aus welchen Sie das Wesentliche mitzutheilen im Stande sind. Sowohl in das Innere als das Aeußere der Gemeinden möchte ich einen Blick thun. In letzterer Beziehung sind

Digitized by Google

mir Punkte, wie die Art der Aussendung des Geistlichen, sein Vaterland, seine Anstellung durch die Regierung oder eine Compagnie, die Zeit der Begründung der Gemeinde, und ob sie in einem besondern Verhältnisse mit einem Staate oder Behörde in Europa steht, von Wichtigkeit. Aus dem Gesagten erhellt, daß ich in diesen Zeilen mir zu erlauben gedenke, auch Ew. Hochehrwürden um die betreffenden Mittheilungen über Blumenau zu ersuchen. Ich beabsichtige, wenn dieselben eintreffen, sie zusammengefaßt in weiteren Kreisen mitzutheilen zur Förderung des Interesses für die evangelische Kirche in Brasilien, und bitte ich daher wiederholt Ew. Hochehrwürden, mir Ihre Mitwirkung nicht versagen zu wollen. Auch würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir alle die Ihnen bekannten evangelischen Prediger namhaft machten, oder mir wenigstens sagten, wo solche thätig sind, da ich darüber nicht genaue Kenntniß besitze. Meiner aufrichtigsten Dankbarkeit seien Sie im voraus versichert.

Von Herzen wünsche ich Gottes des Allmächtigen Segen über Sie und Ihre Gemeinde!

Ew. Hochehrwürden

ergebenster Amtsbruder

H. Billroth ꝛc.

In der Provinz Santa Catharina liegt auch die Colonie Santa Isabella, auf welcher der Baseler Missionszögling Wagner 1861 sein Werk begann. Seine Briefe geben das deutlichste Bild seiner früheren Thätigkeit; einer derselben folgt hier. (Zu vergleichen ist: Evangelischer Heidenbote aus Basel. 1864. April. S. 45.)

Santa Isabella, den 4. December.

Geliebter Bruder!

Sie werden wohl denken, ich habe Sie vergessen, weil ich so lange nichts von mir hören lasse; allein es ist nicht Vergessenheit — ich gedenke vielmehr recht oft in Liebe Ihrer —, aber die Umstände, in denen ich stehe, sind der Art, daß sie meine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen, so daß es mir eigentlich zur Erholung dient, wenn ich mir Zeit nehme, mich ein wenig mit einem Freunde schriftlich zu unterhalten. — Es that mir leid, daß ich Sie vor meiner Abreise von Rio nicht mehr sehen durfte; aber mir war es nicht möglich, mehr zu Ihnen zu kommen,

Digitized by Google

und Ihnen ist es wohl ebenso ergangen. — Da Sie aber sehr begierig sein werden, zu hören, wie es mir ging und geht, will ich Ihnen mit kurzen Worten mein Leben im letzten Monat vorführen. Am 28. October von Rio abgereist, kam ich am Donnerstag den 31. in Santa Catharina an, wo ich sehnlichst erwartet und liebevoll aufgenommen wurde von Herrn Consul Hackradt, welcher auch alsbald meine Ankunft nach meinem Bestimmungsort Isabella berichtete, von wo am Dienstag den 3. Novbr. mehrere Gemeindeglieder kamen mit Pferden, Mauleseln und Karren, um mich und mein Gepäck abzuholen. — In der Zwischenzeit, die ich in Santa Catharina zubrachte, predigte ich einmal und taufte ein Kind. — Dort sieht es im geistlichen Leben sehr betrübt aus. — Die Zahl der Protestanten ist so klein, daß sie keine Kirche und keinen Prediger haben, und auch die Aussicht nicht haben, bald einen zu bekommen. Ich sprach mit Leuten, die 31 Jahre im Lande sind und nie eine Predigt hörten, nie das heilige Abendmahl genossen haben, die aber nun auch so indifferent und abgestumpft sind, daß manche derselben es nicht einmal der Mühe werth achteten, in meine Predigt zu kommen. -- Ich machte Bekanntschaft mit manchen recht ordentlichen Familien, aber auch die besten sind eben, wie überall in Brasilien, zu sehr auf das Materielle aus, als daß sie etwas für ihr oder Anderer Seelenheil thun wollten. Am Dienstag Nachmittag ging ich mit meiner Begleitung (Herr Consul Hackradt und einige Andere) über den Kanal, blieb am Ufer über Nacht, und am andern Morgen ging es auf einem Maulesel der neuen Heimath entgegen. Ich hatte sechs Stunden zu reiten, bis ich auf meiner Colonie anlangte. Der Weg ist ordentlich, nach brasilianischen Begriffen sehr gut. Die Colonie liegt sehr hoch. Das Klima wirklich ausgezeichnet. Es ist eine köstliche Alpenluft, und es fehlen nur die Schwarzwälder Tannen, um einen Kurort wie Baden-Baden oder Wildbad herzustellen. Warmes Wasser hat es $1\frac{1}{2}$ Stunden von hier. So angenehm aber die natürliche Luft ist, so verpestet ist die geistige. Es sieht hier ganz traurig aus. Die Leute bezeigten große Freude über mein Kommen; aber bei den Meisten geht sie nur so tief, daß sie jetzt keine Umstände mehr haben, wenn sie ein Kind zu taufen oder eine Trauung haben ꝛc. Der Pfarrer ist ihnen mehr Handwerksmann als Seelsorger. Die Colonie besteht seit 15 Jahren, in welcher Zeit keine Schule und keine Kirche bestand. Da giebt es nun Leute, die mich rufen lassen, ihre Kinder zu taufen und sie zu trauen; — Andere wollen confirmirt und gleich getraut sein. Lesen kann außer den Alten Niemand. Ich muß Eheleute von 25 Jahren confirmiren, die nicht lesen können. Das Erste ist nun, daß ich eine

Digitized by Google

Schule organisire, und weil die Regierung keine Schullehrer anstellt, will ich die Gemeinde dazu zu bewegen suchen. Ich selbst gebe jeden Sonntag Nachmittag einen Kindergottesdienst, wo ich die biblische Geschichte erzähle; denn die Meisten wissen nichts von einem Volk Israel, oder sogar von Adam und Eva, — wie es da mit der Geschichte des Neuen Testaments steht, ist zu begreifen. — Ich weiß nicht, wie und was ich predigen soll, denn die Leute verstehen mich nicht, wenn ich mich auf das oder jenes in der Bibel berufe, denn diese kennen sie nicht. — Ich hätte nun genug zu thun, bis ich diese Gemeinde ein wenig in der Ordnung hätte, denn es sind ungefähr 500 Protestanten, die 2 bis $2^1/_2$ Stunden auseinander wohnen. Nun habe ich aber noch eine Gemeinde zu besorgen, die noch größer ist, die gegen 1000 Protestanten zählt, Theresopolis, ungefähr 2 Stunden vom Anfang der Colonie Isabella entfernt. Dieses ist zwar eine junge Colonie, aber um das, was die Unwissenheit geringer ist, ist die Bosheit größer. Ich habe in Europa in vier Jahren nicht so viele Betrunkene gesehen, als in der kurzen Zeit in Brasilien. Das gefällt nun den Leuten nicht, wenn ich so schonungslos ihr Sündenleben angreife; aber ich will und muß also predigen. In Theresopolis ist noch keine Kirche, da predige ich je am zweiten Sonntag im Freien; Confirmationsunterricht ertheile ich in einer Hütte. Aber hier in Isabella ist ein kleines Kirchlein, das ungefähr 250 Seelen faßt, wo ich auch Unterricht gebe. Hier soll nun ein Pfarrhaus gebaut werden. Wann aber das fertig sein wird, weiß Niemand — paciencia! — Einstweilen wohne ich bei einem Colonisten, der aber zugleich eine Wirthschaft hat, was sehr unangenehm ist. Aber es kann mich kein Anderer aufheben. — Persönlich geht es mir gut. Ich bin gesund, und habe Muth und Freudigkeit, das große Werk zu treiben, das mir mein Heiland anvertraute. Möge er mich nur treu machen. Wir sind Missionare, lieber Bruder, wir wollen uns die vielen sauren Tritte nicht reuen lassen, sondern wollen hinausschauen auf's Ziel wie Paulus. Es wird mir oft schwer zu Muthe, wenn ich auf die geistige Verwahrlostheit Brasiliens blicke, und sehe, wie da die durch das Blut unseres Heilandes erkauften Seelen zu Grunde gehen, und so wenig geistige Kräfte zur Wiederbelebung vorhanden sind. — Doch auch für Brasilien wird ein Tag anbrechen. — Verzeihen Sie, lieber Billroth, daß ich immer von mir sprach, und daß mein Brieflein Ihnen am Ende doch viel zu wünschen übrig läßt. Bitte, schreiben Sie mir bald und viel, wie es Ihnen geht und ging. Bitte, grüßen Sie freundlichst die Familie, bei

Digitized by Google

der Sie wohnen auf dem Berge, und seien Sie versichert der aufrichtigen Bruderliebe

Ihres

Carl Wagner,
Pastor zu Isabella.

Soweit gehen nun die Correspondenzen mit solchen Evangelisten, welche in Brasilien stehen. Mein seliger Bruder eröffnete aber auch den Briefwechsel über Brasilien hinaus mit Montevideo und Buenos Ayres. Dazu trug der Umstand bei, daß die Pastoren oder Sendlinge auf ihren Hin- oder Rückreisen Rio de Janeiro passirten und ihm dann persönlich bekannt wurden. Interessant und lehrreich ist ein Brief des Dr. Woysch aus Montevideo vom Jahre 1861. Dieser Brief war sehr tröstlich für meinen Bruder. Dr. Woysch, längst in die Heimath zurückgekehrt, wird den Abdruck gewiß gestatten.

Montevideo, den 16. December 1861.

Lieber Herr Bruder.

Mit dem freundlichen Schreiben vom 19. November führten Sie mich zurück auf meine ersten Jahre in Montevideo, und indem ich auf alle die Kämpfe, Kränkungen und Einsamkeit zurückschaute, die ich überwinden mußte, freue ich mich, daß Sie, von denselben Gesinnungen erfüllt, lieber kämpfen wollen, als dem Weltgeist sich gleichstellen, den wir hier in einer seiner innerlich rohesten Form kennen lernen. Ich könnte Ihnen soviel zur Tröstung vorführen, wenn ich Ihnen den Widerwillen, die gänzliche Unkenntniß des christlichen Heils und die gesammte Unverständigkeit schilderte, die mich vor mehr als vier Jahren hier begrüßten. Meine Aussendung war durchaus nicht den hiesigen Deutschen genehm; sie hatten noch keinen Pfarrer erwartet, ja, schenkten mir, weil ich kaum 24 Jahre alt war und nicht spanisch sprach, wenig Vertrauen. Die Kaufleute setzten mich absichtlich zurück, in socialer Hinsicht beachteten sie nicht die einfachsten Formen, ihre Kinder schickten sie absichtlich in andere Schulen, ich fing meine mit 6 Kindern an; bei den Besuchen in den Häusern fand ich nur bei 2—3 Familien ein kirchliches Gefühl, ein einziger alter Landmann von 70 Jahren kam in die Stadt und dankte Gott, daß er sein Gebet erhört habe, und einen evangelischen Pfarrer gesendet; es war ein merkwürdiger, tief erleuchteter Mann, der in seiner

Digitized by Google

Jugend als Einziger in seiner Heimath, Sachsen, und in seiner Gemeinde gegen die Abschaffung der alten lutherischen Katechismen und Gesänge protestirte und dem gelehrten Kirchenrath, der zur Einführung der rationalistischen Bücher kam, bewies, daß sie Lügen seien, und im Kirchenvorstand nur den einen Spruch anführte: „Wer ein anderes Evangelium" ꝛc. Dieser Mann und eine Wittwe waren die Einzigen, die sich für die Mission interessirten. Das Einzige, was mich einigermaßen entschädigte, war ein guter Kirchenbesuch, obgleich ich wohl wußte, daß die Meisten entschieden ungläubig seien; doch kamen die Einen aus Gefälligkeit, die Anderen, wie sie sagten, um Gedanken zu hören. Dann tröstete mich der Mangel aller Rivalität; wie lauern die evangelischen jungen Theologen häufig in der Heimath einer auf den andern; wie unschön ist das ewige Kritisiren der Predigten, der Mangel des Alles überwindenden Gefühls: Kirche und ihr Dienst. Wer hier in der Einsamkeit satten Reichen gegenüber stand und sich Schritt für Schritt seine Position erstreiten mußte, der gewinnt Unabhängigkeit und Gerechtigkeit den Anderen gegenüber von selbst. So fing ich an, nur Solche zu besuchen, die die Kirche besuchten; ich weiß, daß dieser Grundsatz nicht ein allgemeiner ist: der Pastor N. N. hatte das Talent, mit Allen fein fahren zu können; das Denkmal seiner Mühe und Treue ist die Kirche zu N.; aber sein Talent ist nicht jedes Talent; die Leute haben allerdings dort die Kirche gebaut, aber sich auch die Ansicht gebildet: der Pfarrer sei ein Mann, der amtlich dazu verpflichtet ist, Jedermann etwas Angenehmes zu sagen; dabei kann aber nicht Jeder das Reich Gottes bauen; ob es überhaupt so gebaut werden kann, weiß nur Gott. So wirkt die Idee „guter Gesellschafter" epidemisch durch unsere Gemeinden; ich schlug, da ich zu wenig Geschmack an dieser Bildungsstufe fand, die ich hier vorfand, und da ich Bauern humaner und wärmer gefunden hatte, als diese unbeschreiblich langweilige Kaufmannsgesellschaft, den Weg ein, den die Noth und Neigung eingab. Eng zog ich die armen deutschen Kinder an mich heran, sie zogen arme Eltern nach; ich hatte manchmal, wenn ich schwer krank war, Niemanden um mich, als meine Freischüler; katholisch getauft, wurden sie eifrig evangelisch. Dann gewann ich allmählich viel Bekanntschaft mit den ersten Gesellschaftskreisen der Stadt; da erst, als der Großsohn des Präsidenten der Republik, als viele vornehme hiesige Kinder in die Schule kamen, kamen auch die vornehmen deutschen Kaufleute mit den ihrigen heran. Es läßt sich hier nur auf Kinder und Confirmanden wirken; Sie können versichert sein, daß die älteren Leute doch in jedem Entgegenkommen nur Schwäche sehen und den achten, der ihnen durch

Digitized by Google

ein Sichzurückziehen zu verstehen giebt, daß er sie nicht braucht; stellen sie Forderungen, so stellt man noch höhere; machen sie Ansprüche, steigert man die seinigen; man hat es ja nur mit verweltlichten Menschen zu thun, auf deren Hülfe man angewiesen ist actenmäßig, und deren Hindernisse man überwindet thatsächlich. Einige Gutgesinnte findet man dann allmählich, sie werden Kirchenvorsteher und unterschreiben Alles; es weiß ja doch Jeder, sagen sie hier, daß das nicht wir, sondern Dr. Woysch aufgesetzt hat; aber warum sollten wir nicht die gute Sache fördern; es ist wahr, es müßte viel mehr geschehen, aber man wird so entfremdet dem Kirchlichen, fahren sie fort. Es haben mich rosenfarbige Briefe von ..... häufig getroffen, ich kannte ihn nicht; er kam mir herzlich schriftlich entgegen, doch konnte ich wohl abmerken, wie es in N. aussieht, die Verhältnisse sind hier und in Buenos Ayres dieselben, und nur glückliche Zufälle und Augenblicke, die man ergreifen konnte, stützten vielleicht hier mehr die äußeren Formen. Ich habe hier einen Presbyter, der früher in Rio war, jetzt ist er in Europa, der tritt zuweilen gar hochmüthig auf, dann kann ich noch kälter und steifer werden, und das Präsidium der Gemeinde schützt wirklich. Durch die Kinder erreicht man aber am meisten; ich hatte nie Stunde gegeben, mußte mich also lautirend und Linien ziehend in die Wirklichkeit schicken. Unannehmlichkeiten sind genug gekommen und haben mich häufig sehr nervenleidend gemacht. Ich konnte nie begreifen, wie S..... in Rio in seinen Briefen das geistige Leben und die vielseitige Bildung der Deutschen in Rio so loben konnte; doch Jeder sucht gern dasjenige auf, was ihn als Lichtblick scheinbar zu trösten scheint. Wenn man also diesen angedeuteten Talentweg nicht betreten kann und vermag es auch nicht, nun so ist ein tagtägliches sich Beschäftigen mit den Vagabunden, den Armen, Kranken das Beste; dann lachen die Leute anfangs und sagen, ich bitte Sie, wie kann der Pastor sich mit all' dem Volk behangen; in einer kleinen Stadt ist dies möglich auszuführen, bald aber findet man reichen Trost und Einfluß. Dies sind nur flüchtige Andeutungen meiner Stellung, die A. Ihnen wohl geschildert hat. Mein ehemaliger Diener Hattler ist ein Mensch, den ich aus dem tiefsten Elend gezogen habe, und der sich bei Ihnen wichtig gemacht hat; er ist undankbar, hat mir aber mehrere Jahre treu gedient; er hatte auch Furcht vor mir, nach längerer Berathung mit Akerblom gab ich ihm sein Attest; er läßt sich jetzt nicht bei mir sehen. — Seit längerer Zeit schreibe ich mit Herrn Lämmert; in Angelegenheiten des Lutherdenkmals und der Bücher sind wir schriftlich bekannt geworden. Ich freue mich Ihrer Nähe, grüße

Digitized by Google

Sie aufrichtig, hoffe, bald eine Antwort zu haben, und gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie den von Ihnen also auch eingeschlagenen Weg, nicht Gesellschafter zu sein, nicht gewinnen zu wollen, nicht Christenreich und Weltreich zu vermischen, für einen zweifelhaften guten Zweck die Menschen zu gewinnen, nach Tagen des Schmerzes segnen werden und eine ganz andere Stellung auf diese Weise gewinnen — und das Herz wird still zu Gott und empfindet, was in dem schönen Lied: Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig, so zart seine Seele aushaucht. Grüßen Sie auch Akerblom, an den ich diesmal nicht schreibe. Ihr in dem Herrn ergebener Amtsbruder

Dr. O. Woysch.

Dr. Woysch ist mit meinem Bruder in Rio persönlich bekannt geworden. Er schrieb ihm in sein Album am 25. Februar 1863: „Alles und in Allen Christus! — Eine Heerde und Ein Hirt." Möge der Eine Christus in Brasilien, Montevideo und der Heimath mehr gesucht und gefunden werden und auch der Bruder Woysch dazu in seiner Gemeinde noch lange ein gesegnetes Werkzeug sein!

Auch der Nachfolger des Dr. Woysch, Pastor Schönfeld, war in Rio mit meinem Bruder zusammen und schrieb nach seiner Ankunft in Montevideo an ihn, doch konnte dieser erste Brief noch nichts Eingehendes enthalten.

Ausführliche Briefe aus Buenos Ayres von Gercke und Iken, welcher Letztere auch im Pfarrhause in Rio verweilt hatte, schildern die dortigen Gemeindezustände, von deren Darstellung wir aber hier absehen, als außerbrasilianisch. Möge der Herr auch diese seine Diener in Buenos Ayres segnen.

Eine eigenthümliche Episode war für den Pastor in Rio der Besuch des Hermannsburger Missionsschiffs Candace mit dem Schiffsprediger Otte. Dies war Ende Juni 1862. Auf dem Schiffe befand sich auch die Wittwe des vor einem Jahre verstorbenen Missionars Wendtland, die mit ihrem Manne zwei Jahre in Indien und dann zwei Jahre in Afrika gewesen war. Sie hatte vier Kinder an Bord und ein Mädchen zur Begleitung, das nach einem einjährigen Aufenthalte in Europa wieder nach Afrika gehen sollte. Auf dem Schiff wurde wöchentlich dreimal gepredigt, täglich Morgen- und Abendandacht gehalten und knieend von der ganzen Schiffsmannschaft gebetet. Das exclusive Lutherthum, welches hier in seiner Ausprägung erschien, ver-

Digitized by Google

mochte nicht, dem Pastor in Rio sein Herz gegen den Missionar zu verschließen, wiewohl er den Irrthum hier recht deutlich vor Augen sah. „Diese Missionare — sagt er — lernen weder Griechisch noch Hebräisch; nun halten sie an der inspiratio verbalis und wissen, daß Luther's Uebersetzung nicht voll genügt; sie haben also nie Sicherheit, Gottes Wort zu haben und zu predigen. Disputiren geht nicht. Aber das Lutherthum steht unverrückt fest, und die Heiden müssen Lutheraner werden. Ueber Calvin haben sie die gewöhnliche falsche Anschauung der Lutheraner, natürlich kennen sie ihn nicht. Vor den Reformirten bekreuzen sie sich, wollen keine Abendmahlsgemeinschaft mit ihnen." Ueber solche menschlichgemachte Confessionstrennungen aber hilft die gottgeborene brüderliche Liebe in Christo hinweg. In dieser kamen sich Beide entgegen, lebten und schieden als innige Freunde in dem Herrn. „Wir verkehren sehr friedlich und freundlich — schreibt mein Bruder — ich danke Gott, daß Er mir wieder einen Prediger geschickt hat." Die Brüder und Schwestern des Hermannsburger Missionsschiffs bei sich bewirthen zu können, war ihm eine herzliche Freude, und um Alles ordentlich herzustellen und bei der Langsamkeit der trägen Dienerschaft nahm er bei solchen Gelegenheiten auch selbst den Besen in die Hand, fegte und säuberte das Haus und bereitete die Küche vor zum freundlichsten Mahle. Besonders gewann er die Kinder lieb, welche auch ihrerseits mit Liebe an ihm hingen. Er kam auch und hielt Gottesdienst an Bord und predigte über die seufzende Creatur nach Römer 8. mit Hinweisung auf den Zustand der Menschen in Brasilien in einer so schönen, gottgeschmückten Natur und mit Anwendung auf die Heiden und die Lage der Missionsgeschwister. Zeugniß von der innigen christlichen Bruderschaft und Freundschaft, welche der Missionar und Schiffsprediger Otte und der Evangelist in Rio schlossen, geben die vorliegenden Briefe des Ersteren an den Letzteren. „Wir haben in Rio noch bis zum Montag Morgen gelegen — heißt es da — vom Schiffe aus konnte ich durch's Fernrohr Dein Haus deutlich sehen; aber hinkommen konnte ich nicht, weil es zu weit zu rudern war, und auf dem Rückwege hätte ich ein Boot miethen müssen, und dazu hatte ich kein Geld. So sehnlich ich also auch nach Dir ausguckte, so war mir der Weg doch versperrt. Die Stunden, welche ich bei Dir, theurer Bruder, verlebt habe, bleiben mir unvergeßlich, und ich wünsche oft eine derselben zurück. Die Kinder sprechen jeden Tag von Dir und wollen, wenn sie an's Land gehen, zu Dir. Willi weint auch wohl einmal, wenn er nicht zu Dir kann. Die größte Freude kann ich ihnen machen, wenn ich ihnen

Digitized by Google

Dein Bild zeige. Doch Du wirst denken, ich will Dir schmeicheln, aber es ist dem so: der Eine ruft noch lauter „Herr Pastor Billroth" als der Andere. Du scheinst sein ganzes Herz gewonnnen zu haben.... Sei versichert, daß ich Deiner oft vor dem Throne Gottes gedenke." Dieser Brief war am 5. August in Santus geschrieben. In einem andern Briefe vom 16. Februar 1863 aus Montevideo heißt es: „Es wäre mir die größte Freude gewesen, wenn ich wieder nach Rio gekommen wäre, da hätte ich doch einen Freund gehabt. Bis jetzt habe ich in allen Städten, wo ich gewesen bin, noch Keinen getroffen, mit dem ich so herzlich habe verkehren können als mit Dir, mein Bruderherz. O, es ist doch etwas Herrliches um die brüderliche Gemeinschaft, was man erst kennen lernt, wenn sie Einem gänzlich mangelt..... Es ist für mich eine große Freude gewesen, daß ich erfahren habe, daß Du um des Herrn und Seiner Sache willen hast können Spott und Hohn tragen und daß Du auch etwas um Seinetwillen verläugnen können. Seit der Zeit ich dies erfahren habe, ist es mir, als wäre meine Liebe zu Dir noch einmal so stark geworden." Daß solche Liebe herzlich erwiedert wurde, wußte Bruder Otte wohl. Möge der Herr ihm seine Bruderliebe und theilnehmenden tröstenden Worte lohnen bei seinen Reisen, Arbeiten, Kämpfen um des Herrn willen in der Zeit und einst in der Ewigkeit. Die Liebe ist die größeste! Hier ist nicht Lutheraner noch Unirter, nicht Studirter noch Unstudirter, sondern Alles in Allen Christus!

Auch mit den Freunden in der europäischen Diaspora pflegte mein Bruder, so viel ihm möglich war, den brieflichen Verkehr. Bodelschwingh war ihm von Paris her persönlich bekannt. Dieser schrieb ihm unter Anderem: „Ihre Kämpfe und Leiden sind mir recht zu Herzen gegangen, lieber Bruder, und ich wollte, ich könnte Ihnen nicht blos mit diesen schwachen schriftlichen Trost- und Ermunterungsworten, sondern mit Leib und Leben in Person zu Hülfe eilen und Sie unterstützen in ihrer einsamen Arbeit. Es muß wirklich recht schwer sein, unter solchen Verhältnissen so ganz allein zu stehen. Wie sind wir dahier so viel besser daran. Wie können wir uns so schön die Hände reichen zu gemeinsamer Arbeit. Indessen zu der eigentlichen innersten Noth reicht doch nur immer Ein Freund aus, und der ist Ihnen dort so nahe wie uns. Hat Er doch den Elenden und Trostlosen, über die alle Wetter gehen, besonders zugesagt, gnädig zu sein. Darinnen kann Er Sie auch nicht verlassen, noch versäumen. „Siehe, ich habe Dir geboten," spricht der Herr zu Josua, „daß Du getrost und freudig seist. Laß Dir nicht grauen

Digitized by Google

und entsetze Dich nicht, denn der Herr, Dein Gott ist mit Dir in Allem, was Du thun wirst." So seien Sie denn auch getrost und sehr freudig, Sie lieber Mann, der Sie auch über den Jordan in Feindes Land eingebrochen sind. Der Herr wird für Sie streiten. Ein Acker, den man mit viel Gebet, Schweiß und Thränen anbauen muß, wird Einem um so werther. „Ja, es kommt die Erntezeit, da wir Garben machen, da wird unsere Traurigkeit sich verkehren in Lachen." Wir sind hier auch vorzugsweise mit Thränensaat beschäftigt, doch dürfen wir auch hier und da eine schöne reife Garbe einsammeln. — Wie uns der Herr äußerlich geführt und wie sich die Physiognomie unseres kleinen Berges geändert hat, sehen Sie aus der kleinen Mittheilung, die ich mitgesendet habe. Am 21. December v. J. sind wir in unsere kleine Kirche eingezogen, haben seitdem auch manche Segensstunde darin gehabt. Doch sind steinerne Häuser noch keine lebendige Gemeinden, da geht das Bauen langsamer, und dabei drücken die Schulden noch weit schmerzlicher als die Schulden für die steinernen Häuser, die wirklich in diesem Jahre bei uns auch drückend sind. Es stockt hier Alles, und meine armen Leute leiden große Noth, viele mußten Paris verlassen. Auch unsere Schulen leiden, da die Kinder in die Fabriken müssen. Sie haben recht, daß Sie auf Ihre Schule besondern Fleiß wenden, von dort aus müssen Sie Ihre Gemeinde aufbauen. . . . . ."

In noch anderen Briefen hat Bodelschwingh den Bruder in Rio manchmal getröstet, selbst schwere Trübsale an sich erfahrend und durchkämpfend. Der Herr wird ihm gewiß auch diese Trostesbereitschaft gegen die Brüder lohnen und ihn segnen in seiner nunmehrigen deutschen Gemeinde Dellwig bei Unna in Westfalen.

Auch der Briefe des Freundes Baxmann an den schon vom Wittenberger Seminar her bekannten Bruder in Rio, aus Lissabon datirt, wo Baxmann, jetzt Docent in Bonn, Gesandtschaftsprediger zur Vertretung des erkrankten Böttcher war, thue ich hier in freundlicher Erinnerung Erwähnung, auf eine Veröffentlichung der interessanten Briefe verzichtend. Auch die Correspondenz mit dem nachmaligen Gesandtschaftsprediger Rothe in Lissabon kommt hier noch nicht in näheren Betracht, da sie in eine spätere Zeit fällt.

Digitized by Google

Dreizehntes Capitel.

Nach Madeira. Erster Aufenthalt daselbst 1864. Land und Leute. Reise nach Deutschland und Aufenthalt in Naumburg.

Es ist Gottes Wohlgefallen gewesen, der gefallenen Menschheit innerhalb der veränderten Schöpfung und seufzenden Creatur eine Erinnerung an das Paradies zu lassen auf einer lieblichen Insel im Süden, die von vielen Reisenden und Kranken als ohne Gleichen gepriesen wird. Dies ist die Insel Madeira.

Nach Madeira zu gehen beschloß auch unser erkrankter Evangelist, dort wollte er Heilung suchen, um weiter noch seinem Herrn dienen zu können. Am 24. Januar 1864 schiffte er sich in Rio ein und segelte zurück die bekannte Straße bei viel conträrem Wind, bei welchem das Schiff keine 200 Meilen täglich machte. Erst zwischen Cap Vincent und Lissabon wurde der Wind besser, und das Schiff durchmaß täglich eine Strecke von 240—260 Meilen. Am 16. Februar erreichte man Lissabon. „Als ich aus meiner Cabine zum Thee hinaufging, befanden wir uns vor Lissabon. Um 10 Uhr sind Schiff und Passagiere zum Ausbarkiren bereit. Man verkündete uns, daß wir Quarantaine halten müssen; das kostet obendrein täglich 3—4 brasilianische Milreis! Man verhandelt, wir warten ungeduldig bis 2 Uhr, da endlich kommt der Bescheid, daß die in Lissabon Bleibenden ausbarkiren könnten, aber nicht die Bordeaux-Passagiere. Portugal ist doch entsetzlich zurück! Warum haben wir polizeiliche Gesundheitszeugnisse aus Rio, wenn sie nicht gehörig respectirt werden? In Brasilien hat Niemand Fieber, und an Bord ist Niemand krank. Ich suchte vergebens den preußischen Consul, dann ging ich in Hôtel Central, wo ich Pastor Rothe zu meiner Freude

Digitized by Google

traf. Er erwartete mich und verwies mich auf's Consulat, wo Brief und Geld nachzusuchen. Rothe aß mit mir, dann spazierte ich mit ihm; wir hatten uns viel zu erzählen, obwohl wir einander zuvor nicht kannten. — Heute schon um 3 Uhr geht ein schlechtes Schiff nach Madeira; aber ich bin eben erst angekommen und möchte gern 8 Tage bleiben, mit Rothe und Böttcher verkehren; andererseits, wenn ich dies Schiff nicht benutze, kann ich erst in vier Wochen reisen. Darum faßte ich den Entschluß, sofort abzureisen. Der preußische Gesandtschaftssecretär war mir behülflich. So reiste ich ab, ohne Rothe noch zu sehen, und Böttcher habe ich zu meinem großen Schmerz nun gar nicht gesehen. Ich hoffe ihn bei meiner Rückkehr zu sehen." Auf der zwei- bis viertägigen, sehr langweiligen, kalten und stürmischen Seefahrt von Lissabon nach Madeira war Reisegenosse unseres Evangelisten und Schlafgenosse in einer Cabine ein brauner katholischer Missionar aus Bombai, der, zuletzt nahe bei Lissabon, jetzt nach Cabo Verde ging, um Heiden zu bekehren. Diesem Reisegefährten hat er ein Andenken aufbewahrt in folgenden Zeilen:

„Freunde, seht ihr das Schiff, von den schwankenden Wellen getragen?
Es birget im engsten Raum, ein Bettlein über dem andern,
Zwei Boten, welche den Völkern verkünden das Heil, das in Christo.
Braun ist der Eine von Farbe, er kommt aus weitester Ferne;
Doch hat er in Lusitanien edle Bildung erworben.
Dort hat er die Weihen empfangen, gewürdigt des heiligen Dienstes.
Nun ziehet er aus mit der Stola, dem Betbuch und dem Missale,
Freudig, getrost in dem Herrn in Afrikas tödtliche Länder,
Dort die Schaaren der Heiden zu weiden mit eiserner Ruthe
Und ihren Wahn zu zertrümmern wie eines Töpfers Geschirr.
Des Anderen Antlitz ist weiß, Germania hat ihn geboren.
Er kommt schon weit über's Meer; viel Hundert Meilen im Westen
Hat er gestanden im Streit, wie der Herr ihm selber befohlen,
Allein mit dem Schwerte des Worts den Raub der Starken zu fördern.
Heimwärts schiffet er nun, den siechen Leib zu erfrischen,
Doch, wenn es Gott gefällt, sein Werk noch weiter zu treiben,
Kehret er wieder zurück, die alte Heerde zu weiden.
An eines Eilandes Strand muß er vom Bruder sich trennen.
Freundlich schaut er ihn an, seine Rechte zum Abschied ergreifend,
Schüttelt sie derbe und spricht: „Mein Bruder, wir müssen nun scheiden.
„Daß der allmächtige Gott uns segne und unsre Arbeit!
„Weit genug ist die Welt, daß wir wirken neben einander,
„Drum laß uns nimmer vergessen des Schiffleins, welches uns Beide
„Trug im engsten Raum, ein Bettlein über dem andern,
„Ueber die Weite des Meers: denn also schiffen wir Beide
„In Einer Arche des Heiles, ein Jeder, wie er berufen.

Digitized by Google

„Gott ist Richter allein und kennt unsrer Herzen Gedanken;
„Wird er würdig uns finden, so landen wir einmal selbander,
„Nach der beharrlichen Fahrt auf den Wellen des stürmischen Lebens
„Werfend den Anker der Hoffnung, dort droben im himmlischen Land."

Dergleichen nannte der Verfasser: „Prosaische Gedichte und dichtende Prosa." Es mag hiervon für den Leser gelten, was er dem Bruder in Bezug auf die Reisebriefe schrieb:

„Bist Du's müde, leg' es nieder,
„Hast Du Lust, so nimm es wieder!"

Der Anblick der schönen Insel und der Aufenthalt auf derselben that dem erschöpften Organismus und dem Naturssinne unseres Evangelisten, der auch auf Madeira wie überall Evangelist blieb, sehr wohl. Wir schieben hier eine aus Augenzeugenschaft uns zugegangene Beschreibung der schönen Insel ein. „Die Insel Madeira kann man mit Recht „Perle des Oceans" nennen. In wunderbarer Schönheit breitet sie sich, einem üppig blühenden, lachenden Garten gleich, vor dem staunenden Auge aus. Ihre theils kahlen, theils bewachsenen Berge strecken das Haupt in die Wolken, während des tief blauen Meeres schäumende Wellen ihren Fuß umspülen. Die Hauptstadt Funchal, im Süden der Insel, ist der eigentliche Aufenthaltsort der Kranken. Sie erhebt sich terrassenförmig vom Ufer, daher muß man fast immer steigen, wenn man sie durchstreifen will. Ihre Häuser sind meistentheils alt und vom ersten Stockwerk an bewohnt, das Untere wurde ehemals zu Weinlagern benutzt und ist daher, die Verkaufsläden ausgenommen, nur mit einer Thür, nicht mit Fenstern versehen. Das giebt den nicht breiten, mit kleinen spitzigen Steinen gepflasterten Straßen, in denen südliche Unreinlichkeit herrscht, ein düsteres Ansehen, und von außen betrachtet, lassen die Wohnungen die Behaglichkeit und den Luxus, welche drinnen oft herrschen, nicht ahnen. Nicht fern vom Meere, ganz in der Nähe des besten Hôtels (Holway), ist ein großer freier Platz, Prazza, umgeben von Eichen, Platanen und Gummibäumen. Er dient als Promenade, Rendezvous und Sprechzimmer der Einwohner von Funchal. Im Winter 64 auf 65 hatten die dort anwesenden Deutschen hier wöchentlich einmal, Mittwoch Morgens von 11—1 Uhr, eine Zusammenkunft, die unregelmäßig und schlecht genug abgehalten wurde. Die Quintas (Landhäuser) liegen außerhalb der Stadt an den Bergen zerstreut. Malerisch schauen sie hervor aus ihren üppig grünenden Gärten, von hohen, steinernen, mit blühenden Schlingpflanzen überwucherten Mauern eingeschlossen. Unser

Digitized by Google

Haus war gewiß eins der schönsten, um bequem von dort die Stadt zu erreichen. Von der Verandah sah man links sich hinziehen die durch die wechselnde Beleuchtung immer neu sich gestaltende Bergkette, rechts schweifte das Auge hinweg über die zu Füßen ruhende Stadt auf das weite unendliche Meer, und hätte keinen Ruhepunkt gefunden, tauchten nicht Madeira gegenüber die Desertas aus den Fluthen. Diese Felsen haben eine unbeschreiblich schöne Form und zeigen sich, je nach der Beleuchtung, in allen möglichen Farben, grau, blau, roth und violet. Von Menschen sind sie nicht bewohnt, aber man soll dort wunderbare Pflanzen und Thiere finden. Zum Theil ist die Vegetation auf Madeira ganz tropisch; doch weil diese Insel noch in der gemäßigten Zone liegt, trägt sie auch die Pflanzen unseres Himmelstrichs, und die Blumen erreichen dort, während sie an Duft verlieren, eine größere Vollkommenheit an Farbe und Gestalt. Diese Mischung der Vegetation verhindert jede Einförmigkeit und macht dies Stückchen Erde so schön. Die schlanke Palme breitet ihre stolze Krone hier aus neben einer sich neu begrünenden Eiche, die freilich in der Gluth einer südlichen Sonne nicht völlig zu nordischer Kraft und Fülle erstarken kann. Aus den gelblichen Feldern des Zuckerrohrs ragt neben der Banane die Kastanie hervor. Blühende Myrtenbäume breiten ihren stillen Schatten über duftende Rosen. In allen Farben prangende Levkojen und Georginen sieht man gleichzeitig mit Camellien und Orangenbäumen. Hinter Hecken blühender Fuchsien und Heliotropen erhebt sich die ernste Ceder, bis in den Wipfel durchrankt mit Schlingpflanzen, in den glühendsten Farben leuchtend. Alles in holder Verwirrung. Wie's eben wächst, so steht es da, sich täglich neu begrünend, und Menschenhand hat wenig daran zu thun. Nur die Feige und die Bäume, welche in unserem Norden wachsen, entblättern sich auf kurze Zeit. Eins aber fehlt diesem strahlenden Eilande bei aller Schönheit: das ist die stille süße Wehmuth eines zur Ruhe sich neigenden Herbstes, der erhabene Ernst eines tiefen Winterschlafs und die Poesie eines erwachenden Frühlings, der uns so lebendig die Auferstehung von den Todten predigt. Und ich habe mich oft gefragt, ob wohl das Auge für alle Zeit die Schönheit eines Winterhimmels und einer weißen Winterlandschaft des Nordens würde entbehren können, und des Herzens leise Stimme erwiederte immer „nein." Vier Bergströme, Ribeiros, durchschneiden die Stadt. Gewöhnlich fließen sie ganz ruhig in ihren tief gewühlten, steinigten Betten, und täglich sieht man Frauen Wäsche darinnen reinigen. Aber an Regentagen, die fast immer mit Sturm verbunden sind, stürzen sie sich mit reißender Gewalt unaufhaltsam in das Alles verschlingende

Digitized by Google

unendliche Meer, welches sich an solchen Tagen in seiner ganzen Majestät zeigt. Es tobt und braust und wüthet. Die Schiffe, welche die Bucht noch nicht verließen, schwanken hin und wieder, und man meint jeden Augenblick, die Macht der Wellen müsse eins oder das andere in den Grund ziehen. Woge auf Woge kommt mit brausendem Getöse heran, schwankt und schwillt und stürzt prasselnd weit hin über das Ufer, daß der weiße Schaum, von der Sonne durchfunkelt, hoch aufspritzend wie tausend und aber tausend Diamanten flimmert. Der darüber ausgespannte sonst so klare Himmel ist von schweren Wolken dicht verhangen, aus denen hier und da die Sonne wie gewaltsam bricht und sie mit den crassesten Farben, vom tiefsten Schwarz zum grellsten Gelb, malt. Zu allen Zeiten ist Madeira schön, wunderbar schön. Auch wenn das Meer in stolzer Ruhe sich ausdehnt unter einem wolkenlosen, reinen Himmel, wenn sich der Sonne glänzendes Antlitz am Tage in seinen Fluthen spiegelt und Nachts der Mond sein bleiches, zauberisches Licht darüber ausgießt."

Von seiner Ankunft und seinem Leben auf Madeira finden sich in dem Tagebuche unseres Reisenden folgende wenige Notizen: „Als ich erwachte, lag Madeira schon vor uns. Der schwarze Missionar erhob sich auch, langsam fuhren wir ganz in den Hafen hinein, Alle fertig zum Aussteigen. Ich ging allein mit einem Wirth, der an Bord gekommen war, Giulietti. Merkwürdiges Ausbarkiren: man kann nicht so dicht an's Land fahren mit Ruderern, daß man, ohne naß zu werden, aussteigen könnte, daher werden schließlich Ochsen vor das Boot gespannt, die es an's Land ziehen. Meine Sachen ließ ich im Zoll, frühstückte, später holte ich die Sachen aus dem Zoll, wofür allerlei angeschlagen wurde, und nachdem ich meine Kiste mit Federblumen schon hatte im Hause, wurde sie wieder in den Zoll geholt." Die Bekanntschaft mit Dr. Liebetrut und Stockder aus Barmen that ihm wohl, und auch anderer Umgang fand sich, in welchem es ihm auf einige Zeit behaglich werden konnte. Doch war der nothwendigste Besuch beim Dr. Wolf, um diesen über seinen Krankheitszustand zu consultiren. Derselbe kam zu dem bestimmten Resultat: „Die rechte Lungenspitze ist tuberkulös afficirt; es sei durchaus ernst zu nehmen; aber auch sei durchaus Hoffnung auf Herstellung vorhanden — wenn auch nicht auf schnelle, — ein Jahr auf Madeira sei das Wenigste, auch im Sommer werde ein Bleiben nothwendig sein." Eine Arznei gegen einen gegenwärtigen Katarrh, ein zuerst trockenes, dann durch Seewasser feuchtes Frottiren des Körpers mit einer Roßhaarbürste, Einreibungen mit Speck, Ziegenmilch und nahrhafte Speise wurden verordnet. Das Wetter erschien dem aus der

Digitized by Google

Trope Kommenden gegen Ende des Februars noch rauh, es war windig und ihn fror im Zimmer, und die wärmste Winterkleidung mit vieler wollener Unterkleidung waren nothwendig. Während er so seiner Cur lebte und zu diesem Zweck möglichst viel die freie Luft genoß, sobald es nur wärmer wurde, war ihm die abendliche Unterhaltung, besonders mit Dr. Liebetrut, wohlthuend und lehrreich. Die reichen Amts- und Reiseerfahrungen dieses Mannes waren eine, wie es schien, unerschöpfliche Quelle zu den interessantesten Mittheilungen. Alles, was die Kirche und Zeit bewegte, wurde durchgesprochen: die Gesangbuchsfrage, Eheschließungs- und Scheidungsfrage, die confessionelle Frage und dergleichen. Nach so langer Entbehrung war ein solcher Umgang für den lange vereinsamten Evangelisten sehr erfrischend und belebend. Der Vortrag des Dr. Liebetrut, in Charlottenburg gehalten, über Tacitus Germania gewann ihm großes Interesse ab. Sein eigener Sinn für Naturbetrachtung und die Fragen der Schöpfungsgeschichte regten ihn zu geologisch-theologischen Studien an, welche er mit Rougemort machte und in einem Hefte niederschrieb. Jedoch konnte diese Beschäftigung wie die sprachliche, englische, immer nur eine leichtere und knapp zugemessene sein, wollte er den Hauptzweck seines Aufenthalts in Madeira nicht verfehlen. Auch der ihn umgebende Katholicismus auf der Insel zog seine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Ein (wiewohl sehr verkürzter) Aufsatz in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung berichtet auch darüber. Die seiner Wohnung zunächst liegende Kirche beschreibt er so: „Auswendig an der Thurmseite ist sie verbaut, ein niedriger spitzer Thurm an der Thurmseite vorn in der Mitte, rechts ein ganz anderer und kunstlos erbauter Thurm mit Uhr, Kreuzform und 3 Schiffe. Inwendig ist sie leidlich, das Dach spitz, also doch keine flache Decke, an jeder Seite 3 Altäre, eine Kanzel, Länge und Breite viel größer, als bei den Kirchen in Rio. Ein alter Priester hatte erst einen Aermel seiner Stola an und trat so vor den Altar, wo er seine Kleidung ohne Hülfe langsam zu Stande brachte. Eine Frau bettelte mich in der Kirche an, und blieb trotz eines Verweises eines vorbeigehenden Priesters dabei, und ein Mann mit einem Bettelbrief, den ich schon sonst gesehen, bettelte mich an, als ich aus der Kirche ging, aus welcher er auch kam. Draußen, von einer Thür der Kirche zur andern, hielten die Priester einen Umgang mit Wechselgesang. Thürme und Altar stehen im Nordosten, eine Inschrift zu beiden Seiten des Hauptportals: „..... ao santissimo sacramento — E a immaculada concepçao da virgem nossa senhora." Ein ander Mal erzählt er: „Ich war eine Stunde in der Kathedrale,

Digitized by Google

Priestergesang fand fortwährend statt, dann eine Procession von einer Thür zur andern. Bis gegen 12½ dauerte der Gottesdienst, welcher seinen Anfang um 10 Uhr nahm, und wie ich höre, ist weder Predigt noch Gemeindegesang gewesen. Große Unordnung! Ein Junge steigt auf die Kanzel, schwenkt den Hut und fängt an zu predigen." Am Sonnabend vor Ostern war Maskenball und Ostern vollends Maskerade, welche von da ab sehr häufig stattfand. Beim Junifest segnet der Priester Nachts das Meer, dann badet das Volk, Mädchen und Männer, wirft der Mond Schatten, so bleibt man gesund. Das ist Religionsübung. Mit Macheta und Geige zieht das Landvolk in die Stadt. Processionen, Illuminationen, Volksfeste mit Maskeraden, und Feuerwerk und Kanonenschüsse sind häufig.

Den evangelischen Gottesdienst für die Deutschen hielt Dr. Liebetrut vor einer kleinen Gemeinde.

Die Englische Kirche hatte ihre besonderen Gottesdienste, und außerdem die Schottische Presbyterialkirche.

Auf seinen einsamen Parthien zu Pferde, welche ihm für seine Gesundheit nöthig waren, und auf welchen er mit seinem Roß „Conde" wie mit einem guten Freunde umging, hatte er Gelegenheit, das Volksleben auf der Insel oft zu beobachten. Auch ließ er sich gern ein mit den Insulanern, und wenn sie ihren eintönigen und eigenthümlichen recitativischen Gesang anstimmten, der ein improvisirtes Erzählen in Tönen ist, so stimmte er wohl manchmal in den portugiesischen Gesang ein, wenn die Leute glaubten, sie könnten sich vor seinen Ohren portugiesisch unterhalten, ohne daß er's verstünde. Den Spielmann des Volks beschreibt er so:

„Kurzes Wamms und weite Kleider,
Nacktes Bein und Eilandsstiefel,
Auf dem Kopf die Carapouça,
Die Macheta in den Armen,
Seht, so steht des Volkes Spielmann
An der Ecke dort!

Rings im Kreise steht die Menge,
Lauscht mit Andacht, wie zur Messe,
Seinem Sang und seinem Spiel,
Ohne Kunst, nach Väter Weise,
Und es tönt die alte Leier
Ohn' Abwechslung fort!

Digitized by Google

Weicht ihr Spötter, laßt den Spielmann,
Laßt sein Lied und Instrument.
Seines Volkes eig'ne Seele
Haucht der Sänger in die Saiten,
So beherrscht er sie, ein König!
Das ist Volksgesang!"

Ein ander Mal wird uns das Ernteleben auf der Insel folgendermaßen beschrieben:

„Der Bauer schneidet das Zuckerrohr,
Es hilft ihm sein Weib und die Kinder,
Beladene Schleifen seh' ich im Thor,
Es zieh'n sie die stattlichen Rinder;
Die Ernte ist reif, die Ernte ist reich,
Es ist doch ein fröhliches Leben!

Die Alten machen den Zuckerwein,
Sie lösen die reichlichen Bündel,
Es naschet vom süßen Rohre allein
Das liebliche Kindergesindel.
Und der Wein füllt die Luft mit würzigem Duft,
Es ist doch ein fröhliches Leben!

Dort drunten, mit bunten Fähnlein geschmückt,
Ein Kirchlein seh' ich im Thale.
Da danket das Völkchen Gott Vater beglückt,
Der segnet zum anderen Male.
Das dankende Herz vergißt allen Schmerz,
So ist es ein fröhliches Leben!"

In diese Zeit seines Aufenthalts auf Madeira fiel nun auch der Beginn der mit dem Gesandtschaftsprediger Rothe in Lissabon gepflogenen Correspondenz, welche meinem Bruder theuer war. Beide haben sich in Lissabon öfter gesehen, auch in Naumburg wiedergesehen. Der letzte Brief Rothe's erreichte meinen lieben Bruder nicht mehr, er kam gleich nach seinem Tode an. Alle diese Briefe gaben Zeugniß von aufrichtiger Freundschaft, wie sie diejenigen schnell knüpfen, welche sich Eins wissen in Christo. Einige der warmen und interessanten Briefe Rothe's lasse ich hier folgen, als ein Denkmal der Freundschaft Beider in dem Herrn:

Digitized by Google

Lissabon, 13. April 1864.

Geehrter Herr Bruder!

So komme ich denn jetzt erst, nach Monaten, dazu, jene Unterhaltung, die Abends am Tajo, mit der sichern Aussicht auf Fortsetzung am folgenden Tage, abgebrochen wurde, wieder aufzunehmen. Es ist mir sehr nahe gegangen, daß ich so lange darauf verzichten soll, unsern persönlichen Verkehr fortzusetzen. Die wenigen Stunden, die wir Gemeinschaft mit einander pflogen, und in so vielfacher Beziehung verwandte Anschauungen sich in uns entgegenkamen, waren mir hier in diesem Lande der geistlichen Dürre und Abgeschiedenheit eine wahre Erquickung. Haben Sie Dank, daß auch Sie ein so freundliches Gedenken daran bewahrt haben! Wenn es Gottes Wille ist, führt er uns ja wohl wieder zusammen, und ich kann Sie dann in völlig gestärkter Gesundheit hier wieder begrüßen. Es wird das eine schöne Begegnung werden!

Ich kann mir recht vorstellen, wie Sie die Nachricht von dem Tode des lieben Hrn. Sup. Böttticher ergriffen haben muß, dem Sie so nahe waren, ohne ihn gesprochen zu haben. Er hat sich über Ihren freundlichen Gruß noch sehr gefreut; aber er war gerade den Tag, da wir Sie im Pfarrhause erwarteten, so angegriffen, daß seine Frau kaum glaubte, es würde gut sein, Sie zu ihm hereinzulassen, da Ihr Anblick, so erfreuend er für ihn gewesen, die Erinnerung an die Tage seiner Gesundheit, da er Sie zum ersten Mal sah, zu wehmüthig und mächtig wachgerufen haben würde. Aber er hat stets in warmer Liebe Ihrer gedacht und mit herzlicher Theilnahme von Ihrem Ergehen sich von mir erzählen lassen. Die schönen Ananas, die uns Allen höchst willkommen waren, haben auch ihm noch zur Labung gedient.

Die Frau Böttticher läßt Sie auf das herzlichste grüßen und dankt Ihnen für die Theilnahme, die Sie ihr ausgesprochen und die ihr so wohlgethan. Ich habe ihr versprochen, den ersten Bogen Ihres Briefes ihr zu lassen, damit er der Sammlung von ähnlichen Zeichen liebender Erinnerung an ihren gestorbenen Mann beigefügt werde. Sie gehen von allen Seiten ein und bezeugen, wie vielfache Verehrung den Verstorbenen umgeben hat, deren er ja auch in so hohem Maße werth war.

Ich weiß nicht, was Sie von dem Ende des Dahingeschiedenen schon wissen. Es war leicht und friedlich. Am Morgen des 2. März — eines Mittwochs — war der Arzt hier und bereitete uns darauf vor, daß die folgende Nacht wohl die letzte sein werde. Zum Glück war an dem Tage eine treue Freundin des Verstorbenen bei uns, Madame Du-

Digitized by Google

beux, die ihn gepflegt hat mit unermüdlicher Treue wie eine Mutter. Um mir die folgenden Tage frei zu machen, mußte ich noch einige nothwendige Gänge machen, von denen ich halb sechs Uhr Abends zurückkam. Madame Dubeux war kurz vorher fortgegangen, um zur Nacht wieder da zu sein. Ich ging in das Krankenzimmer und setzte mich an das Bett. Der Kranke röchelte schon in einer Weise, die mich vermuthen ließ, daß sein Ende näher sei, als wir es glaubten. Unmittelbar vor meinem Eintritte hatte er noch Medicin genommen; ich habe ihn kein Zeichen mehr geben sehen, das noch ein Bewußtsein verrieth. Das Röcheln wurde immer schneller. Die arme Frau sah mich an mit einem Blick, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde; sie mochte wohl in meinen Mienen die Antwort lesen und bat mich, die Kinder zu holen. Dann knieten wir Alle um das Bett, betend. Als ich den vorletzten Vers aus: „O Haupt voll Blut und Wunden" sprach, stand der Athem still — kurz vor sechs Uhr — ohne jeden ersichtlichen Kampf. Bald kam nun auch Madame Dubeux zurück und andere Freunde. Die Leiche wurde angekleidet, Haare zum Andenken abgeschnitten, viel geweint und viel gebetet. Aber der Herr war sichtlich mit seinem Troste da und gab den Weinenden Kraft und Stärke. Nur Weniges, was der Verstorbene an diesem Tage gesprochen, hatte noch verstanden werden können. Eins seiner letzten deutlichen Worte war: Herr komm, Herr komm! Er sprach es aus, als auf seinen Wunsch ein Bild, das er besonders liebte, der Christuskopf von Guido Reni, heruntergebracht und vor sein Bett gestellt wurde. Und da kam der Herr denn auch bald.*) Am Freitag begruben wir ihn unter zahlreichster Betheiligung der Gemeinde, am Sonntag war Gedächtnißpredigt in der Kirche. Und nun ist das Alles schon so lange vorbei, und fast sechs Wochen ruht die müde Hülle in der Erde. Ihm kann man ja wohl von Herzen die Ruhe bei seinem Herrn und Erlöser gönnen, aber die Hinterbliebenen haben das Schwerere zu tragen. Es ist für die Wittwe ein großer Trost, daß ihr hier von allen Seiten aus der Gemeinde die aufmerksamste und herzlichste Theilnahme entgegengebracht wird. Was sie nur wissen, thun sie ihr zu Liebe. Durch die Opferwilligkeit der Gemeinde ist sie auch in Stand gesetzt, noch einige Monate hier zu bleiben. Sie kann so die wärmere Jahreszeit abwarten, um ihre an den Süden nun so gewöhnten Kinder wieder in den Norden zurückzuführen, und sie kann noch einige Zeit die Erinnerungen auf dem Friedhof pflegen. Ich habe die Frau Superinten-

*) Dasselbe war der Fall bei dem Heimgang dessen, an den dieser Brief gerichtet war.

Digitized by Google

dentin schon immer sehr hoch geschätzt, aber ich habe in dieser Zeit doch erst volle Gelegenheit gehabt, zu erkennen, wie das lange Leiden sie innerlich ausgeläutert hat und zu welcher Höhe christlicher Glaubenskraft sie bereits geführt ist. So ungewiß und dunkel die Zukunft vor ihr liegt, eigentliches Sorgen um dieselbe kommt wirklich nicht in ihre Seele. Sie vertraut unbedingt der Durchhülfe des Herrn, und er wird ja solches Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen. Was mich betrifft, so ist über meine Zukunft officiell noch nichts entschieden; doch kann ich nach privaten Nachrichten kaum mehr zweifeln, daß mit Nächstem meine Ernennung zu der hiesigen Stelle erfolgen wird. Ich denke mit einem gewissen Grauen an die Leere, die mich in dem Pfarrhause wieder umgeben wird, wenn die Alle daraus gezogen sein werden, mit denen ich hier in der Fremde innerlich so nahe zusammengeführt bin. Nun, der Herr bleibt ja hier und möge mir seinen Segen nicht entziehen! Es ist für mich wirklich eine Art von Trost, daß in der mir bevorstehenden christlichen Vereinsamung, da die Wucht der ganzen Pyrenäenhalbinsel auf mir, als einzigem Vertreter deutsch-evangelischer Anschauungen, lasten wird, Sie wenigstens noch in einiger Nähe sind und doch später einmal hier durchpassiren müssen. Lassen Sie uns wenigstens brieflicher Gemeinschaft pflegen!

Des Besuchs von Herrn Pfarrer Liebetrut wird hier mit großer Sehnsucht entgegengesehen. Die Frau Sup. Böttticher will gleichzeitig an ihn schreiben, und ihn dringend einladen, für die Zeit seines hiesigen Aufenthalts ihr Gast in dem Pfarrhause zu sein. Sie hofft von diesem ihrem treuen und bewährten Freunde viel Trost und Aufrichtung. Damit erledigt sich auch wohl die Frage nach dem Hôtel de l'Ancre, das übrigens immer noch besteht, wenn auch unter einem andern Wirth und praça San Paulo Nr. 13 gelegen ist.

In Bezug auf den jungen Schweizer, den Sie meiner Fürsorge empfahlen, habe ich Ihnen die Mittheilung zu machen, daß er bald von seinen Leiden erlöst worden ist. Unmittelbar nach Empfang Ihres Briefes ging ich in's Hôtel Central, wo er am Abend vorher angekommen war und von einem im Hôtel befindlichen Landsmann freundliche Hülfe erfahren hatte. Ich fand ihn im Bette liegend, von der Reise sehr angegriffen, kaum im Stande zu sprechen. Da ich als Geistlicher mit einem gewissen Mißtrauen empfangen wurde, so zog ich es vor, meine Besuche nicht zu häufig zu wiederholen, sondern führte ihm ein paar junge christliche Schweizer zu, die ihn täglich besuchten, und die darauf hinwirkten, daß er selbst mich bitten ließ, ihn wieder zu besuchen. Am 1. Ostertage nach der Predigt, also fünf Tage nach seiner Ankunft, kam einer meiner

Digitized by Google

jungen Freunde mit dieser Botschaft zu mir. Ich ging unmittelbar darauf hin, aber ein plötzlicher Anfall hatte ihn wenige Minuten vorher bereits getödtet. So habe ich ihm nicht mehr von dem Einen sprechen können, was Noth ist. Er machte mir einen so viel kräftigeren Eindruck, als Herr Böttticher viele Wochen vor seinem Tode dargeboten hatte, daß ich glaubte, sein Ende sei nicht so nahe, und daher mir erst sein Vertrauen erwerben wollte. Gott sei seiner Seele gnädig! Am Osterdienstage haben wir ihn begraben.

Um die Antwort auf Ihre Anfragen nicht zu vergessen, füge ich gleich hinzu, daß Ihren Kokosnüssen ein Platz im Hause gern gegönnt werden soll, sowie, daß ich keine Gelegenheit gehabt, Ihren Gruß an Herrn Klingelhöfer aus Rio zu bestellen. Es heißt, daß er im Begriff ist, mit Familie nach einem deutschen Bade zu reisen. Es wäre mir von Interesse, ein näheres Urtheil über ihn zu vernehmen. Obwohl ich ihn nicht persönlich kennen gelernt, so hat sein nach hiesigen Gewohnheiten ziemlich häufiger Besuch der Kirche ein günstiges Vorurtheil für ihn in mir erweckt. Wie ich in dem noch kurzen Ueberrest des Briefes auf die von Ihnen angeregten allgemeinen Fragen eingehen soll, weiß ich nicht recht. Ihr Brief hat die in mir durch unsere Gespräche erweckte Meinung bestätigt, daß wir uns kirchlich und politisch auf demselben Boden befinden..... Da Sie mit einem Zweige der Familie Klingelhöfer in Beziehung gestanden, so ist es Ihnen vielleicht von Interesse, zu ersehen, daß Herr Rego auf Madeira eine Schwester Ihres Bekannten aus Rio zur Frau hatte. Es ist dieselbe gestorben, aber eine Tochter, Dona Maria Paula, lebt bei dem Vater, die mit Böttichers sehr befreundet war. Sie ist streng katholisch, aber Briefe, die ich von ihr gelesen, verrathen eine Höhe von christlicher Reife, die mich mit Hochachtung vor dieser Dame erfüllte. Ich hätte nicht geglaubt, daß innerhalb des portugiesischen Katholicismus eine solche innere Läuterung möglich sei. Sie werden vielleicht nicht Gelegenheit haben, mit dieser Familie in Beziehung zu treten. Aber es könnte ja doch zufällig geschehen, und da könnte es Ihnen von Werth sein, zu wissen, was Sie da finden. Doch ich breche ab und grüße Sie zum Schluß aus vollem Herzen. Gott der Herr sei mit Ihnen und lasse Sie von dem Aufenthalt in Madeira allen Gewinn ziehen, den Sie davon erhoffen. An Herrn Pfarrer Liebetrut meine herzlichste Empfehlung.

Ihr W. Rothe.

Digitized by Google

Lissabon, den 14. Mai 1864.

Mein lieber Bruder.

Mit wahrer Betrübniß werde ich es inne, daß heute, am Sonnabend vor Pfingsten, bereits der 14. des Monats ist und die Lusitania morgen schon abgeht. Ihnen gegenüber braucht es ja keiner weiteren Begründung, daß es mir heute unmöglich ist, Ihnen mehr zu sagen, als den herzlichsten Dank für Ihren lieben Brief und die besten Grüße, letztere auch im Namen von Frau Böttticher.

Herr Liebetrut war fast 14 Tage hier; er ist ein lieber Mann und ist der trauernden Wittwe zu großer Aufrichtung geworden. Er ist mit mir mannigfach umhergestreift in der Umgegend.....

Auch der Bekanntschaft mit Herrn Stokter habe ich mich sehr erfreut. Wir fanden uns fast in allen Punkten auf gleichem Grunde.....

Frau Böttticher will etwa am 20. Juni abreisen, und wenn es mir irgend gelingen sollte, Urlaub zu erhalten, möchte ich sie wohl begleiten, um vor meiner definitiven Ansiedelung hier mich noch einmal durch die Berührung mit dem heimischen Boden zu stärken. Doch ist meine Ernennung noch immer nicht erfolgt, und ich muß dieselbe abwarten, bevor ich um Urlaub einkommen kann.

Doch nun seien Sie Gott dem Herrn befohlen, der Ihnen und uns Allen an dem morgenden Feste seinen freudigen Pfingstgeist in die Seele geben möge.

Ihr herzlich ergebener

W. Rothe.

Lissabon, 27. Mai 1864.

Mein lieber Bruder!

Da man mir sagt, daß morgen ein Schiff nach Madeira abgeht, so beantworte ich heute Ihren Brief vom 18. huj. Ich würde gern mit der Antwort noch gewartet haben, da bis jetzt die erwarteten Nachrichten aus Berlin weder in Bezug auf mich noch auf Frau Böttticher eingetroffen sind. Letztere wird in jedem Fall bei ihrer Absicht bleiben, in der zweiten Hälfte des folgenden Monats nach Hause zu reisen. Sie ist noch nicht gewiß, ob sie den Tartar, der um den 20. herum abgeht, oder die Maria Pia, welche am 24. nach London geht, benutzen soll; doch wird das letztere Schiff besonders empfohlen. Ob es mir möglich

Digitized by Google

wird, bis dahin schon reisefertig zu sein, wozu doch vor Allem die Einholung und Gewährung des erforderlichen Urlaubs aus Berlin gehört, wird immer zweifelhafter. Sollte ich also nicht mit können, so würde Ihre Begleitung der Frau B. von hohem Werthe sein. Aber Sie stellen Ihre Reise ja nur erst als möglich hin, und so läßt sich darauf noch nichts Bestimmtes bauen .....

Ich danke Ihnen, daß Sie so ausführlich auf die kirchliche Frage eingegangen sind. Ihre Bemerkungen klingen mir überall verwandt entgegen, und den meisten würde ich durchaus zustimmen können. Der Schwerpunkt der ganzen Unionsfrage scheint mir in dem von Ihnen ebenfalls so lebhaft betonten Stand des Gemeindebewußtseins zu ruhen.

Schließlich ist doch die Kirche um der Gemeinde und nicht um der Theologen willen da, oder vielmehr besteht in und aus der Gemeinde, natürlich der verfaßten und gegliederten. Für meine Art zu denken, liegt die Entscheidung der Frage, ob die Differenzen der beiden Confessionen fundamental oder nicht fundamental seien, d. h. ob die Lehrunterschiede das Gewicht einer Kirchentrennung tragen können, einfach in der Erfahrungsthatsache: fühlen sich die gläubigen Laien bestimmt lutherisch und bestimmt reformirt, und zwar so, daß sie selbst eine kirchliche Gemeinschaft mit der andern Confession abweisen? Ich bin zufrieden, wenn man mir sagt: Ja, z. B. in Pommern ist das lutherisch-confessionelle Gefühl in den Laien bis zu diesem Punkte lebendig. Dann ist der Streit zu Ende, und ich behalte mir vor, nach Pommern hinzureisen, wo ich bisher nie gewesen bin, und mich selbst davon zu überzeugen, wieviel davon gemacht oder bloßes Nachsprechen ist, und wieviel davon wirklich und wahr und selbstbewußt ist. Offen gesagt, ich zweifle, daß man unter den gebildeten und urtheilsfähigen Klassen, die kommen hier doch in Betracht, so viel confessionelle Begeisterung finden wird. Findet sie sich aber, so bin ich der Erste, der sagt, jedes gewaltsame Unionisiren ist da vom Uebel. Die Confession beweist da ihre Berechtigung und Lebensmacht durch sich selbst.

Es ist nun aber wohl natürlich, daß Jeder nach den Erfahrungen urtheilt, die er selbst gemacht hat. Ich kenne nur die Provinz Preußen ganz genau, weil ich dort geboren bin; keine Spur von Confessionalismus, nicht einmal die gläubigen Geistlichen sind davon erfüllt! Ich kenne etwas die Provinz Posen; auch da, wie überall, wo die Evangelischen katholischer Uebermacht gegenüberstehen, im Volke kein Verständniß für die confessionellen Gelüste sehr weniger Geistlicher. Ich kenne

Digitized by Google

Berlin sehr gut, die Mark etwas; hier sind die Koryphäen des Lutherthums, aber ihre Lehren haben im Volke, ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, keine Idee von Anklang gefunden. Ich kenne verschiedene Gegenden der Provinz Sachsen, mir ist Begeisterung für die Confession nur ganz vereinzelt entgegengetreten. Am Rhein soll es ebenso sein. Wohl verstanden, ich spreche nur von den gläubigen Laien. Nun sagt man mir aber, die Wahrheit ist immer nur bei Wenigen; ist das Princip der Confession das richtige, so ist die Union zu verwerfen, und wenn sie nur zehn Gegner hätte.

Das ist aber offenbar eine Verwechselung der Gebiete. Auf dem logischen und überhaupt theoretisch-wissenschaftlichen Gebiete hat das Princip und die strenge Folgerichtigkeit gute Geltung; auf dem praktisch-kirchlichen Gebiet haben wir es aber mit der Mannichfaltigkeit des religiösen Lebens zu thun, und da hat sich ein Princip in seiner Berechtigung dadurch zu erweisen, daß es wirksam wird im Leben.

So viel muß doch Jeder einräumen, völlige Uniformität der Lehre ist schon bei zwei selbstständig Denkenden unmöglich und nicht wünschenswerth, in jedem Kopfe bricht sich die ewige, göttliche Wahrheit in anderer Weise. Und das soll so sein! Es handelt sich also darum, die Grenze zu ziehen, wo der kirchentrennende Dissensus anfange, und wie weit die individuellen Stimmungen und Nüancirungen ihr Wesen in dem gemeinsamen Kirchenhause beliebig treiben können. Und da behaupte ich nun — und darauf läuft alles Frühere hinaus — darüber entscheidet nicht Princip, sondern thatsächliche Erfahrung. Ich weiß mich mit dem bewußt reformirten Herrn Stokter, obwohl ich bewußt lutherisch bin, so eins, daß ich keiner kirchlichen Theorie das Recht geben kann, uns wegen eines abstracten Princips auseinander zu reißen.

Was ich hier andeutend hinstelle, wird in seiner Meinung vielleicht noch klarer durch folgende Behauptung: Was zu einer Zeit mit vollem Recht kirchentrennend war, kann zu einer andern mit eben so großem Recht aufhören, kirchentrennend zu sein, sobald das Zeitbewußtsein aus einem abstract-theoretischen ein mehr praktisches geworden, oder sobald äußere Anfeindung das Bewußtsein der überwiegenden Gemeinschaft lebendig macht.

Ich gehöre nun zu denjenigen, welche dem göttlichen Leiter der Kirche warmen Dank dafür sagen, daß er die Strömung des deutsch-evangelischen Geistes so gelenkt hat, daß jenes uns übertrieben erscheinende Werthlegen auf Accuratesse im Bekenntniß einer mehr das religiöse Leben betonenden Anschauung gewichen ist und sich an der Uebereinstimmung in

Digitized by Google

den fundamentalsten Glaubenspunkten genügen läßt. Ich halte das nicht für einen Abfall von der besseren Einsicht der Väter, sondern für einen entschiedenen Fortschritt, der allein die deutsch-evangelische Kirche in den Stand setzt, ihren Beruf für die ganze christliche Welt zu erfüllen. Und insofern sehe ich in dieser Union eine Fügung Gottes, während ich in jenem Auseinanderbrechen der durch die Reformation gereinigten evangelischen Kirche in zwei Stücke mehr eine göttliche Zulassung sehe. Das will sagen, ich erkenne ein doppeltes Verhältniß, wie menschliches und göttliches Thun aufeinander wirkt, namentlich bei weltgeschichtlichen Entwickelungen. Ein Theil derselben ist ein Fortschritt, der zu dem Ziel der Weltleitung geradeswegs hinführt oder — bescheidener ausgedrückt — uns hinzuführen scheint. Da ist das göttliche Wirken offenbar, dem das menschliche sich entweder willig angeschlossen hat, oder wo es sich widersetzt, zu Boden geworfen ist. Andere Ereignisse haben einen für die Ereignisse des Ziels retardirenden, hemmenden Einfluß — es ist menschlicher Wille, Sünde, Selbstsucht, die in den Vordergrund tritt, — die göttliche Weltregierung stellt sich hier als eine mehr zulassende dar. Ich weiß sehr wohl, daß mit der Aufstellung dieser Kategorien für die Ergründung dieses schwersten aller Probleme „menschliche Freiheit und göttliche Allmacht in ihrem Nebeneinanderwirken" noch herzlich wenig gewonnen ist; ich wollte nur den Sinn aufhellen, wie ich jene beiden Worte Zulassung und Fügung gebraucht habe.

Dies Alles vorausgeschickt, stehe ich nun nicht an, zuzugeben, daß, so sehr die Union als von Gott gewollt erscheint, doch bei der menschlichen Einführung in Preußen vielfach und sehr schwer gefehlt ist, noch lange nachher oft gefehlt ist. Alle Zwangsmaßregeln verwerfe ich wie Sie, zumal da sie auf kirchlichem Gebiet regelmäßig das Gegentheil des gewünschten Erfolgs herbeiführen.

Auf der andern Seite dürfen kleine Minderheiten aber nicht den Anspruch erheben, den Strom der großen Entwickelung aufhalten zu wollen. Sofern sie sich dabei auf historisches Recht berufen, muß man wohl prüfen, wo das formale Recht ein blos formales geworden ist, das sich nun einmal nicht bei dem Fortschritt der Geschichte für alle Ewigkeit festhalten läßt. Wenn die Frucht reift, sprengt sie die Schale; die Schale kann sich darüber beklagen, aber es geschieht doch. Gerade so geht es mit starrem Festhalten an Rechtsformen, die vor Jahrhunderten lebend waren, vielleicht aber schon inzwischen erstorben sind. Ein Kirchenregiment hat da die schwere Pflicht, in der Mitte zu gehen; es giebt Gewissen

Digitized by Google

von überreizter Aengstlichkeit, die zu schonen Sünde an der gesammten Kirche wäre.

Ich habe Herrn Liebetrut namentlich entgegen gehalten: Mir ist es zu eng in Eurer lutherischen Kirche, es weht da Sectenluft; ich bekenne den Glauben an die Eine allgemeine christliche Kirche, und so weiß ich mich als Glied der gesammten evangelischen Christenheit, der die edleren Elemente innerhalb der Römischen Kirche ohne ihr Wissen ebenfalls zugehören oder doch wenigstens nahe stehen. Es ist natürlich, daß in jedem Volk nach seiner Individualität sich eine gewisse und eigenthümliche Kirchenform bildet; aber es ist ein Uebel, wenn dasselbe Volk, also z. B. Norddeutschland, in zwei besondere Kirchenkörper evangelischer Confession zerfällt. Ich verlange keine Union mit den Zwinglianern, auch nicht mit den französischen Calvinisten, aber mit den deutschen Calvinisten, die als Deutsche doch eigentlich schon halb lutherisch sind und sich dem Einfluß des gemüthstieferen Lutherischen Cultus immer weniger entziehen können. Alles, was Stahl über den grundverschiedenen Geist der Calvinisten und Lutheraner in Deutschland in seinem Buche über die Union sagt, erscheint mir als theoretische Deduction aus dem formellen Princip, dem die thatsächliche Wirklichkeit nicht entspricht. Auch die Differenz über die Abendmahlslehre, die einzige von Bedeutung, ist im Gemeindebewußtsein für den gläubig Genießenden eine weit geringere, als in den dogmatischen Lehrbüchern. Auch scheint mir die theologische Durchbildung dieser Lehre noch keineswegs erschöpft; die verklärte Leiblichkeit im Oetinger'schen Sinne giebt, glaube ich, den richtigen Weg an, der wohl beide Confessionen vereinen könnte. Man wird in derselben Gemeinde und in demselben Hause Individualitäten finden, die mehr realistisch oder mehr idealistisch sind, man dulde diese Richtungen auch in der Kirche. In weiser Toleranz ist die katholische Kirche Muster gewesen — die vortridentinische nämlich —, in der Realismus und Nomimalismus, Mystik und Scholastik zugleich bestehen konnte.

So warm ich die Lutherische Kirche liebe, so kann ich doch nicht verkennen, daß sie namentlich durch ihre schlechte Verfassung in Norddeutschland viel tiefer gefallen ist als die reformirte. Von der haben wir Synoden und Gemeindeälteste zu entnehmen; gegenseitig einander ihre Charismen mittheilend, bilden beide Confessionen erst ein gesundes, starkes Ganze. Auch an Kirchenzucht hat die reformirte Kirche mehr gerettet, und deren Verfall, damit gehe ich auf Ihre letzte Frage ein, ist vielleicht unser schlimmster Schade. Die Sache steht nach dieser Hinsicht so verzweifelt, daß ich kaum glaube, daß es gerathen ist, damit jetzt

Digitized by Google

anfangen zu wollen. Die evangelische Kirche kann ihrem Wesen nach nicht die Kirchenzucht dem widerstrebenden Volk gesetzlich aufdringen wollen. Die Gemeinden selbst müssen sie zuvor wünschen. Manchmal denke ich, ob der schnellste Weg zu einem gedeihlichen Aufblühen unserer Kirche nicht die Separation aller Gläubigen von der Staatskirche sein würde, da könnten ideale Gemeinden entstehen wie zur apostolischen Zeit. Doch ist das ein Punkt, über den ich mir keine feste Meinung erlaube. Es ist sehr schwer, so schwierige Fragen brieflich zu erörtern. Vieles bleibt mißverständlich und unklar. Das freundliche Verstehen*wollen* des Lesenden muß da das Beste thun, und das wird auch diesen Aphorismen ja nicht fehlen. — Ueber Ihr Befinden schreiben Sie gar nichts. Hoffentlich ein gutes Zeichen. Der Herr halte seine Hand auch ferner über Sie und uns.

In herzlicher Liebe

Ihr *Wilhelm Rothe*.

P. S. Frau Böttticher kommt eben aus der Stadt. Nach ihren Erkundigungen ist sie nun bestimmt entschlossen, mit der Maria Pia am 24. Juni — nach London abzufahren. Sie grüßt bestens.

Das schöne Klima der Insel Madeira, die Freiheit von Amtsgeschäften, Bewegung und Aufenthalt in freier Luft, angenehme literarische Beschäftigung ohne Zwang und hier und da angenehmer Umgang und ein achttägiger Aufenthalt in Santa Cruz wirkten sehr vortheilhaft auf das Befinden des Reconvalescenten. Grau von Angesicht und mager kam er hin nach dem Tropenleben und den aufregenden Geschäften und Erfahrungen, mit guter Gesichtsfarbe und mit erneuerten Kräften verließ er die Insel am 20. Juni, als die Umstände ihn mit Nothwendigkeit in die Heimath zurückriefen. Hatte ihn auf Madeira zu Zeiten der heiße afrikanische Wind geplagt und nervös erregt, so verletzte ihn jetzt auf der Fahrt von Funchal nach Lissabon der plötzlich sich erhebende kalte Wind, bei welchem allgemeine Krankheit ausbrach. Der Vielgereiste bemerkt in seinem Tagebuch: „Das Schiff ist ein Spital. Nie habe ich so etwas durchgemacht!" Und dazu brauchte man diesmal 67 Stunden für die Ueberfahrt. Von Lissabon, wo er wie auf Madeira schon ein sehr zahmes [1]) Stiergefecht mit anzusehen Gelegenheit hatte, Freunde sah

[1]) Auf Madeira war das Bullfight so: Eine Quadrille zu Pferde wurde getanzt. Einer konnte nicht reiten und fiel beinahe herunter. Ein Ritter erschien

Digitized by Google

und manche Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nahm, schiffte er sich ein nach Southampton, und von Southampton ging's in zwei Stunden nach London. Ein Concert in St. James Hall, wo Joachim spielte, die Besichtigung des Tunnels, Towers, Westminsters, Hydeparks, St. James Greens, Parlamentsgebäudes, Krystallpalasts und manches Andere ließ ihn die Londoner Welt flüchtig überschauen. Ueber Brüssel, Cöln, Gießen kehrte er endlich heim, und zwar für diesmal nach Naumburg an der Saale. Alte und neue Freunde begrüßten ihn in Naumburg, Wittenberg, Leipzig, Berlin, und ein Landaufenthalt gewährte ihm Muße für die Lectüre von Woysch's Uruguay und Lallemant's „Ein Tag auf Petropolis." Der deutsche Sommer und Herbst bildete freilich einen großen Abstand von dem Madeira- und Tropenklima, daher es ihm in Deutschland nicht behaglich werden konnte. Dennoch erkrankte er nicht und konnte mit guter Gesundheit an den Verhandlungen des deutschen Kirchentages zu Altenburg theilnehmen, welchem er mit dem größten Interesse beiwohnte. Nach Naumburg zurückgekehrt, erfreute er die Missionsfreunde am 2. October noch mit einem sehr eingehenden Vortrage über Brasilien. Am 5. October reiste er ab, um abermals auf Madeira seine Gesundheit zu stärken.

in Hellblau mit rothen Sammetbeinen. Der Stier mit lederbezogenen Hörnern wurde gezwickt und mit Scharlach gereizt, lief aber immer weg. Es kam ein anderer Stier und eine ganze Menge zusammen, sie rannten alle weg, bis endlich das Publikum die Barrièren zerbrach und mitkämpfte.

Digitized by Google

Vierzehntes Capitel.

Reisebriefe aus dem Spätherbst 1864. Von Naumburg a/S. über Heidelberg, Straßburg, Freiburg nach Basel.

Zuschrift.

In den nachfolgenden Blättern erstatte ich Dir, mein lieber Bruder, und wem Du sie ganz oder theilweise mitzutheilen für gut finden wirst, Bericht über die ersten beiden Abschnitte meiner Reise. Du erschrickst vielleicht über die Länge, und fürchtest, es werde mehr noch kommen? Ja, das hoffe ich. Aber ich hoffe auch, daß Deine und etwa Anderer Furcht, die ich aus Bescheidenheit doch wenigstens für möglich halten muß, in dem Grade abnehmen werde, als Ihr finden werdet, daß der Hauptgegenstand meines Berichts, welcher allein demselben irgend einen Werth zu geben vermag, die Herrschaft in demselben führt. Denn nicht eigentlich von mir ist ja die Rede, sondern was ich gesehen und gehört, das habe ich zu Wasser und zu Lande in meinem Taschenbuch notirt, und kunst- und anspruchslos gab ich es wieder in Tagen größerer oder geringerer Ruhe auf meinen Zwischenstationen in Mentone, Cadix und Lissabon, durch Trieb der Mittheilung dazu bewegt. Dennoch würde die Ausführlichkeit meiner Mittheilungen mir Sorge machen können, wüßte ich mich nicht damit zu trösten, daß Niemand gezwungen ist, dieselben zu lesen. Denkst Du aber, wie ich vermuthe, an die Zeit und Mühe, mit welcher ich diesen Bericht zu theuer bezahlt haben könnte, so erinnere ich daran, daß ich nach Gottes Willen jetzt ja vorschriftsmäßig feiere, und daß die einzige Mühe, welche an diesem langen Briefe haftet, die des Schreibens ist; für sie aber bin ich durch die geistige und geistliche Gemeinschaft, in welcher ich mich während des Schreibens mit Dir

Digitized by Google

und anderen Lieben unausgesetzt verbunden gewußt habe, mehr als reichlich entschädigt.

Lisboa, am 13. December 1864, bei besorglichem Sturm.

Durch Vermittelung der kaiserlich französischen und königlich preußischen Gesandtschaft

Hermann Billroth.

Von Naumburg bis Basel. [1])

Die Tage in Naumburg gingen zu Ende. Ich war zweimal vierzehn Tage dagewesen und hatte mich nicht nur Deiner Gastfreundschaft, mein Bruder, erfreut, sondern auch manche schätzenswerthe Bekanntschaft gemacht und durch Dich die freundlichste Aufnahme gefunden. Gott Lob bin ich geistig und geistlich gestärkt; ich hoffe auch körperlich, sofern die Zeit heilend wirkt und meine Nerven in dem kälteren Klima erstarkt zu sein scheinen. Ungern scheide ich nun wieder, aber es muß sein. Bis Kösen fuhren wir zusammen; hier mußte nun aber der schmerzliche Abschied gemacht werden. Der allmächtige Gott sei mit Dir und Allen, die mir theuer sind!

Kösen kannte ich schon; wohl viermal war ich von Naumburg aus dort gewesen, und habe daselbst mich, wie der schönen Natur, so der neuen Bekanntschaft mit dem Pastor Bruder Barthold und dessen freundlicher Mutter erfreut. Von Kösen an bleibt die Gegend schön rechts und links zur Seite der Bahn. Sulza ist lieblich gelegen im Thale, am Fuße halb und ganz mit grünen Bäumen gezierter Berge. Mehrere Ortschaften liegen ganz nahe zusammen, rechts und links sieht man stattliche städtische Kirchen, grün sind die Berge, lieblich gelegen die Städtchen, an deren Ausgang die bunt carrirten Felder sich erstrecken. Viel Stoppelfeld ist sichtbar, aber auch viel grünes Gewächs; es scheint hier viel Gemüse gebaut zu werden, reichlich sieht man rothen und grünen Kohl

---

[1]) Der Leser wird bemerken, daß manche Notiz aus dem Reisebuche genommen und eine Strecke Wegs zur Nachtzeit zurückgelegt ist; allein, was letzteres angeht, so hat der Reisende diese Strecke öfter auch bei Tage durchreist, und was ersteres angeht, so ist es der eigenthümlichen Darstellung des Reisenden so verwebt, daß es nicht gestrichen werden konnte, ohne jene zu zerstören; auch wird das Einzelne dem Leser vielleicht willkommen wieder in's Gedächtniß gerückt oder als Neues ihm lieb sein hier zu finden.

Anm. des Herausgebers.

Digitized by Google

und wohl Rüben auf den Feldern angebaut. Auch Torf oder Braunkohle wird hier gewonnen, und weithin erstrecken sich die grünen Wiesen, von welchen die reichlichen Heuhaufen noch nicht eingebracht sind. Auch Wein sieht man viel und Winzerhäuschen; doch ein Jammer, wie es so kalt gewesen ist in dieser Nacht, ich sah ganz braun gefrorenen Wein, es war in Naumburg 1° Kälte, und als ich erwachte, sah ich weiß bereifte Dächer, ein Anblick, den ich seit vier Jahren nicht gehabt. Hinter dem im tiefen Thale gelegenen und theilweise mit großen und schönen Häusern gezierten Apolda, dem die Bestrebungen des architektonischen Fortschritts nicht fremd geblieben sind, wird es flacher; weite Getreidefelder bieten sich dem Auge dar. Ist die Ernte reich gewesen? Eine auffallende Menge von Miethen sieht man hier. Vielleicht aber sind es Creditmiethen, die der Landmann errichtet, die leeren Scheuern zu verdecken, wie der Kaufmann die leere Kasse, wenn er Schaufenster einrichtet oder die Gläubiger ladet zum luxuriösen Diner. Die Winterfelder sind umgepflügt, ihnen zur Seite sieht man grüne Kleeschläge, und andere, die ich nicht erkennen kann, da es bei der zitternden Bewegung des Wagens unmöglich ist, das Fernrohr zu gebrauchen. Im Hintergrunde hütet jugendliches Volk die weißen Gänse, und sie wie Egge und Pflug und der Säemann, der aus weißer Schürze Samen streut, beleben das friedliche Gemälde. Wie der Mann doch unverdrossen säet! Es fällt wohl Manches an den Weg und auch auf steinigen Boden, doch Vieles geht auch auf und bringt Frucht, 30fältig und 100fältig! Es ist nicht seine Kraft, die wirkt. „Ich habe gepflanzt, Apollo hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben." Gottes Werk aber gedeihet auch trotz des Widerspruchs; darum nur fortgesäet trotz Renan, Strauß und Schenkel, der Herr, Er wird's versehen. — Der Himmel ist blau und nur zum Theil bewölkt, die Sonne scheint und wirft schon lange Schatten. Es ist $^1/_2$5 Uhr, wir sind in Weimar. Im Coupé ist's ziemlich kalt, mein neben mir stehender Reisethermometer zeigt nur 10°, doch ist das Wetter klar und nicht feucht. Vom Bahnhofe aus in Weimar sieht man herzlich wenig, links oben eine große Kaserne, geradeaus drei Kirchen. Der Anblick ist nicht ausgezeichnet, doch wenn man hier in das Waldgebirge links hineinkommt und die rechten Punkte zu finden weiß, so muß es wohl hübsch sein. Auf dem Bahnhofe bewegen sich einige Herren und Damen und grüne Soldaten mit gelben Litzen an Beinkleidern und Achselklappen. Es sind die brasilianischen Farben, nur gelb statt Gold, aber die Soldaten sehen doch besser aus als die dort drüben im Kaiserreich. — Ganz flach ist es seit Naumburg noch nicht gewesen, aber es

Digitized by Google

giebt in geringer Höhe flache, ziemlich ausgedehnte Felder. Im Hintergrunde rechts und links hübsche blaue Berge. Wir sind in Vieselbach. Bald sind wir in Erfurt, durch einen Tunnel fahren wir durch die Festungswälle. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Stadt! Hier ist die Stätte der Reformation, die mit Luther's Erkenntniß von seinem Sündenelend in der Zelle des Augustinerklosters begann. Das Kloster ist jetzt ein Waisenhaus. Köstliche Kirchen giebt es hier, und ein alter wichtiger Dom ist da. Auf dem Bahnhof merkt man, daß man in einer größeren Stadt sich befindet; das Institut der Dienstleute ist schon bis hierher gedrungen. Doch sieht man von den Stadtgebäuden nichts als das stattliche, drei Stock hohe Bahnhofsgebäude. Die wohlgeglätteten Secondelieutenants mit ihren Knabengesichtern und die bärtigen Gensdarmen kennzeichnen den Ort als einen preußischen. An einer ganzen Reihe von Bahnhofsgebäuden fahren wir vorbei, man sieht, daß die Station von Wichtigkeit. Nun zeigt sich die Stadt, aber gewiß nicht der schönste Theil derselben, alte Häuser sieht man, eine Straße übersieht man ganz. Zahlreiche Kirchen fallen in's Auge, Erfurt zählt deren etwa zwanzig, unter ihnen der alte Dom. Die Tunnel-, die Cultur- und die Festungswerke beschränken mir den Blick, aber man sieht den Thurm mit ganz kleinen Thürmchen geziert, deren einer die Spitze des großen Thurms bildet. Hier in Erfurt wohnt auch Graf Hertzberg aus Rio, von welchem ich mich verabschiedete, als ich nach Petropolis ging, zum letzten Mal. Er stand an der Praya und half dem alten Major von Succow, seinem Schwiegervater, einbarkiren. Wir meinten uns in Europa wiederzusehen, aber daraus ist nun nichts geworden. Noch immer ist das Land hügelig. Bald sind wir an der Herrnhuter Colonie Neu-Dietendorf; sie liegt auf ziemlich flachem Lande, an sie knüpfen sich eigenthümliche Erinnerungen. Man gewinnt in dieser Gegend Material für Backsteine, daher wir mehrere Ziegeleien passiren. Auf dem welligen Lande eggt der Bauer im blauen Kittel mit seinen Rindern; hin und wieder sieht man noch Mandeln auf dem Felde stehen, oder besser, liegen. Es ist Hafer, zum Theil noch nicht geschnitten. Aber jetzt muß man eilen mit der Ernte, denn in dieser Nacht hatte man 3° Kälte hier, wie mir der Schaffner sagt. Plötzlich erheben sich auf malerischem Waldgebirge, eine jede auf eigenem Kegel ruhend, die Drei Gleichen: die Wachsenburg, die Mühlburg und Gleichen. Die erstere jetzt ein Staatsgefängniß, die zweite eine vollkommene und die dritte eine noch ziemlich gut erhaltene Ruine. Hinter weiten Felderflächen die duftig blauen Berge; vom mattblauen herbstlichen Himmel hangen die

Digitized by Google

violetten prächtig erglühenden Wolken herab, links erstreckt sich gelbes, rechts grünes Gefilde; bald nimmt den Vordergrund ein Waldgebirge ein; anmuthiger Wechsel, Fruchtbarkeit und friedliches Leben charakterisiren diese Gegend. Doch sehr bald sehe ich wenig von derselben, denn um 6 Uhr schon ist es dunkel, und die Wagenfenster beschlagen so stark, daß ich nicht hindurch zu sehen vermag, nur links strahlt mir der große Bär und, nachdem ich von den Fenstern den Schweiß gewischt, noch manch anderes Sternbild entgegen, doch verschwinden sie auch gar bald wieder, und wir sausen in finsterer Nacht dahin, die den Blicken nichts mehr vergönnt. Bei Eisenach sehe ich weder den Schneekopf, noch den Oberhof, noch den großen Inselsberg. Im Dunkeln fahren wir die Hörsel entlang und passiren vor der genannten denkwürdigen Stadt den Hörselberg, 1529 Fuß hoch, wo Frau Venus Hof hält und, trotz der wohlgemeinten Warnung, Tannhäuser einst hineinzudringen nicht widerstand. Auch hinter Eisenach noch fahren wir längs der Hörsel, bis diese in die Werra mündet, die wir bald überschreiten und dann ihrem Laufe folgen bis in die Gegend von Gerstungen. Kein Lichtblick erhellt uns das Dunkel; von dem schönen Laubwald und den anmuthigen Bergen in hiesiger Gegend können wir jetzt fast gar nichts wahrnehmen. Auch sehen wir die Trümmer der Brandenburg nun nicht, und werden kaum gewahr, daß wir bald in einem langen Tunnel uns befinden, aus dessen dunkelm Schlunde erlöst, wir schnell in das Fuldathal gelangen. Die Fulda selbst überschreiten wir zweimal und durchbrausen dann die vor uns liegenden Hügel bei Guckshagen, wo ein großes Benedictinerkloster vom Jahre 1120 zu erwähnen ist. Um $^1/_2$10 Uhr kommen wir in Guntershausen an. Hier muß, wer nach Frankfurt will, übernachten. Es sind 2° Kälte; ich lasse daher in meinem Schlafzimmer heizen, und da ich müde bin, auch am andern Tage früh aufstehen muß, so gehe ich nach einem leidlichen Abendessen sogleich zur Ruhe. Ich schlief ungewiegt in der Nacht vom 5. zum 6. October, stand um $^1/_2$5 Uhr auf, verließ das mir schon von früheren Reisen her bekannte Hôtel Bellevue, wünschte mir mit dem Wirth, der auch, wie ich, am Husten laborirt, Erstarkung des Leibes und eilte bei weißbezogenem Himmel noch im Halbdunkel um $^1/_2$6 Uhr meine Straße weiter. Im Coupé haben wir 10°, draußen sollen es 7° Wärme sein, ein merkwürdiger Wechsel von gestern auf heute, aber wie gelegen! Die Gegend ist anmuthig; vorbei an Burg Felsberg und der Altenburg, auf Basaltfelsen ruhend, kommen wir in das Thal der Schwalm. Bei Treissa zeigt sich die frühere Festung Ziegenhain. Die Bahn folgt dem Flusse und fährt hinter Neu-

Digitized by Google

stadt bei dem hochgelegenen Amöneburg vorbei, einem Städtchen, in welchem die älteste Kirche des Landes, vom heiligen Bonifacius gegründet, sich befinden soll. An der Ohm fahren wir bis in die Nähe von Marburg, wo sie in die Lahn fließt. Grüne Weiden erfrischen das Auge, und zu beiden Seiten erheben sich mäßige Hügel. Marburg ist wundervoll gelegen; ein Halbkreis von Häusern umgiebt den steilen Berg, auf dessen Gipfel das ansehnliche Schloß. Aus der Mitte der Häuser vorn tritt mit gewaltiger Wirkung die schöne Elisabethkirche hervor. Sie ist 1235—1383 erbaut, ein schönes Zeugniß von der Wirkung gothischer Baukunst. Die Universität in Marburg ist 1527 von Philipp dem Großmüthigen gegründet; 2 Jahre darauf fand das Marburger Gespräch über das Abendmahl zwischen Luther, Zwingli, Melanchthon und Oekolampadius statt, wobei Luther bekanntlich das „hoc est corpus meum“ mit großen Buchstaben an die Tafel schrieb. Hier lebte auch Jung, genannt Stilling, und sandte seine fruchtbaren Zeugnisse in die Welt. — Bis Gießen bleiben wir in dem fruchtbaren Thale der Lahn und passiren die Trümmer des hochgelegenen Staufenberg, sowie die Schloßthürme von Gleiberg. Gießen ist größtentheils modern; seine Universität, 1607 gegründet, wird mehr besucht als Marburg. Hinter Gießen führt unser Weg bald in die fruchtbare Wetterau; wieder zeigen sich Ruinen, es sind die Trümmer des im 30jährigen Kriege zerstörten Schlosses Münzenberg. Stattlich breitet sich am nordöstlichen Abhange des Taunus der Badeort Nauheim aus; man sieht die Trink- und Badehallen, sowie die Salinen, aber von dem Sprudeln des 27° warmen Soolsprudels habe ich nichts bemerkt. Hier ist eine Bank, und sie hat Gäste herbeigezogen mehr als die Soole zuvor. Im Jahre 1855 zählte der noch junge Kurort 2600 Besucher. Auf einem 70 Fuß hohen Viaduct erreichten wir in wenigen Minuten Friedberg, das früher eine Reichsstadt war, 2 schöne gothische Kirchen hat, die man vom Bahnhof aus gut sieht, und von starken Ringmauern umgeben ist, die schon ihrer Seltenheit wegen von nicht geringem Interesse sind. Nachdem wir noch einige Stationen passirt, zuletzt Bonames und Bockenheim, erreichten wir Frankfurt. Die Gegend bot bis kurz vor dieser Handelsstadt recht anmuthige Bilder. Auffallend war mir auch hier der starke Kohl- und Rübenbau, und eine neue Staffage der Bilder die mit dem Einsammeln der Kartoffeln beschäftigten Landleute. In Frankfurt hatte ich kaum 45 Minuten Zeit, um nach der Main-Neckar-Bahn mit meinem Gepäck überzusiedeln, was mit Hülfe eines numerirten Dienstmanns bewerkstelligt wurde, und ein Billet für die Weiterreise zu nehmen. Recht

Digitized by Google

lästig war es mir, daß ich nicht bis Basel ein für mehrere Tage gültiges Billet bekommen konnte; ich mußte mich daher entschließen, ein Tagesbillet bis Kehl zu nehmen, welches mir nur gestattete, auf kurze Zeit meine Reise zu unterbrechen, aber es genügte mir, nur daß ich so mehr mit der Bagage zu thun hatte. Wie unangenehm es aber ist, nachdem man seit 5½ Uhr Morgens gereist und sich durch reichliches Hungern auf ein gutes Frühstück vorbereitet hat, schließlich um Mittagszeit in der Nähe des Bahnhofs keine Restauration zu finden und doch zum Besuch einer entfernteren keine Zeit zu haben, das will ich nicht beschreiben, denn es ist unbeschreiblich! Glücklicherweise konnte ich später auf einer Zwischenstation meine irdischen Bedürfnisse durch einiges Brod und Bier ziemlich befriedigen. Bei blauem Himmel, ziemlich warmer Witterung und in Gesellschaft einiger langweiliger Passagiere setzte ich meine Reise fort. Die Reise von Frankfurt nach Heidelberg habe ich so manchmal gemacht und diese Gegend bereist. Bis Darmstadt ist kaum etwas zu bemerken, nur sieht man recht hübsches Laub- und Nadelholz zur Rechten und zur Linken der Bahn. Darmstadt hat schon 32,000 Einwohner und vielleicht darüber; es hat eine Hofbibliothek von 2,000,000 Bänden und seltene Handschriften und Typen. Zwingenberg ist ein wichtiger Punkt; hier kommen wir an die Bergstraße, unten Obst, oben Wein und Laubholz. Hoch ragt der Melibokus hervor, den ich als Student besucht, und der wohl noch jährlich von Heidelberger Studenten um die Pfingstzeit besucht wird. Vom Melibokus, den man von Zwingenberg aus besteigt, geht man weislich über das Auerbacher Schloß zurück, von welchem man die malerischeste Aussicht hat. Eine Stunde von da entfernt liegt das Dorf Auerbach, wo wir als Studenten — ich erinnere mich lebhaft daran — nach einer längeren, ich glaube Melibokustour bei einer umfangreichen Maibowle die Poesie des jugendlich frischen Lebens ausströmten und genossen, und unbewußt walddustende Scenen darstellten aus Waldmeister's poetischer Brautfahrt. Von Auerbach reisten wir, etwa 13 an der Zahl, nach Frankfurt und lebten da einige Tage. Das war eine heitere Fahrt, Poesie in solchem Studentenleben! Aber jetzt ist es besser. — Heppenheim mit der Starkenburg und Weinheim mit Burg Windeck waren auch Ziele für unsere studentische Genossenschaft. Die alten Burgen mit ihrem heimlichen Singen und Sagen, mit ihren Rittern und „Frauengestalten zart und mild" haben eine mächtige Anziehungskraft für die phantasiereiche deutsche Jugend und erzeugen neue Phantasien. Ein glückliches Alter, zu Vielem geschickt; aber wie wenig wird doch von den Meisten endlich erreicht! — Um 2 Uhr

Digitized by Google

etwa war ich in Heidelberg. Meine Bagage ging bis Kehl, ich stieg aus, um die alte Ruperta Carolina mit ihren schönen Umgebungen auf's Neue zu betrachten. Seitdem ich hier studirt, war ich schon wieder hier gewesen, im Jahre 1858, als ich mit Dir, mein Bruder, und zwei Röhrigs mich anschickte, die Schweiz zu bereisen. Wie wunderbar war es mir doch in Heidelberg; ich kannte ja jedes Stückchen Erde dort. Am Bahnhof empfing mich ein mit einem Schilde versehener, also privilegirter Führer, der mich durchaus in Heidelberg herumführen und mir Schloß und Molkenkur zeigen wollte. Meine Versicherungen, ich kenne Heidelberg, halfen nicht, denn er sagte, der Ort habe sich sehr verändert und es lassen sich mehrere ehemalige Heidelberger Studenten dort umherführen. Wenn ich nicht sehr irre, war dieser Cicerone mein Stiefelputzer aus der Studentenzeit, damals noch ein junger Bursche. Die Kastanienallee entlang, an deren Seite manch' neues Haus entstanden war und vorbe. an der englischen Kapelle, deren Vorhandensein in dieser von vielen Engländern bewohnten und besuchten Stadt ein gutes Zeugniß ist, hin über alle die wohlbekannten Stätten ging ich auf den Kornmarkt, um von da aus das Schloß zu besteigen. Ich machte den gewohnten Weg hinauf; fast war es mir wie ein Traum, daß zwischen Einst und Jetzt so viele Zeit doch liegt. Von der Terrasse aus that ich den gewohnten Blick. Die Sonne blendete und entzog mir die die Rheinebene begrenzenden Berge; mit meinem Fernrohr aber konnte ich dennoch sie erkennen, und selbst die Thürme des Doms zu Speier enthüllten sich mir nun. Ich richtete mein Glas auch auf die Hirschgasse und die Stadt, und erfreute mich an der reichgeschmückten Gegend. Freilich ist es wahr, daß man nur wenig sieht und genießt, wenn man als Touriſt Heidelberg passirt, doch ich hatte das einst Genossene und Wohlbekannte nur zu repetiren. Allerdings habe ich inzwischen viel Schöneres gesehen und begreife darum, was ich früher in unerfahrener Begeisterung nicht begriff, wie man überhaupt nur vorübergehend Heidelberg besuchen könne, anstatt dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Mit Vergnügen besah ich auf's Neue die schönen Schloßruinen und dachte der Geschichte ihrer Erbauung und Zerstörung nach. Einige ausländische Bäume, aus Indien und Amerika, die ich sonst fast übersehe, erregten meine Aufmerksamkeit, doch ist es nichts besonders Schönes. Herrlich aber ist der berühmte Epheu, der theils am Schloß und theils in dessen Nähe üppige Fülle entwickelt. Wie fest umklammert hält er hohe Bäume, und wuchert da in solcher Kraft, daß man Mühe hat, ihn von den Bäumen zu unterscheiden, welche er umrankt. Mein Mittagsmahl nahm ich in

Digitized by Google

der Schloßwirthschaft ein, die sich verbessert hat. Wenige Studenten sah ich oben und unten, und kaum bunte Mützen, denn das Semester hatte noch nicht begonnen. Heidelberg ist bekannt als burschikose Universität. Und es ist wahr, nirgends wohl findet sich das Burschenleben mit seinen Vorzügen so ausgeprägt und ich möchte sagen geadelt, als dort. Der studentische Ton zeichnet sich durch etwas Aristokratisches aus, das verbunden mit der Ritterlichkeit der dortigen akademischen Jugend wohl zu schätzen ist. Aber auch die Schattenseiten treten stark hervor; ich will nicht von dem vielen Gelde reden, das dort in Menge für nichtige Dinge verwendet wird; das geht nicht allein den Studenten an und geschieht auch anderswo, — aber das Duellwesen ist dort in der That, wie man auch allgemein urtheilt, sehr im Schwunge. Es kommt mir nun nicht in den Sinn, eine Abhandlung über das Duell zu schreiben oder auch nur dem etwas Aehnliches, aber berichten will ich, daß jetzt eine Art von Duellen in Heidelberg aufgekommen ist, die an traurigem, verblendetem Wahn alles Bisherige übersteigt. Es genügt den jungen Leuten nicht mehr, sich beiderseits der Gefahr des Todes — ich will nur von Pistolenduellen reden — auszusetzen, oder sich gegenseitig auf so kurze Distanz, daß man treffen m u ß, zu erschießen, sondern sie würfeln, und wen das Loos trifft, der muß sich selbst erschießen. Das ist entsetzlich! Ach, daß solche Opfer nichts von der Ehre wissen, die bei Gott gilt, um welche sie eifern sollten oder unbefestigt sich in den wilden Strudel stürzen. Von glaubwürdiger Seite ist mir versichert, daß Duelle, wie das eben beschriebene, zweimal in diesem Jahre in Heidelberg vorgekommen sind. Der von dem Loose nicht Getroffene bleibt dabei unbekannt. Nur unter den Heiden in Afrika kenne ich etwas Aehnliches. Gewiß ist es an der Zeit, daß die Staaten ein ernstes Wort reden über das Duell. Ist das christlich, wenn Jemand sein Leben um seiner menschlichen armseligen Ehre willen auf das Spiel setzt oder auf einen Andern zielt; sind die Einrichtungen christlich, nach welchen Jemand seine bürgerliche Ehre verliert, wenn er aus Gewissensgründen das Duell verweigert? Wir glauben oft, so weit fortgeschritten zu sein, und in manchen Stücken müssen wir das ABC noch lernen. Die Jugend selbst begreift kaum, was sie thut, doch sollen die Corps die oben beschriebenen Duelle verboten haben. Den rechten Standpunkt zur Beurtheilung solcher Fragen haben sie aber erst dann, wenn sie von sich selber zeugen können: „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden."

Gegen 5 Uhr reiste ich weiter; Langenbrücken rief sonderliche Er-

Digitized by Google

innerungen in mir wach, auch Bruchsal, von wo man nach Heilbronn geht oder nach Stuttgart. Das Alles habe ich genossen. Wir kamen nach Karlsruhe. Das soll ich wohl kennen, oft genug bin ich dort gewesen und habe auch einmal dem jetzigen Großherzog, als er noch Regent war, meine Aufwartung gemacht und ihm unter Anderem zu seiner Verlobung gratulirt, und das in geborgten Kleidern, weil ich die Audienz nicht erwartet hatte! Nicht minder als Karlsruhe ist mir Rastadt bekannt; ich wanderte einst, als ich mit dem Güterzuge von Karlsruhe gekommen war und der Posten mich trotz meiner Bekanntschaft mit dem Platzmajor in die Festung nicht einlassen wollte, wo ich Jemanden zu besuchen wünschte, mitten in der Nacht, um die Geisterstunde, über Feld und Wiesen von der Stadt abwärts nach einem Dorfe, wo ich mit Mühe Nachtquartier fand. Meine Wirthsleute waren dann noch katholisch und behandelten den Ketzer, wie es einem solchen gebührt. Endlich kamen wir an die Zweigbahn bei Dos. Da passirte mir ein besonderes Unglück. Ich hatte eine Reisetasche bei mir im Coupé und diese lag auf einem Gestell zu Häupten eines alten Franzosen, der mit mehreren Anderen seiner Nationalität von Baden kam. Als ich die Tasche herunternahm — denn ich mußte den Wagen wechseln — hatte ich das Unglück, das Gleichgewicht zu verlieren und meine Tasche mit halber Schwere auf den Hut des Franzosen fallen zu lassen. So leid mir das that, war es doch nicht zu ändern. Der Franzose aber war wüthend, und nachdem er den Schaden bemerkt — er hatte den Hut auf dem Kopf — ließ er eine ganze Bombe von Wuth und Aerger platzen, so daß die Granaten mich rechts und links umsausten; ich dachte an Düppel. Einer seiner Genossen half ihm in diesen Ergüssen französischer Mundart, und Beide zusammen bewirkten durch ihre Grobheit, daß ich mich mit Entschuldigungen, nachdem die erste abgewiesen war, nicht lange aufhielt. Der Aerger der Leute fing an mir höchst komisch zu werden — denn es handelte sich am Ende nur um einen alten Hut — und ich mußte mich über den französischen Charakter des Schelters trotz der Verlegenheit der Scene höchlich amüsiren, denn auf dem höchsten Gipfel des Aergers angelangt schrie der Alte mir entgegen, ächt französisch: Sie hätten auch etwas Interessanteres thun können als das." Hätte der Mann es gewollt, so hätte ich ihm gern seinen Hut bezahlt; nun aber machte er mich lachen.

Ich setzte meinen Weg nach Kehl fort. Ueber einige Stationen, von welchen mir Achern besonders bekannt ist als diejenige, von welcher man nach Allerheiligen im Schwarzwald geht, wo ich manchmal ge-

Digitized by Google

wesen, und einmal 14 Tage, gelangte ich im Dunkeln nach Appenweier. Von hier aus hätte ich direct nach Freiburg reisen können; aber da ich nur 25 Minuten von Kehl entfernt war, so hatte ich meinen Reiseplan bis dahin ausgedehnt, begierig, den schönen Münster wieder einmal zu sehen, welcher in der benachbarten Franzosenstadt als herrliches Denkmal der Baukunst stolz in den Himmel ragt. Doch nahm ich mein Nachtquartier im „Rehfuß" zu Kehl. Am andern Morgen gegen 9 Uhr ging ich zu Fuß nach Straßburg; es war sehr kalt und fast zu weit für mich. Nach einem Paß wurde ich nicht gefragt, wohl aber bei der Douane angehalten, und obwohl ich nur meine Geldtasche um die Schulter und meinen Bädeker unter dem Arm hatte, über zollpflichtige Gegenstände examinirt. Mein Buch war verdächtig; der Beamte fragte mich, ob es ein englisches sei? Auf meine Antwort, daß es ein deutsches Reisebuch sei und zwar ein altes, ließ er mich gehen. Später hörte ich, daß es englische Bücher gebe, welche wegen ihrer Ausfälle gegen den Kaiser, bezüglich seiner Jugendgeschichte, nicht über die Grenze gelassen werden. Von der Brücke bis zur Porte d'Austerlitz, dem zuerst zu passirenden Thore der Festung, führt ein Weg an beiden Seiten mit Platanen und anderen Bäumen bepflanzt. Bei dem hellen Herbstwetter war es angenehm zu gehen. Den nächsten Weg zum Münster fand ich bald; er ist nicht weit von dem genannten Thore, dem noch zwei oder drei andere folgen, entfernt. Drei Schanzwälle hat man zu durchschreiten, dann geht es über die Place de Corbeau, la Grande Boucherie ꝛc. zur Place du Dome, wo der Münster steht. Ich war schon mehrmals in Straßburg gewesen. Aber wie sollte ich mich nicht auf's Neue an dem herrlichen Bau des Münsters erheben. Genau von Westen nach Osten ist er nicht gebaut, sondern von Nordwest nach Südost. Ich trat in's Hauptportal und richtete mein Augenmerk besonders auf die drei verschiedenen Baustyle des Doms, aber auch auf das wunderbare Uhrwerk, das mir jetzt verständlicher und darum werthvoller ward als zuvor. Das Chor hat große Mängel; obwohl erneuert, kann es nicht als vollendet angesehen werden. Die Treppe, welche hinaufführt, ist plump und stört. Herrlich aber ist der Säulenwald, zumal seitwärts betrachtet, und der Blick von Osten auf die südliche Rose; schön sind die Fenster, hoch erhaben der Bau. Unserer lieben Frauen Münster! Die Stätte, auf welcher er steht, soll in altersgrauer Zeit schon von den Celten oder Gaelen zum Götzendienste gebraucht worden sein. Unter römischer Herrschaft wird aus den zerstreuten Hütten eine Kriegsstadt, der Götzenhain weicht dem Tempel des Hercules. Mitte des vierten Jahrhunderts soll der

Digitized by Google

Bischof Amandus das Christenthum dahin gebracht haben. Anfang des sechsten Jahrhunderts läßt Fürst Chlodwig hier eine Kirche bauen aus Holz und wenigem Mauerwerk von Ost nach West, wo das Hauptportal mit einer Halle; inwendig ein Schiff mit zwei Seitengängen, und im Osten ein viereckiger Hof, an dessen Ende die priesterliche Wohnung. Durch Wohlwollen Merowingischer Fürsten und Anderer wird die Kirche reich. Karl der Große befreit alle Unterthanen des Straßburgischen Bisthums von Zöllen und Steuern. Schon damals wird die Pracht der Kirche gerühmt. Im neunten Jahrhundert entsteht eine Feuersbrunst, die Soldaten Hermann's II., Herzogs von Schwaben und Elsaß, der auf die deutsche Kaiserkrone Anspruch machte im Widerspruch mit Straßburg, verwüsteten wider seinen Willen die Kirche. Theilweise wird sie wieder hergestellt, aber 1007 durch den Blitz zerstört, wie auch die Thomaskirche. Bischof Werner baut den Dom wieder auf, Heinrich II., der, enthusiasmirt von der Erhabenheit des Baues, unter die Stiftsherren aufgenommen werden wollte, wovon er am Ende noch Abstand nahm, unterstützte ihn. 1015 werden die Fundamente gegraben; 1028 ist die Kirche fertig bis an das Dach, wahrscheinlich im byzantinischen Style aufgeführt mit einem Thurme. Veränderungen werden getroffen nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in gothischem Styl. 1113 verbrennt ein Theil des Thurmes. Neues Unglück tritt störend ein 1140, 1150 und 1176. Es handelt sich 1275 noch um eine Façade. Erwin von Steinbach soll sie ausführen. 1276 wird der Thurmbau begonnen. 1279, 89 und 91 geschehen Erdbeben, die den Bau hemmen. 1292 nimmt der Magistrat den Bau in die Hand, weil die Priester die Kasse übel verwalten. 1298 bricht auf's Neue Feuer aus, das Dachwerk geht in Flammen auf. Erwin stirbt 1318. Der Thurm wird vollendet von Johann Hültz 1439. Welch eine Geschichte! Welch eine Mühe und Geduld! Welch ein Geist! Die Orgel ist 1714 von Andreas Silbermann gebaut; die Kanzel 1486 nach dem Entwurf des Johann Hammer für Geiler von Kaisersberg gefertigt, der hier dreißig Jahre gewaltig predigte und auch im Dom begraben liegt; der Kanzeldeckel ist erst 1824 gemacht. Das erste Uhrwerk wurde 1352 gebaut und stand dem jetzigen gegenüber; das zweite 1577, dessen Gehäuse noch dem gegenwärtigen dient. Erst 1789 stand es still! 1838—42 wurde es wieder hergestellt von Schwilgau aus Straßburg. Es ist höchst künstlich und interessant, doch darf ich mich auf eine Beschreibung desselben hier nicht einlassen, es würde allzu weit mich führen. Das Chor wurde im 17. und 18. Jahrhundert geschmacklos verändert, aber bis 1853 wieder hergestellt. Daß es auch

Digitized by Google

so gar nicht genügt, habe ich schon oben bemerkt. Die Krypta ist aus dem 11. Jahrhundert. — Ich trennte mich von dem wunderbaren Bau und bemühte mich vergebens, in die alte „Neue Kirche" (temple neuf) hineinzukommen. Den Weg dahin zeigte mir ein Handwerker, der in seiner Hausthür stand, und ich kann nicht leugnen, es war mir recht heimlich, daß der Mann, den ich in der Sprache des Landes anredete, gar nicht mit der französischen Antwort fertig werden konnte, so daß ich mich als Deutschen zu erkennen gab. Vorbei an der Place de Gutteuberg, an der bekannten Statue mit der Druckerpresse, ging ich zur genannten Kirche. Sie ist protestantisch, im 13. Jahrhundert erbaut. Was mich anzog außer dem Wunsche, eine protestantische Kirche in Straßburg zu sehen außer der Thomaskirche, die ich schon kannte (— kennt man die Kirchen, so kann man sich die gottesdienstlichen Versammlungen der Glaubensgenossen lebhafter vorstellen —), waren die alten Wandgemälde dort aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, und besonders der Grabstein des großen Mystikers aus dem 14. Jahrhundert. Tauler starb 1361. Einige römische Alterthümer liegen hinter einem Geländer draußen vor der Kirche; die sah ich nun wohl, aber in die Kirche kam ich nicht hinein; eben so wenig in die angrenzende Stadtbibliothek, die an alten Werken und Urkunden reich sein soll. Die letztere hätte mir auch zuviel Zeit genommen; sie war geschlossen, wie die Kirche. Aus der benachbarten protestantischen Schule strömte die Schuljugend; ein Herr, den ich für einen Lehrer hielt, zeigte mir die Wohnung des Kirchendieners; dieser aber war nicht zu Hause, und so konnte aus der Besichtigung der Kirche nichts werden. Die Thomaskirche hatte ich früher gesehen, und da ich ein Bild des vortrefflichen Denkmals in derselben besitze und mich, so schön das Gemälde ist, doch über die darin ausgeprägte Prahlerei längst genugsam geärgert hatte, auch keine Lust hatte, die mir noch lebhaft vor Augen stehenden häßlichen Mumien wiederzusehen, welche man dort aufbewahrt, so wehrte ich die Führer entschieden ab, welche sich mir anboten und es nicht begreifen konnten, daß ich ihnen nicht willfahrte. Die Thomaskirche ist 1031 im Rundbogenstyl erbaut. Das Denkmal, von welchem ich sprach, ist von Ludwig XV. seinem Feldherrn, dem Marschall von Sachsen errichtet; es ist eine allegorische Marmorgruppe, welche die Siege des Gefeierten darstellt, welchen der Tod in den Sarg steigen heißt, während Gallia ihn mit schmerzerfülltem Angesicht zurückzuhalten sucht und Hercules zur Seite trauert. Der Künstler ist Pigal (1777). Der in derselben Kirche vorhandenen Büsten berühmter Professoren, wie Oberlin u. A., will ich hier geschweigen. Ich mußte eilen, um rechtzeitig auf dem Bahnhof in Kehl zu sein, von wel-

Digitized by Google

chem ich meine Reise fortzusetzen gedachte. Ich nahm einen Wagen und fuhr nach meinem Rehfuß zurück. „Argentoratum," wie die Römer das heutige Straßburg nannten, liegt übrigens nicht am Rhein, sondern an der Ill, und diese ist erst durch einen Kanal mit dem Rhein verbunden. Tückischer Weise, mitten im Frieden ist die Stadt und das fruchtbare Land Deutschland genommen, warum hat man es 1815 nicht wieder zurückgefordert?

Ich fuhr Mittags von Kehl ab, zurück nach Appenweier, von da nach Offenburg, wo ein Standbild Drake's steht, der die Kartoffeln in Europa verbreitete. Heutzutage muß man in Amerika die Kartoffeln noch theuer bezahlen und läßt sie gern in Menge von Europa kommen! Ueber die Kinzig geht es nach Schopfheim und anderen unbedeutenden Stationen. Es zeigen sich jenseits des Rheins die Vogesen, diesseits der Schwarzwald. Nachdem wir über die Elz gefahren, sahen wir mehrere alte Schlösser und Burgen, auch den alten Thurm der Burg Zähringen, des Stammschlosses des großherzoglich badischen Hauses, und gelangten nach etwa drei Stunden seit Kehl nach Freiburg. „Die Trauben sehen hier traurig aus und scheinen alle erfroren zu sein." Das war der erste Eindruck, den ich empfing, nachdem ich den Bahnhof verlassen. In Heidelberg waren die Trauben ungenießbar geworden, man mußte aus anderen Ortschaften dahin kommen lassen. Wohl drei- oder viermal war ich schon in Freiburg, dennoch und vielleicht gerade deshalb wünschte ich den Münster wiederzusehen. Ich ging über einen Platz, wo früher das Denkmal Rotteck's stand; jetzt nimmt dessen Platz, seit 1853, das schöne Standbild des Franziskanermönchs Berthold Schwarz ein, der hier im Jahre 1340 das Schießpulver erfand. Es ist aus Sandstein von Keittel gefertigt; das Bild ist ausdrucksvoll und mit schönen Basreliefs, die Erfindung des Pulvers in einzelnen Scenen darstellend, am Postament geziert. In dem kleinen Universitätsgebäude an diesem Platz habe ich nur Räume der medicinischen Facultät, Laboratorien und dergleichen gefunden, und es ist mir nicht klar geworden, ob es alle Facultäten birgt, oder ob es mehrere Universitätsgebäude in Freiburg giebt. Von den 300 Studenten sah ich natürlich kaum hier und da einen, der Ferien wegen. Schnell fand ich mich nach dem mir wohlbekannten Münster hin. Bevor ich eintrat, betrachtete ich mir das dem Münster gegenüber gelegene Kaufhaus aus dem 16. Jahrhundert. An der Vorderseite trägt es die Standbilder Maximilian's I., Philipp's I. von Spanien, Carl's V. und Ferdinand's I., und rechts oben eine Tafel, auf welcher der Besuch der drei Fürsten von Oesterreich, Rußland und Preußen vermerkt ist. Als diese nach Freiburg

Digitized by Google

kamen, wurde das Kaufhaus renovirt. Ich wandte mich zum Münster. Was gleich beim ersten Blick auf denselben so angenehm überrascht, ist seine Vollendung und seine Einheit. Der einzige vollendete gothische Dom! Großartiger ist der Straßburger Münster, aber nicht fertig und inwendig zu viel Raum für seinen Zweck. Beim Eintritt in den Freiburger Dom mit seinen bescheidenen Dimensionen ward ich erbaut, das gilt vom Straßburger nicht. Einmal wohnte ich in Freiburg im Halbdunkel einer Vesper bei, es wirkte erhebend; jetzt fand ich den Dom leer, nur hier und da ein Betender, und ich wurde auch zum Gebet erweckt! Im Freiburger Dom schreitet auch kein Führer mit Band und Stab einher, der den Eintretenden sofort als gute Prise für seine Tasche empfängt, wie in Straßburg! Im Freiburger Dom bin ich in einer Kirche, im Straßburger in einem herrlichen Kunstbau. Der große Bau im Mittelschiff des Freiburger Münsters ist mit festen Bänken ausgefüllt; auch das beruhigt und läßt die Kirche nicht vergessen. Die dunklen bunten Fenster gefallen mir wohl. Ganz vollkommen ist nach meinem Dafürhalten keiner der beiden Dome (geschweige denn andere); es ist bei beiden etwas kahl an der Westseite. Dort ist kein Orgelchor, wie bei unseren Kirchen, sondern es ist ziemlich glatt abgeschnitten, und das ist nicht schön. Man sollte über einer großen gothischen Thür ein tiefes Chor anbringen. Ob da die Orgel ihren Platz haben muß, ist eine andere Frage. In Straßburg befindet sich diese an der Nordseite, hoch oben schwebend, an einem Pfeiler ziemlich in der Mitte des Hauptschiffes, oder etwas weiter nach Westen. Für den Sängerchor nnd das Orchester giebt es ein eigenes Chor, auch an der Nordseite, aber im Nebenschiff. Ganz richtig kann das nicht sein. — Ganz besonders fesselten mich in Freiburg diesmal einige Bilder alter Glasmalerei, besonders diejenigen hinter einer Seitencapelle an der Nordseite, wo das heilige Abendmahl plastisch dargestellt ist. Die Farben sind einzig schön, ein Braunroth, als Farbe des Rocks Jesu, mußte ich lange betrachten. Auch das Abendmahl, von welchem ich sprach, zog meine Aufmerksamkeit stark an und fesselte mich lange. Die lebensgroßen Figuren sitzen um den Tisch, die Jünger Jesu scheinen zu fragen: „Herr, wer ist es?" Voran rechts sitzt Judas, mit dem Beutel. Alles ist höchst lebensvoll, die heilige Feier würdig dargestellt und voller Kraft und Andacht. Ich weiß nicht, welcher Zeit es angehört, doch achte ich, es nicht über das Ende des 16. Jahrhunderts zurückdatiren zu dürfen! Das Chor des Münsters habe ich diesmal nicht besonders in Augenschein genommen und auf Betrachtung der schönen Schnitzwerke in demselben verzichtet. An Besteigung des Thurms dachte ich natürlich

Digitized by Google

eben so wenig, wie in Straßburg; beide Thürme hatte ich früher in rüstiger Gesundheit bestiegen, und da man vom Thurme des Freiburger Münsters dieselbe Aussicht hat wie vom Schloßberg, so hat es bei der Kürze der Zeit zumal, die ich auf Freiburg zu verwenden hatte, nie in meiner Absicht gelegen, diesen zu besteigen. Auch diesmal hatte ich zu eilen. Ich bestieg wieder einen Wagen des dampfenden Zuges und fuhr auf Basel zu. Der Weg bis dahin gewährt wohl schöne Blicke auf die Gebirge, doch bald ward es dunkel und von der Gegend nichts zu sehen. Auf Basel hatte ich Hoffnung gesetzt; ich wollte mit dem Inspector des Missionshauses ein wichtiges Thema abhandeln, hatte ihm auch eine Gabe für die Mission aus Petropolis in Brasilien zu geben, hoffte das Missionshaus näher kennen zu lernen und hatte viele Besuche zu machen. Oft aber ist es am unfreundlichsten gerade, wo man gehofft hat, sich am heimischsten fühlen zu können. Um 7 Uhr Abends kam ich in Basel an. Was wird es mir bringen? —

Digitized by Google

Fünfzehntes Capitel.

Reisebriefe aus dem Spätherbst 1864. Basel, Zürich und Bern.

Es war der 7. October, an welchem ich in Basel ankam. Ich ließ meinen Koffer auf der Douane des Bahnhofs und begab mich mit meinem Handgepäck per Omnibus nach dem Gasthaus zum Schwanen. Ich schlief bis an den hellen Morgen, denn mehrere Tage hatte ich nicht ausgeschlafen; nun aber fühlte ich mich recht gestärkt. Erst nach 10 Uhr begab ich mich in einem Wagen nach dem in der Missionsstraße vor dem Spalenthor gelegenen Missionshause. Der Rhein theilt die Stadt in zwei Theile, wovon der bedeutendere, Großbasel, auf dem linken, der kleinere, Kleinbasel, auf dem rechten Ufer liegt. Die Vorstädte zeichnen sich von der Altstadt durch größere Breite der Straßen und schöne Gebäude aus. Der Stadtbezirk ist mit Wohnhäusern, hübschen Landsitzen, Prachtgebäuden und Scheunen ganz bedeckt, und es haben sich auf allen Seiten förmliche neue Vorstädte gebildet, die seit der Niederreißung der Festungswerke durch täglich neuentstehende Häuser, Straßen und Anlagen mit einander verbunden werden. Die schönsten neuen Straßen führen an die Bahnhöfe. Der schweizerische Centralbahnhof, der die französische Bahn mit der Centralbahn verbindet, ist ein Prachtgebäude, das seines Gleichen sucht.

Ich war am Missionshause angelangt; es ist ein herrliches Gebäude, 220 Fuß lang und sehr tief. Der Portier, dem ich geklingelt hatte, führte mich durch den Vorgarten in die Büreauzimmer, durch mehrere Zimmer hindurch zum Büreauvorsteher Herrn Braun, ein lieber Mann, dem ich Grüße vom Pfarrer Stroele in Petropolis und dessen Familie zu bestellen hatte, und mit welchem ich mich über Brasilien un-

Digitized by Google

terhielt, das wegen mangelnder Karten noch sehr unbekannt ist. Braun rief den Bruder Tischhauser, der an Wagner's Statt für Santa Isabella und Theresopolis bestimmt ist. Ich lernte ihn kennen; er erzählte von den beiden zuletzt ausgesandten Brüdern Reuther und Sandretzky. Der Erstere ist in Santa Leopoldina; er hat einen trüben Anfang gehabt. Noch wohnt Reuther in einer schlechten Hütte, wie er schreibt; er hat es schwer. Sein Bruder, der Zögling im Missionshause ist, erzählte mir die Einzelheiten. Braun führte mich nun zum Inspector Josenhans; mit ihm hatte ich ein wichtiges Gespräch, dessen Inhalt ich hier nicht wiedergeben will, nur daß die freie Stellung der Geistlichen und ihrer Gemeinden in Brasilien dem Baseler Comité durchaus nothwendig erscheine, weswegen es seinen Zöglingen in Brasilien volle Freiheit gegeben. Mit preußischen Wünschen und Maßnahmen harmoniren die Baseler nicht, und es sind da einige Differenzen hervorgetreten, die nicht zum Segen der Sache ausschlagen konnten; indeß muß man den Baseler Beschlüssen recht geben. — Ich übergab Josenhans Stroele's Ersparnisse für die Heidenmission, und da er Lehrerconferenz hatte, so empfahl ich mich. Freundlicherweise lud Josenhans mich ein, im Missionshause zu wohnen, was ich gern annahm, und dann übergab er mich dem Secretär, einem Candidaten der Theologie, der mich im Hause herumführen sollte. Er brachte mich in's ethnographische Museum des Hauses. Zu uns gesellte sich der Pfarrer Wurm, der seit August hier Lehrer ist. An Pfarrer Peter's Stelle ist Pfarrer Reiff gerückt, der dann weiter in Geß's Stelle gekommen ist, nachdem der Letztere nach Göttingen berufen war. Ich sah den schönen Betsaal mit der Orgel, die Hörsäle, Wasch- und Badezimmer, den Schuhputzerraum, die Schlafzimmer, Arbeitszimmer und Bettkammern, nach welchen sich die Zöglinge nach Belieben zurückziehen können. Es sind durchweg sehr schöne Räume im Hause. Ringsumher grünt ein Garten, in welchem sich die Zöglinge aufhalten dürfen, wenn sie keine Lectionen haben. Wurm führte mich auf meinen Wunsch zu Zaremba, dessen Bild ich so manchmal in Petropolis gesehen, und dem ich Grüße von Stroele zu bringen hatte. Er ist bereits ein Siebenziger, aber noch sehr beweglich, ist schmächtiger Gestalt und hat in seiner Sprache etwas vom russischen Dialekt beibehalten. Er ließ sich gern von mir erzählen und freute sich, daß ich Stroele's Glaubensfestigkeit hervorhob. Es war in seinem Zimmer sehr warm, wie es gewöhnlich der Fall sein soll. Bald wurde geklingelt, und Zaremba führte mich freundlich im Arm zu Tisch. Er wohnt zwei Treppen hoch, wir hatten eine Treppe hinunterzusteigen. In einem Zimmer aßen Zaremba, zwei

Digitized by Google

junge Leute aus dem Büreau, Frau Pfarrer Hager, eine Schwester des Inspectors, welche Hausmutter ist, und ich. Zaremba redete gar erbaulich, und als ich ihm Madeira rühmte, sagte er: „Wenn ich jung wäre, möchte ich auch dahin," und da ich antwortete, es werde ihm das Klima von Madeira auch jetzt noch recht wohl thun, sagte er: „Ich sehne mich nach einem wärmeren Klima," mit seiner Hand gen Himmel zeigend. Und weiter: „Das ist kühn, aber der Herr Jesus hat uns das Recht zu so hohen Hoffnungen gegeben! Und Sie haben diese Hoffnung auch?" fragte er mich. „Ja," antwortete ich aus vollem Herzen. Als wir zu Tische gingen, sprach Zaremba das Tischgebet: „Herr, segne diese Speise, uns zur Kraft und Dir zum Preise." Dann entfaltete er einen Brief mit den Worten: „Hier wird uns nun der sogenannte Tod von unserem Fliedner angezeigt." Wir sprachen von dem Verstorbenen, von dessen Tode ich schon vorher wußte. Weiter sprachen wir von Dr. Kalley's Bewegung auf Madeira, die Zaremba aus englischen Missionszeitungen, wie Record u. a. kannte. Kalley ist auch in Basel gewesen vor etwa zwei Jahren. — Nach Tisch betete Zaremba mit auf den Tisch gelegten Händen stehend: „Für genoss'ne Speis' und Trank hab' Herr Jesu Lob und Dank," wobei er das Wort „Jesu" und „Lob" erbaulich betonte. Inzwischen hatte Zaremba mir einen Bruder angeschafft, der mich weiter umherführen sollte. Ich besah das Missionshaus, soweit ich es noch nicht gesehen; ein jedes Zimmer und Stockwerk hat einen Namen der Missionsstationen, aber nicht der Baseler allein, da es einige 80 sind. Mein Zimmer hieß „Monrovia." Wir gingen in das der Langseite des Missionshauses gegenüberliegende Knabenhaus. Hier werden Kinder von Missionaren erzogen. Die Kinder waren mit dem Hausvater Pfarrer Meuret ausgegangen. Ich besah Küche, Schlafsäle, Schulstuben, Waschhaus, Lehrerzimmer und das Zimmer von Pfarrer Meuret. Der Unterricht erstreckt sich auf Griechisch und Latein; ersteres wird vom Pfarrer, letzteres auch von einem der beiden Lehrer gegeben. Von 5—14 Jahren dauert der Unterricht etwa. Wenige Kinder werden wieder Missionare, sondern die meisten Handwerker. Nach diesem Besuch im Knabenhause begehrte Tischhauser mit mir zu reden, und da ich nichts vorhatte, als noch das Mädchenhaus zu sehen, welches er mir auch zeigen konnte, so schloß er sich mir an, indem der andere Bruder sich verabschiedete. Wir spazierten im Garten des Missionshauses und sprachen von Santa Isabella in Brasilien. Auf den Wunsch des Comité geht er verheirathet dahin und gedenkt sich am 9. November in Southampton einzuschiffen. Durch den in Basel bestehenden Verein für Santa Isabella

Digitized by Google

hoffte er, eine Zeit lang 4—5000 Frcs. jährlich zu bekommen. Ich sagte ihm, das sei hinreichend zum Unterhalt von 20 Kindern, deren er natürlich so viele wie möglich in das von Wagner begründete Institut aufnehmen muß. Dieses Institut bildete den Hauptgegenstand unserer Besprechung, und ich suchte nach Vermögen Rath zu geben. Dann gingen wir in's Mädchenhaus. Hier ist es fast ebenso wie drüben im Knabenhaus. Die kleinen Mädchen haben, was mich sehr freute, ihre Spielsachen wie die Knaben. Eben hatten sie Spielzeit, sie schnitten Puppen aus und dergleichen, und sangen dabei ein Liedchen, das sie auf Aufforderung Tischhauser's, der sie eine Zeit lang unterrichtet hatte, noch vollstimmiger ertönen ließen. Eine Lehrerin war bei ihnen. Tischhauser sagte, er habe, obwohl früher Lehrer, nie solche Kinder gesehen: auf der einen Seite Zucht, auf der andern eine ganz außergewöhnliche Lebhaftigkeit. Man mußte sich in der That über die Munterkeit der Kinder freuen. Die Weisen freilich dieser Welt behaupten, daß die sogenannte christliche Erziehung die Kinder sauertöpfisch mache, und daß die Religionsstunden (die Basis jener Fröhlichkeit) ihnen die langweiligsten seien. Das hat man mir in Rio mit dürren Worten vorgehalten. Die Thoren! — Ein Mädel, das erst drei Monate in der Anstalt war, sprach noch wenig deutsch, ihre Sprache ist Otschi. Ihr Vater hatte sich sehr in's Volk hineingelebt und vielleicht mit dem Kinde wenig deutsch gesprochen. Die erste Mädchenklasse habe ich nicht gesehen; so auch nicht die Vorsteherin, Frl. Schulz aus Rußland, welche nicht zu Hause war.

Jetzt beschloß ich, in mein Gasthaus zu gehen, um meine Sachen in's Missionshaus bringen zu lassen. Tischhauser ging, mir einen Diener zu besorgen. Ich erwartete ihn zurück, indem ich vor dem Missionshause mich erging. Da sah ich Josenhans; er redete mich von ferne an und spazierte mit mir auf und ab, da ich keine Beschäftigung hatte. Er meinte Tischhauser sei wohl nicht zurück, er habe ihn fortgeschickt, einen Irrsinnigen, der von ungefähr gekommen sei, zu begleiten und für seine Sicherheit zu sorgen. Wir sprachen längere Zeit mit einander über Santa Isabella und die Maßnahme des preußischen Oberkirchenraths bezüglich der Eheangelegenheiten in Brasilien, worüber wir ziemlich gleiche Ansicht hatten. Ein Diener erschien und begleitete mich nach meinem „Schwanen," und ich schickte ihn dann mit meiner Bagage zurück und ruhte ein wenig aus. Darauf schickte ich mich an, Bekannte der mir nahe befreundeten Familie Stroele in Petropolis zu besuchen. Ich fuhr nach St. Jakob, das zu meinem Erstaunen außerordentlich weit war. Wohl $^3/_4$ Stunde fuhr ich, dann kam ich nach einigem Fragen meines

Digitized by Google

Kutschers, der den Weg nicht wußte, bei Frau Verwalter Aebi an. Leider war sie leidend und konnte nicht zum Vorschein kommen. Aber ich sah die beiden Töchter; der einen hatte ich Federblumen von Frau Stroele zu übergeben. Wir sprachen Manches von den Leuten in Petropolis; es war aber finster geworden, schon nahe 7 Uhr, und ich mußte eilen, um wo möglich für die Missionsstunde, die jeden Sonnabend im Missionshause gehalten wird, zur rechten Zeit zu kommen. Kaum konnte ich das hoffen, aber glücklicherweise war man noch beim ersten Singen, als ich eintraf. Ich ging in den Betsaal. Nach dem Gesange kam das Wort, welches Josenhans ergriff. Er hält immer diese Andachtsstunde, in welcher Bibelerklärungen mit Mittheilungen aus dem Missionsgebiet wechseln. Der Saal war gefüllt und noch außerhalb saßen die Leute im angrenzenden Museumssaale. Die Stunden sind öffentlich. Die Orgel im Betsaal ist recht schön, aber nicht stark. Josenhans verlas nach einem Gebet, zu welchem er einen Zögling aufrief, Colosser 1, 21 ff., erklärte aber, daß er heute nicht über den Text sprechen wolle, da er das letzte Mal so wenige Missionsmittheilungen gemacht habe, und las daher zwei Briefe von den Missionaren aus Ost- und Westafrika, die beide sehr interessant waren. Schön ist ihre Hoffnung, nicht zu „reduciren," wie das Comité aus Mangel an Mitteln geäußert hatte, sondern zu „augmentiren." Der zweite Brief aus Westafrika sprach die Hoffnung aus, daß das Bäumlein der Mission dort wachsen werde. Heiden und Christen stellen sich auch unter großen Rohheiten günstig zum Evangelium. Der König widerstrebt nicht, läßt den Missionar vor dem Volke predigen und hört selber zu. Sehr wichtig war mir die Geschichte von Einem, der sich nach der Volkssitte erschießen sollte, weil sich ein Anderer „auf ihn hin," wie sie sagen, erschossen hatte. Der Missionar brachte es durch Rath und List dahin, daß er frei ward. Man wollte zuerst nicht darauf eingehen, endlich sollte der Verfolgte losgekauft werden. Da die Summe zu hoch war und die Heiden nichts ablassen wollten, so schrieb der Missionar die ganze Verhandlung auf. Die Neger fürchten das Geschriebene, als er es vorlas, entstand allgemeines Entsetzen, sie setzten die Summe herab und sagten, seit die Weißen, die Christen, in's Land gekommen, sei es auch mit allen ihren Landessitten und Gesetzen aus; aber sein Rath sei gut; und es sollten nur mehrere kommen, man wolle sie gern aufnehmen. Josenhans sprach ein Gebet, worin er das Gebet für die Afrikaner betonte. „Manche beten nicht einmal für sie, wie viel weniger sind sie thatkräftig im Glauben. Denn Niemand darf sich von dem Werke der Mission ausschließen" u. s. w. Ein Vers wurde gesungen und wieder

Digitized by Google

hieß es: „N. N. bete" zu einem der Zöglinge, der dann mit einem freien Gebet die Andacht schloß. — Das Nachtessen war aufgetragen; ich traf mehrere Fremde an, Herrn von Watwil mit seiner Frau aus dem Canton Bern und Herrn Germann. Der Erstere war Pfarrer, ist aber nach dem Vorgange seines Bruders mit vielen Anderen aus der Landeskirche ausgetreten, weil sie eine Proclamation von der Kanzel zu verlesen hatten, welche mit ihrem Gewissen nicht in Einklang stand Der Andere ist ein Stralsunder mit lutherischem Rock, hat vier Jahr in Erlangen studirt, geht dahin bis zum Juni zurück, dann nach Leipzig und von da nach Indien, wo er zuerst Vicar sein wird, nach der Einrichtung der Leipziger Mission, welcher er angehört. Diese Missionsgesellschaft ist bekanntlich ganz lutherisch und trägt einen Rock mit Stehkragen, damit man es merkt. Wir sprachen von der Candace und der Hermannsburger Mission. Nebenher unterhielten uns schöne Gespräche bei Tische. Zaremba redete lieblich von der himmlischen Freude, wo wir aus Indien, Schweiz und Brasilien zusammensein werden am Tische des großen Abendmahls, wie wir jetzt an dem irdischen Tische zusammensitzen. Er ist immer voller geistlicher Gespräche, sein Wandel ist wahrhaft im Himmel, er sehnt sich, daheim zu sein. Dabei ist er lebhaft, scherzt und lacht viel, namentlich lachen kann er ganz erstaunlich. Er hat einen kindlichen Geist. Wir gingen zur Ruhe. Am andern Morgen, Sonntag, den 9. October, wurde um 7 Uhr zur Andacht geklingelt. Ich verließ mein Monrovia und begab mich in den Betsaal. Es wurde „O, daß ich tausend Zungen hätte" von dem Sängerchor der Brüder im Quartett gesungen. Dann folgte die Bibellection von Candidat Fleischhauer, Epistel und Evangelium und freies Gebet. Wieder wurde gesungen, und ein dazu von Fleischhauer aufgerufener Zögling mußte mit Gebet abschließen. Beim Kaffee erscholl der Brüdergesang vor unserem Frühstückszimmer. Es war eine Morgenmusik, welche sie uns Gästen brachten. Sie sangen zuerst: „Ein' feste Burg ist unser Gott," dann eine Motette: „Der Herr ist meine Zuversicht und Stecken," endlich das Lied „Wie wird uns sein." Für mich hatte der erste und dritte Gesang besondere Bedeutung. Im Predigerseminar in Wittenberg, Luther's Hause gegenüber, zwei Jahre wohnend, wurde ich endlich mit dem Liede Luther's am Mittage meiner Abreise nach Brasilien entlassen. Wie viel, wie viel Arbeit in der Niedrigkeit, wie viel Schmerz des Leibes und der Seele, wie viel Zagen und Bangesein, aber auch wie viel Trost, wie viel Kraft Gottes, wie viel Erhörungen über Bitten und Verstehen liegen zwischen jener Zeit und jetzt. Nur Gott weiß es. Damals hat mich oft das Lied

Digitized by Google

getröstet, das mir mein — ich möchte sagen — Waffengefährte Stroele so manchmal gesungen hat, zumal ich zuletzt nicht mehr singen konnte, das dritte Lied:

Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren,
Doch nach dem letzten, ausgekämpften Streit
Wir aus der Fremde in die Heimath kehren
Und einzieh'n in das Thor der Ewigkeit!
Wenn wir den letzten Staub von unsern Füßen,
Den letzten Schweiß vom Angesicht gewischt,
Und in der Nähe sehen und begrüßen,
Was oft den Muth im Pilgerthal erfrischt!

(Spitta, Psalter und Harfe.)

(Melodie: „O selig Haus" 2c., s. Missionsharfe.)

Der Gesang hatte uns Alle ergriffen, wir standen auf, und Zaremba sprach ein längeres Gebet, in welchem er Gottes Segen auf diesen Sonntag herabrief. Wir trennten uns, um der Eine in diese, der Andere in jene Kirche zu gehen. Brandner, ein junger Mann, der den Buchhandel zu besorgen hatte, erbot sich mir zum Begleiter. Er hat den Druck der Missionsschriften in's Werk zu setzen und sie zu versenden. Auch mir hatte er das Baseler Magazin und den Heidenboten nach Rio geschickt. Drei Buchdrucker werden beschäftigt, um mehreren Verdienst zu schaffen. Auch für die Bücher hat Brandner zu sorgen, mit welchen die Zöglinge bei ihrem Abgange ausgestattet werden.

Wir gingen in den Münster, ein schönes Denkmal der Baukunst, aber um seiner schönen Anlage willen ist es schade, daß er nicht noch schöner ist. Die Rundbogenfenster oben, oberhalb der Spitzbogensäulen, sind unpassend und störend bei dem schönen gothischen Gebäude. Statt des Altars eine amphitheatralische Erhöhung mit Bänken, und zum Abschluß eine große braune Bretterwand. Zu welcher Geschmacklosigkeit führt doch der reformirte Gegensatz gegen das Cultische! Doch eine Orgel hat der Dom, und zwar eine selten schöne und ungemein große, dazu Glasgemälde, und hinter dem Chor trägt ein Fenster den gekreuzigten Heiland. Es wurden nur zwei Verse gesungen aus dem bekannten Baseler Gesangbuche, dann folgte ein auf der Kanzel vom Antistes Preiswerk gehaltenes liturgisches Gebet, enthaltend Sündenbekenntniß, Bitte um Vergebung und Segen für den Gottesdienst; dann allerlei Ankündigungen, Aufgebote und dergleichen mehr, was hier gewiß nicht an seinem Platze ist; dann der Text der Predigt: Apostelgesch. 9, 9—12, und die Predigt selbst, deren Hauptgedanken kurz diese waren: Nach einer hellen Lichterscheinung drei Tage nicht sehend. So auch wir: nach Offenbarungen Gottes in unserem

Digitized by Google

Innern kommen die Zerstreuungen der Welt und machen uns wieder blind. Was thut Paulus? Er betet. Er hatte auch früher gebetet als Pharisäer. Aber das war nicht ein Gebet, von welchem Gott sagt „siehe, er betet." So wir. Wir beten nicht immer, wie wir sollten; wie anders ist ein Gebet, von welchem Gott sagt „er betet." — Und die Gesinnung des Saul's. Irgend ein Ananias — ein gebräuchlicher Name — sollte ihm die Hände auflegen; kein Gelehrter, kein Vornehmer und Großer, Irgendeiner, und Saulus geht darauf ein, er ist demüthig, schreibt dem Herrn nichts vor, wenn's nur vom Herrn kommt, und das ist ihm gewiß. So auch wir: Wir müssen sagen, „wenn's nur vom Herrn kommt," und uns daran genügen lassen. — Folgt ein liturgisches Schlußgebet, worin besonders der Communicanten gedacht wird. Nur noch ein Vers wurde gesungen und Alles war in kaum einer Stunde vorbei. Warum diese Eile? Dem heiligen Abendmahl wohnten wir nicht bei, es wird alle 14 Tage gefeiert, im Sommer nicht so oft. — Noch einmal besah ich den Münster. Er ist aus Sandstein erbaut vom Kaiser Heinrich II. 1010—19 und im 13. Jahrhundert renovirt. Ein Erdbeben aber zerstörte ihn zum größten Theil, so daß der gegenwärtige Bau als erst aus dem 14. Jahrhundert stammend im Wesentlichen anzusehen ist. Vom ersten romanischen Bau ist das westliche Portal, die Krypta und ein Theil des Schiffs. Das Hauptportal und Anderes ist aus späterer Zeit; die Thürme wurden 1500 fertig. Das berühmte Baseler Concil im 15. Jahrhundert wurde im Münster gehalten. In ihm findet sich auch noch der Grabstein von Erasmus von Rotterdam u. A. Die Kreuzgänge (außerhalb des zum Gottesdienst eingerichteten Raumes) sind sehr schön, sie stammen aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Vor den Kreuzgängen, von der sogenannten Pfalz, einer Terrasse, hat man einen schönen Blick auf den Rhein, Kleinbasel und weit in die Ferne. Aber nicht lange durfte ich verweilen, denn ich wollte den Predigtübungen der Zöglinge beiwohnen, und darum eilte ich in's Missionshaus zurück. Die Predigt eines jungen Mannes aus der zweiten Klasse (von oben gerechnet) hatte bereits begonnen. Es war eine dogmatische Auseinandersetzung der Erlösung; wie ich aber später sah, sollte die Auferstehung Jesu die Hauptsache sein. Text war I. Cor. 15, 14 und Thema etwa „die Behauptung des Apostels Paulus, daß mit der Leugnung der Auferstehung Christi Predigt und Glaube hinfalle." Nach dieser Predigt kam eine zweite, welche ein bald abgehender Zögling hielt. Es wurde ein Vers gesungen und der Segen vom zweiten Prediger gesprochen. Dann trat Josenhans an's Katheder und ließ sich von Einigen (sie hatten Alle eifrig nachge-

Digitized by Google

schrieben) die Dispositionen vorlesen, welche die Zöglinge zum Theil richtig, zum Theil falsch oder mangelhaft angaben. Mit der Logik nahm man's nicht so genau. (Der Inspector beurtheilte dann die Predigten in freundlich liebevoller Zurechtweisung.)

Längst hatte man zu speisen begonnen. Ich mußte nachexerciren, hatte es aber doch besser, als der gute Zaremba mir lachend gedroht hatte „tarde venientibus ossa." Nach dem sonntäglichen Mittagstisch, an welchem es an erbaulicher Unterhaltung nicht fehlte, begab ich mich mit meinem buchhändlerischen Begleiter in's Freie. Er erzählte mir Manches über das Missionshaus, das ich zu wissen wünschte. Die Zöglinge sind in drei Familien getheilt, an deren Spitze die Hausväter stehen. Außer Josenhans, Pfarrer Reiff, Pfarrer Wurm, Pfarrer Kolb unterrichten zwei Candidaten der Theologie und ein Lehrer, der nicht Theologe ist. Zudem kommen aus der Stadt zwei Musiklehrer (der eine ist der bekannte Hausschild) für theoretischen und praktischen Unterricht, sowie ein Lehrer für das Englische. Viele Klaviere und Harmonien sieht man in der Anstalt, sie sind zum großen Theile Schenkungen.

Wir waren heimgekehrt, ich war allein im Zimmer, als die Thür aufgethan wurde und ein alter Herr eintrat, den ich für Zaremba hielt. Ich begrüßte ihn als solchen (es war dunkel), doch er gab sich als einen Andern zu erkennen, und der alte Le Grand stand lebendig vor mir. Kurzweg erklärte er mir, ich müsse am Dienstag Mittag zwei Uhr in Bern am Bahnhof sein, wo er mich abholen werde, damit ich am Mittwoch einen Vortrag über Brasilien im Schweizer Hülfsverein halte. Es sei ihm der Brief von Reuther zu Herzen gegangen, vielleicht lasse sich etwas thun. Es war Zeit zur Abendandacht, sieben Uhr. Wir gingen Beide hinunter; der Betsaal war ganz gefüllt und auch wieder außerhalb viele Menschen; ich nahm meinen gewohnten Platz ein. Bald kam Josenhans; es wurde gesungen, gebetet, und nun hielt der Inspector eine ergreifende Bibelstunde über Röm. 2, 1—10. Er stellte das Gericht Gottes dar über die, welche richten; das war der Mittelpunkt. Dabei legte er das Hauptgewicht auf Vers 5: „Du aber nach Deinem verstockten und unbußfertigen Herzen....," und erklärte „verstockt" = „hartherzig," wie der Apostel deshalb den angeredeten Menschen nenne, weil er über die Sünde, welche er selbst hat, einen Andern richte. Daß er selbst dabei seine eigene Sünde nicht sieht oder gering anschlägt, absichtlich übersieht, das ist seine Hartherzigkeit. Diese tragen wir Alle in uns, und wir müssen erschrecken über diese Wahrheit. Wie, wenn wir uns selbst den Zorn häufen auf den Tag des Zorns? Drangsal und Angst über alle

Digitized by Google

Seelen der Menschen, die da Böses thun. Zuletzt wies Josenhans darauf hin, wie für den Bußfertigen der Trost in Vers 10 folge, wovon aber nicht weiter geredet werden sollte. Wieder Gebet und Gesang und das Gebet eines zum Beten aufgeforderten Zöglings schlossen die Andacht. Um 8 1/4 Uhr war es wohl, als wir unser Abendessen einnahmen. Germann war nicht zugegen, er war in einer Familie; ich sah ihn auch nicht wieder, da er am andern Morgen um 5 Uhr schon abreiste. Nach Tisch kam Josenhans mit seiner Frau in unsere Stube, und wir erzählten einander wohl eine Stunde lang. Er sprach von Indien, das er bereist hat, ich von Brasilien, ein Wort gab das andere, es war ein hübsches Beisammensein. Bemerkenswerth ist das Liebesleben Zaremba's; er ist ein Kind Gottes und scheint sich kaum noch den Zorn Gottes lebendig vorzustellen. So sagte er kindlich scherzend: „Ach, der liebe Inspector hat uns heut' Abend aber drangsalirt" (mit Bezug auf Röm. 2, 9 Trübsal = Drangsal), und so sagte er zu Josenhans selbst. Dann setzte er aber sehr ernst hinzu: „Er hat aber recht," und freute sich auf die folgenden Capitel und den darin enthaltenen Trost. — Wieder begaben wir uns zur Ruhe, und der Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, hielt uns in guter Acht bis zu dem nächsten Morgen. Ich hatte beschlossen, den Vorlesungen der Zöglinge beizuwohnen. Josenhans, der wieder zu uns kam am Morgen, erlaubte es mir gern, und ich stellte mich in dem Arbeitszimmer der ersten Klasse der Zöglinge um 8 Uhr ein; dort finden einige Lectionen statt, andere gemeinsam mit anderen Klassen in den großen Lectionssälen. 1/4 nach 8 Uhr betrat Josenhans das Katheder und las Missionswissenschaft. Nur drei oder vier Zöglinge zählt gegenwärtig die erste Klasse. Josenhans sprach von der Auswahl der Oertlichkeit bei Anlegung von Missionsstationen und besprach drei nothwendige Bedingungen: 1) die Zugänglichkeit; 2) die gesunde Lage; 3) die Fruchtbarkeit des Landes. Bei 1. war von Wegebauten die Rede und dergl. Ueberall führte Josenhans Belege an, und solcher nicht wenige aus eigener Erfahrung. Das Ganze war höchst praktisch. Die Zöglinge schrieben fleißig nach und fragten, wenn sie etwas nicht verstanden, worauf Josenhans gründlich antwortete. Ich zog mich in mein Zimmer zurück, denn ich wollte anderen Vorlesungen jetzt nicht beiwohnen, weil ich angegriffen war und Einiges zu besorgen hatte. Mittags erfreute uns wieder Josenhans und Frau mit ihrem Besuch, weil Watwils abreisen wollten. Jetzt hatte sich uns auch eine Schwedin zugesellt, die Zaremba und Frau Pfarrer Hager längst bekannt zu sein schien. Mein Wunsch war, Spittler und seine Anstalten kennen zu lernen; ich

Digitized by Google

machte mich auf, nach Riehen zu reisen. Brandner und Tischhauser waren bereit, mich auf die Eisenbahn zu begleiten. Ersterer kehrte um, als seine freie Zeit abgelaufen war, und ich ging mit Tischhauser allein weiter. Er wollte heute noch nach Hause reisen, Abschied nehmen und nach drei Wochen seine Reise nach Brasilien antreten. Begreiflich redeten wir fast nur von jenem Lande, das seine neue Heimath werden sollte. Während ich Manches mit Tischhauser besprach und ihm nach Kräften Rath gab für seine Reise und Aufenthalt in Brasilien, näherten wir uns dem Bahnhofe, dem badischen. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander, und Tischhauser versprach mir gern, wenn er auf seinem Posten angekommen sei, mir Nachricht über sein Wirken und seine Person zu geben. Ich stieg in einen Waggon und fuhr nach Riehen. Mich beschäftigte auf dieser kurzen Reise zu einem merkwürdigen Manne, den ich kennen zu lernen hoffte, der eigenthümliche Mann, den ich kennen gelernt hatte, ich meine Zaremba. (Hier folgt die Biographie Zaremba's, welche hier fehlen darf, weil sie im Druck längst bekannt ist. Der Reisende fährt dann fort:) Zaremba ist — soviel die Organe Gottes angeht — durch Jung Stilling bekehrt und durch einen Freund, den er bei der Bibel fand. Und wie viel Glaubenssamen hat Zaremba wieder ausgesäet; auf mich hat er einen tiefen Eindruck gemacht. Da ist erfüllt, was geschrieben steht: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." — Riehen erreichte ich in 25 Minuten; es ist die erste Station von Basel. Ich stieg aus und ließ mich nach dem Pfarrhause weisen. Der alte Le Grand hatte mir in mein Notizbuch geschrieben: „Pfarrer Stähelin in Riehen; sorge, wenn's möglich ist, für ein Vehikel nach Crischona," mit seiner Unterschrift. Leider war Stähelin nicht zu Hause, Alle waren in den Weinberg gegangen. So ließ ich mich zu dem Gottesmann schräg gegenüber führen, zu dem weit bekannten liebethätigen Spittler. Sein alterthümliches, sehr einfaches Haus hat vorn ein Gärtchen, in welches man durch ein Doppelthor eintritt. Ein kleines Mädchen, von welchem ich später nichts mehr hörte, bejahte meine Frage, ob Herr Spittler zu Hause sei. Ich ging eine Treppe hinauf und fand eine einfach gekleidete Dame, die mir später als Spittler's Adoptivtochter bekannt wurde; sie wies mich eine Treppe höher noch in das Zimmer des alten Patriarchen. Spittler machte noch vor etlichen Tagen Vielen Sorge, weil es mit seiner Gesundheit schlecht stand, doch meinte er, das Alter nur sei seine Krankheit; indeß ist seine Verdauungsfähigkeit so schwach, daß er sich nur mit Flüssigkeiten ernährt. Jetzt wohnte er noch in seinem Sommerquartier, im

Digitized by Google

Winter wohnt er in Basel. Ich freute mich herzlich, den würdigen Greis zu sehen. Eine ziemlich hohe, breite und wohlgebildete Patriarchengestalt mit regelmäßigen, schönen Gesichtszügen, mit dem Schnee der Jahre das Haupt bedeckt, welches mit einem sammetnen Mützchen bekleidet war: so stand es vor mir, das liebliche Werkzeug des unendlich gütigen und liebenden Gottes, der den Seinigen, ja den Christen und Heiden soviel, soviel durch ihn geschenkt hat. Spittler hat sein Werk in Afrika, in Jerusalem, die Crischona, die Boten in Patagonien, die Taubstummenanstalt in Riehen, die Diakonissenanstalt daselbst, die Anstalt in Beuggen, ja das Missionshaus in Basel hat er mit gegründet, und ich weiß gar nicht, was Alles sonst noch von diesem Gottesmann ausgegangen ist. Das ist Segen! Ein Segen, der sich daraus ahnen läßt, daß es uns schwer wird, nur aufzuzählen, was jener treue Knecht Gottes wirklich geschaffen hat, und das ist schwerer, geht langsamer, als das bloße Sagen davon. Spittler setzte sich so zu mir, daß er mir sein rechtes Ohr zukehrte, um besser zu hören. Mit offener Freundschaft nahm er mich auf und mit großer Theilnahme hörte er mich von Brasilien erzählen; er kannte die ausgesandten Baseler Brüder und sprach auch von den Beiden, welche von der Crischona ausgegangen sind. Der eine heißt Meister und ist Lehrer, der andere ist Prediger. Die Crischona, auf einem Berge bei Riehen gelegen, den man von da in $^3/_4$ Stunde ersteigt, ist eine von Spittler gegründete Anstalt, welche aber nicht von ihm selbst, sondern von einem Andern als Hausvater und Inspector geleitet wird. Mit Recht sagte Spittler, daß Wissenschaft für den Zweck der Crischona nicht nöthig sei, die Hauptsache sei, daß die Brüder bibelfest würden. Wenn ich hiermit übereinstimme, so bemerke ich, daß ich es mit Rücksicht auf vorhandene wissenschaftliche Missionsanstalten thue, die ihre Zöglinge dahin senden mögen, wo Wissenschaft noth thut; es giebt aber unter Heiden und Christen noch genug Vorarbeit, die von ungelehrten Christenmenschen sehr wohl gethan werden kann. Die Crischona sendet auch nur Etliche als Prediger aus, die Anderen werden Lehrer, die dritten Handwerker; sie werden aber Alle auf dieselbe Weise ausgebildet, und erst bei ihrer Aussendung wird beschlossen, in welchem Berufe sie dem Herrn dienen sollen. Wir wurden zum Kaffee gerufen und begaben uns, willig der Einladung zu folgen, eine Treppe tiefer. Auch hier herrscht wie oben die größte schweizerische Einfachheit; die Meubles waren aus rohem Holz gemacht. Papa Spittler (ist 82 Jahre oder schon drüber) nahm am Fenster Platz auf schlichtem Schemel an einer Seite des Tisches, ich an einer andern neben ihm, und mir gegenüber seine oben erwähnte Adoptivtochter, deren

Digitized by Google

Namen ich nicht weiß, und Aniami, ein schwarzes Mädchen von etwa 20 Jahren; sie wurde als Kind von einem Missionar herübergebracht, bei Spittler erzogen und ist nun Hausgenossin, wohl auch wie ein Kind gehalten von ihm. Hierbei fällt mir ein, daß das Baseler Klima den Afrikanern gar nicht bekommen will. Aniami ist freilich gesund, aber im Missionshause hat es mit mehreren nicht gehen wollen. Der Tod hat sie ergriffen, und man hat daher davon Abstand genommen, wieder Neger aufzunehmen. Mit den Brüdern aus anderen heißen Ländern geht es besser. Philipp — ein Hindu -- ist schon etwa 3 Jahre unter den Zöglingen. Der Sohn eines Katecheten und schon als Kind getauft, kam er herüber, spricht sehr gut deutsch und macht einen höchst liebenswürdigen Eindruck. Auch ein Chinese ist im Hause, natürlich unverkennbar, er ist erst seit einigen Monaten da, das Deutsche lernt er schnell. Einen lieblichen Eindruck machte mir ein schwarzbärtiger Armenier unter den Zöglingen. Er war gerade mit Buchbinderarbeit beschäftigt (— eine Nebenarbeit — die Brüder bebauen auch den Garten des Missionshauses), als ich ihn das erste Mal sah. Auf meine Frage, wie lange er noch in der Anstalt bleibe, antwortete er freundlich ernst: „Will's Gott, noch einige Jahre." Endlich erwähne ich, daß in Basel auch mehrere bekehrte Israeliten als Missionszöglinge sich befinden. — Dem Vater Spittler mußte ich vom Kirchentag in Altenburg erzählen, und auch von Bodelschwingh war die Rede; Spittler sprach gern von ihm und sagte: „Den hätte ich gern für meine Crischona gehabt." Bezüglich des Missionshauses äußerte er, man sollte mehr Nachdruck auf die innere Mission legen, auch unter den sogenannten gläubigen Christen. Zwei Stunden hatte ich mit meinem liebenswürdigen Gastfreunde gesprochen, und es schien ihm nicht zu viel geworden zu sein; das hat mich herzlich gefreut, doch steht es mit seiner Gesundheit nur traurig. Den Plan, die Crischona zu besuchen, hatte ich aufgegeben. $^3/_4$ Stunde in Eile den steilen Berg hinaufzugehen und ohne Rast wieder herunter, wie es die Kürze der Zeit erfordert hätte, schien mir nicht rathsam, durfte ich doch den eigentlichen Zweck meines Reisens nicht aus dem Auge verlieren, und ich hätte zudem die Anstalten in Riehen nicht sehen können. Ein Vehikel, um mit Le Grand zu reden, war nicht da, um so mehr hatte ich Grund, die Crischona aufzugeben, doch hoffte ich nach Riehen zurückzukehren und das Versäumte nachholen zu können. Darum wollte Spittler, der mir für den Fall meiner Crischonatour freundlichst dort oben ein Nachtquartier angeboten hatte, es aber mit mir für besser hielt, ein anderes Mal wiederzukommen, nicht ganz Abschied von mir nehmen; er entließ mich

Digitized by Google

in Erwartung des Wiedersehens auf's freundlichste, und seine weiße Hausgenossin schickte sich an, mich in die Anstalten in Riehen zu führen. Noch einen Augenblick wurden wir durch den Besuch der Frau Zeller aufgehalten, der Frau des Inspectors der nicht weit entfernten Anstalt zu Beuggen, dann gingen wir in das Diakonissenhaus. Die Anstalt ist noch jung und klein, aber schon 50 Diakonissinnen sind von ihr ausgegangen und versorgen die Spitäler hin und her in der Schweiz. Zu Hause waren jetzt nur 15 und einige Kranke, in deren Pflege sich die Schwestern üben sollten. Diese, unter 20 Jahren selten aufgenommen, haben zunächst eine Vorprobezeit durchzumachen; ist man mit ihnen zufrieden, und sind sie entschlossen zu bleiben, so folgt die Probezeit, diese dauert wieder 1 bis 2 Jahr, und erst, wenn sie diese bestanden, werden sie zu Diakonissinnen eingesegnet. Zuweilen treten sie vorher aus, selten kommt es vor, daß sie heirathen, dann ziehen sie mit einem Crischonabruder oder sonst einem Missionar zuweilen in die weite Welt. Die Schwester Oberin, mit der ich mich lange Zeit unterhielt, war aber mit den Verheirathungen nicht recht zufrieden, die Schwestern sollten Diakonissinnen bleiben, aber wenn sie heirathen, sei es doch erfreulich, wenn sie in der Ehe mit einem Missionar nach Kräften dem Herrn dienten. Von Fliedner's Tode war natürlich hier die Rede, und wir erinnerten uns dankbar des durch ihn Geleisteten. Die Oberin war in Kaiserswerth gewesen und hatte sich dort zum Theil gebildet. Im Hause, das in einem Garten steht, herrscht überall Sauberkeit und Ordnung; ich sah alle Räume, die Kranken waren nur weibliche und ihre Zahl klein, doch ist Raum für ziemlich viele da. Der Pfarrer Stähelin unterrichtet die Schwestern mehrmals wöchentlich in der Schrift und hält Sonntag Abends, wenn ich nicht irre, Bibelstunden. Am Sonntag Morgen betheiligen sich die Schwestern am öffentlichen Gottesdienst, und die gewöhnlichen Hausandachten halten sie selbst. Es war Zeit aufzubrechen, denn es war schon dunkel geworden, und ich mußte eilen, um noch etwas von der Taubstummenanstalt zu sehen. Wir gingen dahin. Herr Inspector Arnold, den wir schon zuvor, als er vor seiner Hausthür stand, begrüßt hatten, war nun in seiner Arbeitsstube; um sich hatte er eine Dame, es war seine Tochter Lydia. Der liebe Mann, der Hausvater Arnold! So lieb hat er die Kinder, so hat er sich in sie hineingelebt, daß er sagt: „Es wäre gar kein Leben für mich, wenn's keine Taubstummen gäbe." Man zündete die Lampe an, und Arnold war gütig genug, da ich nicht zur Schulzeit gekommen war, mir 3 Kinder holen zu lassen, mit denen er nun zu meiner Belehrung, und aus dem Erfolge füge ich

Digitized by Google

hinzu: zu meiner Erbauung experimentirte. Weit, weit sind meine Erwartungen übertroffen worden. Stumm und taub kommen die Kinder in die Anstalt, und bald können sie reden nicht mit Fingern und Zeichen, sondern reden mit dem Munde, laut und verständlich. Es ist staunenswerth, und man soll auch staunen über das Lob und einstimmen in das Lob, das Gott aus dem Munde dieser Unmündigen bereitet wird. Die Kinder sahen durchaus nicht stumpf aus, sondern schauten uns klar und lebhaft an. Herr Arnold hatte die große Güte, sie in meiner Gegenwart zu prüfen. Mit Leichtigkeit verstanden sie Alles, was er sagte und fragte. Er examinirte sie in der biblischen Geschichte und Heilslehre, in der Geographie und Naturkunde, und ließ sie auch Exempel im Kopfe ausrechnen. Selbst mich, den Fremden, verstanden sie ziemlich gut. Ich sagte ihnen, woher ich komme, und sie wiederholten meine Worte mit lauter Stimme. Begreiflicher Weise ist die Fähigkeit des Sprechens bei den Kindern eine verschiedene; sie richtet sich offenbar am wesentlichsten nach der Fähigkeit, dem Unterrichte zu folgen, denn die Sprachorgane sind bei allen in guter Ordnung, die Stummheit ist nur eine natürliche Folge der Taubheit; weil die Kinder keinen Laut hören, kommen sie gar nicht auf den Gedanken zu sprechen, und wenn das, so wissen sie ja nicht, was sie mit ihren Sprachwerkzeugen anfangen sollen, bis ein Anderer sie systematisch unterrichtet. Daß alles Sprechen der Taubstummen ein monotones ist, erklärt sich daraus, daß sie selbst nicht hören, was sie sagen. Eins der 3 Kinder, die ich in Riehen sah, hatte einen bellenden Ton, die anderen beiden sprachen ohne einen solchen. Schön ist es nun, wie die Kinder nicht nur für die engen Grenzen der Anstalt, sondern derart für's Leben gebildet werden, daß sie brauchbare Glieder der Gesellschaft werden können. Man sieht sich nach christlichen Männern um, besonders Handwerkern, welche in ihrem Berufe ein Kind auszubilden bereit sind. Die Kinder verstehen die Fremden, sehen ihnen die Worte am Munde ab. Immer findet sich eine Anzahl Kinder, die Schreiber oder Zeichner werden. Ich hatte wohl gehört, daß die Taubstummen für beide Berufsarten besonders geschickt seien; aber die Schönheit der Schriftzüge und Zeichnungen, welche mir in Riehen vorgelegt wurden als Leistungen von 10jährigen Kindern, haben doch meine Erwartungen weit übertroffen. Es wird ganz Außerordentliches geleistet. Ich komme auf die spätere Zukunft der Anstaltskinder zurück. Da es schwer ist, immer ein passendes Unterkommen für die Kinder zu finden, so hat man ein mit Riehen in Verbindung stehendes und nicht weit von da entferntes Handwerkerinstitut gegründet, in welchem bereits eine größere Anzahl

Digitized by Google

von Zöglingen ihr Unterkommen gefunden haben. Natürlich haben die Mädchen einen weiblichen Beruf zu wählen. Die Sorge für die Taubstummen ist ein herrliches Werk, und die lieblichen Eindrücke, welche ich in der Anstalt in Riehen empfangen habe, werde ich nicht vergessen. Herr Arnold zeigte mir die Lehrbücher der Anstalt; sie sind denen für vollsinnige Kinder theils gleich, theils sind sie durch Anordnung des Stoffes und Anschauungsmittel unterschieden. Auf die Methode des Unterrichts kam mir natürlich viel an; es ist zunächst die Lautirmethode, nur daß die Laute nicht ohne Weiteres nachgesprochen werden können, sondern sehr mühsam gelehrt werden müssen; dann die Schreiblesemethode. Jeder einzelne Laut wird nachgesprochen, dabei suchen die Kinder die Mundstellung des Lehrers genau aufzufassen, welche sie dann nachahmen und dabei den betreffenden Laut auszustoßen suchen. Ob sie die Sprachorgane richtig gebrauchen und ob sie vernehmbar sprechen (was sie ja nicht hören können), zeigt den Kindern der Spiegel und das Gefühl. Jedes Kind muß allein unterrichtet werden; es geschieht zum Theil vor dem Spiegel und indem es die Hände bald an die Kehle, bald an die Brust oder an die des Lehrers (um zu fühlen, was bei ihm während des Sprechens physisch vorgeht und das nachahmen zu können) oder an beide zugleich legt. Der einzelne Laut wird dann geschrieben und gedruckt gezeigt. So lernen die Kinder Sprechen, Schreiben und Lesen. Begriffe werden ihnen so viel wie möglich durch Anschauung von Bildern und Gegenständen klar gemacht; Abstractes wird umschrieben, wobei anschauliche Geberden — welche aber keine Sprache für sich sind — den Lehrer unterstützen. Von dem Allen sah ich Proben. Die Anstalt in Riehen zählt 45 Kinder und besteht seit 25½ Jahren. In Zürich ist auch eine Taubstummenanstalt, ebenso in Lausanne. Nicht alle können in einer Anstalt unterrichtet worden sein. Es giebt 8000 Taubstumme in der Schweiz! Die Anstalt in Riehen hat Arnold von Anfang an geleitet. 207 Kinder sind bereits in ihr erzogen worden, besonders Kinder aus Baden und Elsaß, nächstdem aus der Schweiz, einige auch aus Württemberg und Rheinbaiern, wei aus Moskau, eins aus Labrador, das Kind eines Missionars. Ganz taub sind nicht alle, auch einige so Schwerhörige sind unter den Zöglingen, daß sie in der gewöhnlichen Volksschule nicht nachkommen können. Auffallend ist, daß die Anstalt immer mehr Knaben als Mädchen zählt. Man glaubt, das hat darin seinen Grund, daß die Eltern meinen, die in der Anstalt zu erreichende Bildung sei für Knaben nöthiger als für Mädchen. Nicht selten werden der Anstalt auch katholische Kinder anvertraut, die dann von dem katholischen Geistlichen zum heiligen Abend-

Digitized by Google

mahl eingesegnet werden. Ein Gewinn für sie ist aber der evangelische Unterricht in der Anstalt, und bei ihrem Austritt bekommen sie eine Bibel wie die anderen. Der Unterhalt der Anstalt ist nicht leicht, da im günstigsten Falle nur der zehnte Theil der Kinder das Kostgeld ganz zu zahlen vermag. Hülfsvereine aus Frauen und Jungfrauen in Basel haben schon in den ersten Jahren des Bestehens der Anstalt Gaben geboten; ebenso hat sich die „Gemeinnützige Gesellschaft" betheiligt; mehrere Bazare sind für das Haus veranstaltet worden; im Jahre 1862 haben die Schüler des Realgymnasiums den Erlös einer Gesangaufführung als ein Dankopfer für die theure Gabe des Gehörs gegeben. Dazu kommen die Gaben der Einzelnen im In- und Auslande, die Beiträge verschiedener Regierungen und einzelner Gemeinden, die Legate und Geschenke aus Trauerhäusern, und die Gaben für das Weihnachtsfest. Besonders zu erwähnen ist das Geschenk des Herrn Philipp Merian. Als dieser zum ersten Mal die Anstalt besuchte, war seine Vorstellung von dem Wesen der Taubstummen und ihrer Bildung noch so unklar, daß er letztere für unmöglich hielt. Als er aber dem Unterrichte eine kurze Zeit beigewohnt und hierauf auch selber mit einigen Schülern geredet hatte, da wurde sein Herz den Taubstummen und ihrer Sache so zugeneigt, daß er der Gesellschaft ein Capital von 32,000 Fl. schenkte, aus welchen die Liegenschaften des Hauses sammt den dazu gehörigen Grundstücken angekauft wurden; die Zinsen aber der restirenden Capitalsumme werden zu Freistellen benutzt. So hat die Anstalt Gott Lob keinen Mangel gehabt (wie jetzt das Rauhe Haus, wie die Baseler Mission, wie die Goßner'sche Mission unter den Kols in Indien: wer das liest, der merke darauf!). Neben dem Inspector Arnold unterrichteten drei Lehrer und eine Lehrerin. Sie bemerken, daß die Zöglinge, welche auch in Handarbeit unterrichtet werden, lieber lernen als arbeiten. Zu beklagen ist der häufige Lehrerwechsel; in 25 Jahren zählte die Anstalt 29 Lehrer und 8 Lehrerinnen, und doch ist es eine Freude, zu sehen, wie Jünglinge z. B., welche in der Anstalt anfänglich Knechte waren, sich allmählich zu geschickten Lehrgehülfen bildeten und später auswärts in segensreiche Wirkungskreise traten und Einer sogar Missionar in Westafrika wurde. Der sittliche und religiöse Zustand der Zöglinge ist ein höchst erfreulicher; freilich hat es an traurigen Erfahrungen nicht gefehlt, es sind auch Verbrechen, namentlich bei entlassenen Zöglingen vorgekommen, doch das Erfreuliche ist bei Weitem überwiegend. Nur einige Beispiele statt vieler. Ein Lehrer, der mitten unter den Knaben schlief, wurde einst von seinem Nachbar auf eine liebliche Weise geweckt. Er erwachte an dem lauten, aus dem

Digitized by Google

eigenen Herzen kommenden Gebete eines kleinen Taubstummen, und als er sich umschaute, bemerkte er denselben auf seinem Bette kniend, und vernahm, daß er mit Inbrunst des Herzens zum Herrn flehte um Vergebung seiner Sünden, um Segen zu seinem Lernen und um Segen für seine Eltern. — — Einst wurde ein Knabe in den Ferien nach Hause geschickt. Als er nun hier zum ersten Mal mit seinen Eltern essen sollte, setzte er sich am Tisch nicht nieder und aß auch nicht. Die Eltern wußten nicht, was ihm fehle, und fragten ihn nach der Ursache seines Benehmens. Hierauf gab er Ihnen zu erkennen, daß er nicht eher esse, als bis sie mit ihm gebetet hätten. Sie fügten sich und nach Tisch mußten sie abermals beten, und so lange der Knabe in den Ferien war, durfte nie mehr ohne Gebet gegessen werden. — Solcher wohlthätigen Einwirkungen können sich auch gar Manche nicht erwehren, wenn sie die Anstalt besuchen und sehen, wie die Kinder ihnen freundlich entgegenkommen, zutraulich nach ihrem Namen fragen u. s. w. Da hat denn wohl schon mehr als Einer, der mit dem Wesen der Taubstummenbildung bis dahin unbekannt war, sich angeregt gefühlt und den Entschluß, sich auch für diesen Zweig christlicher Wohlthätigkeit werkthätig zu interessiren, nicht nur gefaßt, sondern auch ausgeführt. Aus der Anstalt ausgetretene Zöglinge giebt es 162. Arnold sucht mit ihnen in Verbindung zu bleiben, und da er nicht an Alle schreiben kann, so läßt er von Zeit zu Zeit einen Brief drucken. Doch besuchen auch die Lehrer die Zöglinge und diese die Anstalt. Die nicht mehr als 6—8 Stunden Entfernten sind in vier Besuchkreise eingetheilt, und für die nächsten ausgetretenen Zöglinge wird am Sonntag eine Religionsstunde sowohl in der Anstalt, als auch in Basel gehalten. Ein Hauptanliegen ist die Unterbringung der Zöglinge; ein Männerverein in Basel, der sich zu diesem Behufe gebildet hat, hilft dafür sorgen. Von den 162 ausgetretenen Zöglingen sind 17 Fuhrleute, Landwirthe und Tagelöhner, 2 Fabrikarbeiter, 1 Maurer, 1 Steinhauer, 1 Ziegler, 1 Korbmacher, 12 Schneider, 3 Schuhmacher, 3 Schreiner, 1 Gärtner, 2 Messerschmiede, 1 Zeugweber, 4 Posamentierer, 2 Buchbinder, 2 Schriftsetzer, 1 Eisendreher, 2 Mechaniker, 1 Flachmaler, 1 Kunstmaler, 1 Bildhauer, 1 Zeichner, 1 Dessinateur und 1 Rouleauxstecher, weiter: 4 Mägde, 1 Fabrikarbeiterin und Näherin, 3 Plätterinnen, 1 Strickerin, 2 Seidewinderinnen, 2 Schneiderinnen, 1 Uhrmacherin. 19 andere Zöglinge helfen ihren Eltern bei ihren Geschäften und darunter ist eine Hausmutter mit gesunden vollsinnigen Kindern. 7 Zöglinge können wegen minderer Befähigung nur theilweise ihr Brod verdienen und 7 andere müssen in Pfründnerhäusern erhalten werden. Wieder 7

Digitized by Google

andere sind vor vollendeter Bildungszeit aus der Anstalt zurückgenommen worden; 4 sind mit ihren Eltern nach Amerika ausgewandert; 3 taubstumme Kinder sind in der Anstalt, 17 zu Hause gestorben. 26 Kinder sind nach einer kürzeren oder längeren Probezeit wegen zu schwacher Begabung aus der Anstalt entlassen worden. In der neu eingerichteten Anstalt in Bettingen können bereits 3 Handwerke: Schneiderei, Schuhmacherei und Schreinerei, gelehrt werden. Wolle Gott die Anstalt weiter segnen! Herr Arnold hatte die Güte, mich an den Bahnhof zu begleiten, und in kurzer Zeit war ich wieder in Basel. Nach dem Abendessen fand die Abendandacht statt, um 9 Uhr. Diese Andachten werden von den Hauptlehrern abwechselnd gehalten, in dieser Woche von Josenhans!

Vorher sagte Zaremba einmal wieder etwas für ihn recht Charakteristisches, oder es war an einem andern Abend, ich weiß nicht. N. N. hatte nämlich erzählt, daß er bald nach Frankfurt und später, aber so, daß er nicht beide Reisen verbinden könne, nach einem andern Ort in Amtsangelegenheiten reisen müsse. Die Reisen waren freiwillige, es handelte sich, glaube ich, um seine Abwesenheit von Basel für Missionsfeste oder dergl. N. N. beklagte nun, daß ihm das viel Zeit koste, man hätte die Angelegenheiten so ordnen können, daß beide Reisen sich verbinden ließen. „Ja," sagte Zaremba, „wenn wir nicht im Reiche der Liebe lebten, so würde ich sagen, „reise nicht," damit die Leute eine Lehre bekommen. Nun aber," fügte er lachend hinzu, „leben wir ja im Reiche der Liebe, und da geht das nicht." Zaremba ist ein Liebesapostel, und von der Liebe erwartet er Alles. Hier will ich gleich erwähnen, daß Zaremba uns mittheilte, der Fürst S. habe eine Anstalt für Verkommene aus den hohen Ständen auf seinen Gütern eingerichtet. Es werden solche aufgenommen, die sich wirklich bessern wollen, und durch angemessene Beschäftigung u. s. w. wird für sie gesorgt. Ein neues Feld christlicher Liebesthätigkeit! — — In der Abendandacht wurde ein Capitel aus dem Pentateuch über das Dankopfer gelesen. Ein Zögling las, dann fragte Josenhans einen aus den Israeliten: „Nun, sage mir einmal, was denkt wohl ein Israelit, wenn er dieses Capitel liest?" Der Zögling antwortete: „Ich glaube, er wird sehr stark bedauern, daß es keine Opfer mehr giebt." Daran knüpfte Josenhans an, ergänzte und erläuterte etwa zehn Minuten, eine gute Art, das mechanische Lesen zu verhüten.

Der andere Tag, Dienstag der 11. October, war der Tag meiner Abreise nach Bern, an welcher Le Grand die Schuld hat. Um 10 Uhr etwa reiste ich ab. Die Bahn führt vom Centralbahnhofe bald über die

Digitized by Google

Birs, berührt Liestall, den Sitz der Regierung von Basel-Landschaft, dann Sissach und fährt nach Olten, der zweiten Stadt des Cantons Solothurn, durch den 8340' langen Hauensteinstollen das Gebirge durchdringend. Von Olten geht's nun über Aarburg, Morgenthal, Lengenthal, Herzogenbuchsee, Burgdorf (wo Pestalozzi 1798 im Schloß seine Anstalt gründete, die er ja 1804 nach Münchenbuchsee bei Hofwyl und in demselben Jahre noch nach Yverdun verlegte) durch einen Stollen und über die große Emme an Hindelbank und Hofwyl vorbei nach Bern. 5 Stunden war ich gereist. Von der Gegend, die zum Theil wohl recht schön, aber nicht hervorragend ist, habe ich nicht viel genossen, da ich theils meine Gedanken für den mir bevorstehenden Vortrag einigermaßen zurechtlegen mußte, theils aber dem mich befallenden Schlafe mich zu überlassen Ursache hatte. Gleich nach 2 Uhr war ich in Bern und traf mit Le Grand zusammen. Er führte mich in's Casino nahe dem Bundespalast; dort sollte die Versammlung des Schweizer Hülfsvereins stattfinden und so geschah es. Um 3 Uhr begannen die Conferenzen der Abgeordneten aus allen Cantonen unter dem Vorsitz des Professors Hagenbach aus Basel; Le Grand ist Acteur, ein Protokollführer assistirte. Die Einrichtung des Vereins, der unserem Gustav-Adolfs-Verein entspricht, ist diese. Es giebt eine Menge von Einzelvereinen, diese aber haben ihre Gesammtvertretung in dem Vorort Basel. Solche Vertretung ist nöthig, weil die Vereine zum Theil gemeinschaftliche Unterstützung geben. Aber jeder Verein unterstützt zunächst das ihm Zunächstliegende als Einzelverein. Unter Anderem wurde in der Conferenz die Frage behandelt; ob man nur Protestanten in der katholischen Diaspora oder auch Deutsche in der (protestantischen) französischen Diaspora unterstützen solle. Die Antwort lautete verschieden, und merkwürdiger Weise waren die französischen Cantone für diese Unterstützung, während einige deutsche Cantone dagegen stimmten. Bis gegen 9 Uhr dauerte die Besprechung, und nach derselben zog man sich meistens zurück. Einige speisten gemeinschaftlich zu Abend, und ich wurde dem Herrn Dr. Schieberle vorgestellt, der mich als Gast in seinem Haus erwartete. Mit mir sollte ein Schweizer Pfarrer bei ihm logiren. Dr. Schieberle wohnt weiter als eine halbe Stunde von der Stadt entfernt auf einer hübschen Villa; in einem halbverdeckten Wagen fuhren wir hinaus, es war recht kalt. Am andern Morgen lernten wir die Frau und auch den kleinen Sohn des Doctors kennen, sowie einige Nichten oder Cousinen, wir vereinigten uns am Frühstückstisch. Schieberle las die Losung u. s. w. aus dem Buche der Brüdergemeinde, dann pflegten wir freundlicher Unterhaltung,

Digitized by Google

bis gegen 1/2 9 Uhr der Wagen vorfuhr und uns in die Stadt vor die Spitalkirche brachte. Sie ist nur eine ganz kleine Capelle in einem großen Gebäude; dort hatten sich einige wenige Gemeindeglieder versammelt. Man sang ein Quartett auf dem Chor, auch Choralgesang, dann betrat Pfarrer Güder, auch Professor an der Universität, die Kanzel, ohne Amtskleidung, und verlas eine Predigt oder Vortrag. Dann wurde ein Vers gesungen, und Hagenbach las seinen Bericht auf der Tribüne vor, wieder folgte Gesang, und dann stellte ich die sittliche und religiöse Noth der deutschen Colonisten in Brasilien dar, und zwar so, daß ich Gewicht legte auf den sittlichen und religiösen Zustand der Brasilianer, denn nur aus diesem heraus kann man eine richtige Anschauung über die Zustände der Einwanderer gewinnen; ein Vers wurde gesungen, es folgte ein Gebet und Schlußgesang. Der Eindruck, den ich empfing, war nicht gerade ein sehr günstiger; auch fühlt der Norddeutsche sich nicht heimisch unter den Schweizern, die er nicht kennt, denn der nur vorausgesetzte christliche Standpunkt genügt da weniger als sonst wohl; die Nationalitätsunterschiede sind große, und sie können nur bei naher Bekanntschaft vergessen werden. — Ich wünschte etwas von der herrlichen Kette der Berner Alpen zu sehen; aber Ungunst hatte Alles in einen grauen Schleier gehüllt, und ich kehrte bald wieder um. Es begann das Festmahl, viele Reden wurden gehalten und Waadtländer Wein dazu getrunken. Le Grand drängte zum Zahlen und äußerte ernst, wie der Apostel Paulus bei allem Lob, welches er den Thessalonichern spende, doch darauf zurückkomme, daß sie immer „völliger" werden sollten. Man sollte doch eigentlich kein Festmahl, keine fröhliche Familienfeier hingehen lassen, ohne etwas für die Armen zu opfern. Wenn wir gut essen und trinken, dann müsse er an so einen armen mährischen Pfarrer denken, der sein täglich Brod kaum hat. So redend nahm er einen Teller und ging am Tisch herum und sammelte, anregend zum Zahlen und sich bedankend in Le Grand'scher Weise komisch und ernst zugleich. Er kassirte einige 80 fl. ein. Gegen 7 Uhr etwa kehrte ich mit meinem Doctor heim, oder vielmehr er mit mir. Der Schweizer Pfarrer war schon abgereist, ich reiste am folgenden Morgen. Frau Doctorin war unwohl und kam nicht zum Kaffee; aber sie schickte mir durch ihr Söhnlein, das der Vater auf dem Arme trug, ein kleines Kästchen in der Form einer Bibel mit gedruckten Sprüchen darin, das ich zum Andenken mitnehmen sollte. Ich habe mich herzlich darüber gefreut. Bald hatte ich Olten wieder erreicht und gelangte über Aarau wohlbehalten nach Zürich, wo ich mich nach der Platte begab zu unserem Bruder und dessen Familie, die ich seit 3 1/2 Jahren nicht ge-

Digitized by Google

sehen hatte. Nach längerem Reisen und dem damit verbundenen Aufenthalte bei fremden Menschen that mir die Häuslichkeit der Geschwister um so wohler, und es bedurfte kaum der Anregung, um bei ihnen einen längeren Aufenthalt zu nehmen, als es eigentlich in meinem Plane lag. So war ich denn nicht wieder nach Basel zurückgekehrt, wo man mich erwartete, weil ich durch einen Vortrag über Brasilien das Interesse besonders für die Colonie Santa Isabella auf's Neue erregen sollte; andere Rücksichten waren stärker, und so verzichtete ich auch darauf, diejenigen Besuche zu machen, welche ich mir vorbehalten hatte, und sah Basel und Riehen nicht wieder. In Zürich blieb ich fast 14 Tage. Die Ursache dieses Aufenthalts war der Besuch bei unseren Geschwistern, daher lebte ich hier ein Familienleben; auch war mir ein recht ruhiger Aufenthalt erwünscht, so daß ich fast nur beiläufig meine Blicke auf die politischen und kirchlichen Zustände Zürichs warf, sowie auf das Gebiet der inneren Mission und Anderes. Doch was ich erfahren, will ich mit Ausschluß der politischen und socialen Verhältnisse, über welche sich viel sagen ließe, dem Wesentlichen nach berichten. Für die Universität und das mit ihr durch zum Theil gleiche Lehrer und das gleiche Gebäude verbundene Polytechnikum thut der Canton außerordentlich viel. Dieses Gebäude, herrlich gelegen, ist ein Palast. In den weiten Räumen desselben befinden sich außer den Hörsälen weite Säle für Sammlungen, welche vorzüglich sind. Auch das Spital ist ein sehr großes Gebäude und vortrefflich eingerichtet. Eine der Sammlungen, welche ich sah, mußte meine Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch nehmen, die in der ehemaligen Wasserkirche, in welcher die Reste der alten in den Schweizer Seen gefundenen Pfahlbauten aufbewahrt werden. Aus Asien herübergekommen lebten die alten Celten nach heimischer Sitte (vergl. Herodot) in hölzernen Häusern, die sie auf Pfählen über's Wasser bauten, um vor wilden Thieren und Menschen sicher zu sein. 4000 Jahre hinter uns mag die Zeit liegen, aus welcher die Steingeräthe jener Seebewohner stammen, die zum großen Theil wohlerhalten aufbewahrt werden. Ebenso fehlt es nicht an zahlreichen Gegenständen aus der Bronze- und aus der Eisenzeit. Auch ganze Pfähle habe ich gesehen, auf welchen die Bauten errichtet waren. Der Gegenstand wird in der Schweiz laut besprochen und in Schulbüchern der Jugend mitgetheilt. Das verdient er auch, er ist ja von hohem Interesse; aber nur ist zu beklagen, daß die Angaben hierüber, obwohl widersprechend und zu deren Kritik die Jugend nicht befähigt ist, so mitgetheilt werden, daß sie als ein Zeugniß gegen die heilige Schrift erscheinen, indem man ein viel höheres Alter der Mensch-

Digitized by Google

heit aus den Funden der Pfahlbauten zu beweisen sich bemüht, als mit der biblischen Darstellung sich verträgt. Eine besonnene Kritik wird sich durch die neuen Beweise der Geologen nicht beirren lassen; wir betreten hier ein Gebiet, auf welchem man eigentlich noch gar nicht streiten kann, weil die Resultate der Geologen höchst schwankend sind und sich einander in fast unglaublicher Weise widersprechen. Von den angeblichen Menschenknochen aus unvordenklichen Zeiten ist bis heute noch kein einziger als ächt bewiesen, und was hier in Betracht kommt, das Wesen der Torfbildung ist ganz dunkel und, um nur Eins zu erwähnen, die widersprechenden Ansichten beruhen auf der Annahme einer ganz gleichmäßigen (der Zeit nach) Torfbildung, während man sonst doch in der Natur sieht, daß die Bildungen zu Anfang viel schneller vor sich gehen, als nachher. Ferner hat man in den Torfschichten zuweilen Dinge gefunden, welche nach dem hergebrachten System in einer ganz andern Schicht liegen mußten. Doch ich breche hier ab. Die in Zürich bestehende Taubstummen- und Blindenanstalt konnte ich nicht unbesucht lassen; ich bin zweimal dort gewesen, und es ist mir wahrlich nicht leid. Die Methode des Unterrichts ist in der Taubstummenanstalt in Zürich dieselbe wie in Riehen; ich lernte sie hier noch gründlicher kennen und wohnte dem Unterrichte bei; mehrere Lehrer sind auch hier thätig, den Namen des Directors habe ich leider vergessen. Die Kinder sahen aufgeweckt aus und richteten an mich Fragen: „Haben Sie auch wilde Menschen in Brasilien gesehen?“ — „Wilde Thiere?“ und so fort. Ein großes Vergnügen machte es ihnen, mir Rio de Janeiro auf der Karte zu zeigen. Erstaunlich waren die Antworten der Kinder auf Fragen nach abstracten Dingen. Leider bildeten sie fast ausschließlich den Inhalt der Katechisation in der Heilslehre, so daß ich bald sah, es fehlt der Anstalt doch am Besten, und das ist mir später bestätigt worden. Um darüber klar zu werden, fragte ich nach dem geistlichen Zustande der Kinder, erhielt aber eine sehr trockene Antwort von dem sehr zuvorkommenden Director, und hatte es leicht, zwischen den Zeilen zu lesen. Von dem schönen Schreiben und Zeichnen hält der Director nichts, die Kinder lernen nur das Gewöhnliche; er sagte, wer einen Beruf daraus machen wolle, könne später bald das Nöthige leisten. Das kann ich nicht genügend beurtheilen, doch einige Zeichnungen waren so schön, daß ich schließen muß, die Taubstummen haben besondere Anlagen zum Zeichnen, und sie sollten benutzt werden. Andererseits beweist die oben gegebene Statistik über die Berufsarten der aus der Anstalt zu Riehen ausgetretenen Zöglinge, daß doch nur Wenige Zeichner von Fach werden. Die

Digitized by Google

Blindenanstalt in Zürich, unter demselben Director und in demselben Hause wie die Taubstummenanstalt, zählt nur wenige Zöglinge. Die Methode ist einfacher, als man glauben sollte. Alles, mit Ausnahme von Lesen und Schreiben, wird auf gewöhnliche Weise gelehrt. Das Gedächtniß wird natürlich mehr in Anspruch genommen, als bei sehenden Kindern, aber deswegen offenbar mehr geübt. Der Lehrer hat sich des klarsten Vortrags zu befleißigen, und muß wiederholen so oft, bis der Gegenstand Eigenthum des Gedächtnisses geworden ist, zumal die Kinder nichts repetiren können, außer biblischen Inhalt, denn die heilige Schrift haben sie und lesen sie. Die Schrift, deren man sich bedient, ist eine Druckschrift, so daß für Druck und Schrift dieselben Buchstaben gebraucht werden. Diese stehen zunächst auf bleiernen, ziemlich breiten Typen, und sie gleichen den großen lateinischen Druckbuchstaben. Dieselben stehen nach alphabetischer Ordnung in einem Kasten; der Blinde stellt denselben vor sich und legt näher vor sich ein starkes Papier mit Unterlage, dann weiß er nach gehöriger Uebung die nöthigen Typen zu ergreifen, und diese setzt und druckt er der Reihe nach verkehrt auf sein Papier, wobei er die gebrauchte Type jedesmal sofort wieder auf ihren Platz im Kasten stellt, um sie bei Wiederholung desselben Buchstabens auf's Neue zu ergreifen. Am Schluß dieses sogenannten Schreibens wird das Papier umgekehrt, natürlich wird daher von rechts nach links geschrieben. Keinerlei Druckerschwärze wird gebraucht, sondern die Typen haben kleine erhöhte bleierne Punkte, welche in das Papier hineingedruckt werden, so daß der Erfolg punktirt geprickelte Schrift ist. Ein schon älterer Mann, welcher als Teppichmacher im Hause arbeitet und des Augenlichts beraubt ist, schrieb mir etwas vor, es entstand dieses Bild:

ZÜRICH

Mit dieser Schrift kann man sich den Blinden verständlich machen, wie sie sich den Sehenden, denn das, was wir sehen, das fühlen sie, indem sie mit den Fingern über die Buchstaben hingleiten. Das Lesenlernen wird ihnen nicht schwer, sie lernen es eben so schnell wie die vollsinnigen Kinder. Nun aber schreiben die Blinden auch die gewöhnliche deutsche Schrift ebenso wie wir, nur daß sie durch eine entsprechende Vorrichtung stark markirte Linien auf ihrem Papiere haben. So können sie ihren Eltern Briefe schreiben. Daß nun weiter die Druckschrift der Blinden viel Raum erfordert, ist klar, daher auch nicht zu verwundern, wenn ein ganzer Schrank voll Folianten noch nicht einmal die ganze Bibel enthält. Die Kinder, wenn sie die Anstalt verlassen, müssen daher ohne sie

Digitized by Google

sein, denn wer hat das Geld zum Ankauf derselben? Aber Spruchbücher und Evangelienbücher giebt es, in deren Besitz sie leichter kommen können. Freilich ist das Urtheil des Directors sehr zu verwerfen, der meinte, die Bibel sei auch nicht ganz nöthig, ein Auszug aus Sprüchen und Evangelien genüge Christen vollkommen. Die Kinder lasen gern, sie gingen an den Schrank, holten sich Bücher und lasen eifrig; ich ließ mir auch vorlesen, und war zufrieden. Musik macht ihnen Freude, sie singen mehrstimmig. Zwei spielten vierhändig. Einer geigte recht ordentlich. Der ältere Mann, von dem ich zuvor sprach, K., spielte sehr hübsch Clavier, er ist auch Componist und hat Mehreres herausgegeben; von ihm componirte geistliche Lieder sah ich durch und kaufte davon. Die Blinden sind zufrieden, der Mangel des Gesichts scheint ihnen nicht so traurig wie uns. Ein freundlicher Herr fragte einen der Zöglinge vertraulich: „Wenn Du nun wünschen könntest, was Du wolltest, das sollte Dir gegeben werden, und sei es noch so groß, was wünschtest Du Dir wohl?“ — — „Eine Uhr,“ antwortete er. Uebrigens haben mehrere Zöglinge Uhren und wissen sie zu gebrauchen. Aufgabe des Instituts ist: die Kinder dahin zu bringen, daß sie sich selbst ihr Brod verdienen können. Früher ist man ganz anderer Ansicht gewesen, und der Director dieses Instituts auch. Man hat nämlich gefunden, daß die Blinden sehr bildungsfähig sind, und daher das Mögliche aus ihnen zu machen gesucht. Es ist auch viel geleistet worden, besonders in der Musik. Da hat es denn Lob geregnet über die Anstalt. Aber der Director war nüchtern genug, sich zu sagen, daß dieser Glanz nur eine äußere Hülle des Elends sei. Mendelssohn, der zweimal die Anstalt in Zürich besucht hat, hat dem Director gesagt: „Wenn ich vom Clavierspielen ꝛc. leben sollte, so müßte ich verhungern.“ In der That haben die Blinden mit allen ihren Leistungen nicht das Brod gehabt und sind nur Gegenstand des Mitleids gewesen, und nichts weniger als glücklich. Da ist man in sich gegangen und hat den Glanz abgestreift, und sich begnügt, die Kinder im elementaren Wissen zu unterrichten und sie ein Handwerk zu lehren, das sie nährt. Das gelingt denn auch. Werden die Zöglinge entlassen, so gehen sie in ihre Heimath zurück oder wo sie sonst ein Unterkommen finden. Es wird ihnen ein Curator gesetzt, der sich ihrer anzunehmen hat, und die jungen Leute flechten, weben und dergl. mehr, so daß sie etwas verdienen. Auch in der Anstalt wird gearbeitet, namentlich Schuhe geflochten und Teppiche gewebt; ich sah beides. Die feinere Arbeit wird schließlich zum Theil von Sehenden gemacht. Die Mädchen können ganz feine Häkelarbeiten und dergl. machen, ich sah

Digitized by Google

auch solche, aber vernünftiger Weise läßt man solche nur wenig anfertigen, da sie keinen Nahrungszweig bilden. Die Anzahl der Zöglinge in der Blindenanstalt zu Zürich ist nur eine kleine, aber es geht doch viel Segen von dort aus, freilich nicht so viel, als es unter der Leitung eines eben so geschickten, aber auch positiv christlichen Mannes geschehen würde, als unter der des jetzigen Directors. Doch sei ihm immerhin große Achtung und Anerkennung gezollt.

Die kirchlichen Verhältnisse Zürichs sind in den Kirchenzeitungen neuester Zeit genügend besprochen worden. Ich bin in die betreffenden Kreise nicht hineingekommen und habe von meinen Empfehlungen aus Basel keinen Gebrauch gemacht, ich schaute nur von fern. Predigten habe ich zwei gehört und zwar von diametral entgegengesetztem Standpunkt aus. In der St. Petrikirche predigte Hirzel vom Mammon und den zween Herrn. Sein Thema war etwa: „Vom himmlischen Sinne" (nur eine Ueberschrift), und dieser 1) in Bezug auf das, was wir lieben, 2) auf die Erkenntniß. Es war sehr sonderbar. Im zweiten Theile sagte er, es sei sittliche Aufgabe, Gott zu erkennen, und dazu haben wir als Mittel die Vernunft und das Gewissen, besonders wurde erstere betont. Vom Worte Gottes war nicht die Rede. Trotz seines flachen Rationalismus soll Hirzel viel gehört werden, doch als ich ihn hörte, Nachmittags, war es leer. Die gute Sitte des Kirchengehens soll sich in Zürich erhalten haben; wie unverantwortlich, daß man dem Volke Gift statt Wein einschenkt! Der andere Prediger, den ich hörte, war der durch seinen gläubigen Standpunkt mitten im Unglauben bekannte Zimmermann. Ich hatte ihn am zweiten Pfingsttage 1861 predigen hören, als ich nach Rio ging. Damals predigte er über die heiligende Wirkung der Geistesausgießung in Beziehung auf die drei Seelenkräfte. Sie erneuert 1) die Erkenntniß, schafft 2) einen neuen Willen und 3) ein neues Herz. Es war mir die Predigt wohlthuend gewesen. Zimmermann wird durch Stetigkeit einfacher Glaubenspredigt wirken, zu den augenblicklich ergreifenden Predigern scheint er nicht zu gehören. Diesmal predigte er nach dem Gesange der Gemeinde, bei welchem die Männer stehen: „Von der Bruderliebe," 1) sie ist unablöslich von der Gottesliebe, d. h. man kann nicht Gott lieben ohne auch den Bruder; 2) sie kommt aus der Gottesliebe. Der Prediger drang erst an's Herz und griff entschieden die schlechten Motive des Wohlthuns an, und warnte vor Selbstbetrug und Heuchelei. Das gesungene Lied war das von Gellert: „So Jemand spricht, ich liebe Gott, und haßt doch seine Brüder, der treibet mit der Wahrheit Spott und zieht sie ganz hernieder," das

Digitized by Google

Lied, welches Beethoven auch componirt hat und welches sich unter seinen sechs geistlichen Liedern für eine Singstimme befindet. Weder über den Frauenmünster, wo Zimmermann predigt, noch über die Petrikirche ist, soviel den Bau angeht, etwas hervorzuheben; beide Kirchen verschwinden gegen die beiden oben berührten Münster in Straßburg und Freiburg, und auch gegen den in Basel. Auch der Großmünster in Zürich gehört nicht zu den bedeutendsten Kirchen.

An herrlichen Blicken auf die Schneealpen, die ich bei hellem Wetter vom Zimmer aus behaglich betrachten konnte, hat es nicht gefehlt; auch haben wir einige Spazierfahrten gemacht, bei welchen ich die Schönheiten der Gegend Zürichs auf's Neue schätzen und Neues kennen lernte. Die Abendstunden wurden häufig durch gemeinsame Lectüre und durch künstlerische Musikleistungen ausgefüllt, die mir hohen Genuß bereiteten. Einmal reisten wir nach Winterthur, wo wir mit Professor Lübkes u. A. zusammentrafen und einem von einem Elsässer Violinvirtuosen und Kirchner gegebenen Concert beiwohnten, das durch Programm und Ausführung gleich ausgezeichnet war. Dieselben Künstler und noch Mehrere versammelte mein Bruder auch bei sich, und so hatte ich Gelegenheit, selten ausgeführte Compositionen, Streichquartetts und ein Quintett mit zwei Cellos zu hören und mich daran zu erheben.

Doch die Zeit steht nicht still; fast vierzehn Tage war ich in Zürich gewesen, ich mußte mich nun losreißen aus dem gastfreundlichen, geschwisterlichen Hause und meine Reise weiter fortsetzen, denn ich war erst am Anfange derselben. Am 25. October brauste ich davon, meine Bagage wurde als Frachtgut nach Marseille geschickt, nur das Nöthigste führte ich mit mir; mein nächstes Ziel war Lausanne.

Digitized by Google

Sechszehntes Capitel.

Reisebriefe aus dem Spätherbst 1864. Die französische Schweiz. Lausanne. Vevey. Genève.

Ich verließ Zürich. Bis Bern nahm ich denselben Weg, wie zuvor von Bern bis Zürich; von da gelangte ich bald nach dem malerisch gelegenen Freiburg und passirte dann, leider im Dunkeln, den vielgerühmten Weg von Cherbres nach Lausanne; und hier und da schimmerte mir der Genfer See entgegen. In einem großen und reichlich besetzten Omnibus fuhr ich auf einem Umweg steil bergan, und gelangte endlich in das Hôtel du grand Pont, in welchem ich mich alsbald zur Ruhe begab. Am Morgen des 26. October, nach dem Frühstück, ging ich in Begleitung eines ältlichen Herrn, der für seine Neffen eine Erziehungsanstalt suchte, nach dem Pensionat Morave, auf welches ich ihn hinweisen konnte. Mühsam erstiegen wir eine gewaltig hohe hölzerne Treppe, welche uns auf den Platz der Kathedrale führte, in deren unmittelbarer Nähe wir sogleich das gewünschte Institut fanden. Ich hatte eine Empfehlung von Le Grand an den Inspector Reichel. Wir traten ein. Das Gebäude ist alt und dumpf. Reichel, ein Mann schon mit grauen Haaren, erschien allmählich, und nachdem ich ihm meine Empfehlung ausgerichtet hatte, ließ ich ihn mit meinem Begleiter reden. Er sagte, daß seine Zahl 50 schon voll sei, ja sogar 7 darüber, und daß daher vor Monat Mai kein Kind mehr aufgenommen werden könne. Der Preis ist 1200 Frcs. jährlich. Eine Menge Pensionate giebt es in Lausanne, Reichel nannte auch das Pensionat Girardet, nach welchem mein Begleiter sich später begab. Er fand es sehr gut, aber theuer: 1600 Frcs. jährlich und 200 extra für Wäsche, Musik u. dergl. Das

Digitized by Google

Institut Morave steht im Zusammenhang mit der Brüdergemeinde und nimmt nur evangelische Kinder auf. Von Reichel erfuhr ich die Wohnung des in Lausanne weilenden Matamoros. Er wohnt Place St. Laurent bei Mr. Faurod-Coune, eine Treppe hoch, Nr. 24, war jedoch nicht zu Hause, wie sein leeres Zimmer bewies, ein kleines einfaches Zimmer mit Bett und Schreibpult, über dem ersteren ein großes Bild, den Gekreuzigten darstellend. Später ging ich noch einmal denselben Weg, aber wieder vergebens, man sagte mir, Matamoros komme um 2 Uhr von einer theologischen Lection zurück. Wieder ging ich hin um die mir bezeichnete Zeit, aber jetzt ruhte er sich, und wenn auch das Dienstmädchen im Mitgefühl hinzusetzte „mais c'est ennuyant," so schien ich mir doch nicht berechtigt, den Fremden meinetwegen aufwecken zu lassen. Doch ich wollte die Zeit benutzen und beschloß, nach dem benachbarten Vevey zu gehen. Am Vormittag hatte ich mit dem oben erwähnten älteren Herrn die Kathedrale betrachtet. Dieselbe, von bedeutendem Alter, ist auswendig mehr sonderbar als schön, weswegen ich mich der Mühe überhoben glaube, die merkwürdigen Thürme und Aufsätze aus verschiedenen Jahrhunderten hier zu beschreiben. Bemerkenswerth ist das Haupt- und Südportal, viele eigenthümliche Figuren, oben Christus und 2 Jungfrauen, rechts und links in den gothischen Bogen und nach der Form sich schmiegend Figuren halben Leibes; sie sind mir beim Südportal besonders aufgefallen, während beim Westportal die kleinen thurmartigen gothischen Verzierungen in den Bogen mehr hervortreten, als die dort angebrachten Figuren. Inwendig ist der Dom überraschend schön, eine markige Gothik bringt gewaltige Wirkung hervor, die auch andererseits auf der Eigenthümlichkeit beruht, daß man von der Außenthür des Hauptportals sogleich, ohne noch erst durch einen Porticus hindurchschreiten zu müssen, mit einer zweiten Thür bis in die tiefste Tiefe des Doms schaut. Durch nichts ist der Blick verkürzt. Der Porticus steht in harmonischer Verbindung mit dem Schiff und führt nur durch einen mächtigen Bogen in dasselbe hinein. Es sind eigentlich 3 Schiffe, aber die Seitenschiffe sind sehr schmal und treten gegen das breite Mittelschiff sehr zurück. Die Kanzel ist angemessen, ein Orgelchor oberhalb des vom Porticus in das Schiff führenden Bogens; das ist schön und etwa so, wie ich es beim Straßburger Münster auch haben möchte. Statt des Altars sieht man hinter einem hohen Gitter 2 horizontal stehende alterthümliche Tische. Recht schön ist die bunte Fensterrose an der Südseite, und mehrere Grabmäler bemerkenswerth, besonders das der Gemahlin des Lord Canning, die, wie die lateinische Inschrift

Digitized by Google

besagt, durch Tugend, Frömmigkeit und Schönheit gleich ausgezeichnet, schon im 11. Monat ihrer Ehe starb. Ein hohes Denkmal aus auffallend schönem Marmor mit recht hübschen Hautreliefs zeigt die Stätte ihrer Ruhe. Von der Terrasse auf der Kathedrale hat man eine schöne Aussicht über die Stadt und den See, doch lag zu viel Nebel auf dem letzteren, als daß wir nicht mehr hätten ahnen als sehen können. Aber der Nebel zerfloß wenigstens im Osten, und da ist's am schönsten. Da traten aus dunkelm Blau die weißen Schneegipfel der savoyischen Gebirge hervor und gewährten einen reich belohnenden Blick. Der Genfer See fing an mich zu überraschen. Ich spazierte vor der Stadt auf der Westseite, ein heftiger Ostwind incommodirte mich wohl, aber er war warm, und ich fühlte mich bereits in einem andern Klima als daheim. Natürlich suchte ich den Montblanc an der grand Pont und fand ihn unzweifelhaft. Hier stand ich unmittelbar über dem See; die Aussicht war durch nichts behindert; die Berge waren wundervoll und lockten mich, zumal die Sonne nun hell schien und des Himmels Blau so freundlich mir entgegenlachte, wie Sirenenmusik, mich ihnen zu nähern. Darum besann ich mich nicht lange; ich ging in mein Hôtel zurück und machte mich reisefertig. Doch bevor ich Lausanne verließ, hatte ich mit dem mehrerwähnten ältlichen Herrn, der Katholik ist, ein mir sehr interessantes Gespräch über Prädestination, Erlösung u. A., an welches ich mich lange erinnern werde. Es endete damit, daß er mir seine Karte gab und mir seine Gastfreundschaft anbot für den Fall, daß ich nach Baden-Baden käme, wo er wohnt. Ich dankte ihm und begab mich schnell auf den nur 3 Minuten von meinem Hôtel entfernten Bahnhof, um nach Vevey zu fahren. In der That kamen mir die lockenden Berge immer näher, aber immer näher begehrte ich, und wenn ich auch von einer Station zur andern glaubte, schon in Vevey zu sein, — denn so schön war es überall, und schön hatte ich mir Vevey nun einmal gedacht — so freute ich mich doch jedesmal, wenn ich Aussicht hatte, noch ein Stückchen näher zu kommen den herrlich erschaffenen Bergen, nach welchen ich Begehren trug. Doch schon nach einer halben Stunde war ich da angekommen, wohin sonst das der heutigen Cultur viel zu langsame Dampfschiff bei einem Wetter wie heute unzweifelhaft seekranke Passagiere vielleicht in $1^1/_2$ Stunde trägt. Ich bekam den gewünschten Eindruck vom Städtchen und dachte, hier wird es gut sein, doch die kleine Straße, in welche mein Omnibus hineinrollte, um mich in dem resp. Hôtel meiner Wünsche abzusetzen, und die Besteigung eines 3 Treppen hohen Zimmers hat mir gar nicht gefallen. Ich ging gleich wieder aus. Was

Digitized by Google

Menschen angeht und ihre herzstärkende Gemeinschaft, wo die Herzen im Grunde zusammenschlagen, so hatte ich meine Hoffnung auf den Pfarrer Heuser gesetzt, welcher der deutschen evangelischen Gemeinde vorsteht. Er sollte mir auch einen Blick in seine Gemeinde eröffnen. Ich fragte mich zuerst nach der Rue du Panorama und fand dort die deutsche Capelle mit der Inschrift: „Deutsche Evangelische Nationalcapelle" und an der Thür einen Anschlag: „Deutsches Evangelisches Pfarramt." Um in die Pfarrwohnung zu gelangen, stieg ich eine Treppe hinauf und klopfte an eine Thür; Niemand öffnete, darum that ich es selbst und befand mich plötzlich auf einem Chor der inneren sehr einfachen Capelle. Ich schellte eine Treppe höher. Eine Stimme wurde hörbar, ich wußte nicht, war's oben oder unten, diagnosirte aber aus dem mezzo soprano ein Femininum, und nach einiger Unterhaltung nach oben und unten zugleich, weil ich nicht wußte, wo die Stimme war, merkte ich, daß ich mich der Stimme näherte, wenn ich abwärts ging. Höher zu steigen wagte ich ohnehin nicht, aus Furcht auf das Dach der Capelle zu gerathen. Ich fand ein älteres Mädchen, das mir höchst freundschaftlich erzählte Alles, was ich wollte und noch viel mehr, wofür ich ihr aber sehr dankbar war, denn sie war eine ordentliche Person, mit der sich reden ließ. Sie sagte, Pfarrer Heuser sei in Montreux, es sei ein Candidat der Theologie in meinem Hôtel, auch ein Caplan vom Rhein sei hier, der an der Abzehrung hinsieche, nachdem er auf seiner ersten Stelle gleich sich überarbeitet habe, doch trage er sein Leiden mit großer Geduld. Von diesem jungen Geistlichen wird später noch die Rede sein. Wo ich den See durchschimmern sah, dahin ging ich nun, so kam ich auf den Quai Sina und saß und spazierte dort, bis es ganz dunkel war, denn die Luft war sehr milde. Mächtig erheben sich hier die Berge aus dem grünen See, die Gruppe gerade dem Ort gegenüber und links ist vorzüglich schön: es waren die Berge, welche mich in Lausanne so mächtig angezogen hatten. Doch je mehr der Mensch hat, desto mehr begehrt er. Jetzt lockte es mich noch weiter östlich und südlich noch tiefer in die Berge hinein. Ich hoffte Montreux zu sehen. Reizende Villen sah ich zerstreut, hübsche Gärten und Promenaden, ich ging noch eine Strecke die Landstraße entlang; in Vevey kann man schon eine Zeit lang wohnen, dachte ich. Doch nur eine Zeit lang, denn es bietet nicht Abwechselung genug und für den Winter ist es viel zu kalt. Ich ging zurück in mein Hôtel. Im Salle à manger fand ich eine ganze Gesellschaft, die meisten Gäste schienen Deutsche zu sein. Ich nahm meinen Thee allein und begab mich früh zur Ruhe. Am andern Morgen ging ich rechtzeitig zum Pfarrer Heuser.

Digitized by Google

Er ist ein Mann von etwa 30 Jahren, brünett und hat feinere Umgangsformen. Unsere Unterhaltung betraf vorzüglich die kirchlichen Zustände des Cantons. Durch den Canton Vaud zieht sich bekanntlich der Unterschied der église libre und der église nationale hindurch. Die erstere unterscheidet sich von der letzteren durch ihre Verfassung, sie ist völlig unabhängig vom Staate, durch extrem reformirte Formen — größte Kahlheit des Cultus — und eine breitere Grundlage des Bekenntnisses. Ueber beide Kirchen konnte Heuser mir viel erzählen, dann aber fragte ich ihn auch um seine Gemeinde. Er ist 3 Jahre in Vevey, wo schon sehr lange eine deutsche Gemeinde besteht, früher — als die politischen Verhältnisse ganz andere waren — wurde sie von Bern aus besetzt, aber seit den zwanziger Jahren ist sie unabhängig. Die Gemeinde unterhält sich selbst, ist unirt, hat an ihrer Spitze einen Vorstand, der aus 7 Mitgliedern besteht (wovon 3 Franzosen), die Alles bestimmen, also herrscht vollkommen die aristokratische Verfassung. Die Gründer dieser Verfassung haben wohl gewußt, was sie thaten, und die Auflösung einer Gemeinde in Genf oder wenigstens das Fortjagen eines Pastors, was nur bei ihrer demokratischen Verfassung möglich war, hat man sich als warnendes Beispiel vor Augen gehalten, so erzählte Heuser. Den eigentlichen Stamm der Gemeinde bilden die zahlreich in Vevey ansässigen Deutschen, an sie schließen sich die deutschen Schweizer an, die meist Handwerker sind, und die große Zahl der Fremden im Winter. Im Sommer ist es leer in Vevey, auch die wohnhaften reichen Leute verreisen, und Heuser hat dann Ferien, wie er sagt. Im Winter aber hat er viel zu thun, zumal er jeden Mittwoch in Montreux zu predigen hat und viel mit Religionsunterricht beschäftigt ist; gegenwärtig hat er sechs Cyklen Confirmanden. Er unterrichtet immer deutsch, nur jetzt hat er einen Schweden, dem er französischen Unterricht ertheilen muß. Mit der Kirchlichkeit in Vevey ist Heuser sehr zufrieden, er predigt zweimal jeden Sonntag, Morgens und Abends, und der Gottesdienst wird reichlich besucht. In Vevey sind zwei Pastoren der église nationale und zwei der église libre, dann je ein englischer Geistlicher in Vevey und Montreux und zahlreiche Darbysten-Gemeinden und Methodisten. Die preußische Agende gebraucht Heuser in Montreux, weil die Gemeinde fast nur aus Preußen besteht, doch ist er an keine Agende gebunden und bedient sich in Vevey des Berner Kirchenbuches. Gesungen wurden in der französischen Kirche lange die Psalmen, aber sie genügten nicht, und so griff man zu den Cantiques, wie sie von Genf herüberkamen. Umgängliche christliche Leute giebt es in Vevey und Montreux, zumal seien in Montreux

Digitized by Google

solche immer gewesen, sagte Heuser. So ist er zufrieden in seiner Stellung und möchte mit einer Gemeinde in Deutschland nicht tauschen: „Er sei früher in Coblenz angestellt gewesen, er kenne das Wupperthal und viele Landgemeinden; aber die Kirchlichkeit sei dort nur Ausnahme, man täusche sich in seinem Lob über das Rheinland; wenn man statistisch den Kirchenbesuch betrachte, so falle das Resultat schlecht aus. Im Wupperthale seien an einer Gemeinde sechs Pfarrer und an anderen Mangel an solchen, das kirchliche Leben concentrire sich nur auf wenige Orte." — Ueber die Kirchlichkeit der Schweizer im Canton Vaud bemerkt Heuser, daß die Leute aus Volkscharakter und Sitte nicht wagen würden, mit negativen Aeußerungen öffentlich hervorzutreten, doch sei man indifferent und in der Erkenntniß außerordentlich zurück. Mit einer Schule hat Heuser nichts zu thun, man schickt die Kinder in französische Schulen. Nach Besprechung dieser Angelegenheiten verabschiedete ich mich, um mit Heuser, der jetzt beschäftigt war, um Fünf wieder zusammenzutreffen. Ich beschloß, nach Montreux inzwischen zu fahren, und war ganz zufrieden damit, nur eine Viertelstunde auf der Bahn zu rollen. So war ich in Montreux. Ich lenkte meine Schritte auf die hoch gelegene Kirche, wie mich Heuser geheißen, von wo aus man eine herrliche Aussicht hat. Zu schildern vermag ich die Schönheiten des Léman nicht, bleiben doch die Beschreibungen der Natur stets unvollkommene Dolmetscher der Eindrücke, welche sie wirkt. Zudem ist die Gegend sehr bekannt. Nur aussprechen will ich, daß auch ich das Gute Gottes hier genossen habe: der blau und grüne See, die dampfenden Gebirge in ihrem Dunkelblau und Grün, die aus solchem unsagbaren Colorit hervorleuchtenden Schneegipfel und zumal die gewaltigen Schnee- und Eismassen des Gebirges links, dessen Höhen man nur sieht, aber Alles weiß bis auf den Spiegel des Sees herunter, haben mächtig auf mich gewirkt. Das schönste Wetter begünstigte mich, der Himmel war leuchtend blau, und die hier und da zerstreuten Wolken waren fast unterhalb der Schneelinie stehen geblieben, so daß sie den Blick auf die weißen Riesenhäupter nicht behinderten. Der See ruhig, und nur ein Schifflein sah ich in der Ferne, die Eisenbahn hat den Verkehr auf dem See fast gänzlich aufgehoben. Hinter der Kirche führt der Weg weiter bergauf, und schattige Kühle umfing mich, welche den Ort zu einer Wohlthat im Sommer werden lassen muß. Noch immer höher ging es hinauf und hoch wächst noch der Wein, aber viele Schönheiten kann es da oben nicht geben, in nächster Nähe wenigstens nicht. Ich wurde später in dieser Vermuthung bestätigt, es fehlt der Gegend die Mannichfaltigkeit. Man reitet auch wenig oder gar nicht, sondern

Digitized by Google

man bleibt zu Haus, oder fährt den ebenen Weg entlang am See. Ich sah Schloß Chillon zu meiner Linken, gerade so, wie ich es zuerst auf einem Briefbeschwerer abgebildet sah, den mir einst Jemand von hier mitgebracht hatte. Der ebene Weg bis dahin aber war mir zu beschwerlich, darum kehrte ich um und wählte die Fahrstraße am See. Der Weg ist sehr hübsch, die Land- und Gasthäuser ansprechend, Alles scheint gut eingerichtet, Fenster und Verandhen verheißen die herrlichste Aussicht. Hätte ich zu wählen, ich würde zwischen Montreux und Chillon mir den Platz aussuchen; in Vevey mag es wohl unterhaltender sein, und der Besuch des Gottesdienstes ist dort leichter, aber die Gegend ist hier viel schöner. In Chillon angekommen, besah ich mir das Schloß; der alte Thurm aus dem 9. Jahrhundert und die gothischen Bogen im unteren und untersten Raume des Schlosses sind interessant. Wunderlich ist die Geschichte, die hier gespielt, und das „Erwachen," daß ich so sage, des lange gefangenen Priors Bonivard, der bei seiner Befreiung aus dem Kerker in seinem Vaterlande Alles so verändert fand. Wie schön ist der Blick aus den Fenstern, da wo der See 800 Fuß tief sein soll! Der Bericht von einem Schloß, von welchem aus man nur den Himmel, die Gebirge und den Léman sieht, knüpft sich an die Person des Abtes Wala von Corvey, der im Jahre 830 von Ludwig dem Frommen eingekerkert wurde, weil er seine Söhne gegen ihn aufgewiegelt hatte. Das bürgt für das Alter des Schlosses. An den Pfeilern in den unteren Räumen desselben sieht man Namen etlicher berühmter Leute, darunter Byron. In der nächsten Nähe dieses eigenthümlichen, schön gelegenen Schlosses, das ich gleichzeitig mit zwei anderen Deutschen betrachtet hatte, ruhte ich ein wenig, kostete den hier überall wachsenden Waadtwein und nahm ein einfaches Mittagsmahl ein, nach dessen Beendigung ich mich nach dem nur einige Schritte entfernten Bahnhofe begab. Höchst angenehm fand ich die vielen Eisenbahnstationen, auf die in Chillon war ich gar nicht gefaßt und freute mich um so mehr, auf die beste Weise nach Vevey zurückkehren zu können. Noch einmal überschaute ich im Vorbeifliegen das Genossene und kehrte zufrieden nach Vevey zurück. Beim Kaffee überdachte ich nach guter deutscher Art, was ich gehabt und was mir noch bevorstehe, und da es Einem auf der Reise in der Atmosphäre der Touristen leicht so leer wird — denn auch die schönsten Naturschönheiten vermögen das Herz nicht auszufüllen, weil sich Gott in ihnen nur unvollkommen offenbart hat —, so überließ ich mich eine Zeit lang ernster Lectüre. Dann that sich die Thüre auf und Pfarrer Heuser erschien seinem Versprechen gemäß. Den Gegenstand unseres Gespräches habe ich zum wesentlichen

Digitized by Google

Theil schon oben berichtet. Bald saß ich im Omnibus und Waggon, bald stieg ich wieder ab im Hôtel du grand Pont in Lausanne. Doch warum hatte ich hier in Lausanne noch einmal Halt gemacht? Ist Matamoros auch ein „Mensch," hatte ich mir gesagt, so ist er doch ein Mensch, an welchen sich in Europa und in Amerika heilige Bewegungen des Herzens angeknüpft hatten, der ein Gegenstand unseres Gebetes auch in Brasilien war, und bedarf er nicht noch von herzlicher Theilnahme evangelischer Brüder getragen zu werden und stärkt sich nicht diese wieder an der Begegnung von Angesicht zu Angesicht? Ich beschloß, ihm ein Zeichen meiner Theilnahme zu geben und, wenn er es wollte, ihn zu besuchen. Bereits in Vevey hatte ich einen portugiesischen Brief des Inhalts an ihn aufgesetzt, daß ich vergeblich ihn gesucht habe, aber um eine bestimmte Zeit noch einmal kommen wolle. Diesen Brief hatte ich dem Kellner gegeben mit dem Auftrage, denselben am andern Morgen zwischen sieben und acht Uhr dem Addressaten zuzusenden. Inzwischen ließ ich die Sache ruhen und schickte mich an, das auszurichten, was mich sonst noch an Lausanne gefesselt hatte. Es giebt nämlich in der Nähe der Stadt, in Schloß Vennes, ein Institut für geistig und körperlich schwache Kinder, von welchem ich schon sprach; geleitet wird es von einem Herrn Blumer; auf dieses war ich sehr gespannt, es ist etwas Seltenes, Lehrreiches und ein besonderes Interesse knüpfte mich an dasselbe. Ich nahm in einem Wagen meinen Weg dahin, gewann den ausgezeichneten Anblick auf die unregelmäßige, durch viele Schornsteine, Ecken und dunkle Mauern eigenthümliche Stadt, welche ich von Osten aus sah, so daß die hintere Seite des kolossal gebauten Domes mit seinen vielen Thürmen und Thürmchen den Mittelpunkt des Bildes einnahm, dessen Reiz durch die Tiefen und Höhen, die Berge und Thäler, welche die Häusermassen tragen, sehr erhöht wird. Es ging lange bergan, bis wir endlich durch zerstreute Häuser hindurch, zur Linken das prachtvolle Panorama des Léman mit seinen weißen Alpen, in ein Portal einfuhren, durch welches der Weg zwischen weiten Grasflächen, dem Tummelplatz der kranken Kinder, vor die Hausthür des anmuthig gelegenen Anstaltsgebäudes von mäßiger Größe führt. Herr Blumer ist ein Berner. Er hat mehrere Jahre in England gelebt und dort Anregung für sein Unternehmen empfangen. Seine Frau spricht nur französisch — ich weiß nicht, ob sie Schweizerin oder Französin ist. Die geringe Anzahl der Zöglinge fiel mir auf, allein sie beruht auf Grundsatz. Nur zwölf werden aufgenommen, gegenwärtig zählte die Anstalt neun oder zehn, unter diesen zwei Taubstumme, an welchen mir nichts Neues gezeigt werden konnte. Die übrigen waren

Digitized by Google

theils geistig, theils geistig und körperlich Kranke. Ich hebe zwei Fälle hervor, von welchen ich Kenntniß genommen habe, wobei ich bemerke, daß zwei Kinder, besonders interessante Fälle, gerade in die Stadt gegangen waren. Es war nämlich das Fest der Madame Blumer, deswegen auch kein Schulunterricht. Eins der beiden Kinder, welche ich im Sinn habe, war eben erst aufgenommen, es schien völlig idiotisch, hatte einen zu spitzen Kopf und ein sehr eingedrücktes Gehirn. 4—5 Jahre alt konnte es weder gehen noch stehen, es hatte ein Mädchen allein für sich, um stets getragen und Tag und Nacht bewacht zu werden. Das andere Kind, ein kleiner drolliger Italiener, wohl 9 Jahre alt oder jünger, war schon fünf Jahre in der Anstalt. Er ist ganz munter und hat große Fortschritte gemacht, die freilich nach seinem früheren Zustande bemessen werden müssen. Blumer sagte, er habe durchaus nicht sprechen können, jetzt spricht er sein Französisch recht gut, doch redet er gewöhnlich nicht ohne angeregt zu werden. Das Lesen und Schreiben wird ihm außerordentlich schwer, besonders das erstere, und der Knabe hat es auch noch kaum dazu gebracht. Sein Kunststück ist: aus einem Gestell mit vielen Fächern, in welchen kleine Papierquadrate mit gedruckten Buchstaben liegen, solche herauszusuchen und zu Wörtern zusammenzusetzen; wenn er das fertig bringt, freut er sich sehr und man ist zufrieden. Selbstständig wird er schwerlich jemals, was aber von Anderen anzunehmen ist. Mit den Schreibheften und Zeichnungen der Zöglinge, sowie mit ihren freien Aufsätzen sah es leidlich aus. Der taubstumme Knabe schreibt und zeichnet gut, aber nicht künstlerisch ausgezeichnet. Unter den Kindern war ein Russe, ein Deutscher, ein Franzose und ein Schweizer. Der Unterricht ist sehr mühsam und erfordert viel Liebe und Geduld, das muß man nicht vergessen, und jeden einzelnen Erfolg hoch anschlagen. Blumer steht allein, nur seine Frau unterstützt ihn, die Anstalt ist eine ganz private. Es ist anzunehmen, daß noch mehr geleistet würde, wenn mehr Kräfte in der Anstalt thätig wären. Doch müssen wir über die Anstalt, wie sie ist, Gott preisen, der solche Macht den Menschen gegeben, so daß auch hier gilt: „Die Blinden sehen, die Tauben hören, die Gebundenen werden frei und den Armen wird das Evangelium gepredigt!" Ich glaube, daß Blumer auch mit dem letzteren Ernst macht. Er sagt in seinem Prospectus: „.... Enfin l'éducation tout entière reposera sur la base du christianisme, moyen par excellence de relèvement et de progrès: l'esprit du christianisme présidera également en toutes choses au traitement physique, intellectuel et moral des enfants confiés aux soins de l'institution." — Noch erwähne ich die Blindenanstalt in Lau-

Digitized by Google

sanne, sie ist berühmt. Weil ich aber die in Zürich gesehen hatte und die Zeit mir mangelte, ging ich nicht dahin. Dennoch hätte ich es möglich zu machen gewußt, wenn ich gewußt hätte, was ich später erfuhr, daß nämlich ein taubstummer Blinder in der Anstalt sei. Welch' ein Unternehmen, einen Solchen zu bilden! Und doch hat man es gethan und mit Erfolg. Zwar mit dem Sprechen soll es nur so weit gehen, daß allein der Director ihn versteht, aber daß er überhaupt Laute ausstoßen kann, die unserer Sprache ähnlich sind, ist etwas überaus Großes. Wie viel wird doch in der Stille gewirkt, wovon die Millionen keine Notiz nehmen! Er schreibt und liest, musicirt wahrscheinlich auch. Was ich fast noch mehr bedauere, als daß ich diesen Zögling nicht gesehen habe, ist, daß ich den Director der Anstalt nicht kennen lernte, der ein prächtiger Mann sein soll. Der beste Gewinn seiner gesegneten Arbeit ist, daß er dem taubstummen Blinden ein tiefes Bußgefühl in's Herz zu rufen im Stande gewesen ist, so daß dieser durch ernste Buße hindurch zu lebendiger Erkenntniß der Gnade Gottes in Christo fortgeschritten und selig ist in dem Herrn. Wahrlich, solche Frucht ist einer Lebensarbeit werth! —

Als ich vom Schloß Vennes in mein Hôtel zurückgekehrt war, fand ich einen Brief von Matamoros in spanischer Sprache vor. Er fragte verbindlich an, wann er zu mir kommen dürfe; wenn ich es aber vorziehe, ihm meinen Besuch zu schenken, so sei er um 4 Uhr zu Hause, mich zu erwarten. Vielleicht ist es von Interesse, diesen Brief hier wieder zu geben. Matamoros schreibt:

Muy Sñr mio de todo mi respeto.

He tenido el gusto de recivir su carta y lamento con todo mi corazon no poder venir a las 12 y 40 minutos, por razon de tener uma leccion en la facultad de teologia á esa misma hora.

Si Vd. puede permitirme la honra de su visita, yo sere aqui à las 4 de la tarde, sino, yò sere felix de saber à la hora de esta noche en que puede recivir me

Vuestro con toda consideracion,
hermano en el Señor
Manuel Matamoros.

In deutscher Uebersetzung lautet obiger Brief:

Mein sehr geehrter Herr!

Ich habe das Vergnügen gehabt, Ihren Brief zu empfangen, und

Digitized by Google

bedaure von ganzem Herzen, um 12 Uhr und 40 Minuten nicht kommen zu können, weil ich eine Stunde habe in der theologischen Facultät um dieselbe Zeit.

Wenn (Ew. Gnaden) Sie mir die Ehre Ihres Besuchs geben wollen, werde ich um 4 Uhr Nachmittags hier sein, wenn nicht, so werde ich glücklich sein, zu wissen, zu welcher Stunde an diesem Abend Sie mich empfangen können.

Mit aller Hochachtung
Ihr Bruder in dem Herrn
Manuel Matamoros.

Nach Empfang dieses Briefes, der ziemlich undeutlich geschrieben war, wartete ich die Zeit unseres Rendezvous ab. Um 4 Uhr ging ich und fand Matamoros zu meiner Befriedigung zu Hause. Er ist ein sehr großer, schlanker Cavalier. Sein starkes Haar umwallt das wohlgebildete Haupt, die Gesichtszüge sind scharf und schön, die Augen tief und seelenvoll, eine zarte Röthe auf seinen Wangen fiel mir auf. Sein Wesen war das eines Cavaliers. Statt der portugiesischen Sprache, in welcher ich ihn anredete und welche er nicht genügend kannte, wie er sagte, zog er es vor, in der französischen die Unterhaltung zu führen. Matamoros war bei mir gewesen und hatte mich verfehlt, wie ich ihn zuvor. Erst wenige Monate ist er in Lausanne; er studirt mit Eifer Theologie. Ebenso sein Gefangenschaftsgefährte Canarca in Genf, von welchem er mir eine Karte gab. Die anderen früheren Gefangenen seien in Bordeaux, sagte er, wo sie, soviel ich verstand, ihrem Berufe als Handwerker und dergl. leben. Auch an eine Dame in Malaga, welche Matamoros eine christliche nannte, gab er mir eine Karte, jedoch mit dem Bemerken, daß ich nur ihr die Karte geben dürfe, da um seines Namens willen leicht Jemand in's Gefängniß gebracht werden könne. Matamoros macht einen ernsten Eindruck; mein persönliches Zusammensein mit ihm konnte nur meine Theilnahme an seinem Geschick und seiner und seines Volks geistlicher Zukunft kräftigen. Ich freue mich, ihn gesehen und einigermaßen kennen gelernt zu haben. In Lausanne hört man gern seine spanischen Gebete. Der französischen Sprache ist er noch nicht so weit mächtig, daß er in ihr öffentlich auftreten kann. Man verkauft Matamoros' Photographie, um den Ertrag in eine hülfsbedürftige Kasse fließen zu lassen. Um des Zwecks willen ist der Preis sehr hoch, jede Photographie kostet 2 Fr. Das Bild gefällt mir wohl, und ich erfreue mich seines Besitzes in mehreren Exemplaren. „Die Gefangenen macht Er

Digitized by Google

frei," gilt hier wörtlich. Gelobt sei Gott! Was mag in der Tiefe des Herzens jener Märtyrer vorgegangen sein, als sie, in dem spanischen Kerker um ihres Glaubens willen gefangen, nur Aussicht auf 7 oder 11 Jahre Galeeren hatten! Matamoros' Briefe aus seinem Kerker geben zum Theil Zeugniß davon. Sie sind ja voll christlicher Hoffnung, Geduld und Vergebung. Die Evangelische Alliance hat sich durch ihre Fürsprache mitsammt der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung ein ehernes Denkmal gesetzt. Statt der über jene Spanier beschlossenen Galeerenstrafe, die sie, angeregt vom Prediger Ruet in Gibraltar, und von der Wahrheit des Evangeliums ergriffen, um ihrer erbaulichen Vorlesungen willen erdulden sollten, ist ein sechsjähriges Exil über sie verhängt. Die Spanier sollen sehr an ihrem Vaterlande hängen, daher für sie diese Strafe härter ist, und es ist nicht anzunehmen, daß sie je nach Spanien zurückkehren werden, — es sei denn, daß der Protestantismus der Spanier dort eine Freistätte finde, — denn „ich glaube, darum rede ich," wird es bei ihnen heißen, und können sie den theuersten Schatz ihres Herzens nicht Anderen mittheilen, so können sie nicht begehren da zu leben, wo sie nicht zeugen dürfen. Walte Gott, daß die Freigelassenen ein Sauerteig werden, sie und die Ihrigen, denn die Verfolgten sollen nur einen Theil derer bilden, die vom Evangelio erweckt sind. Hand in Hand mit dem noch glimmenden Dochte des Evangeliums in Spanien wird wohl das Werk unter den Spaniern in Algier gehen, dem einzigen Lande, in welchem sie von Religionsfreiheit begünstigt ihrem Berufe leben. Bekanntlich sammelt die Neue Evangelische Zeitung auch hierfür; man sagt, es gäbe in Algier bereits mehrere Gemeinden aus Spanien, deren jede etwa vierzig Glieder zähle. Die aus dem Gefängniß befreiten Spanier in der Verbannung werden durch Sammlungen unterstützt, zu deren Organ sich ein Comité in Paris gebildet hat, das auch mit England und Deutschland in Verbindung steht. Die Neue Evangelische Kirchenzeitung nimmt fortgesetzt Beiträge an. Ich zweifle nicht, daß Matamoros und Canarca, auch die Gefährten in Bordeaux (obwohl dort die Zahl der Evangelischen nur gering ist), von evangelischer Bruderliebe getragen und gestärkt werden, wo es noth thut, und hoffe, Gott wird das in ihnen und ihrem Volke angefangene Werk fortführen und vollenden.

Um 7 Uhr Abends verließ ich Lausanne und reiste nach Genf. In dem kleinen Hôtel du Montblanc in der Rue de Rhone stieg ich ab und logirte ziemlich hoch. Am andern Morgen — Sonnabend den 29. October — ging ich bei regnerischem Wetter (es war schon seit Donnerstag kalt und häßlich gewesen, und in Genf ist es immer noch schlechter als

Digitized by Google

anderswo) in die Rue Verdaine (Nr. 38), um den dort wohnhaften Pastor Andersen zu besuchen. Ich stieg eine alterthümliche Treppe hinauf in demselben Gebäude, in welchem ich die Kirche vermuthete, und kam an eine Thür, an welcher auf einem Anschlag bemerkt war, daß Herr Pfarrer Andersen nur von 2—3 Uhr zu sprechen sei, und zwar mit Ausnahme von Sonnabend und Sonntag, wo er gar nicht zu sprechen sei. Nun war es zwar weder 2—3 Uhr, noch Montag, Dienstag, Donnerstag oder Freitag, sondern gerade Sonnabend, der schlimmste Tag für einen Pastor. Doch „wer nicht wagt, gewinnt auch nicht," ich schellte herzhaft, ein Mädchen gab mir den Bescheid, daß der Herr Pfarrer durchaus nicht zu sprechen sei. Ich dachte, so mußt du wohl wieder abgehen, gab aber zu verstehen, daß ich auch ein Pfarrer sei, und ließ schön grüßen. Das half, das Mädchen meinte, sie wolle sehen, es doch dem Herrn Pfarrer sagen, — deutsch war sie — ich ließ sie gewähren. Sie meldete mich. Ich trat in das Antichambre, und allmählich erschien der Pfarrer, die Begegnung war eine freundliche und Zutrauen erweckende. Nachdem ich mich ob der ungelegenen Zeit entschuldigt, bat ich über mancherlei Punkte um Auskunft, besonders über Hymnologisches, woran sich eine längere angenehme Unterhaltung knüpfte, deren Ende war, daß Andersen statt viel hin und her zu reden, mir die Liturgie und Psaumes der Nationalkirche, wie die Cantiques der freien Kirche mitgab und schließlich die große Güte hatte, mich für den andern Tag, Sonntag und Reformationsfest, zu Mittag zu laden, um 3 Uhr, da er von 2—3 Kinderlehre haben sollte. Gern nahm ich das an, und war damit entschieden, meinen Sonntag in Genf, nicht in Lyon zu feiern, wie ich mehr Grund hatte anzunehmen. In einem Fiacre fuhr ich in der Stadt umher, um einen Regenschirm zu kaufen. Auch wollte ich Gesangbücher kaufen; zu meinem Erstaunen sagte man mir, daß die Cantiques vergriffen seien und mit Noten gar nicht mehr gedruckt werden. Ich kaufte vergeblich dann das Journal de Genève, denn die Predigerliste, um welche es mir zu thun war, stand nicht darin, und diese war auch auf dem betreffenden Büreau noch nicht zu haben. In einem Café, das übrigens, obwohl offenbar eines der ersten, ein ziemlich ordinäres war, fing ich an mit hymnologischen Studien, die ich dann zu Hause fortsetzte, bis es Zeit zur Nachtruhe geworden war. Doch inzwischen hatte ich dinirt und einem Abendgottesdienste (Betstunde) beigewohnt. Derselbe wurde im Temple de la Madeleine von einem älteren Pastor gehalten, und zwar in einer kleinen Abtheilung der Kirche, die durch einen grünen Vorhang abgegrenzt war; ebenso war der Tisch, hinter

Digitized by Google

welchem der Geistliche fungirte, grün behängt. Der Vorsänger hob einen Psalm an, als die Andacht begann. Doch zuvor fand eine Taufe statt, dabei war nur ein Mann und eine das Kind tragende Frau betheiligt, die Taufhandlung kurz und sehr nüchtern, es kam mir etwas mechanisch vor, und es mußte mir auffallen, daß der Geistliche das Wasser, welches ihm Jemand aus einem kleinen (doch wahrlich nicht kirchlichen!) Topfe in seine hohlen Hände goß, dem Kinde wiederum auf das Haupt goß mit seinen Händen. Von einem Taufbecken war nichts zu sehen. Auch kein Dankgebet folgte der Taufe, mit der Taufformel wurde geschlossen. Nach Beendigung des vom Vorsänger angestimmten Gesanges, welcher die Bibelstunde eröffnete, begann die Handlung des Worts. Ein Gebet wurde gesprochen, das Evangelium von den zehn Aussätzigen verlesen, dieses ausgelegt und angewendet in freier Rede, endlich wieder gesungen und in herkömmlicher Weise geschlossen. Die zum Theil gebrauchte Agende ist die Genfer; Vieles daraus ist dem von Montbelliard Gegebenen ähnlich und gleich. — Am andern Morgen begab ich mich in die deutsch-lutherische Kirche, um 10 Uhr. Die Kirche war ganz gefüllt. Sie ist ein Theil eines alten Gebäudes, hat gothisches Gewölbe, Emporen, eine leidliche Orgel, dunkelbraune Kanzel und Altartisch. Es wurde aus dem Würtemberger Gesangbuche gesungen: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut." Dann trat Andersen hinter den Altar, sprach einen Eingangsspruch, ein Gebet, und verlas Psalm 46. Das gewöhnlich gebrauchte große Gebet wurde mit Rücksicht auf die längere Festpredigt ausgelassen. Nach dem Altardienst wurde gesungen: „Ein' feste Burg ist unser Gott," welches an diesem Tage wohl von einer Heerschaar evangelischer Christen gesungen ist und einen Theil ihrer Festfeier gebildet hat. Dann folgte die Predigt über Gal. 5, 1. „So bestehet nun in der Freiheit, damit Euch Christus befreiet hat, und laßt Euch nicht wieder in das knechtische Joch fangen." Das Thema der Predigt bezeichnete die evangelische Freiheit als Hauptgegenstand der nachfolgenden Betrachtung; den näheren Inhalt bildete das Wesen, die Schranken und die Bewahrung dieser Freiheit (doch anders formulirt). Die Antwort auf die Frage nach dem Wesen wurde mit Rücksicht auf das knechtische Joch des Katholicismus gegeben, als ihre Schranken Gottes Wort bezeichnet und zum Zwecke ihrer Bewahrung auf das Joch besonders des Unglaubens hingewiesen; die entgegengesetzte Confession soll in Liebe getragen und gewonnen werden. Die Peroratio über diese Liebe war sehr warm und wohlthuend. Ein freies Gebet schloß die Predigt, welche durchweg Vertrauen erweckte und einen ernsten Seelsorger verrieth.

Digitized by Google

Mit einem liturgischen Gebet nach Maßgabe der Würtemberger Agende und den letzten Versen des angefangenen Lutherliedes, an welches sich der von der Kanzel ertheilte Segen anreihte, wurde der Gottesdienst beschlossen. An der Thür der Kirche wurden von einem Presbyter Almosen in Empfang genommen. Ich wünschte auch einem französischen Gottesdienste beizuwohnen und begab mich daher nach dem Temple de l'Auditoire, wo ein solcher auf 12 Uhr angekündigt war. Diese Kirche ist ganz nahe der Kathedrale, ich hatte noch Zeit, diese wenigstens auswendig zu betrachten. Eintreten konnte ich nicht, der Concierge sagte, daß die offen stehende Thür zu einer Privatcapelle führe. Die anderen Thüren waren geschlossen und das Oeffnen derselben hätte zu viel Zeit erfordert. Die Kathedrale soll inwendig auch nichts Besonderes bieten. Sie ist romanisch und wirkt durch ihr massenhaftes Gewicht. Mir ist als müßte in einer solchen Kirche immer „hinunter" gepredigt werden, die Buße mit der Wucht des Gesetzes zu Boden drückend; in einer gothischen Kirche dagegen „hinauf," Lobpreisung Gottes durch begnadigte Sünder. Der Vorbau an der Façade der Kathedrale aus neuerer Zeit, ein Säulenbau, paßt nicht zu dem alten Styl und hätte fortbleiben sollen. Die Auditoire hat keinen Thurm, ist nur ein Stück Kirche an andere Häuser angebaut, es scheint ein altes Kloster gewesen zu sein. Auch inwendig ist es unbedeutend, dunkel und dumpf. Kein Altar schmückt die Kirche, nur eine Kanzel braucht man. Die Orgel ist klein. Etwa 40 Leute waren in der Kirche. Jemand in Frack, Bäffchen und Schuhen verlas die zehn Gebote, dann bestieg Borel die Kanzel in priesterlicher Kleidung, sprach mit Wärme das Sündenbekenntniß und ein Gebet, woran sich der Gesang der Gemeinde anschloß. Die in der Nationalkirche gebrauchten „Psalmen" sind unserm Choral sehr ähnlich, aber monoton und nicht so voll Schwung. Nichts geht über deutsche Kirchenlieder, lehrt mich die Erfahrung in England, Frankreich und der Schweiz. Der Text war aus den Proverbien genommen: „Gieb mir mein Sohn dein Herz." Der Text bildete zugleich das Thema und wurde, wie es mir schien, in Adolph Monod'scher Weise behandelt durch Zerlegung des Einzelnen. Der Gedankengang war dieser: „Das Herz, — die Wurzel alles dessen, was wir Geist, Empfindung u. s. w. nennen, ist das Edelste, was wir haben, und die Eroberung desselben die edelste, die es giebt. Es kommt nur Alles darauf an, wer es erobert, wem wir es übergeben. Uebergeben wir es einem elenden Herrn, so entsteht Elend. Und wie viel geschieht das! Die Einen hegen im Herzen den Reichthum, ihm geben sie es; ein eitles

Digitized by Google

Rennen nach dem Mammon, ein peinigendes Sorgen um seine Erhaltung und Vermehrung ist die Folge, und die Unruhe und Unzufriedenheit! „La richesse, quel maître, quel tyran!“ Andere geben ihr Herz dem Vergnügen hin, Fleischeslust, Augenlust. Wie viele junge Leute sind Greise, blasirt und zu nichts tüchtig, das Leben des Vergnügens — „quelle vie, quel maître!“ Anderer Herz wieder besitzt der Ehrgeiz, welch' ein Tyrann! — Doch giebt es Unschuldigeres, dem man das Herz hingiebt, Familienfreuden, Kunst, Wissenschaft. Aber ihm sich ergeben? Sie können nichts mit hinüber nehmen, wenn dieses Herz bricht, auch die schönsten Gaben lassen uns im Stich, es reicht nicht aus für die Ewigkeit. Wir müssen einen besseren Herrn haben. „Gieb mir mein Sohn dein Herz.“ So spricht der Herr Himmels und der Erde, der ewige Gott. Er muß das Herz haben. Und dazu fordert er uns auf wie im Wort, so im gestirnten Himmel, in der Offenbarung in Christo Jesu, wie in den heiligen Stunden unseres Lebens, wo wir die Stimme des heiligen Geistes deutlich vernehmen. Aber haben wir ihm das Herz gegeben? ganz? Ach, wir haben ein getheiltes Herz, aber von Neuem wollen wir geloben, das Herz dem Herrn zu geben, der es erschaffen hat. Zu lange sind wir Dir fern gewesen, mein Gott, nimm uns aber noch an und hilf, daß wir Dir unser Herz ganz geben, daß es Dein sei und bleibe.“ Die Predigt konnte ihre Wirkung nicht versagen. Die Wärme, der Ernst, die Wahrheit der Gedanken sprachen mich sehr an. Andersen rühmt Borel als einen tüchtigen Seelsorger, und ich füge hinzu, daß wir auch von französischer Beredtsamkeit lernen können, obwohl wir nicht predigen müssen wie die Franzosen. Der Predigt folgte ein Gebet, und Gesang wie zuvor, dann der Segen und die nach den französischen Agenden übliche Erinnerung an die Armen. Nach einem kurzen Spaziergang war es Zeit, mich in die Kinderlehre zu begeben. Vor der deutschen Kirche lernten die Kinder ihre Katechismuslection, ich dachte: nil novi sub sole. Ein Mädchen von etwa 12 Jahren fiel mir auf, denn wie ihr das Französische besser vom Munde zu gehen schien, als das Deutsche, so hatte eine nicht geringe französische Koketterie bei ihr Platz gegriffen; es befremdete mich nicht, daß sie nachher im Unterricht keine Frage zu beantworten wußte und von viel kleineren beschämt wurde. Herr Pfarrer Boelter, der Adjunct des Pfarrers Andersen, und eine Diakonissin von Kaiserswerth, nebst einigen Moniteurs überhörten den Kindern ihre Lectionen, bevor die Katechese begann. Diese wurde, als Herr Pfarrer Andersen kam, durch ein mit der Orgel gesungenes Lied eröffnet, Herr Pfarrer Andersen trat hinter den Altar und

Digitized by Google

leitete die Erklärung des zweiten Artikels mit einem von der Bedeutung des Tages hergenommenen Eingang ein, worauf die in üblicher Weise gehaltene Katechese folgte. Die Kinder erwiesen sich als sehr schwach, nur ein kleines Mädchen gab gute Antworten. Eine Zahl Erwachsener wohnte dem Unterrichte bei, Andersen katechisirte über den Namen Christi: „Ich glaube an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn." Mit Gesang wurde geschlossen. Sehr erfreulich war es, daß Andersen in der Katechese die Bibel gebrauchte und die Kinder selbst aus ihr beweisen ließ. Herrn Boelter, der Würtemberger ist, hatte ich bereits begrüßt, er war auch bei Andersen zu Mittag geladen, und wir gingen nun zusammen hinauf. Ich lernte die Frau des Hauses kennen, drei Kinder und eine Dame, welche der Frau Pfarrer Andersen zur Stütze zu dienen schien. Andersen ist Holsteiner, seine Frau Schleswigerin. Bei Tisch wurden meist theologische Gegenstände besprochen; dann erfuhr ich auch viel über die kirchlichen Verhältnisse der französischen Schweiz, über die deutschen Gemeinden insbesondere. Andersen's Gemeinde giebt darauf, eine lutherische zu sein. Sie hat Abendmahlsgemeinschaft mit den Reformirten und fürchtet sich, den lutherischen Cultus einzuführen; es fehlt der Altarschmuck, es fehlt fast alles Liturgische, es fehlen die Responsorien. Die Verfassung ist die Presbyteriale. „Aber die Gemeinde ist ausschließlich lutherisch!!"... Die Gemeinde wurde gegründet im vorigen Jahrhundert; in der Studienzeit des Herzogs von Coburg-Gotha hat man diesen zum Protector derselben gemacht. Er hat eine Summe für die Gemeinde deponirt, ebenso einige Kaufleute. Aus diesem Fonds sind zwei Häuser gekauft, eins ist ganz vermiethet, das andere, in welchem Kirche und Pfarrwohnung ist, zum Theil. Der Miethzins genügt, die Gemeinde zu unterhalten, doch sind einzelne Sammlungen nicht ausgeschlossen. An der Spitze der Gemeinde steht ein Presbyterium, das Alles allein bestimmt. Nur die Wahl des Presbyteriums liegt in den Händen der Gemeindeglieder, welche zwei Jahr schon in Genf gewohnt haben. Andersen ist nur berathendes Mitglied des Vorstandes, er sagt, wolle er eine Stimme haben, so müsse er sich erst wählen lassen, und das wolle er nicht. Aber factisch hat er Alles in Händen. So geht Alles seinen ungestörten Gang. Boelter predigt monatlich einmal, er hat seine Arbeit an der Schule. Diese ist durchaus Gemeindeschule, aber deutsche und französische Kinder werden aufgenommen und in beiden Sprachen unterrichtet, doch ist die deutsche die eigentliche Unterrichtssprache. Neben Boelter unterrichtet der Organist und ein Franzose. Boelter verläßt bald Genf, da man ihn zum Leiter

Digitized by Google

der Krischona berufen hat. Er hat sich in Genf eines Jünglingsvereins mit Erfolg angenommen; leider konnte ich seiner Einladung, ein Fest mit ihnen am Abend zu feiern, nicht nachkommen. Am Abend um sieben Uhr gingen wir nach einem gemeinschaftlichen Spaziergang in's Oratoire: das ist das gottesdienstliche Local der Freikirchler in Genf. Es ist ein hübscher Raum, verbunden mit der Akademie der église libre; oben Emporen, im Hintergrunde eine Orgel und vor dieser ein Tisch. Hinter dem letzteren stand (oder lag vielmehr) ein junger brünetter Prediger, der, nachdem ein etwas sentimentales Lied (soviel die Melodie angeht sentimental) aus den Cantiques gesungen war, Philipper 3, 1 ff. vorlas, es auslegte, und leider in seiner Anwendung in häßlichster Weise gegen die église nationale mit ihrem angeblichen Formalismus u. s. w. polemisirte. Er wandte die Worte V. 2 gegen sie an „Sehet auf die Hunde, sehet auf die bösen Arbeiter, sehet auf die Zerschneidung," mit dem jedesmaligen Refrain „Prenez garde!" Wieder bei Andersen — der mir vom Concierge ein Cantiquesbuch kaufte — angekommen, fand ich eine Einladung vor von einer Dame, bei welcher Andersens bereits eingeladen waren; man hatte dann meiner gütigst dabei gedacht. Wir gingen hin; die Dame ist die Frau Pfarrer Wendt, die Wittwe von Andersen's Amtsvorgänger. Außer uns war eine Dame da, die periodisch in Florenz wohnt und wieder dahin gehen wollte. Sie erzählte, daß dort ein evangelischer deutscher Geistlicher sei, der deutsch und in anderen Sprachen predige, wußte aber nichts Näheres. Die Frau Wendt ist eine Dame von französischer Liebenswürdigkeit und bereits bejahrt. Wir unterhielten uns bis in die Nacht hinein, und beim Abschied erbot sie mir einen Empfehlungsbrief an ihren Neffen, Herrn Ruffer, Banquier in Lyon. Am andern Morgen holte ich mir den verheißenen Brief und verabschiedete mich von der freundlichen Dame, die mich einlud, bei etwaiger Berührung Genfs doch wieder bei ihr vorzukommen. Es ist mir viel Güte und Freundlichkeit auf meiner Reise widerfahren. — Vergeblich war ich bei Andersens gewesen; er war nicht zu Hause. Als ich wiederkam, machte sich die gütige Frau trotz ihres Unwohlseins auf, mich zu empfangen. Frau Pfarrer Andersen ist eine tief vom Christenthum durchdrungene Frau; wir führten ein Gespräch, welches das Centrum des christlichen Glaubens und Lebens zum Gegenstand hatte, darin spiegelte sich ihre Seele ab. Auch der Pfarrer kam nach Hause und wir redeten lange, bis es Zeit war, einem andern Besuch den Platz zu räumen. Andersen nannte mir noch den Verleger der Psaumes und sie verabschiedeten mich unter herzlichen Segenswünschen wie einen Bruder.

Digitized by Google

So aber hatten sie mich auch zuvor behandelt, ich fühlte den Segen christlicher Gemeinschaft und wußte mich in einem „Pfarrhause." Gott segne ihnen ihre Liebe und Gastfreiheit; als ein Unbekannter — und doch bekannt — trat ich bei ihnen ein, als ein Bekannter und Freund konnte ich sie verlassen. Was verbindet mehr als das Band des Glaubens?

Vor meiner Abreise von Genf hatte ich noch Eins vor; ich wollte Canarca, Matamoros' Freund, besuchen. Ich fand Champel, wo er wohnt, aber die betreffende Nummer nicht. Ich ging auf's Land, beständig suchend, ich kam an's Ende des Weges in ein Gehöft, ich kam auf eine Wiese ohne Weg, die Nummer war nicht zu finden. Ich drang von hinten durch Hecken in einen Garten und fragte wieder, die Hausnummern sind ohne Ordnung vertheilt, schon eine Stunde war ich unterwegs und hatte einen langen Weg zurück, so dachte ich mehr noch als zuvor: „es ist auch ein Mensch," und machte mich eilend auf in die Stadt, um die Zeit der Abreise nicht zu verlängern. Der Omnibus stand schon vor der Thür, aber ich war fertig, bald saß ich im Waggon und brauste in der Abendstunde Frankreich zu.

Genf hat stattliche Straßen, zum Theil aber ist es eng; es hat viele großartige Gebäude und glänzende Quais, die, wenn sie Abends erleuchtet sind, brillant wirken. Genf ist eine schöne Stadt; aber die Unsittlichkeit, das Partheiwesen machen es zu einem Pfuhl von Sünde. Doch fehlt es nicht an Gegengewicht. Mit der Nationalkirche sieht es nicht übel aus, auch die freie Kirche wird segensreich wirken. Viele Bewohner sind katholisch, sie haben ja kürzlich wenigstens einen Titularbischof bekommen. Wie es mit der inneren Kraft steht, weiß ich nicht. Die deutsche lutherische Gemeinde ist gesegnet, die reformirte ist innerlich ganz verfallen, ihr Prediger soll Atheist sein, politisch gehört er Fazy an und zieht in seinem Dienst mit der Gemeinde, die Fahne in der Hand, zum Wahlhaus, predigt im Auditoire, setzt aber oft aus; von seiner Gemeinde halten sich die besseren Elemente zur deutschen sogenannten lutherischen Gemeinde. Möchte sich die reformirte Gemeinde auflösen oder möchte sie wieder genesen!

Digitized by Google

Siebzehntes Capitel.

Reisebriefe aus dem Spätherbst 1864. Südfrankreich. Lyon. Orange. Arles. Marseille.

Der fürchterliche Sturm am 13. dieses Monats hat die Schifffahrt in's Stocken gebracht. Darum hatte ich Zeit, noch von hier aus die Fortsetzung meiner Reisebeschreibung bis an die Grenze Frankreichs zu geben. Ich hoffe, man wird sie als ein Zeichen meiner Verbundenheit mit den heimischen Freunden gelten lassen und die Mängel nicht kritisiren.

Lissabon, den 19. Dec. 64.

Hermann Billroth.

Ich reiste nach Lyon; in Bellegarde hatten wir mit Gepäck und Pässen die Douane zu passiren. Im Dunkeln kam ich in Lyon an und stieg im Hôtel de l'Europe ab. Nur noch ein Passagier, ein Engländer oder Amerikaner, hatte dasselbe Hôtel gewählt, das, im großen Style angelegt, sichtlich im Verfall war; es fehlten ihm die Gäste. Mein Zimmer war sehr gut, ich legte mich zur Ruhe und schlief fest bis zum andern Morgen. Auf Lyon hatte ich viel Hoffnung gesetzt, Vertrauen knüpfte mich an den Pfarrer Mayer, an ihn, wie an den Pfarrer Kirchhofer, hatte ich eine Empfehlung und an Letzteren ein Buch abzugeben. In einem Wagen begab ich mich zur Wohnung des Pfarrers Mayer, die sehr weit von meinem Hôtel entfernt war. Doch verfehlte ich meines Ziels, Mayer war ausgezogen und befand sich auch gegenwärtig gar

Digitized by Google

nicht in Lyon, er war verreist. Nicht weit hatte ich es zur Wohnung des Pfarrers Kirchhofer, welche ich leicht ermittelte. Ich mußte 128 Stufen steigen bis in den vierten Stock, wo Kirchhofer wohnt, doch war er auch nicht zu Hause. Das war ein schlechter Anfang in Lyon. Ein alter Mann in Kirchhofer's Wohnung sagte mir, er halte jetzt Gottesdienst, und beschrieb mir den Weg zur deutschen Kirche. Ich fand sie; eine stattliche Kirche hatte ich zu finden geglaubt, doch fand ich nur eine ganz unscheinbare Capelle, welche die Deutschen mit den Engländern gemeinschaftlich benutzen. Das Innere habe ich nicht gesehen. Auswendig hat die Capelle nichts einem kirchlichen Gebäude Aehnliches, man sieht nur eine große Thür und auf einer Tafel eine Inschrift, welche den Zweck des Gebäudes verkündet. Dasselbe steht in einer häßlichen engen Gasse. Ich ging in eine nebenan befindliche Thür und gelangte in die deutsche Schule. Es war „Allerheiligen," daher kein Unterricht, nur einige kleine Kinder wurden von einer deutsch und französisch redenden Lehrerin beschäftigt. Kirchhofer konnte man mir nicht nachweisen, Gottesdienst fand in der deutschen Kirche jetzt nicht statt. Man vermuthete indeß, er sei in der chapelle évangélique in der Rue Lanterne. Ich fand mich dahin, fand die Capelle in derselben Reihe mit anderen Gebäuden, doch mit gekennzeichneter Façade; ich trat ein und fand eine gedrängt volle Kirche und unter der in der Tiefe befindlichen Kanzel einen langen Tisch, hinter und an welchem mehrere Herren saßen, Einer stand dort und sprach, doch Niemand trug ein kirchliches Gewand. Einer sprach nach dem Andern. Kirchhofer sei nicht da, hatte der Concierge mir schon gesagt; sie sprachen viel von der brüderlichen Liebe, auch von der Evangelischen Alliance, ich wußte nicht warum, bis mir endlich klar wurde, daß ein Zweigverein der Evangelischen Alliance sich hier versammelt hatte. Abgeordnete waren da aus vielen Theilen Frankreichs, Decombat präsidirte, La Harpe (von der „Freien Akademie") aus Genf, Einer aus Lausanne und Abgeordnete der Nationalkirche wie der Freikirche in Südfrankreich und Andere ergriffen das Wort. Die Capelle, in welcher die Versammlung statthatte, gehört der Freien Kirche. Der Zweig, der hier tagte, ist nicht der allgemeine französische, sondern ein Nebenzweig desselben, wie man ihn nennen kann. Wie auf einer Landkarte hatte ich ein gut Stück Schweiz und Frankreich vor mir, interessanter hätte ich es kaum treffen können. Ich hatte Gelegenheit, mich zu orientiren. Daß die Freikirchler sich unter einander schmeicheln wegen ihrer christlichen Tugenden, ist nicht schön, doch soll die Gemeinde in Lyon die beste sein. Die Verhandlungen dauerten bis 1 Uhr. Beim Ausgang aus der Kirche,

Digitized by Google

in welcher auch aus den Cantiques öfter gesungen wurde und mehrmals laut gebetet, zeigte mir der Concierge den Pfarrer Kirchhofer. Wir wurden schnell bekannt, und ich ließ mir zunächst mehr von der Bedeutung der Versammlung sagen, als ich wissen konnte. Die Freie Kirche in Lyon, gegründet von Ad. Monod, der eigentlich aus der Nationalkirche herausgedrängt wurde, ist etwas ganz Anderes geworden, als er beabsichtigte; er ist wieder in die Nationalkirche zurückgetreten. Es verhält sich mit ihr ähnlich wie mit Merle d'Aubigné in Genf. Seit langer Zeit nun hat man, um den aus den Katholiken zahlreich zur Freien Kirche Uebergetretenen einen Ersatz für „Allerheiligen" zu geben, an dem betreffenden Tage eine Versammlung gehalten, in welcher Abgeordnete aus anderen Orten die Gemeinde in Lyon zu begrüßen pflegen. Das geschah schon vor der Gründung der Evangelischen Alliance. Später ist eine Versammlung derselben an ihre Stelle getreten.

Ueber die Deutsche Gemeinde unterrichtete mich der gefällige Kirchhofer in erwünschter Weise. An ihn sah ich mich allein gewiesen, da Mayer in Würtemberg war, um einen Evangelisten zu suchen, das heißt, einen jungen christlichen Mann, der die deutschen Evangelischen aufzusuchen hat, ihre Wohnung ermitteln muß, die protestantischen Kranken im Spital dem Geistlichen anzeigen und dergleichen. In Bezug auf die Gemeinde erfuhr ich Folgendes.

Schon 11 Geistliche — unter diesen auch Le Grand — waren auf kürzere oder längere Zeit in Lyon gewesen, bevor Mayer kam. Man bat sie, die Deutschen nicht zu verlassen. Zu einer Gemeindebildung kam es aber nicht. Da kam Mayer. Er hat eine eigenthümliche Laufbahn gehabt. Sohn armer Eltern in Würtemberg, war er auf Veranlassung seines Pastors, der seine Fähigkeiten erkannte, Lehrer geworden; zu Anfang, wie es scheint, Elementarlehrer, wurde er später an einer höheren Schule angestellt. Er zeichnete sich aus, man vertraute ihm gern Kinder an. Ein Engländer hatte besonderes Vertrauen zu ihm, und da Mayer seinen Platz verließ, forderte jener ihn auf, mit seinen Kindern nach Schottland zu gehen, um diese dort im väterlichen Hause zu unterrichten. So geschah es. Der Principal aber war mit dem Herzog v. S. bekannt und machte diesen aufmerksam auf Mayer, der seine Zöglinge schnell förderte. So übergab auch der Herzog Mayer seinen Sohn zur Erziehung. Mit diesem zusammen studirte Mayer dann selbst in Edinburgh. Mayer studirte Theologie. Dann folgten weite Reisen in aller Herren Länder, wo Mayer viel Weltkenntniß und Erfahrung sammelte. Endlich kam er nach Lyon. Man bat ihn auf's dringendste, zu bleiben,

Digitized by Google

Mayer wollte nicht, er reiste ab; aber man sandte ihm Briefe nach; es ließ ihm keine Ruhe, ihn jammerte des Volks, er kehrte um. Damals war Mayer schon 40 Jahre. Nun nahm er sich vor, zwei Jahre nur zu predigen und Seelsorge zu treiben fern von allem Kirchen-Machen. Er sammelte Geld in Deutschland, denn die Gemeinde war arm, da die Kaufleute mit ihr nichts zu thun haben wollten. Großen Schwierigkeiten mußte der Pfarrer begegnen. Man bedurfte der Geneigtheit des Staates, der Vermittelung des Consistoriums, und in diesem befanden sich die Glieder der Nationalkirche und die eifersüchtigen, alles Deutschthum verleugnenden Deutschen, welche dem Pfarrer entgegen arbeiteten. Mayer genoß zwar bald das französische Bürgerrecht, und die Existenz der Deutschen Gemeinde konnte der Staat nach seinen Gesetzen nicht anfechten, aber böse Zungen machten Mayer zu einem Auffässigen und Demokraten, und er konnte darum leicht über die Grenze geschafft werden. Aber doch nicht nur bestehen sollte die Gemeinde, sondern sie sollte, wie Mayer wünschte, ein Glied des staatskirchlichen Verbandes werden. Es existiren ja in Frankreich drei Staatskirchen neben einander: die katholische, die französisch-reformirte und die lutherische. Der letzteren sollte die Gemeinde in Lyon einverleibt werden. Günstig war in jener Zeit die Anwesenheit des Königs von Würtemberg, den Mayer ersuchte, durch seinen Gesandten die Sache direct in Paris anhängig zu machen, da der geschäftliche Weg von Lyon nach Paris Feindseligkeiten ausgesetzt sei, die unübersteiglich schienen. Der König ging darauf ein, aber schließlich mußte doch ein Gutachten des Consistoriums in Lyon erfordert werden. Die Glieder der Nationalkirche sagten Ja, es kam nur noch auf die drei deutschen Mitglieder an, deren eins präsidirte; sie wollten Nein sagen, und dann wäre die Sache gescheitert. Gott hat es so gefügt, daß Mayer einen Enkel jenes Präsidenten unterrichtete; er redete mit der Mutter desselben und sie mit ihrem Vater. Der freute sich, nun einmal die Wahrheit zu hören, sprach für den Antrag, und Niemand wagte es, sich dagegen zu erheben. Seit jener Zeit — es ist noch nicht lange her — wird die Deutsche Gemeinde in Lyon vom Staat subventionirt, freilich nur mit 2000 Frcs. jährlich, das übrige Geld muß sie durch auswärtige Sammlungen beschaffen. Die Gemeinde ist gut verfaßt. Sie hat ein Presbyterium, welches von der Gemeinde gewählt wird, aber nur von solchen Gliedern, welche zwei Jahr in Lyon ansässig und 30 (?) Jahr alt sind. Es steht aber dabei so, daß Mayer die Wahl in der Hand hat; die Namen der zu Wählenden werden zuvor auf einen Zettel gedruckt und danach wählt man. Das Presbyterium besorgt

Digitized by Google

Alles und die Gemeinde hat nicht mitzureden, was sehr heilsam ist. Das Presbyterium steht unter dem Consistorium in Paris, zu welchem der Pariser Meier unter Anderen gehört; aus Geistlichen und Laien wird das Directorium gebildet, welches jährlich oder alle zwei Jahre in Straßburg zusammentritt. Leider steht das Directorium nicht in gutem Einvernehmen mit dem Consistorium, weil es rationalistisch ist. Mit der lutherischen Confession in Lyon darf man es nicht so genau nehmen. Es ist nur der deutsche Gegensatz gegen die französische reformirte Kirche wesentlich. Mayer ist Lutheraner, Kirchhofer ist reformirt. Außer den Beiden arbeitet der Evangelist, ein Lehrer und eine Lehrerin an der Gemeinde. Der Schulunterricht wird in zwei Sprachen ertheilt, aber Alle lernen Deutsch. Die Schule existirt noch nicht lange, wird aber schon sehr zahlreich besucht. In der Elementarschule sind die Geschlechter getrennt, gemäß den französischen Gesetzen. Daneben besteht aber noch eine Privatschule für die Kinder der Gebildeten, in welcher Mayer und Kirchhofer vorzugsweise unterrichten, und in welcher sie in freier Weise wirken. Sie lassen sich in dem Princip, in deutscher Weise die Schule zu führen, nicht beirren, sie haben 16 Kinder und weisen ab, was sich nicht fügen will. An dem Besuch jeder der beiden Schulen haftet eine Bedingung von großer Tragweite. Jeder, der sein Kind in die Schule schicken will, muß sich schriftlich verpflichten, sein Kind auch in der deutschen Gemeinde confirmiren zu lassen, da ausgesprochener Maßen die Schule ächte Gemeindeschule sein und die Gemeinde mit bauen helfen soll. Dabei ist es öfter vorgekommen, daß aus angesehenen katholischen französischen Familien die Kinder ihnen vertraut wurden nicht „trotz," sondern gerade „wegen" jener Bedingung. Die Regierung begünstigt das protestantische Schulwesen.

Gegen Abend ging ich in die Kathedrale. Als ich durch das reichgeschmückte Portal in den gothischen Säulenwald und das Halbdunkel der alten Kirche mit ihren bunten Fenstern, festen und gewandten Formen, der ganze Dom mit betendem Volk gefüllt, eintrat, empfing ich einen mächtigen und gesegneten Eindruck. Die Kirchenmusik war beachtenswerth, und das Lichtmeer, welches das Dunkel allmählich vom Hochaltar her erhellte, stimmte wohl zu den festlichen Formen der schönen Kathedrale. Es war das Allerheiligenfest, welches nun noch durch eine Vesper gefeiert wurde. Aber wiewohl diese Stätte, wie ganz Lyon, reich an heiligen Erinnerungen der Vorzeit, der entsetzlichen Christenverfolgungen und standhaften Bekenntnisses, wiewohl Erinnerungen an Polhinas und Blandina in einer Capelle unter der Sakristei des Domes, in welchem

Digitized by Google

sie gefangen waren, aufbewahrt sind, so konnte ich mich nicht verweilen, sondern mußte der Verabredung gemäß mich wieder in die Chapelle évangélique begeben, um dort mit Kirchhofer wieder zusammenzutreffen. Um so mehr eilte ich, als ich noch Herrn Ruffer den Brief der Madame Wendt in Genf zu übergeben hatte. Doch traf ich ihn nicht zu Hause und ging daher bald in die Versammlung, wo ich sogleich mit meinem Freunde zusammentraf. Nicht lange mehr wohnten wir den Verhandlungen bei und zogen uns dann in Kirchhofer's Wohnung zurück. Da hat er mir denn noch viel erzählt. Seine Regsamkeit und Gewandtheit auf der einen Seite, sein Ernst auf der andern gefiel mir wohl. Ich gebe nur noch wenige Notizen über die mir gemachten Mittheilungen: Unter den vielen Deutschen in Lyon rechnet Kirchhofer 1500, welche in der Deutschen Gemeinde taufen lassen, und unter diesen etwa 800 Kirchgänger. Auch über die Schweiz erfuhr ich Neues; die Kämpfe seines Vaters in Schaffhausen, des früheren Antistes, erzählte mir Kirchhofer ausführlich, und viel Beleuchtendes erfuhr ich über Hebich, der doch ein Sonderling sein muß und vielleicht nicht ganz geringe Eitelkeit besitzt. Selbst in Basel soll man nicht mehr seine Parthei nehmen.

Trotz der späten Abendstunde war Kirchhofer so liebenswürdig, mich nach Hause zu begleiten. Ich fühlte mich um einen Freund reicher, als ich ihn verließ. Am andern Morgen brauste ich Marseille entgegen.

Wie Mancher wünscht sich wohl, diese Reise machen zu können, wie viel Neues sieht und hört man, wie ist die Vegetation eine so andere als daheim, milde Lüfte wehen und warmer Sonnenschein erquickt uns. Aber noch etwas Anderes zieht hier an, und das ist um so mehr Hauptsache, wenn der Himmel bewölkt ist, wenn wir die Fenster schließen müssen, weil es regnet. So ging es mir, und ich machte gern auf zwei Stationen Halt, um die Wunderwerke der alten Römer zu betrachten, die ich nicht ungesehen lassen konnte. Nimes und Montpellier lag mir zu weit von meiner Route entfernt; in Avignon sah ich vom Bahnhofe aus, sich mächtig erhebend, das gewaltige päpstliche Schloß, befestigt und so kolossal, wie wir es uns ungesehen nicht vorstellen. In Orange aber und in Arles machte ich Halt. Das erstere ist eine ganz kleine Südstadt mit sehr engen Gassen, Unsauberkeit, und scheint halb baufällig. Hinter der Stadt befindet sich ein römischer Triumphbogen, und auf einer andern Seite ein wohlerhaltenes römisches Theater. Nie habe ich durch Beschreibungen eine richtige Vorstellung von solchen Alterthümern bekommen können; ich kann nicht erwarten, durch meine Darstellung bei Anderen mehr zu wirken. Daher beschränke ich mich auf einige Notizen.

Digitized by Google

Der Triumphbogen ist viereckig, ähnlich den Siegesthoren in Paris und Berlin, drei Bogen nebeneinander. Er ist 21 Mètres 730 Millimètres hoch, 21 Mètres 450 Millimètres breit, 8 Mètres und 125 Millimètres tief. Auf beiden Seiten der Façade befindet sich ein Fries, und bis zum Stybel sind Sculpturen von Gladiatoren, Siegestrophäen, Schilde, religiöse Attribute und unleserliche Namen sichtbar, nur „Mario" liest man, dem der Bogen gegolten zu haben scheint. Wer das aber ist, weiß man nicht. Auf der Ostseite sieht man sehr schöne Arbeit, Gladiatoren, Waffen, den Kopf des Phoebus, umgeben von Strahlen und Sternen, und auf dem großen Stybel der breiten Façade Schlachtenscenen von bewunderungswürdiger Sculptur. Inwendig Früchte und Füllhörner mit Blumen graziös verziert. Vorzüglich schön sind die Flußschifffahrtsattribute, Masten, Taue und dergl. Vielleicht ist der Triumphator ein Marinegeneral gewesen. Man schwankt bezüglich der Zeit der Erbauung zwischen Fabius Maximus und Septimius Severus. Der Bogen ist renovirt.

Wohl erhalten und von kolossaler Größe, wie ich sie mir bei Weitem nicht vorgestellt hatte, ist das Theater. Es ist gleich einem mächtigen, massiv aufgeführten Circus, doch inwendig anders eingerichtet. Man unterscheidet den Zuschauerraum mit seinen amphitheatralischen Plätzen, mit seinen bedeckten Gängen oben, wo man sich offenbar in den Zwischenacten erging, die Plätze der verschiedenen ordines, der equites (man liest die in die steinernen Sitze gehauenen Buchstaben zum Theil), die hohen Plätze für die Sclaven; die Bühne, die Zimmer für die Schauspieler, allerlei Räume hinter der Bühne. Alles ist offen und von ungeheurer Höhe. Es sind Reste der drei Ränge von Säulen aus polirtem Granit, zum Theil aus weißem Marmor vorhanden. Aber keinerlei Schmuck befindet sich in dem Gebäude; das Kolossale bedarf des Schmuckes nicht. Die Scene ist mit einem leichten Dach bedeckt gewesen. Spuren von Feuer sind sichtbar. Die erhaltene Höhe beträgt 34 Mètres und 83 Centimètres, die Länge 102 Mètres und 63 Centimètres; man nimmt an, daß das Theater 6000 Menschen fassen konnte. Der Concierge beweist sehr einfach, daß auch die Sclaven ganz oben auf dem „Olymp," wie die Berliner sagen würden, die Schauspieler sehr gut verstehen konnten, indem er uns erst ganz hinaufklettern ließ und dann auf die Bühne trat und in durchaus nicht angestrengter Stimme (wie ich mich zuvor bei demselben Manöver mit Anderen überzeugt hatte) etwas declamirte, das wir oben ohne die geringste Schwierigkeit verstanden. Die Besichtigung dieses Theaters mußte mich sehr interessiren, aber die zwei Stunden, welche ich Zeit für Orange hatte, genügten auch. Beim

Digitized by Google

Regenwetter war es mir lieb, schon wieder im Wagen zu sitzen. Ich fuhr bis Arles, wollte dort aussteigen, die Alterthümer besehen und an demselben Abend noch nach Marseille reisen; die Zeit drängte, da ich den 15. November schon von Cadix nach Teneriffa reisen wollte. Doch brach die Dunkelheit bei dem trüben Wetter so schnell herein, daß schon 5 Uhr kaum noch etwas gesehen werden konnte, und als ich nun die Arena von außen gesehen hatte, so beschloß ich, von dem Anblick überwältigt, so etwas nicht fast ungesehen an mir vorübergehen zu lassen, und blieb in Arles. Hier hatte ich Gelegenheit, einige Studien über südfranzösisches Wesen zu machen. Das milde Klima, die Unsauberkeit, die Vegetation, die südlichen Gemüse, die schwarzen und lebendigen Augen der ihrer Schönheit und Gewandtheit wegen berühmten Arlésiennes mit ihrem eigenthümlichen Kopfputz und sonstiger Nationaltracht, die südliche Gastwirthschaft, das Alles durcheinander gab mir schon einigen Ersatz für den eigentlich widerwilligen Aufenthalt. Doch am andern Morgen ging ich früh aus, um die Wunder der alten Welt zu sehen. Welch ein Gebäude, das Amphitheater oder Arena! Es steht nur wenige Schritte weit von meinem Gasthaus. Sein größter Durchmesser beträgt 140 Mètres, 36 mehr als das Amphitheater in Nimes, sein kleinster Durchmesser 103 Mètres, 32 mehr als in Nimes. Die frühere Höhe ist ungewiß, es fehlt der oberste Rand. Zwei Etagen hat die Arena in Arles, jede 60 Bogen ringsherum, die erste dorisch, die zweite korinthisch. Zwischen beiden ein Corniche, ruhend auf Säulen. Man rechnet, daß das Theater 26,000 Zuschauer faßte. Es hat acht Thüren. Der Bau wurde wahrscheinlich vom Quästor Tiberius angefangen, dem Vater des Kaisers und Gründer von Arles als Colonie (circa 43 vor Christo —). Constantin ließ in der Arena noch Gefangene von Thieren zerreißen. Im achten Säculum, während der Belagerung, siedelten die Einwohner sich in der Arena an! 212 Häuser standen in ihr. 1830 fand zur Feier der Einnahme Algiers (?) das erste Stiergefecht neuester Zeit hier statt. Die Kaiserin begünstigt diese gefährlichen Spiele. Nicht Leute von Profession, sondern Privatleute geben sich zu denselben her. Ohne ritterliches Costüm, in gewöhnlichem Anzug tritt Einer in die ungeheure Arena, und hat die Aufgabe, von der Stirn des wüthenden Stiers in einer Distanz von einigen Schritten von der Barrière entfernt (damit er das Entfliehen nicht zu leicht hat) eine Kokarde abzunehmen. Erlangt er sie, so gewinnt er einen Kampfpreis von 10 Frcs., wahrlich wenig. Der Kampf ist Ehrensache, sonst würde sich schwerlich Jemand für denselben finden; ein Mann wurde kürzlich noch von dem Stier in die Luft ge-

Digitized by Google

worfen und starb gleich. Das Theater hat ringsumher mehrere Säulengänge, inwendig aufsteigende Sitze ringsum, und in der Mitte die kreisrunde Scene, wie bei unserem Circus. Bewundernswürdig ist die Festigkeit und Genauigkeit des Baus, der aus ohne Cement auf einander gefügten Steinen besteht. Aber es giebt noch mehr sehenswürdige Alterthümer in Arles als die Arena. Ich sah auch die Ueberreste eines Theaters. Zwei herrliche Säulen sind noch wohlerhalten! Ich sah einen ganzen Kirchhof voller steinerner Särge und aus dem christlichen Zeitalter verschiedene sehr alte Bauten, bis in das erste Jahrhundert zurück.

Wenn ich davon nicht ausführlicher spreche, so will ich es damit nichts weniger als gering geschätzt wissen, nur muß ich Maß halten mit dem Schreiben.

Noch Vormittags reiste ich weiter und kam nach kurzer Fahrt in Marseille an. Meine erste Sorge galt meinem von Zürich aus expedirten Gepäck, leider fand ich es weder auf der grande noch auf der petite vitesse, auch hatte man mir kein reçu gegeben, und so war ich in Verlegenheit · der Beamte wollte ohne reçu keine Recherche anstellen. Es ist eine alte Reiseregel, man soll sich von seinem Gepäck nicht trennen, ich hatte sie übertreten und erntete die Folgen. Aber was war zu thun, als sich in Geduld zu schicken? Kirchhofer hatte mir Hôtel Beauveau in der Straße gleichen Namens empfohlen, da stieg ich ab und nahm dann einen Wagen, um meine Geschäfte zu besorgen. Auf dem preußischen Consulat fand ich aber weder Brief noch Geld. Herr Weiß, den mir Kirchhofer empfohlen hatte, war nicht zu Hause. Ich hoffte von ihm Hülfe in meiner Bagageangelegenheit, und war nur auf seine Gattin angewiesen, die sich nun zur Freien Kirche hält. Der Anfang in Marseille erbaute mich nicht gerade. Eine Hoffnung blieb mir, der deutsche Pastor selbst. Aber auch der war nicht zu Hause; ich ließ ihm meine Adresse zurück und einen Gruß von Kirchhofer in Lyon.

Mein Hôtel konnte mir nicht gefallen und hätte wohl Jemand, der den Süden noch nicht kannte, zu einer gelinden Verzweiflung gebracht; Fenster und Thüren schließen nicht, die Tapeten sind zerrissen, der Fußboden Steinpflaster, die Unsauberkeit kaum zu ertragen. Glücklicher Weise ermittelte ich später ein Firstrate-Hôtel, wo es sehr gut war. Die Luft war ziemlich warm, ich ließ meinen Ueberrock zu Hause, obwohl es zeitweilig regnete. Am Abend legte ich mich früh in's Bett und hatte bereits eine Zeit lang geschlafen, als mir Mr. le Pasteur Gujer gemeldet wurde. Wie freundlich war es, daß er kam. Ich empfing ihn wie die Pompadour ihre Visiten, im Bett; er saß neben mir. Gujer

Digitized by Google

ist ein Mann in meinen Jahren, regsam, gewandt, freundlich, ein Züricher und nach der Sprache unverkennbarer Schweizer. Ein Heer von Beziehungen stellte sich im Augenblick heraus, in zwei Minuten waren wir gute Freunde. So erfuhr ich denn von dem nicht trägen Erzähler gleich eine Menge Einzelheiten über die Deutsche Gemeinde wie die kirchlichen Verhältnisse in dem Hauptgebiet von Marseille und Südfrankreich. Doch so interessant das war, konnte ich es nur theilweise zu Papier bringen. Gujer ist $2^1/_2$ Jahre in Marseille, wo er sein erstes Amt verwaltet; ein zweiter Pastor ist nicht da. Er steht Gott Lob im Centrum des Glaubens und wirkt rüstig und ernst. Ueber seine Züricher Landsleute hatte er freilich viel zu klagen wegen der Zeitstimmenrichtung, doch glaubte er auch eine ganze Schaar von Gläubigen unter ihnen aufzählen zu können. Der Schweizer Hülfsverein hat Gujer in's Amt gesetzt. Die Gemeinde hat noch keine sonderlichen Schwierigkeiten gehabt außer Mangel an Geld. Sie ist von der Nationalkirche freundlich aufgenommen und steht in einem so guten Verhältniß mit ihr, daß sie nicht nur den Deutschen ihre Kirche zum Gebrauch angewiesen, sondern auch Gujer zum Ehrenmitglied des Consistoriums erwählt hat, der seinen Sitzungen beiwohnt. Die Anzahl der Deutschen ist sehr groß, aber sie sind arm und schwer zu finden. Wie überall, so verleugnen auch hier die Deutschen ihre Nationalität und kokettiren mit französischer Sprache und Weise. „Es durchschneidet mir das Herz," sagte Gujer, „wenn die deutschen Kaufleute, so oft sie von der Deutschen Kirche zu mir reden, sagen „Ihre" Kirche, und von der Französischen „unsere" Kirche." Der nöthige Unterhalt ist daher schwer zu beschaffen. Die Zahl der Armen, zum Theil Auswanderer nach Algier, die oft sehr bald zurückkommen, weil sie das Klima nicht vertragen können und keinen Verdienst finden, ist groß und macht Gujer viel zu thun; sie sind jedoch in einem Jahre mit 3000 Fr. unterstützt worden. Woher das Geld? Da die Deutschen in Marseille so untreu sind, sammelt man in der Schweiz und Deutschland, und zudem hat Gujer das Interesse der französischen Protestanten zu erwecken gesucht; nun sind die Deutschen etwas eifersüchtig geworden und werden auch von den Franzosen selbst zur Arbeit an ihrem deutschen Kirchenwesen angetrieben. Wenn's nicht anders geht, macht man einen Bazar, verkauft und verauctionirt Geschenke von Franzosen und von deutschen Fürstinnen, welche man bittet, der Fürsorge der französischen Kaiserin nicht nachzustehen. Mit der deutschen Gemeinde ist eine deutsche Schule verbunden, auch sie geht Hand in Hand mit einer französischen, so daß einige Kinder zugleich in beiden unterrichtet werden.

Digitized by Google

Doch strebt man Selbstständigkeit an und wird sie schon bald erreicht haben. Der deutsche Lehrer ist zugleich Evangelist. Man unterrichtet Morgens eine Abtheilung Kinder und um 5 Uhr die andere, inzwischen macht der Evangelist seine Besuche. Auch mit Spitälern hat Gujer zu thun und scheint da gegen die den Protestanten stets unbarmherzigen barmherzigen Schwestern recht energisch vorzugehen. Die von den Deutschen benutzte Kirche steht in der Rue Grignan, leider nicht frei; sie ist groß genug und inwendig nicht übel, aber alt und dunkel. Die Orgel ist klein, statt des Altars ein Tisch, der recht geschmackvoll ist. Man singt in den französischen Gottesdiensten die Cantiques und Psaumes, in den deutschen aus einem deutschen Gesangbuch. Einer der französischen Geistlichen ist Horace Monod, einer der vier Brüder, von welchen zwei todt sind. Der Typus des Cultus in der deutschen Gemeinde ist mehr reformirt als lutherisch. Die Gemeinde ist innerlich unirt, in einer Diasporagemeinde kommt die Union am besten zur Erscheinung. Gujer ist reformirt, aber bekennt sich zur Union. Seiner freundlichen Aufforderung, in Marseille zu predigen, konnte ich nicht nachkommen, ohne allzu viel Zeit auf diesen Ort zu verwenden, doch bat mich Gujer, bei meiner Rückkehr nach Marseille darauf zu reflectiren, — ich wollte in einigen Tagen Marseille verlassen. Ich gab kein Versprechen, denn so wohlthuend es mir einerseits war, wieder einmal zu predigen, und das in einer Diasporagemeinde, wo es dem Pastor und der Gemeinde lieb ist, so wollte ich doch lieber schweigen. Meine Bagage bekam ich trotz wiederholter Bemühung nicht, doch versprach man mir, unterstützt von Gujer, der mit dem protestantischen Chef gut bekannt ist, daß man recherchiren wolle und im Fall guten Erfolgs Herrn Gujer Nachricht zukommen lassen. Dieser wollte mir dann schreiben oder telegraphiren. So beschloß ich, die Zwischenzeit in Nizza und Mentone zuzubringen. In Begleitung eines recht kranken evangelischen Geistlichen, der sich in der Diasporagemeinde in Rüdesheim zu sehr angestrengt hat, reiste ich ab. Er hatte auch Gujer besucht und war mir durch diesen bekannt geworden. Ich war schon vorher mit ihm eine Strecke gereist, aber wir hatten uns nicht kennen gelernt. Er ist der Caplan, dessen ich bei meinen Erzählungen über Vevey gedachte. Der Arme scheint sehr krank, und da er nur wenig bemittelt ist, will er nur einen Winter in Mentone bleiben. Gott helfe ihm! L. ist voll Ergebung in den Willen Gottes und Glauben des ewigen Lebens. Wir konnten uns des gemeinschaftlichen Glaubens getrösten.

Die ganze Strecke von Marseille bis Nizza legt man bereits auf den Schienen zurück; wir brauchten sieben Stunden und kamen, nachdem

Digitized by Google

wir brav gehungert — denn nirgends unterwegs bekommt man etwas zu essen oder zu trinken — über Cannes, Hyeres und manche andere, durch Lage und Vegetation ausgezeichnete und zu Kurorten erwählte Stationen, wohlbehalten in Nizza an, wo wir in der uns empfohlenen, aber nur bedingt zu empfehlenden Pension Suisse abstiegen. Wir fanden viel deutsche Gesellschaft; die Wirthsleute sind Baseler. Der erste Eindruck, den ich nach einem Spaziergange mit nach Hause nahm, war der der Enttäuschung, und der ist mir geblieben. Das Wetter freilich begünstigte mich nicht, doch das hat auf die südliche Vegetation keinen Einfluß, die ich beständig suchte, ohne sie zu finden. Einige Palmen hat man an den einzigen Spaziergang in Nizza gesetzt, die ausgerissenen und verkümmerten Schwalbenschwänzen gleichen. Der Weg ist bei unbedecktem Himmel schattenlos sonnig und unter jedem Himmel staubig, nur nicht wenn es regnet. In der Nähe von Nizza giebt es keine schönen Punkte als Ziele von Excursionen, versicherten mich einheimische Fremde, mit einem Blick übersieht man Alles und hat alle Tage dasselbe. Ich dachte, wärst Du erst auf Madeira! Die Orte am Genfer See sind viel schöner. Nizza ist keine kleine Stadt und hat eine Menge sehr stattlicher Gebäude, aber sie machen's doch nicht, die Theater auch nicht, das italienische Patois und schlechte Französisch im Munde häßlicher und hübscher Leute auch nicht, und die großen Cirkel und französische Koketterie für unvernünftige Leute, zumal Kranke, gar nicht. Doch Eins ist noch zu berücksichtigen, das wird's wohl sein, was die Leute anzieht und Nizza berühmt macht. Man geht harmlos am Mittelmeer spazieren, schluckt Staub und ißt Sonnenstrahlen; mit einem Mal steckt man die Köpfe zusammen, flüstert, schreit: „Die russische Kaiserin!" und ein Zweispänner mit einigen alten und jungen Menschen rollt vorbei und macht den Staub noch ärger, den doch höchstens ein enthusiasmirter Russe hinunter zu schlucken wünschen kann. Man wird mich wohl verstehen: die hohen Herrschaften haben einen Nimbus und machen Mode; dann aber heißt es, wenn dieser oder jener Potentat da oder dort ist, so muß es gewiß gut sein; seine hohen Aerzte haben es ihm gerathen ꝛc. ꝛc. In der That erscheint Nizza als ein Modecurort. Nebenbei sei aber gesagt, daß es sterblich langweilig sein soll. Oliven und Orangen sind der einzige Schmuck des Südens, welcher Nizza charakteristisch ist; diesen gebe ich ihre volle Ehre, sie sind schön; aber das Andere eigenthümlicher Vegetation ist kaum nennenswerth. Am wenigsten darf man wagen, die Vegetation hier mit der auf Madeira zu vergleichen, denn wo sind die Bananen, die Fülle der südlichen Stauden, der Zucker, der Kaffee, die

Digitized by Google

ganze Winterflora? Ich habe mein Urtheil später von Solchen, die mehr kennen als Nizza und Mentone, bestätigt gefunden.

Noch an demselben Abend suchte ich den Pfarrer Mader auf, zu welchem mich mein Wirth, dem ich einen Gruß mitgebracht hatte, freundlichst geleitete; er wohnt Rue des Arteliers 8, nicht weit von dem Local, wo er sonntäglich deutschen Gottesdienst hält. Zwar war es Sonnabend Abend; aber bei der voraussichtlichen Kürze meines Aufenthaltes in Nizza mußte ich mit der Bekanntschaft des Pastors eilen. Ich traf ihn zu Hause mit Frau und Kind, sie nahmen an einem Tisch von rohem Holz, wie es in der Schweiz Sitte ist, den Abendkaffee ein. Doch sind Maders aus Würtemberg. Nach der Begrüßung suchte ich mich über die kirchlichen Verhältnisse zu orientiren. Mader antwortete gründlich auf meine Fragen und erzählte mir auch ungefragt; die stehende Gemeinde in Nizza, meist Dienstboten und Handwerker, zählt etwa 200 Glieder. Dazu kommen dann die vielen Fremden. Mader ist bereits 7 Jahre auf seinem Posten. Er ging seiner Gesundheit wegen dahin, wurde später von Basel aus ordinirt, wie er denn Baseler Missionszögling war, und gründete die Gemeinde, wie es scheint ohne Mittel von auswärts. Jetzt hat er sein Auskommen. Als Geistlicher ist Mader dem Consistorium in Paris abhängig, hat ein Presbyterium gewählt, welches vom Consistorium bestätigt ist. Zu dem ersteren gehört der bekannte dänische Minister Moltke, der theils abwesend ist. Ihn rühmt Mader als ein sehr eifriges Mitglied. Die Gemeinde hat in den Kirchenangelegenheiten keine Stimme. Mader meinte, eine Stellung, bei welcher das der Fall sei, würde er nie angenommen haben. Er ist lutherisch und scheint auf Confession zu halten, was aber in Nizza nicht viel sagen will. In den Gottesdiensten wird Würtemberger Agende und Baseler Gesangbuch gebraucht, im Katechismusunterricht der Würtemberger Katechismus.

Am andern Tage, am Sonntag, hatte ich die Freude, dem evangelisch-deutschen Gottesdienste beizuwohnen. Man hat ein Local gemiethet, in welchem derselbe stattfindet, es ist nicht gerade freundlich, aber geräumig genug. Auf einem Harmonium wurde der Gesang der Gemeinde begleitet, dann folgte ein auf dem Katheder, das die Kanzel vertritt, gehaltenes Gebet; eine Art Altar, ein bedeckter Tisch mit großem Crucifix, steht neben dem Katheder, aber da die Liturgie fehlt, wird er für dieselbe nicht gebraucht. Die Predigt hatte Phil. 3, 17—21 zum Text. Mader sagte, daß er zuletzt über die „Feinde," von welchen hier die Rede ist, gepredigt habe, daß er heute von den

Digitized by Google

„Freunden" reden wolle. Danach war eigentlich nur Vers 20 und 21 Text, der naturgemäß in 3 Theile getheilt wurde, 1) der Wandel im Himmel, 2) das Warten auf den Heiland, 3) Verklärung des Leibes. Jedesmal Darlegung und Anwendung. . Gebet und Gesang schlossen den Gottesdienst, beim Hinausgehen wurde geopfert. Die Predigt wirkte durch einfachen Ernst, ohne etwas Hervorstechendes zu haben. Mader hofft bald mit dem Kirchenbau anfangen zu können; aber es giebt noch bedeutende Hindernisse, besonders fehlt noch die Erlaubniß des Verkäufers des Grundstücks, der nicht will, daß Leichen in der Kirche stehen sollen, wie es besonders die deutschen Russen, die sich zur evangelischen Kirche halten, ihrer Gewohnheit gemäß wünschen. Am Nachmittag wohnte ich der Katechese bei. Es waren nur 2 Kinder da, aber doch wurde gesungen, gebetet und katechisirt. Die Katechese behandelte das 2. Hauptstück. Die Bibel wurde, soweit ich mich erinnere, nicht gebraucht. Mader giebt auch privaten Religionsunterricht den im Winter in Nizza lebenden Kindern der Fremden, aber damit scheint er nicht viel zu thun zu haben. Er klagt über Mangel an Theilnahme am Kirchenwesen Seitens der sogenannten vornehmen Deutschen, sie gehen in die französische freie Kirche, die für vornehmer gilt als die deutsche. Leider ist das Rivalisiren der letzteren mit der deutschen Kirche so weit getrieben, daß selbst Kutscher bestochen sein sollen, solche Fremde, welche nach der deutschen Kirche Begehren trugen, in die französische zu fahren. Der Prediger derselben soll auch freilich ein begabter Mann sein.

Das Wetter war schlecht, regnerisch und schmutzig. Mader erklärte, daß er ausgehe, und ich war von ihm verlassen. So kehrte ich in mein Gasthaus zurück zum Pfarrer L. und beschloß, da ich keinen Brief über meine Bagageangelegenheit bekommen hatte und nicht mehr daran denken durfte, schon am nächsten Dienstag einzubarkiren, mit L., der auch gern Gesellschaft haben wollte, nach Mentone zu reisen. So geschah es. Montag den 7. November, Morgens 8 Uhr, bestiegen wir das Coupé eines sehr abscheulichen alten Omnibus mit zerbrochenen Fenstern und fuhren langsam vorwärts. Es war recht kalt und die Fahrt angenehm. Man hatte uns 4 Katzen vor den Wagen gespannt, der sehr schwer beladen war, und es war nicht weiter wunderbar, daß die Thiere, als es hart bergan ging, vorzogen, stille zu stehen resp. umzukehren. Nun aber das schändliche Prügeln des rohen Kutschers und Conducteurs, welche selbst die Prügel verdient hätten! Nur stellenweise ging es vorwärts; wir sahen uns genöthigt, auszusteigen und lange zu gehen; wären wir nicht schon zu weit von Nizza entfernt gewesen, wäre ich umgekehrt.

Digitized by Google

Bergab ging es besser, wenngleich die ganze Fahrt traurig genug blieb. Hinter Nizza hat man eine schöne Aussicht auf Stadt und Meer; die Olivenbäume und Orangen fallen besonders in die Augen. Der Weg und die Gegend ist schön bis Mentone, man fährt meist längs des Meeres und hat den Blick auf die Gebirge der Küste, auf welcher man sich selbst befindet, wie namentlich auf das Meer selbst. Gebirgig bleibt es bis Mentone, das wir in etwa 4 Stunden erreichten, nachdem wir einmal die Pferde gewechselt hatten. Ich begleitete Pfarrer L. in die Pension Suedoise, in welcher ihm Quartier bestellt war. Es ist eng dort und macht keinen guten Eindruck. L. bekam ein Zimmer, wo nur sein Bett Platz hatte, freilich zahlte er auch nur 6 Frcs. täglich. Man sagte mir, der Baron v. F. mit seiner Frau, Bekannte von Madeira, seien in Mentone. Ich suchte sie auf und machte zu diesem Zweck einen sehr weiten Weg bis zum Hôtel de Paradis. Dort aber erfuhr ich erst, daß F. in der Pension des Etrangers sei, nicht weit von der Pension Suedoise, und dort fand ich ihn auch. Er hat sich sehr verändert; sein Arzt in der französischen Schweiz, wo er den Sommer zubrachte, hat seiner Frau gesagt, daß er nicht mehr nach Algerien kommen würde, was eigentlich sein Ziel war. Er glaubt wohl noch nicht an die Nähe des Todes, ist aber doch lieber nach Mentone gegangen. Fs. empfahlen mir ihre Pension lebhaft, und ich beschloß sie zu beziehen. Es stellte sich heraus, daß die Pension nicht gerade empfehlenswerth ist. Das Essen ist mangelhaft und die Preise zu hoch für das, was man hat. Schließlich mußte ich noch für einen Tag länger bezahlen, als ich dort gewesen war. Das Wetter blieb ziemlich schlecht, und wenn es zeitweise besser war, suchte ich vergebens nach den vielgerühmten Schönheiten des Orts, und nach einigen Tagen Aufenthalts wurde mir klar, daß ich nicht in Mentone leben möchte, lieber noch in Nizza. Mentone hatte ich satt und sann darauf, möglichst schnell nach einem besseren Ort zu gelangen. Glücklicher Weise bekam ich nun wieder einen verspäteten Brief von Gujer aus Marseille, der mir anzeigte, daß meine Bagage längst in Marseille sei, und so machte ich meinen Abschied bei Fs. und L., die ich mit Besorgniß zurückließ. Wieder per Omnibus ging's nach Nizza zurück. Es giebt auch Wagen der Messageries, die wohl etwas besser sind, aber sie gehen Morgens früh und Abends, so daß Kranke mit ihnen nicht reisen können. Um $2\frac{1}{2}$ Uhr hatte ich Mentone verlassen, um 7 war ich in Nizza. Mein erster Gang war wieder der zu Mader. Er war beim Thee und kündigte mir an, daß er wieder ausgeladen sei, und nach kurzem Gespräch trat er seinen Gang an, und ich mußte heim.

Digitized by Google

Das war mir freilich nicht ganz recht, aber ich kannte die Würtemberger Weise. Mit einigen Büchern, die ich mir geliehen hatte, ging ich in mein Gasthaus zurück, studirte sie und schlief ziemlich spät ein; schon um 6½ Morgens saß ich wieder im Waggon und reiste nach Marseille. Diese Reise ohne Aufenthalt und Essen und Trinken ist lustig. Um 3 Uhr kam ich in Marseille an. Gujer war nicht auf dem Bahnhofe, und ich schloß, daß er meinen Brief, in welchem ich ihm meine Ankunft angekündigt, nicht bekommen hatte. Derselbe hatte sich auch verspätet, wie sich später herausstellte. Ich logirte diesmal im Grand Hôtel de Marseille in der Rue Cannebière und war da sehr gut aufgehoben. Der folgende Tag war Sonntag; ich hielt es für meine Pflicht zu predigen und kündigte das Gujer jetzt in meinem zweiten Briefe an. Bald darauf erschien er selbst, und da ich speiste, kehrte er um mit der Absicht, später in der Begleitung des Dr. Bendorf wiederzukommen, der auf der Reise nach Rom begriffen war. Und so kamen denn auch Beide. Bendorf, zuletzt Lehrer in Pforta, erschien mir wie ein Gruß aus der Heimath, wir hatten mancherlei Anknüpfungspunkte. Bendorf wollte am andern Tage nach Genua reisen, Gujer mich um 1½ Uhr für den Gottesdienst abholen, der um 2 beginnt, da die Kirche Morgens der französischen Gemeinde dient. Hätte ich gewußt, daß Horace Monod predige, so hätte ich wohl dem Vormittagsgottesdienst beigewohnt, aber ich erfuhr es erst nachträglich. Nach einigen Versen aus dem Würtemberger Gesangbuche, welche mit Begleitung der kleinen Orgel gesungen wurden, die bei der Dunkelheit der Kirche bereits Licht brauchte, hielt Gujer das übliche Gebet vor dem Altartisch und verlas einen Schriftabschnitt. Er hatte den Hiob so durchgelesen und las diesmal den Schluß. Wieder folgte Gesang und dann die Predigt auf der sehr hohen geschmackvollen Kanzel, nach welcher auf beiden Seiten eine Treppe führt. Nach einem kurzen freien Gebet, welches Sitte ist, folgt die Textverlesung und Predigt. Mein Text war II. Cor. 5, 17—21: „Darum, ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden. Aber ꝛc." So Manches auf der Reise hatte mich darauf geführt. Ich suchte den Zusammenhang des Textes mit dem Vorhergehenden klar zu machen und ging dabei bis auf den Anfang des 3. Capitels kurz zurück, die dann Vers 17 ausgesprochene Wahrheit: „Ist Jemand in Christo — Creatur" bildete das Thema, und ich suchte jene Wahrheit verständlich zu machen, und dann aus den nachfolgenden Versen bis Vers 21 darzuthun, wie es möglich wird, sie an sich selber bezeugen zu können. Die Leerheit des alten

Digitized by Google

Lebens gegenüber der Neuschöpfung in und an den Kindern Gottes galt es zu veranschaulichen, um den Eindruck hervorzurufen: diese Gegensätze sind wahr und wirklich bei Christen und Nichtchristen vorhanden, und zugleich den Wunsch nach dem neuen Leben in Christo zu erregen. Dann fragt man wohl, wie ist solche Umwandlung möglich? Antwort: Vers 18 ff. „Aber das Alles von Gott." Durch die Versöhnung durch Jesum Christum, die angeeignet wird durch das gepredigte Wort, das den Glauben wirkt, der rechtfertigt, und Heiligung in Kraft des heiligen Geistes. Wohl fühle ich, daß ich weit hinter dem Vornehmen zurückgeblieben bin, aber die Leistungsunfähigkeit darf uns ja nicht zurückschrecken, denn die Wirkung des Wortes kommt von Gott. Es heißt auch in dieser Beziehung: „Aber das Alles von Gott." Gesang, ein formulirtes Gebet mit Vaterunser und Segen schloß den Gottesdienst. Leider hatte Gujer nun Abhaltung, doch übergab er mich seinen Freunden, jungen Züricher Kaufleuten, mit welchen ich einen Spaziergang machte. Ich sah das Menschengewühl am Hafen; die Joliette ist schön und sehenswerth die großen Docks. Die Eigenthümlichkeiten des Volkes und seiner Trachten traten mir an diesem Sonntag Nachmittag recht lebendig entgegen, aber die mancherlei Bemerkungen, welche ich hier machte, will ich nicht verzeichnen. Nach dem Diner zog ich mich bald ermüdet zurück; am andern Tage galt es, die Bagage zu besorgen und mich zur Seefahrt rüsten, die ich am Dienstag antreten wollte. Der Evangelist war mir behülflich; nicht leicht war es, in den Besitz meiner Bagage zu kommen, doch endlich gelang es, ich ließ sie in's Hôtel schaffen, nahm meine Passage ($211\frac{1}{2}$ Frcs. bis Cadix ohne Beköstigung), speiste Mittags und Abends bei Gujer und hatte mit ihm anregende Gespräche. Von besonderem Werth war es mir, bei ihm dieselben Ideen rücksichtlich der Kirchenzucht zu finden. Zum Abschied ließ ich mir dann noch ein Buch von ihm schenken, eine Biographie eines seiner Amtsvorgänger: „Einiges von den Führungen Emanuel Gengenbach's, Dieners des Wortes Gottes und deutschen Pfarrers in Marseille, von Wilhelm Jselin, D. M. — Aus dem „Christ" abgedruckt als Andenken für Freunde und Verwandte. Motto: 116: „Das ist mir lieb — höret," Druck von Balmer und Riehm in Basel. Das Buch ist ganz kürzlich erst erschienen, ich nahm es mit zur Unterhaltung auf dem Meere. Am Dienstag Morgen mußte das Letzte geordnet werden; in höchster Eile schrieb ich 4 Briefe und theilte den Meinigen mit, daß ich in Begriff sei, mich nach Cadix einzuschiffen. Marseille wie Lyon sind schöne Städte. Lyon hat schöne breite Straßen und hübsche Plätze, Marseille hat enge und weite Straßen, unter den

Digitized by Google

letzteren zeichnet sich die Cannebière mit ihren Palästen und der Menge so glänzender und fast feenhaft ausgestatteter Kaffeehäuser aus, wie ich sie noch nicht gesehen habe. Die Marseilleiser sind mit Recht auf diese Straße stolz, und noch lange tönte mir das schalkhaft ihnen in den Mund gelegte Wort nach: „Si Paris avait une Cannebière, il serait un petit Marseille.“

Digitized by Google

Achtzehntes Capitel.

Reisebriefe aus dem Spätherbst 1864. Das Mittelmeer und die spanische Küste; Barcelona; Alicante; und eine Landreise durch Spanien und Portugal, oder von Cadix nach Lissabon.

Je mehr die kirchlichen Verhältnisse mir zu berichten gaben, desto mehr mußte ich mich in der Mittheilung über Anderes, was dem Reisenden zu erzählen giebt, beschränken. Jetzt aber muß dieses Andere wieder in den Vordergrund treten, ja es werden nur hier und da Bemerkungen über Kirchliches vorkommen, und ich hoffe, der freundliche Leser ist es zufrieden.

Es war Dienstag, den 15. Nov., als ich das Hôtel de Marseille verließ und einen Wagen bestieg, der mich zur Joliette führen sollte, dem Hafen, von welchem aus ich mich einschiffen wollte. Der unkundige Fuhrmann brachte mich an einen falschen Platz, fragte, fuhr an einen andern Ort, fuhr wieder verkehrt und hörte endlich, daß er an das entgegengesetzte Ende des großen Hafens fahren müsse. Ich hatte gerechte Besorgniß, meine Bagage zurücklassen zu müssen, doch kam ich noch rechtzeitig an und barkirte mich mit einem Boot meiner Compagnie an Bord des „Madrid" ein. Das Schiff lag vorn im Hafen mit der blauweißen Compagnieflagge und der gelben, mit zwei horizontalen rothen Streifen versehenen Nationalflagge geschmückt. Ein großer Dampfer lag vor uns und versperrte uns den Weg, bis er sich bequemte zu heizen und uns aus dem Wege zu fahren. Ueber diese Unordnung verloren wir eine Stunde. Dann schritten wir langsam vorwärts und ich nahm in Gesellschaft zweier Herren, mit denen ich bald näher bekannt wurde, das

Digitized by Google

versäumte Frühstück ein. Der eine dieser Herren war der italienische Viceconsul in Gibraltar, wohin er ging, der andere ein Provinz-sächsischer Rittmeister v. S., der seiner Gesundheit wegen den Winter in Malaga zubringen wollte. Bald traten wir aus dem Hafen heraus, und die Seereise begann. Um 12 Uhr etwa geschah dieser Anfang, wir kamen recht schnell in Bewegung nach rechts und links, vorn und hinten, gewiß Niemand hat mehr davon gewünscht. Nach etwa 4 Stunden wurde zu Mittag gegessen, aber Wenige betheiligten sich an dem Diner, die Meisten waren unsichtbar, auch ich begnügte mich mit der Suppe, und um 5 Uhr, als es schon dunkel war, versammelte ich mich zu den Uebrigen, d. h. ging ganz still in meine Cabine, mit schwindelndem Kopf, und war froh, als ich in mein oberes Bett hinaufgeklettert und der lebhafteste Angriff auf mein Leibeswohl vorbei war. Ach, wie verwünscht man in solchen Stunden das ganze Seekutschiren und nimmt sich vor, nie wieder zur See zu reisen; aber man weiß dabei doch recht gut, daß solche Vorsätze nicht ausgeführt werden. Begreiflicher Weise wachte ich aus dem Schlafe auf, als die Nacht noch kaum begann, und sah, schwach an Kraft des Leibes und der Seele, dem langsamen Fortschritte der Zeit zu noch durch die ganze Nacht hindurch bis an den Morgen. Wie viele dunkle Stunden, und jede Stunde hat hier wie zu Hause 60 Minuten, und jede Minute 60 Secunden! Gott Lob schlossen sich aber meine Augen wieder, und abgerechnet einige schlaflose Stunden, hatte ich die dunkle Nacht wohl zugebracht. Aber welch ein Toben, Knarren, Dröhnen, Rauschen, Rollen des Schiffs und auf und um dasselbe in dieser Nacht! Am andern Morgen hörte man erst, wie die Nacht eigentlich gewesen. Ein spanischer Priester — ich weiß nicht, ob er Entrepontspassagier war oder aus Furcht vor der Krankheit nicht in eine Cabine ging — hatte die ganze Nacht auf Deck zugebracht, ruhend in einem Korbstuhl, der einem Andern gehörte, und mit den Passagieren des Entrepont an der Maschine kauernd, um sich zu wärmen. Er erzählte mir nun, wie toll es hergegangen sei; wir hatten einigen Sturmwind, und der Golf von Lyon ist zudem immer aufgeregt und deshalb übel berüchtigt. Die Passagiere auf Deck rollten hin und her, das Schiff wurde ungeheuer von den Wellen geworfen, und gar bös ist es hergegangen. Nun war es leidlich gutes Wetter, aber unserer Fahrt nicht günstig, denn noch immer blies der Wind uns entgegen. Das Frühstück wurde um 9 Uhr genommen, die Schwankungen des Schiffs hörten nicht auf, es war nicht behaglich, und wir sehnten den Hafen herbei, den wir bei günstiger Witterung schon erreicht haben würden. Solche Stunden sind höchst peinlich, man verliert nicht nur

Digitized by Google

Zeit, sondern beim Warten verlängert sich jede Stunde um das Dreifache, und einige Stunden dünken Einem ein ganzer Tag. Erst Nachmittags um 5 Uhr, als es schon dunkelte, hatten wir Barcelona erreicht. Bis dahin waren wir der stets sichtbaren Küste. entlang gefahren, doch so, daß wir sie bald nahe, bald aber auch sehr fern hatten, denn die französische Küste macht ja einen einwärts gekehrten Bogen und mußte uns daher eine Zeit lang sehr fern rücken, während dessen die spanische unserer Route ganz nahe trat. Ueber die Unbehaglichkeit des Schiffslebens habe ich aber doch die Naturschönheiten keineswegs versäumt. Schön sind Cataloniens Berge, herrliche Strecken passirten wir nahe dem Lande, das Meer ist smaragdgrün, die kahlen Felsen roth und violet gemalt, und im Hintergrunde, aber nicht gar weit entfernt, sahen wir die spitzigen schneeweißen, weil schneebedeckten, Pyrenäen. Sie entschwanden unseren Blicken, als wir weiter südwärts steuerten und endlich in den Hafen der catalonischen Hauptstadt einliefen. Wir beschlossen, die Nacht am Lande zuzubringen, die Douane war schon geschlossen, daher durften wir kein Gepäck mitnehmen; wir steckten das Nöthigste in die Tasche, unserem reisebegleitenden Rittmeister aber schien dieser Mangel an Comfort unmöglich, ohne die große Reisetasche mit all' den Bürsten, Oelen, Pomaden ꝛc. ꝛc. wollte er nicht an's Land. Es bedurfte energischen Zuredens und kurzen Handelns, und mit einem Male befanden wir uns am Lande, der Rittmeister auch. Nun aber das große und kleine spanische Gesindel, das uns sehen wollte, Gepäck tragen, begleiten; zerlumpte Kerle, die uns wörtlich anpackten und uns den Weg versperrten, um Geld zu verdienen. Der Italiener ließ einige kräftige Maledettos und dergleichen aus, und eine ganze Fluth von Worten, in welcher schon Einige von jenem zudringlichen Volk ertrinken konnten; ich warf ihnen einige portugiesische Brocken entgegen, an welchen sie genügend zehren konnten, und im Uebrigen bahnten wir uns mit unseren Armen den Weg. Der Rittmeister war hin, nein, so hatte er's sich doch nicht gedacht, er sagte gar nichts, bis geraume Zeit vergangen und seine Geister gesammelt waren. Dann aber fürchtete er die Anstrengung des Gehens, und wir nahmen gern dienstfertig einen Wagen, in welchem wir gemeinschaftlich bis zur Fonda del Oriente fuhren. Barcelona hat 153,000 Ew. und ist ein befestigter Platz. Wer die Städte des Südens nicht kennt, wird sagen: „Das ist ein abscheuliches Nest." Aber das begegnete mir nicht. Freilich hatte ich es mir noch schöner vorgestellt, aber bei näherer Besichtigung kam ich zu der Erkenntniß, daß Barcelona eine schöne Stadt sei und großstädtisch dazu. Die Boulevards sind sehr bemerkenswerth,

Digitized by Google

und die ersten Städte der Welt, mit Ausnahme weniger, die dasselbe oder Besseres haben, würden sich glücklich schätzen, solche Promenaden zu besitzen, die sich mitten in der Stadt unter Baumalleen weithin erstrecken. Aber Alles ist in Barcelona unsauber, und das erste Hôtel, welches ich schon nannte, ist es in noch höherem Grade als die Straßen. Ich wünschte daher Manchem, an den ich jetzt denke, das Gesicht meines hypochondrischen Reisegefährten gesehen zu haben, der dergleichen noch nicht kannte, und außer sich war, rein verzweifelt, nicht nur über die Unsauberkeit der Spanier, sondern über Alles, was nicht gerade so war, wie er es in Stralsund oder jetzt in N. N. gewohnt gewesen. Der spanische Wein sei nicht zu genießen, es fehlt der Bordeaux, die Zimmer sind ja Kutscherstuben, und keine Teppiche, nur Steinpflaster! Aller Appetit war ihm vergangen, und nur Eines konnte ihm helfen: „Ein Dutzend Austern!" Dreimal glücklich preise ich mich, zum ersten Mal in meinem Leben vielleicht, daß ich in die Geheimnisse des portugiesischen und spanischen Sprachidioms so weit eingedrungen bin, daß ich einem verzweifelnden preußischen Rittmeister die Ruhe seiner Seele, einem Unglücklichen sein Glück, einem Traurigen seinen Frohsinn wiedergeben konnte durch Besorgung von einem Dutzend Austern in Barcelona! Das Antlitz unseres gedrückten Freundes klärte sich nun auf, die bewölkte Stirn erheiterte sich und durch die weiten Augen stahl sich der erste Sonnenblick. Doch das größte Glück ist nur zur Hälfte mittheilbar, so haben wir auch auf die andere Hälfte Verzicht geleistet und uns erst einmal in's Bett gelegt, ausgeschlafen, um am andern Morgen Kummer und Austern vergessen zu haben, nur der Frohsinn ist uns allen Dreien geblieben. Unser Italiener hätte gern das Theater in Barcelona besucht, es soll das größte der Welt sein und gar Schlafzimmer für das Publicum enthalten, aber es war nicht offen. Jetzt galt es, die wenigen uns zu Gebote stehenden Stunden auf Besichtigung der Stadt zu verwenden. Wir nahmen einen Wagen und ich dirigirte den Kutscher zunächst nach der Kathedrale. Auswendig ist sie nicht bemerkenswerth, zwei kolossale offenbar unfertige Thürme haben nichts Schönes, das Portal fehlt, nur eine flache Wand hat man als Nothbehelf erbaut, zur Vollendung der Kirche fehlt das Geld. Einen Totaleindruck vom Aeußern der Kathedrale bekommt man nicht, da sie ringsum von Häusern verbaut ist. Das Innere aber ist prachtvoll. Die Kirche ist aus dem 13. Jahrhundert, das Fundament soll schon aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums herrühren. Die Kirche ist im schönsten gothischen Styl erbaut, zu verschiedenen Zeiten, wie die verschiedenen Bogen beweisen. Die Pfeiler des

Digitized by Google

Mittelschiffs erschienen mir von einer Höhe, Breite und Kühnheit, wie ich es noch nicht gesehen habe, sie bilden Bogen von überwältigender Wirkung, mehr rund als spitz, während die tiefer stehenden Arkaden viel schlanker sind und einer späteren Zeit anzugehören scheinen. Der Hochaltar wie der große Chor ist schön gearbeitet; merkwürdiger Weise ist er von hohen Wänden umgeben, so daß man beim Eintritt in die Kirche nicht den Anblick bis in die Tiefe derselben, sondern nur bis zum Chor hat. Das ist nicht schön. Von der Seite aus aber konnte ich den Chor deutlich sehen und auch hinunter schauen in die Krypta, in welcher sich das prächtige Grab der heiligen Eulalie, der Schutzpatronin Barcelonas, befindet. Es ist eine Urne mit den Reliquien, getragen von Säulen von Jaspis und von stets brennenden Lampen erleuchtet. Einige andere Gebäude, wie der Palast der Königin, die Douane, die Börse, sind von geringer Bedeutung. Handelsleben ist auf den Straßen leicht bemerkbar; Barcelona ist der Einwohnerzahl nach die zweite Stadt Spaniens, dem Handel nach wohl unbestritten die erste. Natürlich giebt es hier auch eine Plaza de Toros, daß aber jetzt Stiergefechte stattfinden, ist nicht wahrscheinlich, die Zeit für sie ist der Sommer, weil sie im Freien gehalten werden. Wir waren zufrieden, Barcelona einigermaßen kennen gelernt und so lange auf trockenem Lande zugebracht zu haben, jetzt war es Zeit, wieder an Bord des Madrid zu eilen. Um 10 Uhr barkirten wir uns ein und um $11^1/_2$ dampften und durchschnitten wir auf's Neue die Fluthen des Mittelmeers. Das Wetter war uns günstig, ein herrlich blauer Himmel spannte sich über die leise sich kräuselnde Fluth, und der Wind, wenn auch nicht gerade nützlich, störte uns doch nicht. Unser nächstes Ziel war Alicante. Glücklicherweise ward ich ganz und gar nicht seekrank, auch mit den meisten anderen Passagieren ging es gut, nur die Neuangekommenen mußten den Tribut bezahlen, und dann Zeuge zu sein, steht den alten Passagieren jedesmal bevor. Es sieht doch gar traurig aus, wenn die Leute leichenblaß, eingehüllt in ihren Mantel, und die Frauen mit ihren kleinen Kindern, auf dem Deck des Schiffes Sterbenden gleich umherliegen. Es theilt sich auch etwas von dem, was sie leiden, den Gesunden mit durch Erinnerung und Mitgefühl. Das Nationalcostüm der Bauersleute in wenigstens einer spanischen Provinz konnte ich hier in aller Muße betrachten, es ist höchst malerisch, und gerade von der Wirkung, wie man's sich daheim vorstellt. Den Fuß deckt kaum vorn und hinten ein wenig die mit Kreuzbändern angeschnürte Sandale. Zum Theil werden sie über Strümpfe, zum Theil aber über die nackten Füße gezogen, im letzteren Falle folgt eine Art Strumpf für das Bein, und von der

Digitized by Google

Hüfte herab fällt ein ziemlich weites blausammetnes, an der Seite mit kleinen runden Silberknöpfen besetztes Beinkleid, oder dasselbe ist aus schwarzem Tuch; dann kommt der Gurt, ein bunter, weiß-rother oder violetter Shawl, der das Beinkleid festhält und zugleich zur Aufbewahrung von Schnupftuch und dergl. dient, auch das lange Messer hat unter Umständen hier seinen Platz. Oberhalb des Gurtes tragen sie die blausammetne Weste, auch mit silbernen Knöpfen besetzt, nur wenig offen, und über der Weste sieht man den weißen Hemdkragen, den Rücken und die Arme bekleidet die kurze Jacke aus schwarzem Tuch und von kleidsamer Form, an den Händen mit Knöpfen besetzt, die meistens nicht benutzt sind, so daß die Aufschläge offen stehen; vorn trägt die Jacke auch eine Reihe Silberknöpfe. Auf dem Haupte mit dem braunen, scharf geschnittenen Gesicht, mit dessen langen schwarzen Augenbrauen und dunklen Augen, sitzt der spitze schwarze Filzhut, unter dem das kohlschwarze Haar rechts und links nachlässig hervorhängt. Dann aber noch über das Ganze der Poncho, ein langes schmales Stück von dickem Wollenzeug, in das die Spanier sich höchst malerisch einzuhüllen pflegen. So hat man Alles in Allem eine Don Juan-Gestalt vor Augen, aber auch einen richtigen Spitzbuben dem Aussehen nach! Das Schiff ging langsam seinen Pfad, der Wind ward ungünstig, wir glauben auch, daß die Maschine unseres Schiffes zu schwach ist, und so fürchten wir uns wieder zu verspäten. Meine Lectüre war nach wie vor Gengenbach's Leben. Er ist ein treuer Christ und Seelsorger gewesen; als er nach Hause reiste, um sich zu verheirathen, starb er und kam so auf sein altes Arbeitsfeld in Marseille nicht wieder zurück. Seine Anschauungen und Urtheile haben für mich befruchtend gewirkt. — Herrlich ist die Küste von Valencia, die wir jetzt passirten. Das Colorit der Berge, des Wassers und des Himmels lassen einige Unannehmlichkeiten des Lebens auf dem unfruchtbaren Meere wohl vergessen. Wir näherten uns unserm Ziele, Madrid hißte seine nationale Flagge und kündigte sein Kommen an, eine Stadt ward sichtbar, Felsen erkannten wir dort deutlich, es ist Alicante, an der Grenze der Provinzen Valencia und Murcia. Der Hafen ist nicht sehr groß, aber doch sahen wir eine Menge Schiffe in ihm ankern. Alicante ist auch befestigt. Kahl und öde sahen die Häuser aus, kein Baum, kein Strauch erquickt das Auge, kahl und öde stehen die Felsen da, an welche die Stadt sich anlehnt, aber doch schön sind die Häusermassen an den hohen Felsgebirgen, hart an dem Meer, vom blauen Himmel bedeckt. Das Douaneboot erschien, wir machten uns fertig an's Land zu gehen, denn hier sollten wir nach dem Coursbuche 2 Tage verweilen; da wir aber Zeit ver-

Digitized by Google

loren hatten, so war ein kürzerer Aufenthalt wahrscheinlicher. Ungewiß darüber stiegen wir mit unserm Handgepäck in's Boot und ließen uns an's Land rudern. Das uns empfohlene Hôtel, die Fonda del Vapor, sehr nahe dem Landungsplatze, übertraf unsere Hoffnungen, und obwohl Alicante kleiner ist als Barcelona, so war sein Hôtel doch besser, als die Fonda del Oriente in Barcelona. Wir bekamen sehr gute Zimmer im ersten Stock (wobei ich mich mit meinen Gefährten sehr darüber amüsirte, daß ich ihnen immer den Vortritt bei der Wahl der Zimmer gelassen, aber schließlich doch das beste Zimmer bekam) und setzten uns bald an die wohl präparirte table d'hôte, die für eine spanische ausgezeichnet war. Der Wein, dem Portwein sehr ähnlich, zeichnete sich durch Güte aus, die Gemüse, deren Namen ich nur theilweise weiß, waren schmackhaft und sehr interessant, am 18. November den köstlichsten im Freien gewachsenen frischen Blumenkohl zu haben. Die Weintrauben waren außerordentlich groß, viel Fleisch, wenig Saft und harte Schalen, dieselbe Art wie die, welche man mir in Frankreich beständig vorgesetzt hatte. Nach Tische versammelten sich der Consul, der Rittmeister und der Pastor bei mir und es wurde die Friedenscigarre geraucht, wonach wir bald wieder uns des Schlafens auf dem Lande erfreuten, was man nach einer Seereise erst recht schätzen lernt. Ja, wenn man vom Bord kommt, findet man überall Schätzenswerthes, viel ist es aber werth, gar in einen cultivirten Ort zu kommen, wo es nicht nur ordentliche Speise und Trank, Zimmer und Bett giebt, sondern auch warme und kalte Bäder, Bart- und Haupthaarverständige. Wir überließen uns solchen Annehmlichkeiten und sahen uns dann die Stadt recht an, welche in ihrem Glanze strahlte, denn es war das Fest der Königin, der 19. November. Der Glanz will freilich nicht viel sagen, die Schiffe flaggten, meist gelb und roth, und in den Straßen sah man die öffentlichen Gebäude ebenfalls mit den Nationalfarben geschmückt, mit Fahnen oder langen Streifen Zeug, welche horizontal an den Häusern hingen, dazu kamen die mancherlei Consulatsfahnen. Wie ein Gruß aus der Heimath erschien mir der schwarz-weiße Flaggenschmuck an einigen preußischen Schiffen. Von weiteren Festkundgebungen sah man nichts, man wird wohl eine Messe gefeiert und ein Tedeum gesungen haben, am Abend aber wurde zur Feier des Tages Don Pascuale von Donizetti gegeben, ausgeführt von einer italienischen Operngesellschaft. Höchst interessant war mir der Markt. Es ist ein bedeckter Platz, der, in viele Theile getheilt, den Verkäufern an je bestimmter Stelle Platz zum Verkauf ihrer bezüglichen Waare gewährt. Vornan die Gemüsehändler mit ihren Bataten, Liebesäpfeln, einer sehr

Digitized by Google

bedeutenden Menge von Zwiebeln, Knoblauch und einer weiteren Menge unsagbarer Gemüse. Dann folgt der Fischmarkt, wo eine große Anzahl Fische feilgeboten und dieselben den Käufern nach Wunsch getheilt und mit dem Messer zugerichtet werden. Die Fische waren meistens klein, aber lange dicke Aale sah ich, und einige wenige andere Arten größerer Fische, ganz große nur selten. Dem Fischmarkt folgt im eigenen Quartier, aber doch mit den anderen zusammenhängend, der Fleisch- und Wurstmarkt, dann die Brodbuden, die getrockneten Fische und endlich lebendiges Federvieh, ungemein große Tauben, dann Hühner und Puter. Sauberkeit herrschte natürlich auch hier nicht. An den Markt reihen sich eine Menge Verkäufer in der benachbarten Straße, Spielsachen und Zeuge werden da angeboten, an der Ecke auf dem Steinpflaster liegen die Heiligenbilder und neben ihnen steht der Kuchenbäcker und bietet frisches warmes Gebäck aus. Es ist ein sonderbares Treiben und die bunte Mannichfaltigkeit desselben wird durch die wunderlichen Costüme erhöht. Die Männer haben oft weiße, kurze, sehr weite Beinkleider, wie die Mönchguter, aber darüber ziehen sie — wohl weil es ihnen jetzt sonst zu kalt ist — die engeren Beinkleider von Tuch oder Sammet, so daß die ersteren nur unten sichtbar werden. Manche haben dunkle Beinkleider, mit einem zwei Hände breiten rothen Streifen unten besetzt. Diese Tracht ist die der Bauersleute, die Herren von der Stadt tragen sich ganz kosmopolitisch, nur ihr weiter brauner oder schwarzer Mantel, mit halblangem Kragen, ist ihnen charakteristisch. So gehen die Herren in Barcelona, so in Alicante. Von den Frauen sah ich in beiden Städten nichts, nur etliche geringerer Klasse, welche sich wie unsere Mägde tragen, nur nehmen sie ein Tuch um den Kopf. Wir spazierten, die Stadt zu besehen. Die drolligen Jungen, die sich fortwährend anboten, unsere eben geputzten Stiefel zu wichsen, gaben uns viel zu lachen. Einer fing einmal an zu wichsen, während ich auf dem Trottoir ging: etwa wie der Barbier im Mährchen den Hasen im Laufen rasirt. Auf der kurzen Promenade setzten wir uns, und nun waren gleich wieder mehrere solche Murillo's da. Ich sagte dem Kinde, wenn es durchaus wolle, so solle es nur wichsen, aber ich würde nicht zahlen. „Ja wohl," sagte er, „ich thue es umsonst," und mit spanischer Grandezza entledigte er sich der Ehrensache. Mein Nachbar zahlte seinem Jungen, ich nicht; aber er war so mäuschenstill und verhielt sich so ruhig, daß ich rechte Lust hatte, ihm in seine großen Augen und sein wohlgebildetes Gesicht zu schauen. Ich meinte fast, ich stehe in München vor den Murillo'schen Straßenjungen, doch hatte ich's besser, die Natur kann nie ganz wiedergegeben werden. Nun zahlte ich ihm,

Digitized by Google

und seine Freude war um so größer: er hatte Ehre und Geld davongetragen!

Nach mehrfachen Erkundigungen über die Zeit der Abfahrt auf dem Bureau der Compagnie unseres Schiffes erfuhren wir, daß wir wirklich noch bis zum andern Tage Mittags 11 Uhr bleiben würden. Es war mir ganz recht, denn nun schrieb ich Briefe, was mir Freude machte, und wurde durch diese wie durch andere wenigstens eben so „anregende" Thätigkeit geistig gestärkt. Ja, das mag dem auf trocknem Lande seinem Berufe Lebenden wohl höchst lustig klingen, aber es ist mein Ernst. Das Nichtsthun ist mir nie so absolut vorgekommen wie auf dem Wasser, und das spannt ab, und etwas von der dem Seereisenden drohenden Apathie klebt sich leicht Jedem an, und ich glaube um so mehr, wenn man das Faulenzen nicht so recht aus dem Grunde versteht. Irgend welche, wenn auch geringe geistige Thätigkeit aber bildet ein Gegengewicht. Abends fanden wir uns zum Essen wieder zusammen; neben mir rechts und links saßen der deutschen Zunge mächtige Nachbarn, rechts der Rittmeister, links ein Schweizer, ein Neffe des mir in Basel bekannt gewordenen von Watwiel. Mit dem kam ich bald in ein religiöses Gespräch; er tadelte die strenge Richtung und finstere Anschauung seiner Verwandten und Bekannten, und wollte lieber die Rechtfertigung aus den Werken als aus dem Glauben. Und seine Anklagen und Eifer wuchsen, je mehr der starke Wein in seiner Flasche abnahm. Als die ganze Flasche aus war, freute ich mich, daß die table d'hôte zu Ende war. Dann tischte der Schweizer einige deutsche Lieder auf dem schlechten Piano des Speisesaals auf, und als ein betrunkener schwedischer Schiffscapitän kam, der uns durchaus auf seinem Segelschiff umsonst mitnehmen wollte nach — Barcelona, woher wir just kamen, und der uns einlud zu allen möglichen und unmöglichen Getränken, ging der Italiener in die Oper, zog sich der hypochondrische Rittmeister ohne ein Wort zurück, und daß der deutsche Pfarrer nicht blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Am andern Morgen, wohl weil es Sonntag war, flaggten die Schiffe noch, wie Tags zuvor. Ich hätte gern den Sonntag Morgen benutzt, um die äußerlich nicht ausgezeichnete Hauptkirche inwendig zu besehen. Aber sie war verschlossen. Offenstehende Kirchen giebt es, so weit meine Reiseerfahrung reicht, nur in Deutschland, anderswo sind sie auch am Sonntag geschlossen, mit Ausnahme der gottesdienstlichen Zeiten. Die Bildersammlung in Alicante kann nicht bedeutend sein, ich habe sie nicht gesehen. Hier und da erregten Marmorarbeiten, ihres Stoffes

Digitized by Google

wegen, meine Aufmerksamkeit, man findet hier ganze Treppen und Portale aus wundervollem Marmor gearbeitet. Von der Vegetation habe ich kaum etwas gesehen; einige niedrige buschartige Palmen sah ich wohl, etwa achtmal so dick wie die Palmencarricaturen in Nizza und Mentone auf den Spaziergängen, aber dennoch leuchtete es ein, daß die Palme auch hier noch ein Fremdling sei. Die Trauerweiden sind prächtig. Man findet diese Bäume auf einem Gartenplatz in der Stadt; um mehr zu sehen, muß man, wie ich annehme, sehr weit aus der Stadt hinaus gehen. Noch bemerke ich, daß ich in meinem großen Zimmer Mittags gegen 2 Uhr 16° R. maß, und draußen bei recht kühler Seebrise 18° R.; Morgens war es viel wärmer gewesen. Wir machten uns reisefertig, und vor 11 Uhr hatten alle Passagiere sich wieder an Bord zusammengefunden; bald darauf senkte Madrid dreimal seine Flagge, und wir ließen den Hafen von Alicante hinter uns, froh, daß es nun weiter vorwärts ging, und — was das Drolligste ist — froh, daß wir wieder auf dem Wasser waren, denn der Mensch ist nie zufrieden. Es war aber auch eine köstliche Fahrt. Das Wetter war schön, und herrliche Bilder ließ die reiche Natur um uns her uns schauen, besonders am andern Tage, als wir bis auf einige Stunden uns Malaga genähert hatten. Das grüne Meer, auch die bunt getuschte Küste Murcias und Andalusiens! Hell leuchtet die Sierra Nevada in den blauen Himmel hinein, umgeben von violetten Felsen, an welche wiederum die gelb gefärbten sich anlehnen und grenzen an das grüne Meer. Und das Meer selbst! Es glich der Küste nahe mehr einem Landsee als dem offenem Meere; Himmel, Meer, Küste und am Horizont, ganz nahe dem Ufer, die mittelländischen Fischer und Frachtboote mit ihren leuchtenden dreieckigen Segeln. — Das Alles war so, wie man es auf elegant gemalten Bildern sieht, welche dem Unerfahrenen unwahr erscheinen müssen in ihrem Colorit. Aber Alles leuchtet wirklich, Alles ist mit ausgewählten Farben gemalt, und schöner als man glauben sollte. Diese herrliche Scenerie trug wesentlich zu meinem Wohlbefinden bei und ich konnte sie genießen von jeder Beschwerde frei. Wir durchschnitten munter das ruhige Meer — doch was ist das? „Voilà on nous demande secours!“ rief unser Italiener, und „stop!“ der Capitän; man hielt das Dampfboot auf, änderte seinen Cours, und endlich standen wir still. Ein schiffbrüchiges Boot mit gebrochenem Mastbaum, auf die Seite geworfen und unfähig zu segeln, war mit seiner Besatzung in höchster Gefahr. Sie hatten die Nothflagge gehißt und noch mit einem alten Tuch sie verlängert; wir waren ihnen entgegen gefahren, sobald wir die Noth gesehen, und nun

Digitized by Google

galt es Rettung, denn das Schifflein war mit Wasser bedeckt, stark beladen und konnte dem Elemente nicht länger widerstehen. Von unserm Schiffe wurden Taue ausgeworfen, welche die in Gefahr Befindlichen vermittelst ihres Rettungsbootes auffingen und an ihr Schiff zu befestigen suchten. Es gelang, wenngleich nicht so schnell, als man es erzählt; der Wellen wegen konnte sich das Boot dem Dampfschiff nicht völlig nähern. Nun hatten wir Hoffnung, das verletzte Schiff in den Hafen von Malaga schleppen zu können. Die Lebensgefahr, in welcher die Leute schon lange geschwebt haben mochten, war vorüber. Doch schwankte das Schiff noch entsetzlich, und wer über Bord fällt, wird nur schwer gerettet. Dazu galt es, das Schiff zu retten, wohl die einzige Habe der Leute, und jedenfalls werthvoll. Aufregend ist immer die Macht der Elemente, sei es Feuer, Wasser, Sturmwind oder Erdbeben. Wohl war das Wetter ruhig, aber dennoch die Wellen hoch, und die Maschine unseres Dampfers regte das Meer auf. Hoch bäumte sich das kleinere Schiff in dem reißenden Fahrwasser des unsrigen, und hoch spritzte der weiße Schaum der Wellen, welche das nachgeschleppte Schiff bedeckten. Es ging so nur einige Minuten; die Schiffsleute machten uns durch Zeichen begreiflich, daß die Gefahr nicht vorüber war; das Schiff schien im Begriff, umzuschlagen, schleunige Hülfe that noth. Und im Augenblick war eins unserer Rettungsboote los und stand im Wasser, zwei Matrosen hatten sich an Stricken herabgelassen und ruderten im Moment des Befehls schon freudig den Gefährdeten entgegen. Aber sie sahen auch gleich, daß mehr Hülfe noth that, und wieder kehrten sie zu uns zurück; plötzlich waren vier andere Leute, darunter der Bootsmann im Boot, versehen mit Handwerkszeug, und so ruderten sie dem schwachen Schiffe entgegen. Nun ging es an ein Zimmern, Klopfen, Brechen, Helfen. Das Herz schlug uns vor Freude über die Hülfe und über die Schnelligkeit und Freudigkeit, mit welcher sie gebracht wurde. Man öffnete die Seiten des Schiffes, um Ladung auszuwerfen, damit das Schiff nicht sinke. Es war mit Fruchtschaalen geladen, die jetzt in Menge in's Meer geworfen wurden, während wir unsere Fahrt fortsetzten. Ich dachte an Paulus, der dasselbe befahren: „Und am dritten Tage warfen wir mit unseren Händen aus die Bereitschaft im Schiff" (Act. 27, 19); vielleicht war der Apostel einmal an dieser Küste gefahren (cf. Gal.). Ich verlor auf der ganzen Fahrt nicht den Gedanken, ein classisches und geheiligtes Meer zu befahren. — Das Schifflein wurde soweit flott gemacht, daß wir es ohne Gefahr nachschleppen konnten. Doch hatten wir noch Grund, die Helfenden wie die Geholfenen zu bemitleiden, die ganz durchnäßt waren.

Digitized by Google

Freilich war mehr zu loben und zu danken. Munter flaggte Madrid, und wir liefen in den Hafen ein. Malaga ist eine nicht unbedeutende Stadt. Im Halbkreis präsentiren sich ansehnliche Häuser; viele Schiffe lagen im Hafen; Gebirge von mittlerer Höhe, aus einzelnen, nur lose zusammenhängenden kegelförmigen Bergen bestehend, dehnen sich rechts und links kreisförmig aus und bilden auch den Hintergrund der Stadt. Wir stiegen aus und landeten in wenigen Minuten. Unser Italiener verschwand, da er womöglich noch denselben Abend seine Reise nach Gibraltar mit einem andern Schiffe fortsetzen wollte, und wir haben ihn nicht wieder gesehen. Nur zwei Stunden verweilte Madrid im Hafen, um dann direct, ohne Aufenthalt in Gibraltar, nach Cadix zu gehen. Mir paßte das nicht, denn ich hatte den Wunsch, Malaga kennen zu lernen und wo möglich auch Gibraltar, welches wir vom Madrid nicht einmal gesehen hätten, da es bei Nacht den Platz passirt wäre. So beschloß ich, Halt zu machen und mit einem andern Schiffe weiter zu reisen. Unangenehm war die Douane. Wiewohl eines meiner Colli schon in Alicante untersucht war, so sollte es hier wieder geöffnet werden, Alles machten sie auf. Es war nicht möglich, mein Gepäck, so weit ich es nicht brauchte, zu deponiren bis zur Weiterreise. Die Leute haben hier himmlische Einrichtungen und verlangen dafür auch himmlische Geduld. Doch nun sind die Beamten eben Spanier, rascals und ruffians muß man sagen, abscheulich bestechlich. Indem sie Einen peinigen, Alles zu öffnen, hoffen sie auf Bestechung. Bei mir irrten sie sich, und die Folge war: da ich einmal Alles gutwillig aufgemacht hatte, so untersuchten sie Nichts; denn für sie war nichts mehr zu gewinnen, und um den Gewinn des Staates kümmern sie sich nicht. Freilich hätte auch dieser nichts von mir gehabt. So kam ich schnell davon und über eine windige und staubige Promenade spazierte ich mit meinem Rittmeister in die Fonda de la Alameda, wo wir gegen fünf Uhr ankamen, als es schon dunkel war. Der Empfang war nicht erfreulich. Wir hatten uns englisches Wesen hier vorgestellt, durch viele Cargäste hier eingeführt, aber wir täuschten uns gänzlich; es war die spanische Art, schlechte Zimmer, alte Möbel, der Boden Steinpflaster, kein Comfort, die Kellner liederlich. Den uns im Hause umherführenden Besitzer hielten wir für einen ruppig gekleideten Portier; meinem Rittmeister ward angst und bange, er sollte und wollte den Winter hier zubringen, ich bedauerte ihn und freute mich, nicht bleiben zu brauchen. Das Hôtel war das beste des Orts, aber Alles riecht nach Knoblauch, die Küche unterscheidet sich wenig von der eigentlich spanischen. Ein Mensch, der die

Digitized by Google

Person eines Oberkellners darstellen sollte, schwatzte immer Englisch, bis ich ihn als Deutschen demaskirte, ein unverschämter Schiffsjunge, der einmal von irgend einem Schiffe weggelaufen ist, nachdem er sein Englisch aufgepackt hat. Die Fremden waren fast nur Durchreisende, darunter 4—5 Deutsche, sonst Spanier, einzelne Engländer, aber nichts von feinerer Welt. Nur 2—3 schienen Curgäste zu sein. Ich sagte mir, wenn hier keine Curgäste sind, dann kann's nur wenige in Malaga geben und so ist es auch. Dr. Bunsen, der deutsche Arzt, sagte zwar, die Curgäste kommen erst später, das aber glaube wer mag. Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt hatte ich meine Aufmerksamkeit auf die Kathedrale und L'Atarazanas gerichtet. Als ich die erste sehen wollte, fand ich nach längerem Suchen eine kleine Seitenthür offen, zu welcher eine Treppe hinaufführte. Eine Frau kam gerade heraus, die sagte mir auf meine Frage, daß ich hineingehen könne. Aber nun gerieth ich immer höher, passirte mehrere bewohnte Stockwerke und ward zu guter Stunde noch inne, daß ich auf dem besten Wege sei, den Thurm zu besteigen, den man mir auch herzlich gern zeigen wollte, in Erwartung meiner Groschen. Das ist natürlich für einen Schwindsüchtigen nichts (NB. ich meine mit dem Schwindsüchtigen nicht meinen Geldbeutel), einem Gesunden ist es zu empfehlen, denn man hat eben den Blick weithin über Stadt, Land und Meer. Ich kehrte um, zufrieden, daß ich erfahren hatte, die Kirche werde in einer halben Stunde geöffnet. Um die Zeit etwa kehrte ich zurück und konnte eintreten. Es ist mir schwer, die Kathedrale zu beschreiben. Sie ist im Kuppelstyl erbaut, kolossal, neu, mit mehreren thurmartigen Ausbiegungen nach außen und mehreren Thürmen, zumal zwei an der Seite des Hauptportals, doch ist nur einer vollendet, die Höhe ist sehr bedeutend. Ganz merkwürdig ist die Menge von griechischen Säulen an dieser christlichen Kirche, sie gewähren einen merkwürdigen Blick und machen einen eigenthümlichen Eindruck. Inwendig ist die Kirche überwältigend. Die Kuppeln, welche die innere Decke bilden, sind mit schöner Stuccaturarbeit geziert und weit geschweift. Man kann wohl sagen, daß die Kirche drei Schiffe hat, aber sie sind nicht so streng abgegrenzt, wie in den alten Domen. Eigenthümlich ist dieser Kathedrale wie der in Barcelona der Vorbau des Chors. Tritt man ein, so sieht man auf eine Wand von Stein und Holz, welche der Chor, der etwa in der Mitte der Kirche steht, trennt. Zwischen dem Chor und dem Altar ist dann ein freier Platz, an dessen Seiten je eine Kanzel (zwei im Ganzen). Chor und Altar mit ihrem Zubehör bilden ein längliches Viereck, welches wahrscheinlich für die gottesdienstlichen Handlungen ausreicht. Ringsum fin-

Digitized by Google

det man häufige Seitencapellen, in ihnen bemerkte ich einige ausgezeichnet schöne Bilder, wohl von spanischen Meistern gemalt. Eine Menge Priester waren versammelt, sie sangen die Hora und wurden von einer Anzahl Chorknaben unterstützt. Die Kirche inzwischen zu besehen, wurde ich nicht gehindert, ein Chorknabe kam und wollte mich gern auf den Thurm führen. Die Kathedrale ist sehr großartig und schlicht elegant, aber edel wie die gothischen und romanischen Dome nicht. Die Atarazanas, welche ich demnächst besah, bietet sehr wenig. Von dem Jaspisporticus, den sie haben soll, habe ich nichts bemerkt, und vergebens mich danach umgesehen. Es ist ein altes Gebäude mit geringem maurischen Gepräge. Nur an einer Thür sah ich die maurische Form. Ich habe auch sonst nur wenig von maurischer Bauart gesehen, auch in der Altstadt, die ich reichlich durchwanderte; doch warum sollte es auch anders sein. Die Mauren waren ja hier erst im 11. Jahrhunderte und ihre Herrschaft hat nur 64 Jahre gedauert. Alte Häuser giebt es eine Menge und selbst für eine Südstadt auffallend enge Gassen; häßlich und schmutzig ist der alte Theil der Stadt und unheimliches Gesindel treibt sich dort umher. Kinder, abscheulich schmutzig, spielen im Schmutz und mit Schmutz, gelbe, braune und schwarze, wie graue und weiße. Zum Theil begegneten mir zerlumpte Kerle, schwarzbärtig, braune, Zigeunergesindel, Spitzbubenphysiognomien. Ich möchte hier nicht im Dunkeln gehen, war mein Gedanke, und ob es wohl heller Tag war, so freute ich mich der vielen Polizisten und Soldaten, welche ich hier sah. Freilich sind diese wieder mitunter die schlimmsten in diesen Kafferländern. Es war mir kurzum nicht ganz heimlich zu Sinne, und lieb wäre es mir gewesen, hätte ich nicht all' mein Geld bei mir gehabt. Doch drang ich weiter vor, denn interessant war es, und ich hoffte außer dem eigenthümlichen Volksleben auch etwas von dem die Stadt umgebenden Lande zu sehen. Aber das gelang mir wenig, denn ich hätte allzu weit noch gehen müssen. Was ich sah außerhalb der Stadtmauern, war auch nicht einladend zu Weiterem; der Schmutz und die Ausdünstung war entsetzlich. Drei Palmen habe ich gesehen, recht schöne und einige Parthien Cactus, auf welchem man Cochenillenwürmer ziehen kann, doch diese selbst sah ich hier nicht. Das Geschäft mit solchen wird auch nicht mehr so einträglich sein wie früher, chemische Präparate ersetzen viel. Vergeblich suchte ich noch Mehr der Vegetation Malagas, die Felder müssen sehr weit entfernt sein. Gern kehrte ich zum Haupttheil der Stadt zurück, in welcher ich mit Vergnügen das rege und höchst eigenthümliche Volksleben betrachtete. Welch ein Verkehr in dieser doch nicht großen Stadt! Das ganze Landvolk scheint hier zusammengekom-

Digitized by Google

men zu sein, um seine Waare abzusetzen und Einkäufe zu machen. 40—50 Maulesel hintereinander sind nichts Seltenes, geflochtene Körbe hängen an ihren Seiten herab, darin tragen sie die Last. Schön sind sie nicht. Sie müssen wohl sehr dauerhaft sein, oder warum zahlt man für einen spanischen Esel 100 Duro (à 1 Thlr. 12 Sgr.). Es ist eine kleine Race, viel mehr Esel als Pferd, weiß-grau, viele auch braun, nur sehr selten findet man größere, so schön wie in Brasilien nie. Merkwürdige Figuren reiten diese Thiere, Frauen und Männer, auch wenn die Esel ganz bepackt sind, in letzterem Fall reiten die Männer nach Frauenweise, nicht selten zwei Personen auf einem Thiere, doch sah ich nur Kinder so, eins vorn eins hinten. Und nun die großen zweirädrigen, mit Korbgeflecht umgebenen Kareten! Halb oder dreiviertel bepackt sind sie mit sieben Mauleseln bespannt, mehrere einzelne hintereinander, dann wieder kleine Karren mit zwei und mehreren Thieren bespannt, dazu die Treiber in ihren spanischen Costümen, bald ist es der Poncho, bald ein großer Mantel, dessen rechtes Ende sie künstlerisch um die linke Schulter zu schlagen wissen. Nie habe ich auf Bildern dargestellte Trachten in Wirklichkeit so genau wiedergefunden als in Spanien. Die Frau aus dem Volke hat merkwürdiger Weise — wie ich schon oben bemerkte — gewöhnliche Kleider, nur ein Kopftuch, wie die rheinischen Bäuerinnen es tragen, charakterisirt sie, oder sie schlagen ihr langes Umschlagetuch hinten über den Kopf bis zur Hälfte desselben. Aber anders die Senoras, sie tragen schwarze Kleider, und als Kopfbedeckung den spanischen Schleier, der auf der Hälfte des Scheitels beginnt und nach hinten zurückfällt (Vorderkopf und Angesicht ist frei, sehr selten nur sind sie verhüllt), und zwar nur bis zum Nacken, wo ein seidenes Tuch, kragenartig, eine Pelerine den Schleier oben zu decken beginnt und seine Fortsetzung bildet; darüber oder darunter tragen sie dann noch ein großes Umschlagetuch oder zuweilen auch ein Ueberkleid, das einer langen Jacke gleicht. Die Schönheit der spanischen Frauen ist mir bis hier noch nicht aufgefallen. Einen Hut kennt die Spanierin nicht. Die Herren tragen sich gewöhnlich, nur sind sie in den großen, schon beschriebenen Mantel eingehüllt, mit dessen scharlach-carmoisinrothem, violettem, blauem Sammetfutter sie lebhaft cokettiren, indem sie die rechte untere Seite des Mantels über die linke Schulter schlagen. Als Kopfbedeckung tragen sie den hohen französischen oder einen kleinen runden, schwarzen Hut, lauter verkappte Don Juans. Auf dem Gemüsemarkte war eine Menge von Allerlei des Südens und Nordens zusammengestapelt, Bataten, Liebesäpfel, Kohl, Rüben, Zwiebeln u. dergl. m., eine

Digitized by Google

Menge Früchte sieht man überall. Eine sonderbare Karete zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein zweirädriger, ziemlich langer Wagen, mit 2 Pferden bespannt, vorn ein mit Leder bedecktes Cabriolet und der Wagen war ein geschlossener Kasten. Geführt wurde er von einem Manne im arabischen Costüme, es wird auch wohl ein Araber gewesen sein, in braunem Habit, dessen Farbe sich wenig von der seines Gesichts unterschied, bärtig, schwarz, eine Jacke, weite Beinkleider, allerlei Verzierung, rothes Tuch als Gurt, neben ihm ein junger Mensch in einer Art Livrée. Oben auf dem Wagen drei Spielleute, einer mit der Harfe, die anderen mit Geigen, alle die unvermeidliche Cigarette im Munde; sie machten Musik, der Araber warf eine Menge Zettel umher, leider habe ich keinen erhascht, wahrscheinlich ist es ein Quacksalber gewesen, der seine Waare anpries oder dergleichen. Die Musik verstummte, aber als die Karete sich wieder fortbewegte, begann auch sie wieder ihre Zigeunerweise. Auch zwei Beduinen in ganz weißer weiter Kleidung, der eine den Kopf ganz bedeckt bis auf das braune Gesicht, schritten über den Platz; es war fortwährend etwas zu sehen, und ich konnte nicht umhin, still zu stehen und eine Weile dem wunderbaren Treiben zuzusehen. Doch genug des mangelhaften Versuchs, ein solches Volksbild mit wenigen Strichen eilig zu skizziren. Die Straßen, in welchen sich das Kleinhändlerleben concentrirt hatte, habe ich mehrere Tage beobachtet und immer dasselbe Leben gefunden. Jedes Haus ein Laden, wo Tuche und viele andere Sachen verkauft werden, stets sind auch Käufer da. Am ersten Tage dachte ich, es sei nur Markttag, aber es war immer das gleiche Leben. Ich ging in meine Fonda zurück und machte nun Bemerkungen über sie und Malaga als Curort. Meine Vorstellungen waren gering, aber die Wirklichkeit noch geringer. Es ist sehr warm in Malaga, deshalb der Winteraufenthalt zu empfehlen, aber man darf nur kurze Zeit hingehen, und ich meine, es giebt Besseres. Der Staub auf der Promenade, der einzigen, ist trotz des Sprengens unerträglich, denn an ihr gerade passiren alle Posten und Omnibusse mit ihren je 9 Maulesel vorbei, und das ist wahrlich dem Brustpatienten zu viel zugemuthet. Dann ißt man nirgends besser als in unserer Fonda; wer Oel und Knoblauch will, mag dahin gehen. Das Klima macht es nicht allein, Comfort, gute Nahrung und ein bischen menschlicher Umgang sind dem Curgast unumgänglich nothwendig. Man denke sich einen Hypochonder, und solche sind sehr viele Brustkranke in Malaga! Mein Rittmeister ist ein solcher, aber ich bedaure ihn auch. Sein Arzt wollte ihn nun gleich in's Casino führen, wo auch Hazard florirt —

Digitized by Google

heimlich — er sollte Familienbesuche machen, in's Theater gehen; die Behandlung überraschte uns billig, obgleich ich glaube, daß mein werther Reisegefährte der Aufmunterung bedarf. Die einzige angemessene Unterhaltung außer dem, was man aus den Ressourcen bei sich selber schöpft, dürfte das Reiten hier sein. Ich sah prächtige Andalusier, viele Isabellen, die, schön gebaut, durch Farbe, Haltung und den eleganten Gang ihren Ruhm zu bewähren schienen, doch soll es noch wenig reine Race geben. Aber ich soll wohl etwas die Spanier innerlich Charakterisirendes erzählen. Das ist für einen Touristen schwer. Doch was auffällt, ist ein übermüthiger Sinn, der gleich beim nachlässigen Kellner in die Augen fällt, Ungebundenheit in den Sitten, was die stets brennende Papiercigarre schon anzeigt, die selbst an der table d'hôte zwischen den einzelnen Gängen nicht verlöscht; man sieht in der That Spanier mit einer Hand essen, mit der andern die brennende Cigarette halten. Weiter ist Unordentlichkeit und Unsauberkeit in erschreckender Weise charakteristisch; von dem, was wir behaglich, nett und comfortable nennen, haben sie gar keine Vorstellung, und was mir auffällt, ist, daß man bei diesem intoleranten Volk nie etwas von Religionsübungen sieht. Das ist freilich in Portugal und Brasilien auch so, aber die Spanier, „die katholische Majestät" an der Spitze, wollen ja ganz besonders katholisch sein. Priester in ihren drastischen Kleidern sah ich selten, und Niemand bezeigte ihnen Ehrerbietung. Auch auf den spanischen Schiffen habe ich nie etwas von Religionsübung gesehen, wiewohl ich Werktags und Sonntags mit manchem Spanier gereist bin. Doch an den Häusern bemerkt man oft in Nischen oder auf besonders dazu angebrachten Balken ein Marien-, ein Heiligenbild oder -Figur. Andere Bemerkungen behalte ich mir vor. Es thut noth, daß es Licht werde in Spanien, die Unsittlichkeit geht dort über alle Vorstellungen; ich habe Gelegenheit gehabt, Unerhörtes zu erfahren. Gern hätte ich die Bekanntschaft der mir von Matamoros empfohlenen Frau gemacht, aber ich hielt es für gefahrvoll für sie, und des Spanischen nicht mächtig, beschloß ich, den Besuch zu unterlassen. Meine Zeit war abgelaufen, ich verließ Malaga und den Rittmeister — wenigstens glaubte ich das zu thun — und barkirte mich ein. Es ist doch toll, daß man in Spanien von einer Stadt zur andern auf einem Schiffe reist, die Landreise ist so theuer und angreifend, daß sie fast unmöglich genannt werden muß. Was half's, ich mußte daran. Am 23. November Mittags $2^1/_2$ Uhr war ich an Bord der Andalusia, um nach Cadix zu reisen. Ich bekam einen Schreck, als ich das Schiff sah, so klein, so schmal, daß wir uns auf den schlimmsten Grad von See-

Digitized by Google

krankheit zu präpariren hatten. Dazu das schwache Geschlecht — in diesem Punkt doch gewiß mit Recht so genannt — ist schon krank, bevor es losgeht, nur von der Vorstellung der Bewegung, welche erst bevorsteht. Vorn und hinten sieht man Frauen liegen, schon halb todt, die Bacia neben sich, wie soll das werden? Man war noch mit der Ladung beschäftigt; als ich den Schaden bei Lichte betrachtete, merkte ich, daß man erst löschte und unsere Abfahrt noch gute Weile hatte. Zur Kurzweil aß ich noch einmal zu Mittag. Es war finster geworden; nun wurde uns erklärt, das Schiff werde erst am andern Tage abgehen. Esta bom. Ich weiß nicht, ob ich mich eigentlich freute oder ärgerte, aber das weiß ich, daß ich plötzlich vor dem erstaunten Rittmeister und Hôtelier stand und ihnen einen schönen guten Abend wünschte. So brachte ich denn zum Vergnügen meines einsamen Freundes mit ihm noch einige Stunden in vertraulichem Gespräche zu, das zum Theil sehr ernsten Inhalts war.

Recht amüsant waren mir seine Erzählungen von unserer Kronprinzessin, mit welcher er länger in Putbus beim jetzigen Fürsten lebte, der früher sein jüngerer Freund gewesen war und ihm die Freundschaft bewahrt hat. Die Kronprinzessin kam auf den Wasserfahrten immer mit demselben ihrer Vergnügen hervor, daß sie in die Küche ging und drei Sorten Eierkuchen buk ꝛc. ꝛc. Sehr interessant waren mir seine Erzählungen auch aus der badenschen Zeit, die er mitgemacht hat, Rastatt ꝛc. Am andern Morgen fand ich mich wieder auf der Andalusia ein. Ich hatte meinem Rittmeister gesagt, vielleicht werde ich zum zweiten Mal auf diese Art Schiffbruch leiden; das geschah nun freilich nicht, das Schiff ging wirklich vorwärts und schaukelte, wie ich zuvor gewußt, recht brav, so daß bald alle Passagiere todt waren und ich mich auch zurückzog, um nicht den lächelnden Demokrit zu spielen. Glücklicherweise war mein Unwohlsein nur ein sehr geringes und bald vorübergehendes, ich konnte auf dem Sopha in meiner Cabine lesen und befand mich dort ganz allein, denn mein dicker Stubengenosse schlief im Salon. Es war ein Spanier, aber mehr Yankee, ja ein solcher, wie er im Buche steht; er hatte sich lange in Amerika herumgetrieben, im Norden wie im Süden, hatte früher in Paris gelebt, war viel gereist, sprach alle möglichen Sprachen, mit mir englisch und französisch, wie es ihm gerade in den Schnabel kam, besonders ersteres, weil er mich nach erster Begrüßung für einen Schotten hielt, welche Meinung ich ihm denn bald nahm. Einen Vorfall muß ich noch erzählen, der mir recht innige Freude gemacht hat. Als ich Abends wieder an Bord gegangen war, hatte ich den Bootführer

Digitized by Google

mit einer Pereta, wie ich meinte, bezahlt. Wieder an Bord, ließ mich der Capitän rufen und fragte mich, ob ich den Bootführer mit Gold bezahlt hätte. Ich sagte, das weiß ich nicht, ich habe geglaubt, ihn mit einer Pereta bezahlt zu haben, doch fehlte mir in meiner Börse ein Zwanzigfrancsstück. „Hier haben Sie es," sagte der Capitän und gab es mir. Der Bursche im Boot war zu ehrlich gewesen, den allzu großen Lohn dem Capitän nicht abzugeben und eines geringeren zu warten. Ich lohnte ihm nun nach meinen Kräften.

Von Malaga bis Cadix rechnet man 12 bis 14 Stunden Fahrzeit; ich machte mich auf länger gefaßt, denn man fährt immer länger, als Einem gesagt wird. Um 5½ Uhr waren wir vor Gibraltar. Ich war in Malaga ausgestiegen, um dies kennen zu lernen, aber auch, um von da nach Gibraltar zu gehen, dort abzusteigen und unter der freundlichen Leitung meines Reisegefährten, des italienischen Consuls, Gibraltar zu besichtigen. Leider fand ich keins der Schiffe, die Gibraltar anliefen, und ich hatte nicht einmal Chancen, es im Vorüberfahren zu sehen, denn alle Schiffe gingen so, daß sie es bei Nacht passirten. Durch den verspäteten Abgang unseres Schiffes ward mir die Freude zu Theil, dennoch Gibraltar zu sehen. „Kein Unglück ist so groß, es ist doch ein Glück dabei!" sagen die Deutschen. Ein mächtiger Fels ragt aus den Fluthen hervor, ganz so, wie er abgebildet wird. Von hier aus beherrschen, wie man sich euphemistisch ausdrückt, die Engländer zur Demüthigung der Spanier zwei Meere. Gibraltar hat nämlich in einer Art Kasematten eine Menge Kanonen, und wenn die Engländer sich einfallen lassen wollten, damit zu schießen, so würde zunächst das ganze Ding auseinander gehen; gebrauchen sie diese Kanonen aber nicht, so sind sie nur theilweise geschützt. Unten am Felsen schlingt sich im Halbkreis herum die Stadt; es ward dunkel, wir sahen das intermittirende Licht des Leuchtthurms, dann die erleuchtete Stadt, einen zauberhaften Lichterkranz in dunkler Nacht, darüber den matten Sternenhimmel, denn das Wetter war trübe; am Felsen brandet das Meer und sein Rauschen trifft geheimnißvoll unser Ohr. Ich freute mich so, Gibraltar zu sehen, aber ich sollte es länger sehen, als mir lieb sein konnte. Ich wunderte mich, daß wir nicht südlich und westlich steuerten, sondern mehr nördlich, da kamen wir ja auf Land! Aber wir änderten nicht diesen sonderbaren Cours, da sah ich Lichter links und endlich gar Häuser, die Ankerketten rasselten und wir waren — in der Bucht von Algeziras. Der Capitän sah Unwetter kommen, er hielt es für unmöglich, in dieser Nacht die Straße zu kreuzen. Es stürmte in der That nicht wenig, und

Digitized by Google

es ward ganz finster, er hatte Recht. Aber eine Geduldprobe ist es doch; man denke sich acht Stunden vor dem Ziele in der Bai vor einem sterilen Orte, auf ziemlich schlechtem Schiffe mit der Aussicht, 14 Tage in dieser Lage zu verharren. So war meine Besorgniß bezüglich eines zweiten Schiffbruchs friedlicher Art doch nicht ungegründet gewesen; aber ernstlich zu reden, danke ich Gott, der uns vor Schiffbruch bewahrt hat, und daß der Capitän verständig genug gewesen war, besseres Wetter abzuwarten. Anfänglich wurden die Minuten uns zu Stunden, meine Bücher waren durchgelesen, der amerikanische Spanier gab mir neue Lectüre. Schlafend und wachend, lesend und träumend brachten wir den Abend hin, ein drolliger Passagier machte Kartenkunststücke, ich machte Reisenotizen ꝛc.; wir brachten den Morgen hin, den Mittag und wieder den Abend, wir konnten nicht vorwärts; noch zwei Steamer waren mit vollem Steam in den Hafen eingelaufen; der Capitän aber hatte nun Hoffnung, am andern Morgen gehen zu können. Mein Bett war, mit meiner rechten Hand gemessen, $2^1/_2$ Spanne lang: kein Wunder, daß ich mich nicht zum zweiten Male in dasselbe legte; ich hatte die Nacht zuvor fast gar nicht geschlafen. Dazu war der Kellner dreist genug, mich zu fragen, ob er nicht neben mir auf dem Sopha schlafen könne; ich hatte es ihm die letzte Nacht erlaubt, denn die Sophas im Saale waren besetzt, und der arme Kerl hat gar keinen Platz zum Schlafen, an eine Cabine ist für ihn nicht zu denken. Aber in der Nacht schnarchte und grunzte er, und stand alle Augenblicke auf, weil er gerufen wurde, kurzum ich war schlaflos, und schlaflose Nächte auf Reisen greifen sehr an. Ich mußte also mir diesmal den Besuch des Kellners verbitten. Er war erstaunt, mich auf meinem Sopha in der Cabine zu finden, er wollte da gern liegen. Als er sah, daß es nichts würde, meinte er, dann könne er sich ja auf das obere Bett legen, welches dem dicken Spanier gehörte, für den es eine Unmöglichkeit war, sich hinein zu legen. Doch eingedenk der nur zum Theil erzählten Eigenschaften des Kellners verbat ich mir nun seinen Besuch gänzlich. Ich muß denn doch sagen, ein Kellner kann sich eher in der Cabine des Capitäns, die immer die beste ist, eine Schlafstelle suchen, als in der eines Passagiers, und dann zwei Nächte hintereinander zu demselben zu kommen ist doch mehr als ungebührlich. In der Nacht erwachte ich von der Arbeit des Schiffsvolks; ich hoffte, es gehe vorwärts, und ich hatte mich nicht getäuscht. 32 Stunden hatten wir in Algeziras gelegen. Als ich um 8 Uhr auf Deck ging, sah ich mich im Atlantischen Meere, das ich als einen alten Bekannten froh be-

Digitized by Google

grüßte. Das Schiff stampfte tüchtig, wie ein ungeduldiges junges Roß, und zog schäumend seine weite Bahn fern von der Küste, die wir nicht sehen konnten, links das offene Meer, denn Afrika hatten wir längst passirt. Ich befand mich wohl und betrachtete mit Vergnügen das Rollen der Wogen und den eigenthümlichen Farbenwechsel des Meeres, das dunkle Gewölk, den nur halblächelnden Himmel, die spärlichen Sonnenstrahlen. Bald tauchte auch die spanische Küste aus dem Schooße des Oceans auf. Nur einige wenig beleuchtete Berge wurden sichtbar, weithin ist Andalusiens Küstenland hier flach, und noch immer taucht der Landesstrich nicht auf, den wir ersehnen. Doch nach einigem geduldigen oder ungeduldigen Harren — gleichviel — kam mehr Land zum Vorschein, und weiße Ortschaften leuchten am Horizont. Um 12 Uhr sah ich Cadix am Horizont im weißen lichten Glanz seiner sauberen Gebäude, viele Thürme und die hochragende Kathedrale. Die übrigen Passagiere waren noch todt und wußten nicht, was vorging, sie rührten sich nicht, denn nur um so toller schüttelte sich unser Meeresroß, je näher wir dem Hafen kamen, und bis wir einlaufen konnten, brauchten wir noch zwei Stunden. Das Meer war hellgrün, weißlich gefärbt, dazu die dunkelblauen, vom trüben Himmel gedämpften Berge, die das Meer links begrenzen, rechts die leuchtende Stadt, darüber schwarze Wolken: das war ein schöner und drückender Anblick zugleich, denn es schien Unwetter im Anzuge. Wir mußten Cadix ganz umschiffen, das sehr lange dauerte trotz vollem Steams, erst hinter der Stadt liefen wir rechts in den weiten Hafen ein, der mit ziemlich vielen und größeren Schiffen und Booten bedeckt war. Gott Lob, daß wir ohne Gefahr und ohne daß uns nur ein Haar gekrümmt war, hier ankamen. Die Gesundheitspolizei kam, die Douane holte das Gepäck, und wir stiegen in ihr Boot, mit welchem wir den weiten Weg bis zum Landungsplatze segelnd zurücklegten. Mein Spanier war bereits fort, ich fuhr mit etlichen Anderen, die einen Chinesen bei sich als Bedienten hatten; es war eine spanische Familie, die ihr Glück als Auswanderer probiren zu wollen schienen. Meine Koffer wurden wieder sämmtlich geöffnet. Als ich von einem Koffer sagte, er enthalte lauter Bücher, meinte der Träger: „Ja, das glaube ich, schwer genug war's." Ich ging in die Fonda de la Europa, die mir der Spanier empfohlen hatte. Ein Kellner des Hôtels hatte sich auch am Hafen eingefunden und mich in Beschlag genommen. Ich folgte ihm willig, und freute mich, einen Weg somit zurückgelegt zu haben und einige Tage ruhen zu können, und mich etwas behaglich einzurichten. Doch zu gleicher Zeit sehnte ich mich weiter — nach Lissabon, wo nach meiner Meinung erst einige Cul-

Digitized by Google

tur beginnt, und wo ich mich vermöge öfterer Anwesenheit und freundschaftlicher Verbindungen einigermaßen heimisch fühlen konnte.

Der freundliche Leser möge mit mir von unseren beiderseitigen Strapazen nun ausruhen.

Eine Landreise durch Spanien und Portugal, oder von Cadix nach Lissabon.

Meine Notizen und meine Reise gehen zu Ende; ich erzähle frei und nur das Wichtigste, indem ich mir mündliche Mittheilungen vorbehalte. In Cadix war ich wohl 6 Tage und zwar in der übeln Lage, wenig Geld zu haben. Ich hatte weder Brief noch Geld vorgefunden, und je mehr ich mich nach Abgang der Schiffe für Lissabon erkundigte, desto mehr wurde dieser hinausgeschoben. Der preußische Consul war trotz oder in Folge meiner Empfehlung und Grüße grob und unthätig. Da er mir über die Landreise keine Auskunft geben konnte, so hätte er mir doch durch die Sendung meiner Bagage nach Lissabon behülflich sein können.. Andeutungen konnte oder wollte er nicht verstehen. Ich hörte später, daß er fallirt habe; das mag wohl sein Benehmen erklären. Die Bagage zu Lande kostet so viel wie die Passage selbst; ich mußte rechnen, irgendwo auf Geldsendung warten zu müssen. Um eine solche schrieb ich nach Lissabon und ging zu Tisch. Nach der Table d'Hôte ließ sich ein deutscher Kaufmann melden, der meine Bekanntschaft wünschte. Danach vernichtete ich den eben geschriebenen Brief und rechnete auf seine Hülfe bezüglich meiner Bagage. Diese erlangte ich glücklicher Weise und machte mich fertig zum Abreisen. Inzwischen hatte ich mir die Stadt reichlich besehen. Sie ist regelmäßig gebaut, auffallend sauber, hat schöne Häuser und entfaltet viel Marmorluxus an Portalen und Hausfluren. Viel schöne Plätze giebt es hier, auch stattliche Promenaden. Das Klima ist immer schön, Palmen von bedeutender Höhe und andere Gewächse charakterisiren es. Unter dem blauen Himmel bewegen sich die Spanier aller Stände, viel Seevolk auch von auswärts in ächt nationalen Trachten. Protestanten giebt es in Cadix sehr wenige, und wenn sie heirathen, werden sie katholisch. Deutsche Kaufleute sind dort nur 11 oder 12, von ihnen gerade gilt das eben Gesagte. Liebetrut hat einmal im Hause des Mannes, der mich besuchte — sein Name ist Lutheroth — Gottesdienst gehalten. Bedürfniß für kirchliche Einrichtung ist nicht vorhanden. Die Spanier sind bigott in Formen, knieen auf der Straße, wenn

Digitized by Google

das Sacrament sich naht u. dergl. m. Die Kathedrale, ähnlich der in Malaga, entwickelt enormen Marmorluxus, hat auch viel Jaspis, grünen und schwarzen Marmor. Der dicke Spanier, mein Reisegefährte, verleugnete mich, ich denke vielleicht deshalb, weil ich es wagte, auf die Frage um mein Urtheil über die Schönheit der spanischen Sprache der portugiesischen auch Schönheiten zuzugestehen. Die Leute sind dummstolz und, soviel man es als Tourist sehen kann, unangenehm.

Als die Tage in Cadix zu Ende waren, begab ich mich per Eisenbahn erster Klasse, entsprechend unserer zweiten, nach Sevilla. Federleicht war mein Gepäcke. Es ging durch Sumpf und weite Ebenen, nur im fernen Hintergrunde Berge. Die Felder sind mit Aloe eingefaßt, sie bildet den Zaun. Man sieht viel bebautes Land; ich passirte verschiedene nicht kleine Städte, die einander wegen der spanischen Bauart sehr ähnlich sehen; man kommt über Xerez, wo nur einzelne wenige Engländer leben, während die Spanier den Weinhandel mit England in den Händen haben, und gelangt nach etwa fünf Stunden nach Sevilla. Ein Omnibus nahm mich in Empfang, wie in einem civilisirten Lande; aber mein Reisebuch, das ich im Wagen liegen ließ, haben sie mir weggenommen, und mein Nachforschen half nichts. Ich weiß nicht gleich, wie die Fonda hieß, in welcher ich logirte, ich glaube de la Europa, aber das weiß ich, daß mein Zimmer keine Fenster hatte und so dunkel war, wie die Erde, bevor das Licht erschaffen. Mr. Williams, der Commissionär und ein spanischer Engländer, nahm mich unter seine Flügel und führte mich zur Agentur der Diligenzia; glücklicher Weise war der Preis ein niedriger, die Eckplätze des Coupés waren genommen, darum nahm ich meinen Platz im Innern, der noch billiger war, und ich hatte wieder Geld die Fülle bis Lissabon. Ein Abreden mit Williams brachte mich am andern Tage wieder mit diesem zusammen, er zeigte mir die Sehenswürdigkeiten. Deren sind besonders zwei in Sevilla: die Alhambra, an welcher Styl und Mosaikreichthum interessant ist, und der mächtige Dom, außen aus mehreren Stylen zusammengesetzt und unfertig, innen von herrlicher Gothik, ungemein weit und schön. Chor und Altar im Mittelschiff verbaut in üblicher Weise. Ein schöner Platz fiel mir auf, aber er ist mit seinen ihn umgebenden Gebäuden zu symmetrisch, die Alleen daselbst sind wundervoll. Uebrigens hat Sevilla enge Straßen und ist keine schöne Stadt, was man gewöhnlich darunter versteht. Ich begnüge mich mit diesen kurzen Notizen. Um vier Uhr bestieg ich die Diligenzia, bewaffnet mit einem Paket Fleisch und Brod, denn unterwegs in 26 Stunden stand kein Essen in Aussicht. Leider hatte ich nur eine Feldflasche

Digitized by Google

voll Wein mit, zu wenig für die lange Reise. So ein Vehikel, wie die spanische Diligenzia, muß man sehen und — fühlen. Ein gräßlicher Kasten, niedrig, schmutzig, mit 9 bis 11 Thieren bespannt, Mauleseln und Pferden neben und vor einander. Gleich in der Stadt wurden wir auf dem schlechten Steinpflaster so geworfen, daß ich Angst hatte für die Weiterreise, und das wiederholte sich in anderen Orten. Draußen aber hatten wir Chaussee, und es ging recht leidlich, mit Ausnahme von 10 Legoas etwa, wo gar kein Weg ist: das war ein schreckliches Stoßen und Fliegen bis an die Decke des Wagens, man mußte sich beständig halten, ich übertreibe nicht. Neben den Thieren geht meistens ein Kutscher, und schreit sie fortwährend an mit greulichem Lärm. Zur Beruhigung hatte man uns auf's Passagierbillet gedruckt: „Im Fall eines Ueberfalls mit bewaffneter Hand wird für die Bagage nicht garantirt." Und Nachts hatten wir zwei Gensdarmen mit langen Flinten auf dem Wagen. Es ging ohne Gefahr glücklicher Weise vorwärts. Nur wenige Passagiere waren inwendig, und ich konnte mich wenigstens auf einer Bank lang ausstrecken. Die spanischen Papiercigarren und ihr Rauchen sind im geschlossenen Raume nicht leicht zu ertragen. Im Coupé vorn saß ein irischer Geistlicher, Katholik, der in Lissabon steht und dahin wollte, und ein junger Herr, der zum Vergnügen reiste und sich schon zum zweiten Mal monatelang in Spanien herumgetrieben hatte. Beide waren sehr froh, daß ich sie Abends am zweiten Tage unserer Diligenzfahrt, auf welcher wir sehr wenig Interessantes erlebten, in eine Casa d'huespedès führen konnte, die ich mir hatte empfehlen lassen. In öffentlichen Gasthäusern ist schlechterdings nicht zu wohnen, es sind reine Räuberhöhlen dem Ansehen nach, man macht sich davon keine Vorstellung, wenn man sie nicht gesehen hat.

Wir waren herzlich froh, in Merida zu sein; die römischen Alterthümer dieser kleinen häßlichen Stadt konnten uns für diesmal nicht bestimmen, über die Nothwendigkeit hinaus zu bleiben. Nach munteren Gesprächen gingen wir zu Bett, aber die Unsauberkeit der Betten trieb mich sehr früh heraus; mein Schlafkamerad schimpfte entsetzlich über mein frühes Aufstehen und wollte nie wieder mit mir in einem Zimmer schlafen, da ich so früh aufstehe. So kann man verkannt werden. Uebrigens beruhigte sich Jener, als er auch auf war und seine Chocolade genossen hatte, und um sechs Uhr saßen wir drei auf der Bahn in einem Wagen erster Klasse, der auch etwa dem der zweiten Klasse in Deutschland entspricht, und erreichten in drei Stunden Badajoz, die Grenzstadt zwischen Spanien und Portugal. Mein junger Reisegefährte, mit dem ich nun allein war, da

Digitized by Google

der irische Padre der Messe wegen in Badajoz blieb, hatte etwas sehr Komisches an sich: zwei Verse gefielen ihm besonders, unwiderlegliche Wahrheiten, nämlich: „Das Maulthier steht zuweilen still" und „Der Löwe brüllt, wenn er nicht schweigt." Wir hatten auch religiös-philosophische Gespräche; er hielt es mit der Darwin'schen Transmutation, und wenn er etwas zugab, so bestritt er es bald wieder von vorn. Aber so geht's ja gewöhnlich. In Lissabon gab mir dieser Reisegenosse „le Maudit," einen Roman, der ja viel Aufsehen gemacht hat, vielmehr ließ er mir bei seiner Abreise das Buch zum Geschenk zurück. Ich habe seinen Namen nicht erfahren. Von Badajoz bis Lissabon brauchten wir etwa 9 Stunden. Die Stationseinrichtungen sind noch etwas primitiv und die Grenzuntersuchungen abscheulich. In Badajoz nahm man uns in eine schmutzige Schlafstube und untersuchte uns Stiefel, Kleider ꝛc. durch Fühlen und Knautschen, ob wir Cigarren haben!! Sonst gefiel mir das portugiesische Volk gleich viel besser wieder, als die Spanier. Die Untersuchung nach Tabak geschieht im Interesse einer Compagnie, mit welcher die Regierung einen Contract gemacht hat. Aber seit dem ersten Januar ist dieser zu Ende und der Tabak nicht mehr Monopol in Portugal. Im Dunkeln kamen wir nach einer abenteuerlichen Reise in Lissabon an und stiegen im mir wohlbekannten Hôtel Central ab. Bald erschien der Thee, und nachdem wir uns Genüge gethan, wünschten wir uns eine gute Nacht und zogen uns zurück.

Und so ziehe ich mich jetzt zurück, indem ich meine Mittheilungen schließe. Von Lissabon, wo ich mich 14 Tage aufgehalten habe, bis hier hatte ich eine stürmische Meerfahrt. Am heiligen Abend vor Weihnachten kam ich hier an und seither habe ich Einiges von hier mitgetheilt, Anderes werde ich mir wohl auf den Bruder- und Freundeskreis in Naumburg aufsparen.

Soli Deo gloria! — *Ἰχθυς!* —

Funchal auf Madeira.

Digitized by Google

Neunzehntes Capitel.

Zweiter Aufenthalt auf Madeira. Drei Predigten über das Wunder.

„Am 24. December 1864 landete unter tobendem Wetter und brausenden Stürmen ein portugiesischer Steamer in der Bucht von Madeira. Wir wußten wohl, daß er uns einen deutschen Pfarrer, nach dem wir sehnsuchtsvoll in der Bekümmerniß verlangten, bringen würde, ahnten aber nicht, welcher Segen und Trost in ihm uns zu Theil werden sollte." So schreibt man uns von Madeira her, und ich zweifle nicht, auch das Folgende, welches sich Obigem anreiht, zur näheren Beleuchtung des Evangelistenlebens unseres Reisenden auf Madeira mittheilen zu sollen. „Es war schon viel von Pastor Billroth geredet" — heißt es weiter — „da er sich ja schon im vorhergehenden Jahre hier aufgehalten hatte; aber kein Mensch konnte uns eine Schilderung von ihm machen, noch viel weniger uns sagen, welche Richtung er in religiöser Beziehung habe. Das befremdet mich nun nicht mehr, da ich den auf das Irdische und Sichtbare so fest gerichteten Sinn dieser Menschen kenne. Sie ahnten den nahenden Tod und klammerten sich verzweifelnd an jeden Schimmer von Hoffnung, wie an einen Felsen. Armes Volk, in der Irre verschmachtend, wie eine Heerde ohne Hirten. Krank am Leibe, noch viel kränker an der Seele, mit dem ganzen Verlangen, Wünschen und Hoffen der Erde zugewandt! Wie hätte man in diesem Kreise B. auch kennen und verstehen können! Er kannte das Ewige, hatte das Auge gen Himmel gerichtet und suchte in der zukünftigen Welt seinen Schatz und sein Glück. Er jagte nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung in Christo Jesu, und er nahm diese Welt mit ihrer Lust und

Digitized by Google

mit ihrem Wehe als das, was sie ist, die Pilgerstraße in die ewige Heimath, die bald durch Licht und bald durch Nacht, aber für die Kinder Gottes nur in's Vaterhaus führt. Sie aber, wenigstens die Meisten unter ihnen, konnten nicht hinwegsehen von der Erde, suchten hienieden Genuß, Glück und dauernden Frieden, so oft die Erfahrung sie auch gelehrt hatte, daß es in der sichtbaren Welt nichts giebt, was nicht dem Wechsel unterworfen wäre; lächelt es uns auch noch so süß und hold und strahlend an! — Und dies war die große Kluft zwischen ihnen und ihm..... Ein Herr aus Rio hatte sehr viel über B. gesprochen und ihn als einen unruhigen Kopf und streitsüchtigen Menschen geschildert, auch geäußert, daß man in Rio froh sei, ihn los zu sein, weil er dort die ganze Gemeinde in Aufruhr gebracht habe. Und wenn ich mir anfangs auch noch kein klares Urtheil über ihn bilden konnte, so stand doch der Gedanke gleich fest in meiner Seele: „Wer weiß, wie der dort zu kämpfen gehabt hat, denn für den ist es unmöglich, Christus und die Welt zu vereinigen."

„Die Predigten über das Verhängnißvolle des Brechens mit dem Glauben an die Wunder (Matth. 8, 5—13) machten auf uns einen tiefen Eindruck. Er hielt sie in Zwischenräumen von 14 Tagen. Sie waren von einem wahrhaft ergreifenden Ernste und von einer so krystallenen Klarheit, die den scharfen Denker verrieth, der nicht mit dem Gemüthe allein, sondern mit ganzem urtheilenden Verstande an die Wahrheit des fleischgewordenen Gotteswortes glaubte. Sie wurden vorgetragen mit einer Wärme, mit einem Feuer, die des Herzens tiefe Erregung nur zu deutlich bekundeten! „Ich glaube, darum rede ich!"

„Aber es hatten nicht Alle diesen Eindruck. Eine Zuhörerin meinte doch nachher, „B. müsse eine durchaus kalte Natur sein, zwar habe sie an der Predigt nichts auszusetzen, doch sei sie nicht im geringsten erwärmt." Bei der zweiten Predigt, die schon weniger besucht war als die erste, nahm man gewaltigen Anstoß an den Worten: „Mangel an sittlichem Ernst." Man meinte, das sei doch zuviel gesagt. Das sei Oel in's Feuer gießen, und B. mache sich damit keine Freunde. Das hatte er ja auch gar nicht beabsichtigt, denn er wußte es wohl, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist. Sie fanden seine Predigt auch zu lang und nicht einfach genug, und meinten, wenn er sie vor Bauern gehalten hätte, würde gewiß Keiner sie verstanden haben. Das gebe ich zu, aber welch ein Unsinn, sich nur einen Augenblick eine vor lauter gebildeten, denk- und urtheilsfähigen Menschen gehaltene Predigt in einen Bauernkreis hineinzudenken!

Digitized by Google

„Einer der Zuhörer soll geäußert haben, in ihm sei die Lust, aufzustehen und B. zu widerlegen, sehr groß gewesen, und es ärgere ihn, daß er es nicht habe thun können! Gott Lob, daß die Kinder der Welt, so sehr sie sich auch sträuben, meistens doch eine gewisse Scheu und Ehrfurcht gegenüber dem Worte Gottes haben, und daß der Geist der Lüge doch dem Geiste der Wahrheit weichen und vor ihm schweigen muß. So durfte denn diese heilige Stunde durch nichts gestört werden.

„Die dritte Predigt wurde noch weniger besucht, und man war so nachlässig, ihn sehr warten zu lassen, und ihn, als er endlich begonnen hatte, durch zu spätes Kommen zu stören. Es war gekommen, wie er vorausgesagt hatte. Die Meisten besuchten diese Versammlungen aus Neugier und aus Höflichkeit für seine Person, nicht aus innerem Bedürfniß nach dem Brod des Lebens, welches da gereicht wurde. Aber niemals kam eine Klage über seine Lippen, und keine Entmuthigung war an ihm bemerkbar. Er redete zu der kleinen Schaar mit gleicher Kraft, mit gleicher Wärme, wie zu der größeren. Am Schlusse dieser dritten Predigt sagte er uns, daß er am Charfreitage das heilige Abendmahl auszutheilen gedenke und am Palmsonntage zu predigen vorhabe. Die Palmsonntagspredigt über den Kampf des Herrn in Gethsemane erquickte uns ebenso als die vorhergehenden, obwohl sie ja ganz anderer Art war, und ich glaube, es war B. selber tief inneres Bedürfniß, in jenen Tagen den Namen dessen zu verkündigen, der leiden und sterben mußte, damit die in Sünde und Tod dahingegebene Welt das Leben habe.

„Der Kreis der Abendmahlsgenossen am Charfreitage war ein kleiner, doch war die Feier so erhebend, daß es mir erst nachher einfiel, daß mir diese Gottesgabe nur im Saale eines Privathauses gereicht wurde. Am Nachmittag desselben Tages trafen wir B. auf einem Spaziergange, und als wir ihm noch innig dankten, daß er diese Feier veranstaltet und uns dadurch so reiche Erquickung hatte zukommen lassen, sagte er nach einer Pause: „So kommt ein Charfreitag nach dem andern, ein Abendmahl folgt dem andern, bis wir es einst droben Alle mit einander genießen.“ — —

„Am Ostersonntag den 16. April predigte B. zum letzten Male. Ich habe durch diese sechs Predigten einen so reichen Segen gehabt, daß ich fast meine, ich hätte ihn Sonntag für Sonntag gehört. Ich hatte immer das Gefühl, als sei er ein auserwähltes Rüstzeug, von Gott Selbst zubereitet zu Seinem Dienst. Meine kurzsichtigen Gedanken wollten daraus wohl schließen, daß seine Pilgerfahrt noch lange dauern werde zum reichen Segen für Andere, obwohl sein völliges Losseiн von der Erde, sein

Digitized by Google

Wandel im Himmel mich, o wie oft, leise mahnten, daß er gewiß der Vollendung nahe und die Frucht für die selige Ewigkeit reif sei. Ich sehe noch sein leuchtendes Auge, als er auf einem Spaziergange nach längerem Schweigen ausrief: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, aber um Euretwillen — wir haben Alle Jemand, um deswillen wir gern noch hier bleiben!“

„Es war etwas Wunderbares um diesen Menschen, und ich habe mich oft gefragt: „Was ist es, das sein Angesicht so schön macht?“ Es war nicht die Form, waren nicht die Züge, es war der Strahl einer geläuterten Seele, der aus den Augen brach und sein Antlitz mit hellem Verklärungsglanz überfluthete, wenn sein Mund in Worte ausbrach wie: „Gott sei gelobt für alle Seine Wege mit mir, hoch und niedrig!“ —

„Fast Alle, welche mit uns Madeira besuchten, trugen mehr oder weniger den ziemlich entwickelten Keim zur Schwindsucht in sich, und entmuthigt durch die geringen Erfolge ihrer Cur, ertrug ihr immer nach Neuem dürstender Geist nur schwer die Abgeschlossenheit eines Insellebens, wo jede Anregung von außen fehlte. Voll Niedergeschlagenheit durchseufzten sie ihre Tage, froh, wenn endlich einer ausgelangweilt und vorüber war, ohne zu bedenken, daß sie doch damit, auch wenn Genesung ihrer harre, einen Schritt dem Grabe und der Ewigkeit näher waren, und sie wußten ihre Abendstunden nicht besser als am Kartentische zu verbringen. In dieser Gesellschaft bewegte sich B. mit großer Zurückhaltung, aber mit viel Gewandtheit, und sein sicheres Auftreten ließ sogleich den gebildeten Mann erkennen. Ihm wurde fast nur mit Scheu oder Gleichgültigkeit begegnet, doch half sein feiner Tact ihm Alles mit Freundlichkeit überwinden. Er war und blieb ein Fremdling unter ihnen, das fühlte man, und das ist begreiflich.

„Mit religiösem Gespräch drängte sich B. nie auf; doch war er freundlich, geduldig, klar, wenn man ihm entgegenkam. Und er lieh nicht nur augenblicklich der Klage ein williges Ohr, sondern nahm die Last mit auf sein treues Herz. Tage lang nachher noch konnte er ein Gespräch wieder aufnehmen, wenn er meinte, nicht verständlich gewesen zu sein. Trösten, trösten, das war seine Weise, immer den Blick zum Himmel richten, und aus dem reichen Schatze seines friedevollen Herzens konnte er mittheilen nach Bedürfniß. Er achtete die Eigenthümlichkeit eines jeden Menschen, und sein großes Zartgefühl ließ es ihn sogleich herausfinden, wann der Schmerz schweigend und in der Stille wollte durchkämpft sein.....

.....„Madeira ist herrlich!“ sagte Pastor B. oft, und mit Freuden

Digitized by Google

durchstreifte er zu Pferde diese blühende Insel. Sein Auge weidete sich gern an den Schönheiten der vergänglichen Erde, aber den sehnenden Blick hatte er unverwandt auf das unvergängliche ewige Erbe gerichtet, welches uns im Himmel behalten ist. Gegen seine Untergebenen war er die Leutseligkeit selber, und seiner Natur nach war es ihm unmöglich, zu genießen oder froh zu sein, wenn seine Umgebung es nicht mit ihm war. Ein herzerhebendes Bild war es, wenn er unter Lächeln und freundlichen Worten mit beiden Händen an seine Arrieros (Pferdebegleiter) das eigens für sie bei diesen Ausflügen mitgenommene Brod, Bier und Fleisch austheilte und von ferne stehende zerlumpte Bettelkinder so herzlich herbeirief; da habe ich wohl oft im Stillen an Matth. 10, 42 gedacht!

„Von sich selber redete er gar wenig, und Klagen über sein Befinden hörte man kaum, daher denn auch nur wenige Menschen nur eine Ahnung davon hatten, wie schwach er eigentlich war. Und wer nicht ein durch Erfahrung besonders geschärftes Auge für diese traurige Krankheit hatte, der hielt ihn für ganz oder fast ganz gesund.

„Im April machten wir mit Pastor B. einen Ausflug nach Ribeiro frio in ziemlicher Höhe und nördlicher Richtung. Es war ein freundlicher, schöner Morgen, als wir um 11 Uhr die Pferde bestiegen und den schmalen, steilen Pfad hinanklommen, hinter uns die keuchenden Arrieros mit ihren großen Stecken und ganz bepackt mit Shawls, Tüchern, Regenschirmen und Körben, reichlich angefüllt mit Proviant. Der Weg war schön, aber mühsam. Der Boden Madeiras ist Felsen, und die großen, oft sehr glatten Steine, welche überall ihn bedecken, machen den Pferden den Gang manchmal recht sauer; aber das kluge Thier versteht es, im Zickzack gehend, sich die richtigen Stellen auszusuchen, und man kann sich auch, ohne im Reiten geübt zu sein, getrost seinem Rücken anvertrauen, auch da, wo es steil bergunter, wo der Weg an tiefen Abgründen hingeht, wo das wilde Gestrüpp mit seinen dornigen, stacheligen Armen uns zurückzuhalten versucht. Höher und höher klimmend ließen wir sie hinter uns die dunkeln Orangenbäume mit den goldenen Früchten, die blühenden Rosenhecken, die rauschenden Pinien, und fanden nur noch den gelben Ginster, Heide und den Lorbeerstrauch, bis wir auf einer ganz kahlen Ebene anlangten, wo der Boden nur spärlich noch hie und da mit moosartigem Grase bedeckt war. In dieser Einsamkeit stand ein einziges Haus, eine Schenke. Eigentlich waren es nur vier fensterlose überdachte Mauern mit einer Thür. Darinnen saß auf dem Herde ein schwarzhaariges schmutziges Mädchen zusammengekauert, am spärlichen Feuer sich wärmend. Ein hölzernes Gestell mit einigen

Digitized by Google

Lumpen diente einem kranken Manne zum Lager und dem kleinsten Kinde zum Sitz. Ein Schenktisch mit Gläsern und Spirituosen, und ein Stuhl für die Mutter, welche ein drittes Kind auf den Knieen hatte, war die ganze Habe dieser Familie, die sich von den Zehrpfennigen vorübergehender Wanderer und den spärlichen und seltenen Almosen der dorthin kommenden Fremden nährte.

„Hier oben war eine feine, scharfe Luft, und wir beeilten uns, in das wärmere Thal hinabzukommen, und durchsprengten im Galopp die weite Fläche. Die grüne Schlucht mit dem drunten brausenden Ribeiro gewährte einen köstlichen Anblick. In dem dichten Laub der Eichen und Kastanien spielten die hellen Sonnenstrahlen, und die vorausgeeilten Arrieros zündeten ein Reisigfeuer an und lagerten sich schwatzend und rauchend daneben. Unten angelangt stiegen wir von unseren schaumbedeckten Pferden, die, an einigen grünen Büschen weidend, sich nach diesen Strapazen ausruhen konnten. Wir selber ließen uns nahe am Ribeiro auf einem ausgebreiteten Tuche, welches uns zugleich als Sitz und Tisch dienen mußte, nieder, und freuten uns an den hohen Bergen, welche die enge Schlucht einschlossen, und an den weißen, hellen Wolken, die vorüberzogen. Als wir genug gerastet, machten wir uns auf den Heimweg. Dichte Wolken verdunkelten die Sonne plötzlich, und vom Thal herauf die Höhe hinankommend trieb ein feiner schneidender Wind den feinen durchdringenden Regen uns in's Gesicht.

„Wir erreichten die vorhin erwähnte Schenke; um für einige Augenblicke dem rauschenden Regen zu entgehen, ritten wir hinein. Daß wir diese Hütte, welche ohnehin schon Küche, Wohn- und Schlafzimmer zugleich war, nun auch noch zum Pferdestall machten, schien die Bewohner durchaus nicht zu verstimmen. Die Portugiesen sind von Natur ein sehr höfliches Volk und haben viel angeborene Grazie. In ihren Unterhaltungen gebrauchen sie unaufhörlich das „Ihro Gnaden," und selbst in den niedrigsten Volksschichten reden sie sich nicht anders als Senhor und Senhora an. Ihre Hautfarbe ist meistens dunkelgelb, ihre Zähne sehr gesund und blendendweiß, das lange, reiche Haar glänzend schwarz, nur leider immer in wilder Unordnung und wenig gepflegt. Bei den Männern fällt es oft in dichten Locken tief über die ohnehin nicht hohe Stirn, welche dadurch noch niedriger erscheint, und wodurch das Gesicht ein finsteres Aussehen erhält. Gutmüthig sind sie im Ganzen, aber stolz, träge, unrein und diebisch. Dem Deutschen sind sie mehr zugethan als dem Engländer, dessen hochmüthiges Begegnen sie verletzt. Weiße Gesichter und blonde Haare bewundern sie sehr. Pastor B. war von Rio her

Digitized by Google

sehr gewandt in der portugiesischen Sprache und redete in freundlicher Weise mit der Frau, streichelte die Kinder, fragte sie nach ihrem Namen, ihrem Alter und theilte die Reste unseres mitgenommenen Mahles aus unter die Arrieros und diese zigeunerartige Familie, wofür er denn mit Segenswünschen beim Fortritte überschüttet wurde.

„Der Regen hatte aufgehört, und je mehr wir nach Funchal hinunterkamen, desto wärmer wurde die Luft, und plötzlich um eine Ecke biegend, sahen wir tief unten die Stadt mit ihrem Häusermeer, ihren Kirchen und Kirchthürmen, im Hintergrunde die See gleich einem glatten Spiegel mit einigen vor Anker liegenden Schiffen — Alles von dem Golde der Abendsonne lieblich angestrahlt! So lange Dämmerung, wie wir sie im Norden haben, kennt Madeira nicht, dort bricht die Dunkelheit ziemlich überraschend ein. Daher war es denn auch schon völlig Nacht, als wir endlich, ziemlich ermüdet, unsere Quinta erreichten, und hell und klar stand der Mond am Himmel.

„Niemals habe ich einen Menschen gesehen, der mir so frei von allen irdischen Wünschen zu sein schien, wie Pastor B. Er überließ sich gänzlich der Führung seines himmlischen Vaters, dessen Absichten mit ihm, und seien sie noch so tief in Dunkel und Nacht gehüllt, doch nur Liebes- und Segensabsichten sein konnten. Es fragte ihn einst Jemand: „Wenn er später seiner Gesundheit wegen wieder eine Pfarre antreten könne, ob er sich dieselbe auf dem Lande oder in der Stadt wünsche." Er erwiederte lächelnd: „Daß er das nicht wisse, und wo Gott ihn hinstelle, da sei es gut." In der Osterwoche gingen wir eines Abends, vom Spaziergange kommend, mit ihm in die Kathedrale, die sich nicht durch besondere Schönheit auszeichnet, nur durch ihr mit Cedernholz ausgelegtes Gewölbe, was allerdings ein Kunstwerk ist. Die ganze Kirche war schwarz verhangen und nur das Mittelschiff schwach erleuchtet. In dem Seitenschiff links, während dasjenige rechts ganz dunkel war, stand ein großer gläserner Sarg mit einem lebensgroßen Christus unter Blumen liegend, umgeben von brennenden Wachskerzen. Maria stand im langen seidenen Gewande auf einer Erhöhung daneben, die Hände gefaltet, das Schwert in der Brust. Die ganze Kirche war gedrängt voll Menschen, Alles ein Gebet auf den Knieen verrichtend. Da streckte Pastor B. seinen Arm weit aus über die Menge und flüsterte: „O, eine ganze Schaar Beter, die Alle den Namen Eines Gottes anrufen!" Ihn beirrte es nicht, daß die Menge andachtslos und leicht gestört war, denn er war selbst voll heiliger Andacht, und nicht in einer katholischen Kirche, sondern im Hause Gottes.....

Digitized by Google

..... „An einem herrlichen Morgen, am 21. April, machte sich unsere kleine aus sechs Personen bestehende Gesellschaft zu Pferde auf nach Santa Cruz. Unser Weg führte bergauf, bergab durch tiefe Schluchten und steinige Betten rauschender Ströme. Rechts hatten wir das Meer mit den Desertas, links die Berge und das blühende Land. „Wie schön," sagte Pastor B., „man reitet wie in einem Garten." Ich stimmte ihm bei. Der Weg wand sich, und das Meer verschwand hinter den Bergen, über deren Gipfel die zarten Wolkenschleier hinschwebten.....

„In entscheidenden Augenblicken meines Lebens ist es mir oft schon so klar gewesen, was der Wille Gottes, nach dem ich mich einzig zu richten habe, sei, wenn auch Andere manchmal zweifelnd den Kopf dazu schüttelten. „Das kann auch Jeder nur ganz allein für sich wissen," sagte Pastor B., „und Sie müssen es nicht von den Menschen erwarten, daß sie darin immer so klar sehen wie Sie." — Ihm sei es so ergangen, als er nach Rio sich aufgemacht habe. Von selber würde er nie daran gedacht haben, dorthin zu gehen.....

„Santa Cruz ist ein kleines Städtchen und liegt fast wie Funchal. Das Haus, in welches wir einkehrten, war nicht groß, aber bequem eingerichtet, und hatte einen Garten, von dem aus man das Meer erblickte und in welchem Levkojen und Reseda dufteten.... Von hier aus unternahmen wir gemeinschaftlich Touren in die herrliche Umgegend. Morgens etwa um 10 Uhr ritten wir von dannen und machten nach einigen Stunden an irgend einem schönen Punkte Halt und verzehrten, auf den warmen Erdboden hingestreckt, das mitgenommene Frühstück. Tief drunten zu unseren Füßen lagen die kleinen Ortschaften malerisch zerstreut an den Bergen, und zwischen den emporstrebenden Felsen sah man das Meer erglänzen. So kindlich froh und heiter war Pastor B. immer bei diesen Ausflügen, und unermüdlich im Auffordern zum Gesang. Ein tiefes, stilles Weh, geheiligt durch das Auge dessen, vor dem allein es durchgekämpft sein mußte, schien sich aber durch allen Frohsinn Pastor B.'s hindurch zu ziehen; ich werde nie den Blick seines Auges vergessen, als er einmal zu mir sagte: „O, ich lächle unter Thränen!" — Mehrere Bücher, auch die Missionsharfe, waren von ihm nach Santa Cruz mitgenommen. Er konnte nicht genug Gesang hören. Der Sonntag kam, und am Morgen vor dem Frühstück betete Pastor B. den 103. Psalm. Es war ihm gewiß sehr wohl, mit so erhobenem Geiste sprach er. Wir erbauten uns in der Stille sonntäglich mit Lesen und machten dann noch einen Spaziergang zusammen....."

Die nachfolgenden drei Predigten sind durch diese Mittheilungen

Digitized by Google

schon eingeführt. Der Verfasser hatte besondere Veranlassung für ihren Gegenstand nicht nur in der kirchlichen Zeitbewegung, sondern in seiner Umgebung. Er selbst nannte sie einmal „Vorträge" und nicht „Predigten."

Drei Predigten.

„Wie verhängnißvoll es sei, mit dem Glauben an die Wunder Jesu zu brechen."

Erste Predigt am 29. Januar 1865.

Matth. 8, 1—13. Da er aber vom Berge herab ging, folgte ihm viel Volks nach. Und siehe, ein Aussätziger kam und betete ihn an, und sprach: Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührete ihn an, und sprach: Ich will es thun, sei gereiniget. Und alsobald ward er von seinem Aussatz rein. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, sage es Niemand; sondern gehe hin, und zeige dich dem Priester, und opfere die Gabe, die Moses befohlen hat, zu einem Zeugniß über sie. Da aber Jesus einging zu Capernaum, trat ein Hauptmann zu ihm, der bat ihn, und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause, und ist gichtbrüchig, und hat große Qual. Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Der Hauptmann antwortete, und sprach: Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest; sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Kriegsknechte; noch wenn ich sage zu einem: Gehe hin, so gehet er; und zum andern: Komm her, so kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das, so thut ers. Da das Jesus hörete, verwunderte er sich, und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend, und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen. Aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein Heulen und Zähnklappen. Und

Digitized by Google

Jesus sprach zu dem Hauptmann: Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht ward gesund zu derselbigen Stunde.

Nichts wäre mir erwünschter, meine Freunde, als daß ich in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, im Geist verbunden mit den heimischen Gemeinden, das theuerwerthe Gotteswort betrachten könnte zu einer Erquickung und Stärkung unserer Seelen, unbekümmert um die ruh- und friedlose Welt um uns her. Aber ist das zu keiner Zeit ganz möglich, so am wenigsten in der gegenwärtigen, denn indem ich mich sehne, euch geraden Wegs den lichten Gefilden der Wahrheit zuzuführen, um dort gemeinschaftlich mit allen Frommen dem Herrn der Herrlichkeit in sein heiliges und freundliches Angesicht zu schauen, so bemerke ich zur Seite dieses Weges dunkle, unfreundliche Gestalten, aus der Unwahrheit geboren, von welchen das Licht der natürlichen Vernunft uns ihre Schatten entgegenstreckt, und die uns auffordern zu einem Umweg. Wir sollen da hindurchgehen durch einen ganzen Wald des Unglaubens mit seinem finstern Gewirr, mit seinem wilden Wuchs und verwundbaren Gattungen. Und nicht ohne ernstliches Widerstreben schicke ich mich an, gleich heute diesen Weg zu gehen, denn wir ziehen Frieden dem Kampf vor, möchten durch nichts in unserer Andacht gestört werden. Aber diese Störung — wenn der Umstand diesen Namen verdient — rechtfertigt doch die höhere Betrachtung, daß ein gediegener Friede durch Kampf errungen wird, und kann es uns nur um einen solchen zu thun sein, so ist dadurch meine Pflicht begründet, den angedeuteten Weg euch zu führen. Wir werden auch von ihm aus stärkende Ausblicke thun können in die lichte Klarheit der Wahrheit, und je länger dieser Umweg ist, desto kürzer die Strecke, welche wir mit einander durchmessen können, wir müssen uns beschränken. Die widerchristlichen Lehren, welche sich in unseren Tagen unter dem Scheine des geschichtlichen Christenthums bei uns einzubürgern versuchen, verkünden als obersten Satz, für welchen sie die Gemüther mit aller Anstrengung zu gewinnen streben, die Leugnung evangelischer Thatsachen, welche die Wahl meines Textes rechtfertigt, der auch der Epiphaniaszeit angehört. Zwei Wundererzählungen liegen uns hier vor: Die Reinigung eines Aussätzigen und die Heilung des Knechtes, für welchen der Hauptmann von Capernaum im Glauben sich verwendet. „Alles Uebernatürliche und darum auch alle Wunder sind unmöglich, woraus folgt, daß alle Berichte solchen Inhalts unwahr sind.“ Das ist es, was man uns als ein neues Evangelium vor allen Dingen glauben machen will.

Digitized by Google

Die Anklage ist schwer, und es ist uns ihrer Erscheinung gegenüber eine ernste und besondere Aufgabe gestellt, das leidet keinen Zweifel. Aber welche ist diese? Ein schriftgläubiger Christ kann sich durch solches Feldgeschrei aus dem Heerlager des Feindes nicht beirren lassen, weder in der Gewißheit um sein Heil, noch um den Fortbestand und die Fortschreitung und Entwickelung der christlichen Kirche. Es ist ihm weder etwas Unerwartetes noch etwas Neues; der Herr selbst und seine Apostel haben die falschen Propheten vorausverkündet, der Widerspruch gegen die Wahrheit ist uralt, und er wird sich noch um Vieles steigern, zum Zeichen, daß das Reich Gottes kommt. Es heißt hier: Kindlein, es ist die letzte Stunde, und wie ihr gehört habt, daß der Widerchrist kommt, und nun sind viele Widerchristen worden; daran erkennen wir, daß die letzte Stunde ist. Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns. Aber wir haben die Aufgabe, uns mit erneutem Fleiß in die Schriftwahrheit, zumal die heiligen Geschichten von den Wundern Jesu, zu versenken und mit concentrirtem Glauben Zeugniß abzulegen in der Weise, wie es ein Jeglicher bedarf. Darum haben wir auf's Neue aus der uns wohlbekannten Rüstkammer Gottes die Waffen hervor zu holen, deren wir bedürfen, den Helm des Heils, den Harnisch der Gerechtigkeit, Schild und Schwert des Glaubens und des Wortes Gottes. So gilt es als gute Streiter Jesu Christi sich zu leiden, den Unglauben angreifend — wenn wir ihn nicht zu uns herüberziehen können — und den Glauben schützend und stärkend. Dem festen, innigen Glauben gegenüber, unter welchem jene neuen Propheten das Wort zu predigen beginnen, steht der starre, kalte Unglaube, der auf seiner höchsten Spitze zu eifriger, unheimlicher Gottesverleugnung wird. Ihm gleichen die Wunder Jesu — und auf diese eben kommt es uns an — schon längst alten vergilbten Pergamenten mit allerlei wunderlichen Schriftzügen, welche man nur der Merkwürdigkeit halber in seiner Bibliothek noch aufbewahrt. Oder in grellen Farben allzu stark aufgetragenen altmodischen Bildern, an denen nur Kinder sich ergötzen können. Der Unglaube begrüßt daher die neue Predigt mit Freuden und läßt sich in der Unwahrheit bestärken, wiewohl es denkbar ist, daß der Eine oder Andere, gerade durch die allzu plumpe Weise unserer Gegner auf ihre Unfähigkeit aufmerksam geworden, in das Lager des Glaubens übergeht. Wie dem aber sei, wir dürfen nicht ablassen, soweit wir es vermögen, ihnen mit ernster und liebevoller Verkündigung der Wahrheit nachzugehen, und da werden wir wohlthun, damit zu beginnen, daß wir sittlichen Ernst in ihnen hervor zu rufen suchen und mit Wort und That ihnen den leben-

Digitized by Google

digen Gott zu bezeugen, vor dem wir unsere Kniee beugen und durch dessen Aufgeben sie sich bewußt oder unbewußt von aller Religion entfernt haben.

Doch zwischen diesen äußersten Gegensätzen des Glaubens und des Unglaubens begegnen uns ihre mannigfachen Abstufungen. Es entspricht nicht meinem Zwecke, sie alle vorzuführen, nur auf drei Erscheinungen will ich die Aufmerksamkeit lenken.

Innerhalb und außerhalb der äußeren Christenheit giebt es eine große Anzahl solcher Religiöser, welche mit dem Kern des Christenthums mehr oder weniger gebrochen oder ihn nie erkannt haben. Wir dürfen Religion ihnen nicht absprechen, denn sie glauben an den einigen Gott und auch wohl an Unsterblichkeit, wenngleich der Einfluß ihres Glaubens auf ihr religiöses und sittliches Leben zuweilen kaum erkennbar ist. Verhalten sie sich zu den Wundern Jesu verneinend, so kann uns das nicht befremden, es ist dann unsere Aufgabe, ihnen von Anfang das Evangelium zu predigen, sie insonderheit auf die heilige Person Jesu und sein gewaltiges Wort zu verweisen; mit den Wundern werden wir nicht beginnen, obwohl diese ihnen eine Brücke zum Glauben werden können, und wir ihnen gerade in Bezug auf sie ein sehr ernstes Wort zuzurufen haben, nämlich, daß sie sich wohl hüten mögen, über den Anstoß, den sie an den Wundern nehmen, nicht Alles zu verlieren, was sie noch haben.

Auf der andern Seite stehen die Gläubigen, denen die Heilswahrheiten lieb und werth sind, wenngleich ihr Glaube nicht völlig. Sie hören gern den Trost des Evangeliums, nehmen auch seine Ermahnungen und ernsten Warnungen an; aber die Wunder? Sie wollen nicht an ihnen rütteln, aber sie lassen sie noch auf sich beruhen. Es ist nicht lange her, fern von hier, da richtete ein Wohlmeinender die Frage an mich: „Sind denn die Wunder so wichtig?“ Die Antwort lautet: Ja, und es ist nothwendig, sie zu glauben, und gefahrvoll, den Glauben an sie aufzugeben.

Die Gefahr aber liegt hier vor, und sie ist noch dringender, wenn sonst Gläubige, durch allerlei Unreines bewogen, wie Eitelkeit, Unlauterkeit, auch wohl Schmeichelei, noch einen Schritt weiter gehen und thun, was ich nur in einem ungern gewählten, aber von der Wahrheit mir abgedrungenen Ausdrucke auszusprechen vermag, wenn sie „kokettiren“ mit der Unwahrheit. Es giebt Leute, welche es sogar geistlich finden, einzustimmen in das Geschrei der Unwahrheit; sie scheinen dadurch eine selbstständige Stellung einzunehmen, wie sie es wünschen, und so setzen sie sich der Gefahr aus, den Glauben an die Wunder Jesu zu verlieren.

Digitized by Google

Beide wissen nicht, was sie thun; sie befinden sich gleichsam in einem Zustande des Schlafwachens und gleichen den Nachtwandlern, die über einen Abgrund schreiten. Der Glaube, die Kirche ruft sie durch Eingehen auf ihre Bedürfnisse in Schrift und Wort gleichsam bei Namen, und reicht ihnen die Hand, um sie zu rechter Zeit zu erwecken, zu ergreifen und in die sichere Burg des Glaubens zurückzuführen, auf daß sie nicht zu spät erwachen und in den Abgrund stürzen.

Wir müssen warnen, das ist hier unsere erste Pflicht, und das will ich, weil es noch heute heißt, und dadurch den beiden zuletzt bezeichneten Glaubensstufen gegenüber der Pflicht mich entledigen, welche mir die heutige Erscheinung des Unglaubens zunächst aufzuerlegen scheint. Ich glaube aber dieser Aufgabe zu entsprechen, wenn ich sie zu überzeugen suche, daß es gefahrvoll — ja, ich wähle einen volleren Ausdruck — daß es verhängnißvoll sei, den in Rede stehenden Schritt vom Glauben zum Unglauben zu thun, und in welchem Grade, oder:

„Wie verhängnißvoll es sei, mit dem Glauben an die Wunder Jesu zu brechen."

Ich weiß nicht, ob irgend Jemand unter uns, auf den dieser Nachweis unmittelbar abgezielt sein muß, aber mittelbar ist er's auf uns Alle. Denn sollen wir zeugen und überzeugen, so müssen wir die Gefahr kennen, in welcher der Nichtüberzeugte steht, und sie wird uns zu neuer Arbeit des Zeugnisses auffordern, das unser Glaube und das der Herr von uns fordert.

Wie verhängnißvoll es sei, mit dem Glauben an die Wunder Jesu zu brechen, geht aus mehr als einer Ursache hervor. Aber es ist mir unmöglich, das hierher Gehörige auch nur einigermaßen in den engen Rahmen der mir noch zu Gebote stehenden Zeit einzuschließen; ich muß — so ungern ich dazu schreite — mich darauf beschränken, nur die erste jener Ursachen heute geltend zu machen.

1) Durch den Bruch mit dem Glauben an die Wunder Jesu würden wir uns des segensreichen Einflusses derselben auf unser religiöses Leben berauben.

Streicht die Geschichte von diesem Aussätzigen, streicht die Erzählung vom Hauptmann von Capernaum, und Ihr werdet mehr Euch rauben, als es scheinen mag. Ihr müßtet dann auch die anderen wunderbaren Thaten Jesu beseitigen, Ihr müßtet sein mit Wundern ganz durchwirktes Leben zerreißen und mit selbstmörderischer Hand den Einfluß vernichten, den sie bereits auf Euch ausgeübt haben und den sie noch ausüben sollen.

Digitized by Google

Wohl hat die heilige und liebliche Person unseres Heilandes, wie sie uns in vielen anderen Erzählungen dargestellt ist, zumal in der Geschichte seines Leidens und Sterbens und in den Berichten von seiner Auferstehung und Himmelfahrt, ihren siegreichen Einfluß auf Euer Gemüth ausgeübt; wohl hat der Sturmwind wie das leise Rauschen seines unnachahmlichen Worts Eure Seele bebend und frohlockend gemacht; aber die Wunder Jesu könnt Ihr dennoch nicht entbehren. Sie haben Euch unbewußt durch die Tage der Kindheit geleitet, und sie tragen Euch noch jetzt, indem sie Euch, wie einst in heiligen Bildern und den Erzählungen der Eltern und Lehrer von dem herzgewinnenden Wunderthäter, neu in den mancherlei Gebilden der christlichen Kunst, an welche die Begabtesten ihre vornehmste Kraft gewendet haben, oder in der Predigt von Christo in Wort und Schrift lebendig entgegentreten und Euch mit heiliger Scheu und stillem Frieden erfüllen, oder Euch doch zum stillen Nachsinnen unwiderstehlich drängen. Suchen wir uns die Kraft ihrer Wirkung zu erklären.

Die Wunder Jesu erschließen uns fruchtbare Blicke in die Herrlichkeit seiner Person, in die Herrlichkeit seines Berufs, und — wer es zu tragen vermag — auch in die Herrlichkeit einer verklärten Welt.

Die Wunder Jesu sind Zeugnisse seiner Macht. Den Aussätzigen rührt er nur an und spricht: „Sei gereinigt!“ und der Aussatz schwindet; oft heilt er durch sein bloßes Wort, und dem Hauptmann sagt er: „Gehe hin, Dir geschehe, wie Du geglaubt hast!“ und sein Knecht — der fern von Jesu gichtbrüchig lag und hatte große Qual — ward gesund zu derselben Stunde. Diese Macht des Herrn ist übernatürlich, wie das Uebernatürliche eben das Wesen des Wunders ist. Aber dennoch ist diese Macht ihm natürlich, wir fühlen es seinen Wundern an, wie Jesus sie gleichsam im Vorübergehen thut, wo er geht und steht, als natürlichen Ausdruck seines wunderbaren Wesens; indem er sie thut, handelt er aus seinem Eigensten heraus. Das gilt von keinem andern Wunderthäter, und in diesem Einzigartigen seiner Wundermacht liegt die gewaltige Kraft, durch welche er so mächtig wirkte vermöge seiner Wunder (Joh. 9, 30—33): „Von der Welt an ist es nicht erhört, daß Jemand einem gebornen Blinden die Augen aufgethan habe,“ ruft der geheilte Blinde. — „Wäre dieser nicht von Gott, er könnte nichts thun.“ „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist?“ bricht das verwunderte Volk aus, nachdem Jesus Wind und Meer gestillt hatte. Und in jener Nacht, da Jesus auf dem Meere ging, fielen

Digitized by Google

seine Jünger vor ihm nieder und sprachen: „Du bist wahrlich Gottes Sohn.“

Das ist nicht der Eindruck eines Wunderthäters, dem es darauf ankommt, durch seine Wunder das leicht bewegliche Volk an sich zu locken, Schauwunder waren ihm sittlich unmöglich. Er verwandelt nicht Steine in Brod in der Wüste, wo Niemand der Nahrung ermangelt. Er stürzt sich nicht von der Zinne des Tempels; seine Wunder sind sittlich begründet, er stellt sie in den Dienst seiner erbarmenden Liebe. „Er ging umher und that wohl und heilte allerlei Seuche und Krankheit im Volk.“ Das ist die Ueberschrift seines wunderthätigen Lebens; wo er Kranke und Traurige fand, da brauchte er seine Wundermacht, denn seine Liebe drängte ihn dazu. So rührte er den Aussätzigen an, den alle Welt floh, und: „Ich will es thun, sei gereinigt,“ spricht sein Erbarmen zu ihm, und zu dem Hauptmanne: „Dir geschehe, wie Du geglaubt hast.“ Er errettet die Seinen vom Tode in den Wellen und trocknet der Wittwe Thränen, die ihren einzigen Sohn begrub. „Weine nicht,“ und „Jüngling, ich sage Dir, stehe auf!“ Alle Wunder Jesu waren Wunder der Hülfe, er hat an Niemandem ein Strafwunder gethan, wie vor ihm die Propheten und nach ihm die Apostel; sein erbarmungsvolles Heilandsherz liegt in seinen Wundern erschlossen.

Aber Niemand kann doch meinen, daß Jesus habe nur ärztliche Hülfe den Leidenden bringen wollen. Das streitet auch wider die Geschichte. Warum fragt er den geheilten Blinden: „Glaubst Du an den Sohn Gottes?“ — worauf er alsbald die Antwort erhält: „Herr, ich glaube“ und betete ihn an! Warum ruft er dem Gichtbrüchigen vor seiner Heilung zu: „Sei getrost, mein Sohn, Deine Sünden sind Dir vergeben,“ und heilt ihn dann erst, „auf daß“ — wie er selbst Matth. 9 sagt — „ihr wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, auf Erden Sünden zu vergeben?“ Jesu Wunder sollten den am Leibe Geheilten und allen denen, die seine wunderbare Hülfe erfuhren, Zeugniß geben, daß er der Heiland sei auch alles Seelenschadens. Wo menschliche Hülfe nicht ausreichte, da half der Herr, so konnte und wollte er auch helfen in aller Sündennoth. Die Wunder Jesu sind eine erhabene Bildersprache, in welcher sein eigentlicher Heilandsberuf sich deutlich offenbart.

Und dieser erstreckt sich auf alle Creaturen und läßt uns seine Tragweite aus seinen Wundern ahnen. Dieselbe Macht, dieselbe Liebe, welche den kranken Leib der Menschheit heilt zum Zeugniß, daß sie die Bande der Sünde zersprengt, wird, wenn wir uns auch an unserer Seele heilen lassen, auch unsern nichtigen Leib verklären zu der Aehnlichkeit des Lei-

Digitized by Google

bes Christi; dieselbe Macht, dieselbe Liebe, welche einst den durch die Sünde gewordenen Naturgesetzen gebot und uns hineinschauen ließ in einen andern von Gott gewollten Lauf der Creatur, wird einst — wenn alle Macht der Sünde aufgehoben ist und die göttlichen Kräfte sich völlig entfalten, auch alle Creaturen befreien von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Es ist die Herrlichkeit einer verklärten Welt, die wir aus den Wundern Jesu ahnen. Bis dahin reicht unser Blick; dem blitzartigen Aufleuchten der Herrlichkeit der Weltverklärung, wie wir sie in Jesu Wunder schauen, folgt der unvergängliche strahlende Glanz der verklärten Welt, in welcher nichts mehr ein Wunder sein wird, obwohl Alles ein Wunder.

So gewähren uns die Wunder Jesu Blicke in die Herrlichkeit einer verklärten Welt wie in die Herrlichkeit seiner Person und seines Heilandsberufes. Und sie sind fruchtbar für unser religiöses Leben. Wir gleichen dem Gichtbrüchigen und dem Aussätzigen, wir gleichen den Jüngern in ihrer Noth in Sturm und Wellen, dem verschmachtenden Volk, das ohne Nahrung bleibt, wenn der Herr nicht hilft! Er allein kann es, aber er will es auch. „Ich will Dich nicht verlassen noch versäumen," ruft die Stimme der Wunder Jesu in unser mit mancherlei Druck und Kummer beschwertes Erdenleben hinein; wo das verheißende Wort unserem Kleinglauben die Kraft versagt, da greifen wir zu den Thaten des ewigen Worts, sie sprechen schneller und beredter zu unserem Herzen. Der Herr Jesus ist unser Schutz und unsere feste Burg. Er behütet uns auf allen unseren Wegen und wendet die Gefahr ab durch unsichtbare Kräfte; er läßt uns nicht sinken in der Stunde der Noth, sondern kommt unserem Kleinglauben zu Hülfe, wie dem sinkenden Petrus auf dem Meer. Er heilet alle Deine Gebrechen. Er erlöset Dein Leben vom Verderben und krönet Dich mit Gnade und Barmherzigkeit, wie einstmals die Empfänglichen in den Tagen seines Fleisches. Und er ist's, der Dir alle Deine Sünden vergiebt. Er ruft den geistlich Tauben, daß sie hören, den Blinden, daß sie sehen, den Aussätzigen, daß sie rein, den Kranken, daß sie gesund werden und den Todten, daß sie auferstehen. Bis einst seine Stimme unsere Leiber erweckt aus ihren Gräbern: Talitha Kumi! Mägdlein, ich sage Dir, stehe auf! Lazare komm heraus! Jüngling, ich sage Dir, stehe auf! Und ein Jeglicher wird den Seinen wiedergegeben und wird nichts als Leben sein. Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde verging und das Meer ist nicht mehr. . . . . Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Angesichtern, und der Tod

Digitized by Google

wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen. Das ist die Vollendung des verheißungsvollen „Weine nicht" des Herrn, als er den Jüngling zu Nain von den Todten auferweckte, und sie ist uns verbürgt durch jenes Wunder, ja durch alle Wunder Jesu. Und dieser Bürgschaft sollten wir uns berauben? Die Zeugnisse Gottes in Christo und die wirksamsten, seine Thaten, von uns weisen? und selbst die Stützen niederreißen, die uns Gott in seiner Weisheit und Gnade zur Erbauung unseres geistlichen Lebens gegeben hat? Das ist verhängnißvoll, das heißt sich selbst verderben (und das heißt des Herrn im Himmel spotten)! Darum soll Niemand an den Wundern Jesu rütteln, aber auch Niemand soll sie vergraben. Ihr vergrabt mit ihnen ihren Segen und was daraus für euer Glaubensleben folgt, das steht nicht in eurer Gewalt. Ihr werdet mehr verlieren, als ihr gewollt, es wird sich um das Theuerste, handeln, was ihr noch in eurem Glauben habt. Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark. So wachet denn nun und betet! und seid stark durch die Gnade, die in euch ist. Aber selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben. Amen.

Zweite Predigt am 12. Februar 1865.

Wir legen unserer heutigen Betrachtung dieselbe evangelische Geschichte zu Grunde, an welche wir die erste angeschlossen haben, denn kann es auch wegen der Natur des Nachweises, zu welchem ich mich berufen gefühlt habe, nicht meine Absicht sein, dieselbe in herkömmlicher Weise zu benutzen, so liegt mir doch daran, daß wir uns das Evangelium lebendig gegenwärtig halten, weil es auf die nachfolgende Entwickelung Licht zu werfen im Stande ist und wiederum von derselben Licht empfangen soll.

Text: Matth. 8, 1—13. „Da er aber vom Berge herabging, folgte ihm vieles Volk nach. Und siehe, ein Aussätziger kam und betete ihn an und sprach: Herr, so Du willst, kannst Du mich wohl reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will es thun, sei gereinigt. Und alsbald ward er

Digitized by Google

von seinem Aussatz rein. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu: sage es Niemand, sondern gehe hin und zeige dich den Priestern und opfere die Gabe, die Moses befohlen hat, zu einem Zeugniß über sie. Da aber Jesus einging zu Kapernaum, trat ein Hauptmann zu ihm, der bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gichtbrüchig und hat große Qual. Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan und habe unter mir Kriegsknechte, und wenn ich sage zu einem: gehe hin, so geht er; und zum andern: Komm her, so kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das, so thut er es. Da das Jesus hörte, verwunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage Euch: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen; aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein Heulen und Zähnklappen. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht ward gesund zu derselben Stunde." —

Was der Gegenstand unserer Betrachtung sein muß, kann denen, welche meiner Ausführung bisher gefolgt sind, nicht mehr zweifelhaft sein. „Wie verhängnißvoll es sei, mit dem Glauben an die Wunder Jesu zu brechen," das war es, was Zeit und Umstände mich nachzuweisen drängten, und das soll nun im Weiteren geschehen. Wir haben bereits gesehen, was wir durch diesen Bruch verlieren würden! Es handelt sich um die Bürgschaft des mächtigen Schutzes Gottes, unseres Heilandes, seiner liebevollen Hülfe und gnädigen Vergebung unserer Sünden; es handelt sich um die Stützen unseres Glaubens an die Auferstehung der geistlich und leiblich Todten und unserer Hoffnung auf ein ewiges Leben in einer verklärten Welt, denn sie liegen offen vor in den wunderbaren Thaten Christi, an welche wir uns anklammern, wenn sein Wort unserem Kleinglauben die Kraft versagt. Und sie von uns weisen, das hieße die Stützen, welche uns Gott zur Erbauung unseres geistlichen Lebens gegeben hat, selbst niederreißen, es hieße uns selbst verderben. Das aber wäre ein vermessenes Verfahren, und ihr sehet, daß

Digitized by Google

es sich hier nicht um einen Verlust handelt, den unser Mitleid nur zu beklagen hätte, weil ja der Verlierende unschuldig sei, sondern der Verlust des segensreichen Einflusses des Glaubens an die Wunder Jesu ist verschuldet, er ruhet in der Sünde und wird vor Gottes Richterstuhl zur Anklage. Das aber ist verhängnißvoll.

Darum sage ich: Wie verhängnißvoll es ist, mit dem Glauben an die Wunder Jesu zu brechen, geht daraus hervor, daß wir uns dadurch **versündigen.**

Die Gestalten der Sünde, aus welchen sich der Bruch mit dem Glauben an die Wunder Jesu erzeugt, sind verschieden und man mag auch von Stufenunterschieden reden; aber dem Gerichte Gottes verfällt sie in jeder Gestalt auf jeder Stufe ihrer Erscheinung. Fassen wir sie zuerst in der Gestalt in's Auge, in welcher sie uns auf der ersten Stufe ihrer mit unheimlicher Gewalt fortschreitenden Entwickelung erscheint. Sollen wir sie mit einem Worte bezeichnen, eine Sünde, die zuweilen arglos erscheinen mag, aber doch das Gift des Todes in sich trägt, eine Sünde, welche Viele verwirrt, ohne sie wieder aus der Verwirrung zu erlösen, und welche Viele von vornherein unfähig macht zur Beurtheilung sittlicher, ja religiöser Gegenstände? Es ist die Sünde eines freiverschuldeten Mangels, der mit den Forderungen des Gewissens nicht im Einklang steht, eines Mangels an der Eigenschaft, welche die erste Bedingung für jegliche Forschung sein muß, da es sich bei ihr immer um etwas Sittliches, nämlich die Wahrheit handelt — ich meine den Mangel an sittlichem Ernst; ihm ist es um nichts Anderes zu thun als um die Wahrheit, und es ist ihm unmöglich, aus irgend welchem Interesse anzunehmen, was dem offenen Wahrheitssinn und dem sittlichen Beweis widerspricht, oder zu verwerfen, was mit ihnen nicht stimmt, oder auch nur Quellen der Wahrheit unbenutzt zu lassen. Das aber trifft häufig zu und zwingt uns zu der Anerkennung, daß jener sittliche Ernst Vielen mangelt, mehr oder weniger, zuweilen aber so vollständig, daß die Anklage des verantwortungsvollsten Leichtsinns ihre volle Berechtigung findet.

Erfahren wir, ob es sich so verhält. Nicht ohne Grund seelsorgerischer Wahrnehmung habe ich auch am Schlusse unserer ersten Betrachtung gebeten und ermahnt: „Vergrabt die Wunder Jesu nicht." Sie sind ein Pfund, das uns zum Wuchern gegeben ist, und geht uns mit ihrer Nichtbeachtung ihr Ertrag verloren, so ist es an sich schon ein Mangel an wahrheitssuchendem Ernst und ein Widerspruch mit unserem Gewissen, unbenutzt zu lassen, was uns der Geber alles Guten zur

Digitized by Google

Nutzung gegeben hat, und was ich hier zu betonen habe. Wir können das vergrabene Pfund vergessen, und ist es erst vergessen, so ist der erste Schritt zur Leugnung seines Vorhandenseins nicht weit. — So erzeugt sich schon auf dem Boden christlicher Erkenntniß und des Bibelglaubens aus einem Mangel an sittlichem Ernst der Bruch mit dem Glauben an die Wunder Jesu. Noch deutlicher tritt uns das entgegen auf der Grenze zwischen Glauben und Unglauben, wie vielmehr, wo jener Mangel schon im offenbaren Unglauben wurzelt.

Aber was ist in diesen Fällen das vermittelnde Glied zwischen dem Mangel an sittlichem Ernst und dem Bruche mit dem Glauben an die Wunder Jesu? Die Gegner der biblischen Wahrheit sind geschäftig gewesen, auf alle erdenkliche Weise die Glaubwürdigkeit der Wunder Jesu zu erschüttern; jene Mittelglieder sind daher verschieden. Bei dem Einen ist es der Versuch, die Wunder Jesu als Wirkung einer Naturkraft darzustellen, bei dem Andern sind sie für Erdichtung zu erklären, bei dem Dritten ihr Fundament, die geschichtlichen Berichte, in neuer Weise zu erschüttern und endlich zuletzt gar in frivolster Weise den Herrn der Herrlichkeit für einen Betrüger zu erklären. Oder man wirft das Alles zusammen und wählt bald dies bald jenes zur Stütze der unwahren Verkündigung.

Ich habe mich gefragt, m. Fr., ob es ersprießlich sei, in die Erörterung des Hierhergehörigen hier einzutreten. Aber ich glaube, wir können sie uns Angesichts der Irrthümer, die man verbreitet, und deren Wesen, Bedeutung und Begründung doch oft mißverstanden werden, nicht ersparen. Doch muß es mir genügen, auf das Wichtigste hinzuweisen und so die Gesichtspunkte aufzuweisen, von welchen aus eine eingehendere Behandlung unseres Gegenstandes statthaben wird.

Die Aeußerungen der Feindschaft wider die Wahrheit sind nicht neu, auch abgesehen von dem Widerspruche, der sich zu allen Zeiten geltend machen mußte; sie datiren in ihrer gegebenen Gestalt und als kirchengeschichtliche Erscheinungen schon aus dem Zeitalter des vorigen Jahrhunderts, dem Zeitalter des Unglaubens, und haben sich bis heute nun fortgesetzt.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit des Umsturzes, glaubte man ja — zumal in jenem Lande, aus welchem auch der neueste, allerwichtigste Prophet der Unwahrheit hervorgegangen ist — alle Religion entbehren zu können, und wer noch daran festhielt, dessen Glaube wurde doch mächtig erschüttert; so geschah es, daß man den verhängnißvollen Schritt wagte, dem Christenthum das Ziel zu verrücken. Die christliche Religion wurde zu alleiniger Moral herabgedrückt, und Christus nur zum Lehrer

Digitized by Google

derselben. Das geschah nothwendig, indem man alles Uebernatürliche, also auch die Wunder Jesu, leugnete. Diese Leugnung zu begründen, war dann die traurige und unersprießliche Arbeit derer, welche der Hitze der Anfechtung nicht zu widerstehen vermocht hatten. „Wohl! die evangelischen Berichte sind glaubwürdig," war das fortan vielfach behandelte Thema, „auch die Berichte von den Wundern Jesu; aber sie sind nicht eigentliche Wunder, sondern nur Wirkungen einer sei es uns bekannten oder unbekannten Naturkraft." Diese Behauptung aber aufzustellen und festzuhalten, das, meine ich, heißt des Mangels an sittlichem Ernst sich selbst überführen.

Man hat versucht, sagte ich, die Wunder Jesu als Wirkung einer Naturkraft zu begreifen. Und wir fordern nun sittlichen Ernst zur Durchführung dieses Versuchs. Es ist nicht noth, die thörichten und abgeschmackten Erklärungen anzuführen, zu welchen man sich hat hinreißen lassen; ein sittlicher, ernst gesonnener Mensch findet ihre Widerlegung in ihnen selbst, wo sie ihm nur begegnen. Man geht auch nicht so weit, alle Wunder Jesu so erklären zu wollen, viele läßt man stehen, und somit hat man die Frage wesentlich unbeantwortet gelassen. Oder ist das eine Antwort, wenn man uns auf uns noch unbekannte Naturkräfte verweist, deren Kenntniß im Lauf der Zeit das Räthsel lösen soll? Welche Ungereimtheiten durch diese Behauptungen entstehen, will ich nur an einem Beispiele erweisen.

Der Hauptmann von Kapernaum bittet Jesum um Heilung seines Knechts. Jesus will kommen und ihn gesund machen, da hebt der Hauptmann an: „Herr, ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehst; sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan und habe unter mir Kriegsknechte; und wenn ich zu einem sage: Gehe hin, so geht er; und zum andern: Komm her, so kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das, so thut er's. Er will sagen, wie ich meinen Knechten, so kannst Du den Krankheiten befehlen. — Darüber wundert sich Jesus nicht nur, sondern er hebt an: „Wahrlich, ich sage euch: solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden — der Hauptmann war kein Israelit. — Aber ich sage euch: „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen."

Nun sind zwei Fälle möglich. Entweder hat Jesus diesen Glauben des Hauptmanns für nichts weiter gehalten, als das Vertrauen auf einen — wie man es nennt — Wunderdoctor; ist das denkbar, dann

Digitized by Google

hätte Jesus dieses Vertrauen gleichgestellt mit dem Glauben der Patriarchen und ihm das Himmelreich zugesprochen, und dazu würden wir sagen, das ist nicht wahr, und also Jesum zum Lügner machen. Oder er hat mindestens eben so gut gewußt als wir, daß der Glaube des Hauptmanns sich auf etwas Besseres gründete, als auf Heilung durch eine Naturkraft; dann aber hätte Jesus, wenn er doch nur durch eine Naturkraft heilen konnte, den Glauben des Hauptmanns abweisen müssen, wie Paulus die Anbetung der Heiden, die ihn vergötterten; der Ruhm seines Glaubens aber wäre Lästerung gewesen: Und wer noch irgend etwas von sittlichem Ernst besitzt, der schreckt vor solchen Folgerungen zurück.

Aber will man die Wunder Jesu als solche nicht anerkennen, bevor wir nicht das ganze Gebiet der Naturwissenschaften nach ihrer Tiefe und Höhe durchmessen haben, um festzustellen, ob nicht doch irgend eine Naturkraft bei jenen Thaten des Herrn im Spiele gewesen ist, so wäre das — abgesehen von zahllosen unannehmbaren Folgerungen wie die eben erwähnten — etwa so viel, als wollten wir die Schöpfung der Welt, die doch gewiß ein Wunder ist, so lange ungeglaubt lassen, bis uns einst von völligen Kennern der Naturgesetze bewiesen ist, daß aus dem Nichts nicht ein Welt hervorgehen kann durch Wirkung einer natürlichen Kraft, denn die Wunder Jesu sind auch Acte seiner schöpferischen Kraft und können im letzteren Falle nur auf seinen höheren schöpferischen Willen zurückgeführt werden, der doch nie durch eine Naturkraft gewirkt haben kann. Zweitausend Jahre sind seitdem verflossen, die Naturwissenschaften sind mächtig fortgeschritten, die Wunder Jesu sind nicht erklärt, und sollen wir nun andere zweitausend Jahre warten und so fort in dem Glauben, daß doch endlich noch die Stunde schlagen werde, wo man uns nachweisen wird, daß man durch eine Naturkraft in die Ferne heilen, daß man durch eine Kraft der natürlichen Weltordnung einen Todten lebendig machen kann?

Kein Verständiger kann das denken, Niemand, der sittlichen Ernst besitzt, der nach Wahrheit verlangt, der lieber den Irrthum eingesteht, als daß er wider sein Gewissen in der Unwahrheit beharrt.

Und in der That, man hat diesen Weg verlassen; betreffen wir noch hie und da einen Wanderer auf demselben, so ist es ihm selbst doch nicht so recht ernst, er wendet sich im Wesentlichen der neueren Bahn zu, welcher die große Mehrzahl der Gegner Jesu nun schon seit dreißig Jahren zugeeilt ist. „Die Rückführung der Wunder Jesu auf Kräfte der natürlichen Weltordnung ist unmöglich — lautete die neue Losung — aber die ersten Christen haben das Bild

Digitized by Google

ihres Meisters mit himmlischen Zügen, welche sie den Weissagungen des Alten Testaments entnahmen, ausgeschmückt und so das Gewebe einer mythischen und sagenhaften Geschichte gebildet. Das heißt einfacher: die Wunder Jesu sind nie geschehen, — denn Mythus ist ja nur ein beschönigender Ausdruck, der hier im Grunde nichts Anderes sagt, als Unwahrheit — die Thatsachen müssen geleugnet werden, da sie sich nicht erklären lassen.

Fragen wir einmal unser Gewissen: ist die Geschichte von diesem Aussätzigen und vom Hauptmann von Kapernaum wirklich im Grunde nichts Anderes, als ein Phantasiebild der Jünger Jesu und eines späteren Geschlechts? — „Mythen," m. Fr., d. h. Ideen, welche im Lauf der Zeiten eine geschichtliche Form annehmen, bilden sich wohl in den Kindheitstagen der Völker; das jüdische Volk aber war schon Jahrtausende alt und hatte schon eine mehrtausendjährige Geschichte durchlebt zur Zeit Jesu. „Mythen" bilden sich auch nur im Lauf der Zeit; aber in der kurzen Zeit, welche zwischen der Geschichte Jesu und der Abfassung der Evangelisten ist, nimmermehr, und je weiter man diese in das zweite Jahrhundert hinabdrückt, desto mehr nur kennzeichnet sich ihre Zeit als die des geschichtlichen Bewußtseins und reicher schriftstellerischer Thätigkeit, und desto unmöglicher wird die Annahme der Mythenbildung. Und wäre es möglich, einzelne Geschichten so entstanden zu denken — falls nicht andere gewichtige Gründe dagegen sprechen würden —: die Wunder Jesu bilden einen so nothwendigen Bestandtheil für Geschichten, daß diese ohne sie uns vollständig unverständig werden würden.

Sein ganzes Leben ist mit seinen Wundern durchwirkt; lest die Evangelisten, und ihr stoßt überall auf ihn. Lest das Evangelium Matthäi, das ist es, das am ausführlichsten von den drei ersten Evangelisten die Reden Jesu mittheilt und darum für seine That geringeren Raum sich läßt, und ihr findet nur wenige Capitel, wo nicht Wunder Jesu euch berichtet werden. Lest das Evangelium Marci, des Evangelisten, dem etliche der Gegner am meisten Glauben beimessen, der am wenigsten von Wundern spricht, und schon die Ueberschriften der Capitel weisen fast beständig auf die Wunder Jesu. Ebenso ist es mit Lucas, und das Johannis-Evangelium berichtet uns gerade solche Wunder, an welchen sich die Feindschaft gegen Jesum vorzugsweise entwickelte. Seine Wunder bewogen das Volk aus Städten und Flecken ihm nachzufolgen, wir finden sie bei Tausenden um ihn versammelt; seine Wunder geben Anlaß zu beständigem offenen Widerspruch und häufigen Nachstellungen: der Heilung des Blindgeborenen (Joh. 9.) folgt eine ausführliche Gerichtsverhandlung,

Digitized by Google

und an die Auferweckung des Lazarus schloß sich die Gefangennehmung, Verurtheilung und Kreuzigung Jesu. Die Verhandlungen über die Wunder Jesu und die Darstellung dessen, was daraus für ihn folgte, nimmt in den Evangelien einen so breiten Raum ein, daß es unbedingt die Thatsächlichkeit der Wunder Jesu fordert, um nicht ganz unverständlich zu bleiben. Aber diese haben auch nicht die erbittertsten Feinde Jesu zu leugnen gewagt, sondern nur so suchten sie sich zu helfen, daß sie seine unbezweifelten Wunder dem Teufel zuschrieben. Hätten sie die That leugnen können, sie hätten es wahrlich gethan. — Und an das Zeugniß des Zusammenhangs der Wunder Jesu mit dem weiteren Inhalt der Evangelien reiht sich das der Apostelgeschichte, nach welcher Petrus predigt von den Wundern Jesu und von seiner Auferstehung, dem wichtigsten Wunder, welches durch die apostolischen Briefe unumstößlich bewiesen ist, selbst wenn wir nur die berücksichtigen, welche noch nie bezweifelt worden sind. Aber endlich sind die Wunder Jesu auch ausdrücklich verbürgt durch das Zeugniß eines Schriftstellers, der nicht zu den Verfassern des neuen Testaments gehört. Es ist Quadratus, der im Anfang des zweiten Jahrhunderts uns berichtet, daß auch zu seiner Zeit, also noch während er es schrieb, solche Leute am Leben seien, die von Jesu geheilt oder von den Todten auferweckt sind. Kurzum, die Geschichtlichkeit der Wunder Jesu ist wohlverbürgt.

Und man ist den Zeugnissen der Wahrheit gewichen, und das wohl um so eher, als man nicht nur die Wunder Jesu, sondern alles Uebernatürliche leugnen wollte, d. h. vor Allem Jesum selbst, wogegen sich unwiderlegliche Gründe erheben. So bekannte gerade der Mann, der heute wieder von sich reden macht in Deutschland, daß sein Angriff ein verfehlter gewesen sei. „Ich hatte die Festung durch einen Handstreich in jugendlichem Ungestüm erobern wollen — schrieb er öffentlich nieder — „aber mein größerer Meister hat erst die regelmäßige Belagerung vorgenommen. Der Mann ist Strauß. Betritt er heute wieder den Kampfplatz nach jenem entsagenden Bekenntniß, so entlehnt er seine Waffen nur seinem größeren Meister, wie er ihn nannte; das kann er jetzt wagen, nachdem dieser sich vor wenigen Jahren in's Grab gelegt. Und schreibt er sich nun selbstgefällig die beklagenswerthe Ehre zu, die er sonst Jenem gab, so ist das kein ehrliches Verfahren.

Das Neue aber, was man nun vornahm, da die Wunder Jesu weder erklärt noch zu Erdichtungen herabgewürdigt werden konnten, war der Versuch, ihr Fundament zu erschüttern durch die Behauptung, daß die Evangelisten sehr spät geschrieben und darum nicht recht zuverlässig seien.

Digitized by Google

Das ist doch aber im Grunde wenig Unterschied. Es handelt sich für uns um die Thatsächlichkeit der Wunder Jesu und wir haben hier für sie dieselben gewichtigen Zeugnisse geltend zu machen, welche wir soeben gegen die abenteuerliche Behauptung angeführt haben, die Wunder Jesu seien erdichtet.

Richtet sich der neue Angriff aber besonders gegen das Johannis-Evangelium — weil in ihm die göttliche Natur Jesu unwiderleglich entgegentritt — so sind wir uns vielmehr gewiß, daß der Jesus, den Johannes zeichnet — und das ist kein anderer als der in den drei ersten Evangelien — ganz unerfindbar ist, und daß gerade deswegen die Erhabenheit seiner Person ihre Geschichtlichkeit verbürgt; aber zu ihrer Zeichnung gehören auch nothwendig die Wunder Jesu.

Weitere Zeugnisse bedürfen wir nicht — obwohl es mir schwer fällt, sie zurück zu halten —, hat doch auch der Mann, der größere Meister, wie Strauß ihn nannte, kurz vor seinem Tode in seinem letzten Werke 1860, ein noch schwerer wiegendes Bekenntniß abgelegt, als jener. „Die Person Jesu Christi, sagt er, bleibe ein großes Geheimniß der Geschichte und an ihr hänge jedenfalls die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums." Er sagt: „Nur das Wunder der Auferstehung Jesu konnte die Zweifel zerstreuen, welche den Glauben selbst in die ewige Nacht des Todes zu verstoßen schienen." So hat also der mühsam gelehrte Fleiß eines gegnerischen Mannes geendet mit dem Bekenntniß: Die Möglichkeit und Wirklichkeit des Wunders ist erwiesen. Der Mann ist Baur. Wer mit diesem Standpunkt Ernst macht, der wird den von Jesu gewirkten Wundern den Glauben nicht versagen.

Aber was blieb auch nun zu thun übrig für die Feinde der biblischen Wahrheit? Das hat uns der letzte französische Prophet gezeigt. „Jesus war ein Schwärmer, ein Betrüger," das ist sein Evangelium. „Jesus von Nazareth konnte seinen Plan nicht durchführen, durch einen Handstreich wollte er sich retten. Sein Freund Lazarus ist zufällig krank, er muß den Todten spielen, Jesus spielt den Todtenbeschwörer; Alles ist Lug und Trug." Ja, meine Freunde, das ist es, was er predigt, und da helfen alle die schönen Prädicate nicht, die er Jesu zueignet, es ändert nichts an dem Gesagten.

Wo aber die Feindschaft gegen die Sache Gottes diese Stufe erreicht hat, da hören wir auf mit unserem Gegner zu rechten. Mangel an sittlichem Ernst ist hier zu wenig gesagt; er hat gar kein sittliches Bewußtsein, Jesu wollte er beschimpfen, sich selbst hat er beschimpft, das ist das Ende seiner lästerlichen Arbeit. —

Digitized by Google

Und dergleichen findet Beifall? Warum? Fehlt es den Verkündigern der unwahren Lehren an sittlichem Ernst, so auch den Hörern. Darum sind sie blind für die Widersprüche, die man ihnen zumuthet, taub für die Lästerungen, welche ihnen vorgetragen werden; darum sind sie empfänglich für das Unglaubliche, das sie glauben sollen. Denn sie gehen oft nur unbewußt darauf ein. Das gilt von manchem sehr gebildeten Manne, der auf anderem Gebiete scharfe Augen hat, nur nicht auf dem sittlichen. Aber wie Viele lesen oder hören dergleichen, welchen die Mittel der Prüfung vollkommen fehlen. O, wir brauchen nicht alle Theologen zu sein oder auch nur irgendwie in Wissenschaften heimisch, um die Wahrheit von der Unwahrheit zu unterscheiden." „Ich preise dich, Vater, — betet der Herr vielmehr — daß du Solches den Weisen und Klugen verborgen, und hast es den Unmündigen geoffenbart" (Matth. 11, 25). Aber wenn man auch ohne verstandesmäßige Prüfung alsbald der Unwahrheit mehr Glauben schenkt, als der Wahrheit, so beweist das nur um so mehr, daß es fehlt an sittlichem Ernst, und das zeigt sich am entschiedensten darin, daß man mit vorgefaßten fertigen Meinungen an die Beurtheilung der Wahrheit oder Unwahrheit herantritt. Wer zuvor schon beschlossen hat, daß keine Wunder möglich seien, der findet sie auch in den Evangelien nicht, oder leugnet sie — gleichviel was die Geschichte dazu sagt. Aber darum auch erweitert sich eben die Verantwortlichkeit und erhebt sich die Anklage des Unglaubens. Sie aber bedarf noch besonderer ernster Erwägung. Doch lassen wir es heute bei dem Gesagten: Durch den Bruch mit dem Glauben an die Wunder Jesu würden wir uns versündigen, weil wir uns dadurch des Mangels an sittlichem Ernst schuldig machen würden. Und das ist verhängnißvoll, weil wir vor Gottes Angesicht dafür Rechenschaft zu geben haben; weil wir uns dadurch den Eingang und das Fortschreiten im Reiche Gottes unendlich erschweren, wenn nicht ganz unmöglich machen würden.

Aber um das Himmelreich ist es uns doch zu thun. Und die Stunden eilen; wir müssen abschließen mit unserm Gott. Sollen wir leichtfertig hinübergehen in die Ewigkeit? Oder wollen wir uns nicht lieber völlig beugen unter das sanfte Joch Jesu, der uns ruft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken;" ehe denn der Herr uns durch große Gerichte, unaufhaltsame Krankheit, Tod, Verlust, Druck des Leibes und der Seele niederzwingt und uns zum Entschlusse drängt, sei es zu heiligem Ernst und Schaffen,

Digitized by Google

daß wir selig werden mit Furcht und Zittern — oder zu leichtfertigem Widerstreben gegen Gottes Gnade, das nach solchen Heimsuchungen in Herzenshärtigkeit sich verwandelt und sich selbst die Thür des Himmelreichs verschließt.

Doch den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen, und die ihn suchen, werden ihn finden. Und wer ihn gefunden hat, den wird der Sturmwind stählen, wenn er beharrt, und Steuer und Anker nicht verliert in dieser stürmischen Zeit, da Viele Schiffbruch leiden an ihrem Glauben. Wir aber halten Beides fest und bekennen den Herrn, der große Wunder thut an uns und allen Enden, und zu ihm erheben wir unsere Herzen, ihn rufen wir an:

Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen!
Herr, so du willst, kannst du uns wohl heilen.....
Herr, so du willst, kannst du uns wohl schützen..... Amen!

Dritte Predigt am 26. Februar 1865.

Text: Phil. 3, 1. „Weiter, liebe Brüder, freuet euch in dem Herrn! Daß ich euch immer einerlei schreibe, verdrießt mich nicht, und macht euch desto gewisser."

Der Apostel Paulus hatte seine Gemeinde bereits ermuthigt, daß sie sich freuen solle, jetzt hebt er wieder an: „Weiter, liebe Brüder, freuet euch in dem Herrn!" und bald fügt er hinzu: „Freuet euch in dem Herrn allewege," und abermals sage ich: „Freuet euch!" Darauf bezieht sich der Zusatz „daß ich euch immer einerlei schreibe, verdrießt mich nicht und macht euch desto gewisser."

Im Grunde ist der Inhalt evangelischer Predigt immer einerlei, Christus; der besondere Inhalt wechselt; aber dieser muß auch wiederkehren, wie beim Apostel die Ermuthigung zur Freude. Gott wolle Euch Allen diese Freude reichlich schenken, die auf dem Frieden des mit Gott durch das Blut Jesu versöhnten Herzens ruht, das ist mein Wunsch: aber predigen kann ich jetzt nicht davon, und beziehe ich mich dennoch auf den Ausspruch des Apostels von dem Einerlei seiner Predigt, so thue ich es in Ansehung des Gegenstandes, von welchem ich schon zweimal zu euch geredet habe, und in dieser Beziehung sage ich euch, daß

Digitized by Google

ich euch immer einerlei sage, verdrießt mich nicht und macht euch desto gewisser.

Die Philippische Gemeinde wurde von Irrlehrern beunruhigt; der Apostel stellt die Freude in Christo Jesu gegenüber dem fälschlichen Ruhme der falschen Propheten, er nennt sie „böse Arbeiter," „Feinde des Kreuzes Christi," welcher Ende ist die Verdammniß, welchen der Bauch ihr Gott ist und ihre Ehre in ihrer Schande, derer, die irdisch gesinnt sind, und vor ihnen warnt er. Ich habe euch vor den Irrlehrern zu warnen, welche die Herzen verführen wollen und bewegen durch „lose Philosophie" und „allerlei Wind der Lehre." Sie sind es, die wesentlich den Inhalt unserer Betrachtung bilden und noch bilden müssen, aber von einem andern Gesichtspunkte aus haben wir begonnen sie anzusehen und in anderen Beziehungen haben wir von ihnen und ihren irrigen Reden zu reden, als Paulus von den falschen Propheten seiner Zeit. Es handelt sich um die Leugnung der Wunder Jesu und um die Erkenntniß, wie verhängnißvoll es sei, sich bis zu dieser fortreißen zu lassen. Wir haben gesehen, daß wir uns durch den Bruch mit den Wundern des Herrn den segensreichen Einfluß derselben auf unser religiöses Leben rauben würden; wir haben auch gesehen, daß wir uns dadurch schwer versündigen würden und die hier in Betracht kommende Sünde in ihrer Gestalt und auf ihrer ersten Stufe betreten, den Mangel an sittlichem Ernst, durch welchen wir uns den Eintritt und Fortschritt im Reiche Gottes unendlich erschweren oder geradezu unmöglich machen.

Aber der Bruch mit den Wundern Jesu beruht noch in einer andern Sünde. Der Mangel an sittlichem Ernst hängt zusammen mit dem Unglauben, er ist seine Wurzel und seine Frucht zugleich, und was wir in den Erscheinungen des Lebens mit einander verbunden finden, das trennen wir nur zu unserer Betrachtung. Darnach haben wir heute zu erkennen: Wie verhängnißvoll es sei, mit dem Glauben an die Wunder Jesu zu brechen, weil wir uns durch diesen Bruch der Sünde des Unglaubens schuldig machen würden."

Soll ich erst sagen, daß Unglaube „Sünde" sei? Es handelt sich um den Widerspruch gegen Gottes Offenbarung und Gott selbst. Wer sie glaubt, bedarf keines Nachweises über die Sündlichkeit des Unglaubens, für Andere aber giebt es überhaupt keine Sünde.

Aber bricht man mit dem Glauben an die Wunder Jesu im Unglauben und ist das so verhängnißvoll? Die Frage ist zu beantworten und lautet Ja!

Digitized by Google

Denn 1) die Verwerfung der Wunder Jesu ruht im Nichtglauben an die Offenbarung Gottes im Wort, führt zur Leugnung der Offenbarung Gottes in Christo und folgerichtig zur Leugnung Gottes selbst.

2) die Verwerfung der Wunder Jesu ruht schon im Nichtglauben an Gott und

3) Beides ist verhängnißvoll und das Verhängnißvolle liegt in dem Aufgeben der höchsten Wahrheiten, das nie ungestraft bleibt und in der Natur des Unglaubens als Widerspruch wider den allmächtigen Gott, ein Widerspruch, der in Hartherzigkeit ruht, die zur Verstockung führt und zur Sünde wider den heiligen Geist.

Nur mit wenigen Worten möchte ich das Gesagte erläutern.

1.

Ich habe gesagt: Die Verwerfung der Wunder Jesu ruht im Nichtglauben an die Offenbarung Gottes im Wort. „Die heilige Schrift, Altes und Neues Testament, das Wort der Propheten und Apostel ist Gottes Wort," das ist unser Bekenntniß. „Die heiligen Männer Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geist, und alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allen guten Werken geschickt." Die Wunder Jesu sind eben so wohl Gottes Wort, als aller andere Schriftinhalt, sie sind im Kanon wohl begründet, mit dem Wesentlichsten so eng verwachsen, daß Niemand sie leugnen kann, der glaubt, daß die heilige Schrift Gottes Wort sei. Geschieht es dennoch, so ist das ein Widerspruch und grundsätzlich, wenn auch unbewußt, ein Bruch mit dem Glauben an Gottes Offenbarung und sein Wort überhaupt; es ist euch, wenn ihr die Wunder Jesu leugnet, mindestens nicht rechter Ernst mit dem Glauben an die heilige Schrift; glaubt ihr sie, glaubt ihr auch die Wunder; leugnet ihr die Wunder, so leugnet ihr auch die Schrift. Und wie es aus der Natur der Sache hervorgeht, so lehrt uns auch die Erscheinung, daß die Verwerfung der Wunder Jesu in dem Nichtglauben ruht an Gottes Offenbarung im Wort.

Aber dann ist uns auch nichts mehr sicher, aller Glaubensgrund ist erschüttert. Wenn wir dem Heiligthum des Wortes Gottes uns nahen, so vernehmen wir Gottes Stimme: „Ziehe deine Schuhe aus, denn das Land, da du auf stehest, ist ein heiliges Land!" Ist auch Manches uns unverständlich, die vom heiligen Geist erleuchtete Vernunft nimmt keinen Anstoß, sie weiß sich auch zu bescheiden und lauscht auf die Stimme Got-

Digitized by Google

tes in seinem Wort mit Demuth im Herzen, und spricht mit Samuel: „Herr rede, dein Knecht hört!“ Wollt ihr statt dessen lieber euer Ohr verschließen und dem Herrn sagen: „Rede Du und ich höre nicht, denn ich glaube nicht, ich bin weiser als Gott?“ Wer ein Blatt aus der Schrift blind oder leichtfertig herausreißt, dem werden auch andere entfallen, denn sie hängen mit einander zusammen, und was wird übrig bleiben? Ihr werdet leicht Alles verlieren. Mit dem Wunderthäter werdet ihr in Christo auch den Wunderbaren leugnen. Das Wunder seiner gottmenschlichen Person erregt euch Anstoß? so doch gewiß auch das Geheimniß seiner Erlösung durch sein Blut und auch sein Kreuzestod, seiner Auferstehung, Himmelfahrt und sein Sitzen zur Rechten der Kraft? Ihr könnt den lebendigen Christus leugnen aus demselben Grunde, aus welchem ihr die Wunder Jesu leugnet, weil ihr wähnt, daß ihr es mit Menschenwort zu thun habt, wo Gott redet, und weil ihr nicht glauben wollt, was ihr nicht zu fassen vermögt. — Und auf dieser Bahn kann es noch weiter euch forttreiben bis zum Aeußersten! „Wer den Sohn leugnet, hat auch den Vater nicht!“ Dasselbe Wort, das den Sohn uns offenbart, verkündigt uns auch den Vater. Und glaubt ihr nicht, daß Gott sei und so sei, wie uns die Schrift ihn lehrt, woher nehmet ihr euren Gottesbegriff? Ihr verlöscht das Licht der Offenbarung und betrefft euch nothwendig in der Finsterniß des Heidenthums. „Die Heidenwelt aber hat nur eine ahnende Erkenntniß von dem unbekannten Gott und von seiner Macht, kaum eine Ahnung von der Heiligkeit Gottes — wie das Volk des Alten Bundes —, aber keine Ahnung von der Liebe Gottes. Diese verdanken wir erst dem Christenthum. Und das ist die Erkenntniß, die wir vor Allem brauchen. Wer aber die Offenbarung verwirft, der verschließt sich gegen alle Gotteserkenntniß, und es bleibt nur bei Ahnungen, die uns nicht befriedigen können, und die Stufe des Heidenthums wird nicht überschritten, wie sehr der den lebendigen Gott leugnende Unglaube auch bestrebt sein mag, uns etwas Besseres von sich glauben zu machen, und die, welche nur nachsprechen, durch Schein der Weisheit, durch hochtönende Namen der Systeme und Berufung auf ihre Meister sich bei uns Ansehn zu verschaffen suchen. Aber es ziemt uns, nüchternen Blickes die Wahrheit von der Unwahrheit zu scheiden, und zwischen uns und ihnen befindet sich eine große Kluft; es verbindet uns mit ihnen nichts, als der Wunsch, das Gebet und der Versuch, ihnen von der Finsterniß ihres Unglaubens zu helfen zu Gottes wunderbarem Licht, und wir beharren bei dem Bekenntniß: „Herr Gott, Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen!“ und was

Digitized by Google

geschrieben steht Hebr. 1, 1—4: „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzet hat zum Erben über Alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat; welcher, sintemal er ist der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens, und trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort, und hat gemacht die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst, hat er sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe, so viel besser geworden, denn die Engel, so gar viel einen höheren Namen er vor ihnen ererbet hat."

2.

Wir sehen, m. Fr., wie leicht die Wunderleugnung zur Gottesleugnung führen kann, und ich wünschte, euch eindringlich warnen zu können. Aber es ist auch wahr, daß die Verwerfung der Wunder Jesu zuweilen schon in der Gottesleugnung ruht; die Erfahrung lehrt uns das, und der klarste Beweis dafür sind die gottesfeindlichen Schriften, welche in neuester Zeit gegen die Wunder des Herrn gerichtet sind. Lasset euch nicht betrügen! Sie sagen selbst, daß sie die Wunder Jesu nicht glauben, weil sie überhaupt nichts Uebernatürliches glauben. Aber warum das? Weil sie nicht an Gott glauben. Das geht unzweifelhaft aus ihren Sätzen hervor. Die Behauptung, daß „Uebernatürliches unmöglich sei," hat nur einen Sinn, wenn man Gott leugnet, der ja selbst übernatürlich ist, und mit ihm die ganze jenseitige Welt. Die Verfasser jener Schriften haben pantheistische Anschauungen. Was das heißt, will ich nach der Hauptsache nur mit einigen Worten sagen. Der Pantheismus leugnet den persönlichen Gott; er weiß nichts von dem Gottschöpfer Himmels und der Erden, er redet nur von dem allgemeinen Leben, das in Allem lebt, — wie sie sagen — oder von dem allgemeinen Sein, das in Allem ist, oder von der Vernunft in allen Dingen. Das nennen sie Gott, und sie lehren selbst, daß dieser Gott gar nicht für sich existirt, er ist nur in der Welt, die Welt ist seine Wirklichkeit und er nur ihre Wesenheit. Meine Freunde, wie unklar mögen wohl diese Sätze Manchem sein, der sie doch festhalten will. Klar gefaßt, widersprechen sie eben so sehr der Vernunft, wie dem Gewissen und den Forderungen unseres Herzens, und die Lehre des Pantheismus hat im Grunde keinen höheren Werth, als die des Atheismus, denn es giebt nur einen Gott, „der Himmel und Erde gemacht hat und das Meer," den persönlichen Gott im Himmel. Diesen Gott glaubt der Pantheismus nicht, und ob man nun einen

Digitized by Google

andern, also falschen Gott glaubt, den man nennen mag, wie man will, von Gold, Silber, Stein, Holz gemacht, von Stoff oder von Gedanken gewebt — oder ob man an gar keinen Gott glaubt, das ist im Grunde gleich. Dem Gott der Pantheisten ziemt der Spott des Propheten Elias: „Die Baalsdiener riefen an den Namen Baals vom Morgen an bis an den Mittag und sprachen: Baal erhöre uns! Aber es war da keine Stimme noch Antwort. Und sie hinkten um den Altar, den sie gemacht hatten. Da es nun Mittag ward, spottete ihrer Elias und sprach: Rufet laut, denn er ist ein Gott, er dichtet, oder hat zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft vielleicht, daß er aufwache." Noch einmal: der Gott des Pantheismus kann keine Wunder thun, und seine Anbeter leugnen nur folgerichtig die Wunder Jesu, weil sie den lebendigen Gott nicht glauben. Aber warum denn ihre ganzen scheinbar geschichtlichen Untersuchungen über die Wunder des Herrn? Sie haben sie ja gestrichen, bevor sie die Schrift zur Hand nahmen, und statt sich von der Geschichte lehren zu lassen, leugnen sie dieselbe, weil sie ihre Gottesleugnung Lüge straft. Ihre vorgebliche Geschichtsprüfung ist aber nur Täuschung; wer ihnen glaubt, der läßt sich täuschen, oder er empört sich mit ihnen wider den wahren Gott.

3.

Und das wäre nicht verhängnißvoll? M. Fr., welchen Gang auch die Wunderleugnung nehmen mag, sie ist es immer. Denn kommt sie nicht aus Gottesleugnung, so führt sie leicht zu ihr, und die Gefahr liegt nahe, die höchsten Wahrheiten aufzugeben, oder sie sind schon dahingefallen, und das bleibt nie ungestraft. Ich sage, es handelt sich um die höchsten Wahrheiten. Wer fühlt das nicht, wenn von Gottesleugnung die Rede ist. Aber ich will darauf hinweisen. Wir sollen nicht glauben an einen persönlichen Gott, an einen Gott, den wir lieben als den Vollkommenen und Besten, als unsern Vater im Himmel; der uns liebt, wie ein Vater seine Kinder; nicht glauben an den Gott-Schöpfer Himmels und der Erde, der uns den Frühregen und Spatregen sendet zu seiner Zeit, der seine Sonne aufgehen läßt über alle seine Geschöpfe und uns nährt mit Güte und Barmherzigkeit? Wir sollen nicht vertrauen dem allmächtigen Gott, der uns nahe ist mit seinem Schutz und seiner Hülfe, der uns schlafend und wachend mit seiner großen Kraft behütet, denn: „Der Hüter Israels schläft und schlummert nicht." Wir sollen aufhören von Gott uns abhängig zu fühlen und uns und die Unseren dem Schutze Gottes zu befehlen? Wir sollen aufhören unsere Hände zu falten und

Digitized by Google

unsere Kniee zu beugen im Gebet? Ist Gott ein stummer Götze, der nicht hört und der darum unsere Gebete ohne Antwort läßt? Und die durch Sünde verkehrte Vernunft sollte unsere Brust zusammenschnüren und unsere Stimme ersticken, wenn wir aus Drang des Herzens anheben wollten: „Vater unser, der Du bist im Himmel!" Das sei ferne! —

Und nun, was wäre unser Leben, wenn wir uns von dem Quell aller Religion entfernen wollten, von dem persönlichen Gott? Ohne persönlichen Gott, m. Fr., giebt es keine Sittlichkeit: der Unterschied von gut und böse hört auf. Alles ist nothwendig, und wer Böses thut, kann nichts dafür; Barmherzigkeit üben und dem Nächsten sein Eigenthum rauben, sind keine sittlichen Gegensätze. Was hilft dann unser Leben und Streben, wenn das Leben seinen sittlichen Hintergrund verliert? Es bleibt im Grunde nichts übrig, als die Moral: „Iß und trink, liebe Seele, und laß dir's wohl sein, denn morgen ist es aus mit dir!" — Ja, aus mit dir! denn die abgöttische Lehre, von welcher wir sprechen, vernichtet auch die Unsterblichkeit. Mit dem Tode ist es aus mit uns, und unsere Todten werden nicht auferstehen; weder werden wir uns selbst, noch die Unseren im Jenseits wiederfinden, denn es giebt kein jenseitiges Leben. Es bleibt uns nur die kalte und stumme Resignation übrig, die sich beugt, weil sie muß.

Aber „irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten," sagt uns die Schrift. Der Widerspruch wider die höchste Majestät bleibt nicht ungestraft. Die Kranken- und die Sterbebetten lehren uns darüber etwas, aber nicht Alles. Das Gewissen kann getrübt und abgestumpft werden, aber es erwacht, zuweilen in diesem Leben, gewiß aber jenseit des Grabes. Da liegt die Entscheidung, und das erwachte Gewissen wird zurückschauen auf ein vergeudetes Leben, und es wird sich erfüllen, was wir in der Schrift lesen von dem Wurm, der nicht stirbt, und dem Feuer, das nicht verlöscht.

Aber alle Leugnung trägt auch schon den Fluch in sich selbst; sie verhärtet das Herz, so konnte Petrus dreimal leugnen! Wenn nun der Blick des Erlösers nicht das harte Herz erweicht, so wird es versteinert, die Wahrheit dient ihnen nur zur Verstockung, keine Macht des Beweises ist stark genug, es zu überzeugen, und alle menschlichen Mittel vergeblich! Und was ist das Ende? Es giebt einen Grad der Hartherzigkeit, welchem wohl eine kalte Reue noch möglich ist, wie dem unglücklichen Mann, den die Geschichte mit dem Namen des Verräthers gebrandmarkt hat; aber die Buße, die Umkehr ist nicht mehr möglich, weil das Herz im Widerspruch gegen den heiligen Geist lästerlich beharrte. So hinüber-

Digitized by Google

gehen in die Ewigkeit heißt: in den ewigen Tod gehen. Das ist es, was der Herr mit Matth. 12, 31 und 32 ausſagt: „Alle Sünde und Läſterung wird den Menſchen vergeben — nämlich wenn ſie Buße thun und glauben — aber wer etwas redet wider den heiligen Geiſt, dem wird es nicht vergeben, weder in dieſer noch in jener Welt.“ Das Evangelium iſt ein Geruch des Todes zum Tode denen, die verloren werden. Es liegt ein Fluch in dem Widerſpruch wider den heiligen Geiſt! Das Böſe iſt eine Macht, die mit ach! welcher Gewalt fort-treibt, und wenn einmal der böſe Geiſt ausgefahren iſt und er kehrt wieder, ſo bringt er ſieben andere mit ſich, dann hören wir das: „Ich möchte glauben, aber ich kann nicht mehr!“ — „Ich bin ein Sünder, aber ich kann mich nicht beſſern!“ — „Es giebt einen Gott und ein göttliches Gericht, aber ich will Böſes thun und bereue es nicht!“ —

Wer das an einem Menſchen erlebt hat, der vergißt es nicht, und ſeine Pflicht iſt, zu warnen, zu warnen vor den Anfängen des Wider-ſpruchs gegen den heiligen Geiſt, denn das Ende kann Niemand ermeſſen.

Und ich habe gewarnt, und Ihr wißt, wie ernſt es iſt mit dem Gegenſtand, der Manchem nicht ſo wichtig erſchienen ſein mag, den ich aber gerade um ſeines Ernſtes willen einer eingehenderen Betrachtung in unſeren gottesdienſtlichen Verſammlungen unterzogen habe.

Laßt mich nicht ſchließen ohne die Ermahnung: laßt Euch das Ziel nicht verrücken! und vertauſcht nicht den Frieden Gottes mit menſch-lichen Gedanken, die ohne Segen in ſich ſelber vielmehr die ſchwerſte Ver-ſündigung Euch drohen. Den Weg des Friedens aber wiſſet Ihr: „Wir haben ein feſtes prophetiſches Wort, und Ihr thut wohl, daß Ihr dar-auf achtet.“ In ihm iſt der dreieinige Gott uns offenbar und gepredigt das kündlich große gottſelige Geheimniß: „Gott iſt geoffenbart im Fleiſch, gerechtfertigt im Geiſt, erſchienen den Engeln, gepredigt den Heiden, ge-glaubt von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit!“ (1. Tim. 3, 16.) Wir bekennen Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes und ſelbſt Gott, den Wunderbaren und den Wunderthäter, den Gekreuzigten und den Auf-erſtandenen, der ſich geſetzt hat zur Rechten der Majeſtät Gottes des Vaters, von dannen er uns auch den Geiſt geſandt hat, der uns beten lehrt: Abba, lieber Vater! Sein Name ſei hochgelobt! Amen.

Digitized by Google

Zwanzigstes Capitel.

Heimkehr und Heimgang.

Der zweite Aufenthalt auf Madeira hatte auf das Befinden meines seligen Bruders einen noch viel günstigeren Einfluß als der erste. Er konnte schreiben: „Mein Aufenthalt auf dieser mit herrlichem Klima gesegneten stillen Insel hat seinen Zweck nicht verfehlt, ich bin durch Gottes Güte noch mehr erstarkt, und die Leute freuen sich über meine Erholung, insonderheit, die mich gesehen haben, als ich im vorigen Jahre von Brasilien hier ankam, grün und gelb, wie sie sagen. Freilich ganz ausgeheilt bin ich noch nicht. Mein Arzt meint, daß das in Jahresfrist bei gehöriger Vorsicht geschehen werde, d. h. leider mit anderen Worten, daß ich vor Ablauf dieser Frist kein Amt annehmen und in einem mittleren Klima leben muß. Doch sorge ich darüber nicht und lebe in Hoffnung." Nicht lange vor seiner Abreise schrieb er: „So oft ich einen Spazierritt mache, sind mir Berge und Thäler wieder neu, und ihr Anblick erquickt mich. Immer Blumen, immer schönes Grün, immer milde Lüfte: ein gesegnetes Eiland. Ich werde es nicht wiedersehen, aber ich scheide mit dankbaren Erinnerungen. So Mancher ist hier genesen, oder er hat Linderung gefunden und leichteren Tod. Ich lobe Gott über Alles, was er an mir gethan hat von Kind auf bis heute! Und seiner Gnade will ich ferner harren!"

Am 2. Mai geschah der Abschied von Madeira. Die Reise ging zunächst auf einem schlechten Fahrzeuge in mehr als 36 Stunden nach Teneriffa. In Santa Cruz schiffte man sich aus. Der Ort bietet nichts besonders Anziehendes, und die Naturschönheit, mit Madeira verglichen, ist gering. Die zahlreicheren Dattelpalmen verkünden die südlichere Lage.

Digitized by Google

Aus den Blättern dieser Palmen macht man Hüte, feines Flechtwerk, Besen, Körbe. Auch die Banane gedeiht hier schon besser, als in Funchal. Die größeren Flächen auf Teneriffa begünstigen auch den Weizen- und Gerstenbau mehr als auf Madeira. Weder die Gebäude, noch die Natur in und um Santa Cruz auf Teneriffa haben etwas besonders Rühmenswerthes dem Reisenden zu zeigen. Orotava versprach mehr. Es ist eine kleine, ziemlich hoch gelegene Stadt mit ansehnlicher Hauptkirche und sauberen weiten Straßen, wie denn auch die Häuser das Gepräge der Sauberkeit tragen. Der Weg nach Port Orotava bietet einen hübschen Spaziergang mit seiner Cactus- und Palmenvegetation, mit seinen Weizen- und Gerstenfeldern, mit seinem Flachs und Kartoffeln und allerlei anderem Gewächs. Wundervoll brandet das Meer zu Füßen des Wanderers, zerstreute Villas zeigen sich dem Blick, Felsen, Gebirge, Meer, Bäume, Häuser und allerlei Menschen und Thiere ergötzen uns im bunten Gemisch und intensiven Colorit. Die gewaltige schneeweiße Brandung an den schwarzen Basaltfelsen gewährt einen herrlichen Anblick. Die Gegend erinnert viel an Madeira, doch fehlt die Flora, das ist etwas, was Madeira einzig hat: diese Fuchsiahecken, diese schönen Eriken, Geranien und Pelargonien sind nicht zu ersetzen. Nach manchen schönen Excursionen auf der Insel Teneriffa begab sich der Reisende in Begleitung seiner Reisegesellschaft nach Gran Canaria, Las Palmas, Terros, und andere Orte noch wurden besucht, und so kehrte man nach Santa Cruz zurück, um sich von da nach Cadix einzuschiffen, wo das Schiff am 18. Mai einlief. Ueber Xeres führt der Eisenbahnweg nach Sevilla. Theils auf der staubigen Landstraße mit der Diligenzia, theils per Eisenbahn gelangte der Reisende nach Madrid, von wo er sich nach Paris und von da nach Deutschland begab, wo er Anfang Juni in Naumburg an der Saale eintraf, gesunder aussehend und kräftiger, als das Jahr zuvor. Doch war die schnell wechselnde Witterung dem unserem deutschen Klima Entfremdeten sehr empfindlich; er hoffte aber, sich daran zu gewöhnen.

Ungefähr sechs Wochen, von Anfang Juni bis zum 17. Juli, war mein seliger Bruder nun in Naumburg. Im brüderlichen und freundschaftlichen Verkehr sich wohl fühlend, lebte er doch viel seinen Gedanken und Büchern. Unsere gemeinschaftliche Matthäuslectüre in griechischem und englischem Text, unsere Durchsicht des Prayer-Book und manche andere gemeinschaftliche literarische und kirchliche Unterhaltung ließen seine nie ruhende Gründlichkeit noch einmal recht an den Tag treten. Des eigenen Willens schien er sich begeben zu haben, selbstver-

Digitized by Google

leugnend willfahrte er Anderen gern. Er hatte einen theologischen Sinn und Durst, der ihn theilnehmen ließ an allen Zeiterscheinungen, und ohne gelehrt zu sein, sondirte er schnell den Kern der Sache. Seine Wahrheitsliebe unterstützte ihn hierbei; er gehörte keiner theologischen oder kirchlichen Parthei an, und liebte Alle, welche Jesum liebten, sie waren ihm Brüder, welcher kirchlichen Gemeinschaft sie auch hienieden angehören mochten. So war er auch wahr in seiner Selbstbeurtheilung, und darum demüthig, ja, sehr demüthig und anspruchslos. Er stellte sich immer hinter Andere zurück, dies prägte sich selbst äußerlich aus bei seinen Besuchen, indem er gern Andere vorangehen ließ und sich hinter ihnen verbarg. Seine früheren Kämpfe, Leiden und Kränkungen schienen weit hinter ihm zu liegen, er stand wie auf einem hohen Berge, er hatte Alles überwunden, Niemandem grollte er, Allen wünschte er Gutes. Daß er seine Gemeinde Rio liebe, wie eine Mutter ihr krankes Kind, sagte er wohl öfter, und daß er gern wieder hinginge, wenn er könne. Er war je länger desto sanfter, milder, ja holdseliger. Eine herzliche Liebe zu den Brüdern in Christo und zu allen Unmündigen, Kindern, Verlassenen blieb ihm; zu Solchen hielt er sich gern, ihre Lage und Bekümmernisse nahm er auf sein Herz. So hatte er auch eine treue und gemüthvolle Anhänglichkeit an seine Verwandten, selbst da, wo die Grundanschauung des Lebens eine ganz verschiedene war, und darum der Verkehr schwer. Aber milde und freundlich, wußte er auch den Widerspruch zu tragen, während sein tiefinnerer Ernst und seine festgewurzelte christliche Ueberzeugung wohl kaum Jemandem verborgen blieb. Freuden zu bereiten, mit vollen Händen zu geben war ihm Lust und Seligkeit, und dabei war er heiter und froh im Freundeskreise. Unter gleichgestimmten Freunden theilte er dann auch wohl von seinen Erfahrungen und Reisen mit, sonst schwieg er meistens davon, und besonders, wenn man sich ihm gegenüber klug dünkte in seinen Angelegenheiten, konnte er ganz und gar schweigen. In seinem Wesen prägte sich eine wohlthuende selige Ruhe aus, er stellte Alles Gott anheim und begehrte für sich nichts. Eine seltene Reinheit seiner Gedanken- und Empfindungswelt drückte sich nicht nur in seinen Worten und Handlungen, sondern auch in seiner äußeren Erscheinung aus. Krankheit und Trübsal, schwere Kämpfe und viel Einsamkeit, die bei seinem Freundschaftssinne besonders schwer zu ertragen war, hatten ihn sehr geläutert. Sein dem Schönen erschlossener Sinn empfand in der Natur und Kunst die ewige Schönheit Gottes. Das

Digitized by Google

Lob Gottes war oft auf seinen Lippen, wohl immer in seinem Herzen. Von seinen sprachlichen Studien zeugt sein hinterlassener Bücherschatz, und noch in der letzten Zeit las er Englisch und Portugiesisch. In dem Allen war er sich seiner geringen Leistungen bewußt, und bei dem Ernst seiner Erfahrungen richtete er seinen Sinn oft, vielleicht fortwährend, auf das Ende hin. Er betete viel und pflegte dabei die Augen mit der rechten Hand zu überschatten.

In diesen Zügen ward mir noch einmal das Gesammtbild meines seligen theuern Bruders in den letzten Wochen recht lebendig. Nach Gottes Fügung konnten wir noch einmal nach einem Zwischenraum von fünf Jahren unseren gemeinsamen Geburtstag gemeinsam begehen und Gott loben und preisen. Seine Liebe brach für diesen Tag noch einmal so recht warm hervor aus dem übervollen liebreichen Herzen. Es war das letzte Mal, daß wir zusammen auf Erden diesen Tag feiern konnten. Einen Monat später mußten wir uns für einige Zeit trennen. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli begaben wir uns nach der Feier eines Missionsfestes in Mayhen nach Berlin und von da nach Staffelde bei Nauen. Während ich schon andern Tags wieder zurückkehren mußte, blieb mein lieber Bruder bei den Anverwandten auf dem Lande zurück, bei der großen Hitze ermattet und erkältet. Schwach verließ ich ihn, und von dort aus schrieb er damals jenen früher mitgetheilten Brief, der schon Todesahnung ausspricht. Von einer Reise nach Westpreußen kehrte er Anfang September zurück und kam dann nach Dresden, wo wir zur Gustav-Adolfs-Centralversammlung zusammentrafen.

Mit der Mattigkeit und einem Magenübel aber hatte sich schon in Staffelde Fieber und Husten eingestellt. Er schrieb: „Dabei fieberte ich und befand mich unwohl. Mein Husten, den ich nur für katarrhalisch halte, der aber meiner Lunge Unheil anstiften kann, hat mich einige Male recht beunruhigt, namentlich Abends habe ich gehustet, wie wohl noch nie." Nach seiner Rückkehr aus Preußen nahm er zwar an den Verhandlungen in Dresden, bei welchen er seinen Freund Gujer aus Marseille und manchen Anderen begrüßte, lebhaften Antheil, und freute sich, daß auch Brasilien diesmal auf die Tagesordnung des Gustav-Adolf-Vereins gekommen war; allein die bei solchen Versammlungen unvermeidliche Aufregung warf ihn doch auch eines Tags in Dresden völlig darnieder.

Nach Naumburg zurückgekehrt, betheiligte er sich am 13. Sept. mit großem Interesse an dem ersten Jahresfeste des Frauenvereins der Gustav-Adolf-Stiftung (vgl. Märk. Bote 1865, Nr. 10, p. 147). Er richtete die Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit der Versammlung in einem lebhaften Vortrage auf Brasilien und betete zur Erbauung Vieler vor dem Altar ungefähr mit diesen Worten:

„Barmherziger, gnädiger Gott! Auf Deine Liebe bauen wir, denn mit Deiner Liebe hast Du uns gesegnet, hast uns gesegnet, Herr Jesu, als die Glieder Eines Leibes, die Alle sich freuen, wenn Eines freudig bewegt ist, hast uns gesegnet, lieber Herr Gott, über Bitten und Verstehen. Wo die Noth zu Dir schreiet in allen Theilen des Erdkreises, wo die Hungrigen Dich bitten um ihr täglich Brod vom Himmel, da neigest Du Deine Ohren und sendest Hülfe zu seiner Zeit, denn es jammert Dich des Volks, daß es verschmachten sollte auf dem Wege, den Du uns gewiesen hast in's Himmelreich. Herr Gott, lieber Vater, Du hast uns den Sohn gegeben, durch welchen wir aus dem Tode in's Leben gekommen sind, in welchem wir das ewige Leben haben, das aller Creatur mitgetheilt werden soll, auf daß sie mit uns warte der Erscheinung unseres Heilandes Jesu Christi, die Du uns zeigen wirst zu seiner Zeit, der Selige und allein Gewaltige, der König aller Könige und Herr aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnet in einem Lichte, da Niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann, o Herr, Dir sei Ehre und ewiges Reich! Und Lob und Dank für alle Deine Wohlthaten, die Du durch Bruder- und Schwesterliebe an Hunderten und Tausenden gewirkt hast, den Nothleidenden zu dauernder Erquickung und den Helfenden zu ihres Herzens Freude und zum Trost, daß Deine Liebe sie nicht ungesegnet läßt. O Herr, wir sagen Dir heute insonderheit brünstigen Dank für alle Deine trostreichen Erweisungen Deiner Gnade, mit welcher Du die Schwesterliebe gesegnet hast, die sich in dieser Stadt zu Deines Namens Ehre verbunden hat, Dein Werk zu treiben, und nachdem sie ihre Gaben auf Deinen Altar gelegt, Herr Zebaoth, sich heute in Deinem Hause vereinigt hat, das Erstlingsfest zu feiern mit bewegtem Herzen. Freudig erhoben, aber in tiefer Demuth sind wir, o Herr, heute vor Dein Angesicht getreten, denn was sind wir, Herr, daß Du uns erwählet hast zu Deinen Werkzeugen für die Arbeit in Deinem Reich? Herr, wir sind nicht werth aller Treue und Barmherzigkeit, die Du an uns gethan hast. Nur Dir, Herr, Dir allein gebührt die Ehre und allein an Deiner Gnade wollen wir uns genügen lassen. Vergieb uns Herr, was wir gesündigt haben, ach es hängt sich so leicht die Sünde auch an unsere besten Bestrebungen, und wer kann wissen, wie oft er fehlet, vergieb uns auch die verborgenen Fehler. Verwirf uns nicht von Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von uns. Ja, schließe uns noch fester zusammen

Digitized by Google

und laß noch Viele mit uns verbunden werden in demselben Einigen Geist, in welchem alle unsere Werke getrieben werden müssen, auf dem ewigen Grunde der Propheten und Apostel, die da zeugen, daß Jesus sei der Christ, zur Ehre Gottes des Vaters. Herr, wir sagen Dir brünstigen Dank, daß wir auch heute wieder das Zeugniß Deines Wortes gehöret haben, Du wollest es segnen an Unser Aller Herzen; Herr, wir sagen Dir brünstigen Dank, daß wir dies Fest heute feiern dürfen zu einem Zeugniß für Viele und zu unseres Herzens Trost und Stärkung: Du wollest uns auch ferner segnen! Ja, segne Herr den Verein, der heute hier versammelt ist; segne ihn an Haupt und Gliedern, daß sie nicht müde werden das Werk zu treiben, das Du ihnen anbefohlen hast, daß sie arbeiten und ihre Gabe darreichen im Glauben, mit Gebet und Flehen, und also reicher Segen die Frucht ihrer Arbeit sei. O segne alle Vereine und Bestrebungen, welche dienen sollen zur Ausbreitung Deines Reichs unter allen Zungen und Völkern. Segne das Werk der Mission unter Heiden und Juden, segne das Werk des Gustav-Adolf-Vereins, wo es getrieben wird, daß es gesegnet sei in allen Landen diesseit und jenseit des Weltmeeres! O Herr, Deine Gnade ist groß geworden über alle Welt, darum trauen wir auf Dich, Du werdest die Mauern Zions bauen zu seiner Zeit und herrlich darstellen, wie Du verheißen hast. Ja, baue Dein Reich, lieber himmlischer Vater, je mehr und mehr in unserem Vaterlande, segne den König, unsern Landesherrn, und Alle, die ihm anverwandt und zugethan sind. Segne alle Obrigkeit in allen Landen und an allen Orten, segne auch die Obrigkeit in dieser Stadt und laß uns unter ihrem Schutze ein friedliches, gottseliges Leben führen, bis es Dir wohlgefällt uns abzurufen von unserer Arbeit. Behüte uns vor einem bösen, unbußfertigen Tode und bringe endlich uns Alle in Dein ewiges Himmelreich durch Jesum Christum, unsern Herrn, in dessen Namen wir *also* beten: „Unser Vater ..... Amen."

Am 18. September, einem Montage, waren wir mit dem Wittenberger Freunde, Garnisonprediger Gebser, und dessen Frau in dem benachbarten Bad Kösen, und genossen vor dem nahen Abschied Jener in die Heimath noch einmal das freundschaftliche Beisammensein mit ihnen in ungetrübter Freude. Abends kehrten wir heim, und seitdem hat mein lieber Bruder das Haus nicht mehr verlassen als Lebender. In der Nacht vom Montag zum Dienstag (18./19.) weckte mich um $^1/_2$3 etwa ein Geräusch. Ich eilte hinunter und fand meinen Bruder in seinem Blut, eine heftige Lungenblutung hatte stattgefunden. Indem ich ihm mit Salz in Wasser zum Trinken für Stillung des Blutes zu Hülfe kam,

Digitized by Google

bat er mich das Lied zu lesen: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.“ Da dasselbe nicht zur Hand war, las ich: „O Haupt voll Blut und Wunden.“ Er faltete dabei die Hände und schlief allmählich ein. Zuvor aber schrieb er noch auf ein Stück Papier mit Bleistift: „Lies auch einen schönen Psalm.“ Ich las Psalm 40: „Ich harrete des Herrn und er neigte sich zu mir.“ Ferner schrieb er auf, daß er sich freue, bei mir und der Pflegerin unserer Kindheit zu sein, welche, mein Hauswesen besorgend, ihm in jenen Tagen so treu beistand. „Ich freue mich in dem Herrn,“ setzte er hinzu. Dann schrieb er weiter: „Auch warme Umschläge um die Kniekehlen, wenn es Tag ist. — Ich weiß keine besondere Ursache des Anfalls; aber habe immer gesagt, ich fühle ein Rasseln und Röcheln, das nicht richtig ist — Arzt?“ Ich wachte nun am Bette, den Schlafenden genau beobachtend. Um 6 Uhr erwachte er, und es erfolgte eine zweite Blutung. Dann stand das Blut. Wir beteten innig zum Herrn. Der Mittwoch ging auch leidlich hin. Am Donnerstag ließ ihn der Arzt mit unserer Hülfe die Treppe hinauf steigen, um ihn in einem freundlicheren Zimmer zu betten, indem er bemerkte, daß eine Blutung noch zu erwarten sei und wir diese, wenn sie eintrete, nicht der Anstrengung des Treppensteigens zuschreiben sollten. Wirklich auch fühlte er sich nach dieser Anstrengung gar nicht ermattet, aber auch die angekündigte Blutung blieb nicht aus. Um 10 Uhr Abends ergoß sich viel Blut aus der Lunge, und die Nacht war schlecht und aufgeregt. Der Kranke war mit in kaltes Wasser getauchten Handtüchern auf der Brust zur Stillung des Bluts (dies sollte besser wirken als Salz im Trinkwasser, welches den Husten anregt), mit kalten Compressen auf der Stirn zur Beseitigung der Congestionen, mit Wärmflaschen an den Füßen, und mit warmem Wasser im Waschbecken für die Hände zur Ableitung des Bluts von der Lunge fortwährend zu pflegen. Die gespannte Erwartung, es könne eine neue Blutung eintreten und diese seinem Leben ein schnelles Ende machen, erhielt uns Beide wach und auch den nächsten Tag, Freitag, an welchem der Arzt dreimal kam, in Spannung. Die treue Hingebung und der sorgfältige Beistand des nun auch schon verewigten Sanitätsraths Dr. Kayser war uns sehr tröstlich und wohlthuend. Ich freue mich, diesem verdienten Arzte noch die letzten Worte an seinem Grabe geredet haben zu dürfen, der so Vielen in unserer Stadt ein unvergeßlicher Wohlthäter gewesen ist. Die nächsten Tage und Nächte vergingen so leidlich, aber nicht ohne Unruhe. Der dringende Wunsch des Kranken rief unsern lieben Bruder, welcher Professor in Zürich ist und sich gerade am Genfer See aufhielt, aus dieser Ferne herbei. Der-

Digitized by Google

selbe kam mit brüderlicher Liebe herbeigeeilt und war am 25. September hier. Seine brüderliche und ärztliche Nähe war für den Kranken sehr tröstlich. Doch war dies das letzte Mal, daß sich Beide sahen. Für diesmal aber ging der Patient noch einmal einer Reconvalescenz entgegen. Am Montag den 2. October, vierzehn Tage nach der Erkrankung, konnte er zum ersten Mal aufstehen. Mit vieler liebevoller Theilnahme trösteten und stärkten uns in dieser Zeit die Naumburger Freunde, welche auch dem Kranken manche Erquickung sandten. Die Kräfte kamen denn auch allmählich wieder und er konnte wieder Vorlesen ertragen. Eine treue Freundin las ihm Beyschlag's Leben eines Frühvollendeten vor. Dieselbe erzählt: „Seite 119 über die Wunder beschäftigte ihn. Seite 125—128 über Nitzsch, derselbe interessirte ihn sehr, und er bestätigte mit warmen, höchst anerkennenden Worten das von Beyschlag Gesagte. Bei der schönen Stelle Seite 135—138 über Elternliebe und Zucht sagte er: „Wie wahr und wie schön ausgedrückt!" Die Stelle lautet: „Die Eltern haben Alles für uns gethan, sie arbeiten, ja sie leben um unsertwillen, für uns und in uns; sie thun dies Alles aus einer Liebe, deren Größe wir gar nicht beurtheilen können, und gerade um dieser Liebe willen mögen sie so leicht zürnen, wenn irgend etwas in uns ihr Gefühl verletzt und ihr Wohlgefallen stört. Dieser Zorn ist aber, um mit den Worten eines geistvollen Mannes zu reden: nur die Spitze der Flamme, welche die Liebe schlägt." Seite 140—156 redet von Neander, auch über diese hervorragende Persönlichkeit sprach Hermann viel, auf das Gesagte anerkennend eingehend. Seite 148 heißt es: „Doch wollte ich, daß Jemand mit mir redete über das, was er für meine Fehler hält, aber nicht mit einem Wörtchen und einem Lächeln, sondern mit voller ganzer Offenheit, daß man sähe, er behält nichts auf dem Grund seiner Seele, und der Grund seiner Seele, auf dem Alles ruht, was er sagt, ist Liebe. Und der Jemand wollte ich, wärst Du. Das sollte mir so wohlthun, als ein Balsam auf meinem Haupte." „Wir fanden Beide — sagt die Freundin — wen Gott lieb hat und Seine Gnade erweisen will, dem giebt er einen solchen treuen Berather!" „Seite 162 ist die Rede von der Missionssache, die Hermann so heilig haltend ernst besprach. Ich lauschte seinen Worten mit vollster Erbauung." Seite 167 ist die Freundschaft der Familie R. dargestellt, deren Schilderung Hermann innig bewegte. Das über den Predigtsegen und die Confirmanden Gesagte Theil II. Seite 73 und 98 und das Tröstliche Seite 113—118, 144—151 fesselte seine Aufmerksamkeit in vollstem Maße.

Manche Freundschaftsbesuche, wenn auch immer nur auf kurze Zeit,

Digitized by Google

konnte der Kranke noch annehmen, manches Wort der Freunde erquickte ihn, und mancher Freund nahm Troſt und Erhebung aus ſeinem Angeſicht, Wort und Weſen mit ſich. Auch ſeine anderen leiblichen Brüder hat er noch einmal ſehen können. Da nun die Kräfte wiederkamen, las er Manches, Deutſch und Portugieſiſch. Ein Büchlein: O Professor Gomes e O Bom Boticario Faria blieb aufgeſchlagen liegen. Die abſolvirte Lectüre notirte er, darunter auch A. G. Simonton's Predigt Tudo esta' cumprido. Am 29. October, nachdem er ſich zuvor ſchon ſeine braſilianiſchen Bücher hatte in's Zimmer kommen laſſen, und darinnen geleſen, ordnete er Abends alle ſeine wichtigen braſilianiſchen Correſpondenzen, legte ſie geſondert und deutlich couvertirt auf meinen Flügel, zeigte mir dies und ſagte: „Meine Correſpondenzen ſind doch viel wichtiger, als ich glaubte.“ Darauf legte er ſich, und bald fand ein heftiger Bluterguß wiederum ſtatt. Mit erneuter Sorge und Sorgfalt ſuchten wir ihn zu pflegen. Auch ſchritt die Heilung wiederum normal vor, doch waren ſeine Kräfte diesmal viel mehr erſchöpft als früher. Er fühlte die Abnahme der Kräfte. „Wenn Du Freudigkeit haſt,“ ſagte er, „ſo bete um mein Leben.“ Dieſe Richtung nahmen denn auch bis zum Sonntag vor ſeinem Tode meine Gebete, welche ich jeden Abend, zu Füßen ſeines Bettes ſtehend, ſprach, oder neben ihm ſitzend, oder, wie er es wünſchte, ihn umſchlingend oder ſeine gefalteten Hände mit erfaſſend. Den Chriſtuskopf mit der Dornenkrone von Guido Reni hing ich ihm an die Wand zu Füßen des Bettes, er tröſtete ſich ſehr an dieſem Anblick. Leſen hören konnte er nicht mehr viel, ich mußte Bibel- oder Liederverſe herſagen, das war ihm das Liebſte, und er dankte dann mit unbeſchreiblicher Innigkeit. Von Struve aus Indien, ſeinem Wittenberger Freunde, ließ er ſich noch vorleſen und freute ſich ſeiner Miſſion.[1]) Schon früher ſchrieb er von Madeira aus: „Sollte Struve zu den Kols gegangen ſein, ſo ergreift mich das. Ich weiß es ja ſelbſt, was es heißt: Gehe aus von Deinem Vaterland u. ſ. w. Das Einzige, was mich in den ſchwerſten Zeiten getröſtet hat, iſt das Bewußtſein geweſen, allein nach Gottes Willen ausgegangen zu ſein. Wer nur das Geringſte von dem Wunſch einer angenehmeren Lebenslage hineinmiſchen wollte, der geht blindlings, wohin er nicht weiß, und hat in der Trübſal vielleicht Strafe ſtatt Troſt zu gewärtigen. Aber ich zweifle keinen Augenblick, daß Struve aus den lauterſten Motiven gegangen iſt. Auch nur ein romantiſcher Zug in die Welt kann viel verderben. Nun, ich lobe den

[1]) Er iſt nun auch ſchon zum ewigen Frieden eingegangen.

Digitized by Google

Herrn, die Mission mit ihren lauteren Ursachen ist wahrlich ein Beweis für das Christenthum. Wenn man doch das einem Fernstehenden aus dem Leben heraus zeigen könnte." — Ein andermal sprachen wir über die Auferstehung des Leibes, und ihn beschäftigte der Gedanke, ob der himmlische Leib ein ganz neuer Leib sei ohne Beziehung zu dem alten irdischen, oder ob in dem irdischen Leibe ein Keim zum neuen himmlischen sei. — Der himmlischen Herrlichkeit gedenkend sagte er einmal: Ob es im Himmel wohl so schön sein mag, wie in Madeira? Er bejahte seine Frage aber sogleich selbst, und hoffte auf größere Herrlichkeit. Als ich ihm einst einen Psalm vorlas und, an Racheworte kommend, darauf sagte: „Das paßt nun nicht auf uns!" — sagte er: „O, in Rio paßten die Psalmen alle wörtlich auf mich, es giebt einen Psalm, in welchem die Leute fragen, ob der Psalmist noch nicht todt sei, und sich im Voraus über seinen Tod freuen. Als ich in Rio krank war, fragten sie auch, ob ich noch nicht todt sei?" — Ueber seine Milde und Leidensläuterung schrieb schon Stroele aus früherer Zeit: „Sein letzter Aufenthalt bei uns überzeugte mich, daß es der treue Herr und Heiland immer auf uns selbst abgesehen hat, welches Amt Er uns auch aufgetragen hat. Der theure Heimgegangene war nicht umsonst in die Schule des Leidens gegangen. Er hatte Etwas gelernt. Wie war er so freundlich, so milde und gelinde, so demüthig und sanftmüthig! — Früher konnten wir bei Meinungsverschiedenheiten mit einander streiten. Wenn er dann merkte, daß Einer von uns etwas hitzig wurde, so sagte er gewöhnlich: „Na! laß nur gut sein; ich habe doch Recht oder Du hast Recht." In der letzten Zeit kam das nicht mehr vor. Seine Ansichten waren so gediegen, sein Urtheil so milde, daß ich ihm nicht mehr widersprechen konnte, ja sogar ahnte und dachte, daß er für die Ewigkeit reif sei und nicht mehr lange hienieden bleiben werde." Wenn in der letzten Zeit, vielleicht auch ohne seine Schuld, eine düstere Wolke über seine Seele zog und sein Herz erregte, so pflegte er sich selbst zu corrigiren mit den Worten: „Ich muß sein wie ein fließender Bach." — Gegen meinen lieben Amtsbruder Nottrott äußerte er einst in dieser Zeit: „In dem Fall, daß er wieder genesen würde, würde er viel einfacher predigen, Buße und Gnade." — Um diese Zeit rief er mich auch einst an sein Bett, vermachte mir seine Manuscripte und gab mir manche Aufträge, und ließ die Seinen alle grüßen und um Vergebung bitten. — So schwer ihm der Gedanke war, sieben Monate im geheizten Zimmer verleben zu sollen, wenn er gesunde, so ergab er sich doch willig darein. Er war einen deutschen Winter seit Jahren nicht gewohnt und von unserm Klima ganz entwöhnt.

Digitized by Google

Seine Absicht war, diesen Winter noch in Südfrankreich oder in ähnlichem mittleren Klima zuzubringen. Der Herr aber hatte Alles anders bestimmt. — Wenn die Currendensänger über die Straße zogen, so faltete er still seine Hände und lauschte dem Choralgesang, bis er in der Ferne verklang. — So ging es im stillen Dulden bis zum Freitag, den 10. November. Am Morgen dieses Tages erwachte mein lieber Bruder recht gestärkt und froh. Wir sagten zusammen Lieder her, die seinem Gedächtniß aber sicherer waren, als dem meinen, besonders solche Kirchenlieder, wie er sie in Wittenberg gern gesungen und sich eingeprägt hatte. Dabei saß er aufrecht im Bette und sagte mit der ihm eigenen Naivetät und Innigkeit das Lied von Paul Gerhard her: „Die güldne Sonne mit Freud' und Wonne —" außerdem: „Jesu Güte hat kein Ende —" und dabei leuchtete sein freundliches Angesicht holdselig. Er übergab mir einen ihm gehörigen silbernen Korb zum Geschenk mit dem Auftrag, das Datum dieses Tages eingraviren zu lassen und die Worte: Eben Ezer. So mochte er selbst wohl Lebenshoffnung haben an diesem Morgen, und auch die meine leuchtete auf nach vielen bangen Nächten und Tagen. Bis so lange war auch die Heilung der Wunde in der Lunge normal vorgeschritten. Jedoch am Mittag, ganz unerwartet und ohne nachweisbare uns bewußte Veranlassung, stellte sich ein furchtbarer Kehlkopfhusten ein, der ihn sehr quälte und die Befürchtung erregte, die Wunde werde wieder aufbrechen. So hatte er nun einen doppelten Husten, einen aus der Lunge, aber nicht heftig, und einen aus dem Kehlkopf, sehr quälend. Die Nacht von Sonnabend auf Sonntag war unruhig, und am Sonntag Mittag den 12. November stellte sich der erste Anfall furchtbarster Athembeängstigung ein. Er nannte das „die Angst," und es mit anzusehen war unbeschreiblich rührend, um so mehr als ärztliche Hülfe ihm keine Linderung schaffen konnte. Einmal war der Arzt bei einem solchen Anfall zugegen, er selbst gab dem Patienten die verordneten Tropfen, doch stillte das die Angst nicht. Morphiumpulver sollten nur alle vier Stunden gegeben werden, und diese vier Stunden waren unbeschreiblich lang. Der Kranke wünschte stärkere Pulver, weil sie nicht wirkten, und häufigeres Einnehmen, doch meinte der Arzt dem nicht willfahren zu können. Diese Anfälle von Athembeängstigungen, das Schwerste in der Krankheit für Patienten und Pfleger, haben sich in ihrem höchsten Maße etwa sechsmal wiederholt, jedoch war er inzwischen auch je länger je mehr athembeschwert und konnte die nothwendigsten Worte nur ausstoßen. Sonst winkte er mit der Hand und bejahte und verneinte mit dem Zeigefinger der rechten Hand durch Schütteln und Nicken.

Digitized by Google

Wenn ich ihn darauf hinwies, daß der Herr seine Amtstreue ihm lohnen werde, daß er auf einem so großen Arbeitsfelde früh gestanden habe, während ich auf einem so kleinen stehe, wehrte er solches ab mit der Hand. In Ansehung seiner Begabungen und Leistungen in Theologie und Musik sagte er wehmüthig, daß er es nie zu etwas gebracht habe und nichts verstehe. Bei seinen Athembeschwerden hatte er nie einen ganzen Athemzug. Dabei brach der Schweiß mächtig hervor, und es waren fortwährend Schweißtücher nothwendig. Endlich konnte er nur noch auf der rechten Seite liegen — uns zugekehrt. Auch darin preise ich die Freundlichkeit Gottes. Die Ursache davon war nicht, wie ich später erfuhr, daß die rechte Lunge gesunder sei und dies besser ertrage, sondern daß die rechte Lunge völlig vernichtet war und die linke allein noch zu kämpfen hatte. Ein tönender seufzender Ton, wie ein Stöhnen im Schmerz, bezeichnete die Tuberkelablagerung, doch sagte er wiederholt, daß das kein Schmerz sei und kein Stöhnen, es war nur der physische Proceß. In dieser ganzen Zeit des schwersten Kampfes hat des Herrn Gnade ihn vor Anfechtung behütet. Schwere Träume störten wohl einmal seinen Schlaf, und er selbst dachte, daß Anfechtungen kommen könnten, und wies dabei auf Luther hin, der auch Anfechtungen gehabt habe. Allein des Herrn Güte hat ihn ganz vor Anfechtungen bewahrt. Schlaf hatte er in den letzten Nächten gar nicht. Als ich ihm in der letzten Nacht Morphiumpulver gab, sog er begierig mit der Zunge die letzten Krümchen auf beiden Seiten des Löffels ein, um nur nicht ein Krümchen schlafbringenden Pulvers zu verlieren. Allein vergeblich. Es war überaus rührend und herzzerreißend. Dabei war sein liebes Angesicht so gut wie sonst, und das Auge klar, zuletzt im glühendsten Fieber hellleuchtend und groß. Der Arzt verordnete auch Saft alle 3 Stunden und bittern Thee; er nahm Alles, um nur Erquickung zu finden, und trank oft ein Schlückchen Selterwasser. Bis zum Sonntag hatten wir um sein Leben gefleht, von da ab etwa flehte er und sehnte sich nach dem Ende und ich allmälig mit ihm. Am Mittwoch Morgen sondirte der Arzt den Auswurf mit kaltem Wasser und sagte mir in der Nebenstube, das perpetuirliche Fieber sei da, die rechte Lunge erweicht und die linke ganz tuberkulös, indem die auf Madeira verheilten Tuberkeln wieder aufgebrochen seien, es könne noch lange dauern, aber wenn das Fieber bleibe, werde die Krankheit galoppirenden Charakter annehmen, und die Auflösung schnell erfolgen. Ich sagte: „Des Herrn Wille geschehe!" Nun ging ich zu ihm hinein, um die Pflicht der Wahrheit zu üben und meinem theuern Bruder die Nähe des Todes zu verkünden. Denn wir

Digitized by Google

hatten es abgemacht: Keine Unwahrheit, keine Täuschung im Tode! — Eine Unwahrheit ließen wir Beide in keinem Fall für gerechtfertigt gelten. Die Unwahrheit, die Lüge ist Sache des Lügenvaters, Christus ist die Wahrheit. Schon früher hatte mich mein lieber Bruder ausdrücklich beauftragt, den Arzt über seinen Zustand zu befragen. Der Arzt wich aus, und sagte, er sage dem Kranken niemals die Nähe des Todes, denn auch für den Stärksten bringe diese Nachricht eine solche physische Erregung und Veränderung hervor, daß sie tödtlich wirken könne. Jedoch sei die Blutung an und für sich nicht tödtlich, wenn nichts Anderes hinzutrete. Diese Nachricht konnte ich ihm getrost bringen. Diesmal zwar war es schwerer, doch wurde mir dieser Wahrheitsdienst auch herrlich belohnt. Ich glaube, daß die Schuld, aus welcher die Aerzte so selten die volle Wahrheit sagen, zur Hälfte den Patienten zufällt: sie können und wollen die Wahrheit nicht hören, sie fragen oft, um getäuscht zu werden. Mein Bruder wollte die Wahrheit und konnte sie durch Gottes Gnade tragen. Ich traf ihn ganz vorbereitet; ich setzte mich an sein Bett, und erinnerte ihn zuerst an Dr. Wolf's Ausspruch auf Madeira, daß er Tuberkeln habe, und an seine eigene Verwunderung darüber, daß Dr. Kayser keine Tuberkeln finde. „Ja," sagte er, „hier könnte nun Traube entscheiden" (den er zu consultiren wünschte). Darauf sagte ich: „Mein Lieber" (so pflegten wir uns anzureden), „Kayser stellt das auch nicht mehr in Abrede, die Tuberkeln sind aufgebrochen und Ursache Deiner Beklemmungen." Darauf er: „So? dann müssen sie schon sehr groß sein." — Nach einem Weilchen sagte ich: „Mein Lieber, Du hast gestern gefiebert." — „Ja," sagte er, — „Symptome — ich kenne das — viel Schweiß — Katastrophe —" Endlich sagte er: „Nur kurz, nur kurzes Ende." Ich sagte: „Mein Lieber, das wünschen wir Menschen wohl, aber wenn es nun schnell käme, würde es Dich doch überraschen." — „Nein!" sagte er, „kurz, nur kurz, mach' End', o Herr, mach' Ende." — Manchmal, ehe die Krankheit noch diesen hohen Grad erreicht hatte, mußte ich mich mit meinem Gesicht ganz dicht an sein Gesicht legen. Dann umarmte er mich mit dem Ausdruck holdseligster Liebe und sagte: „Wenn mir einmal recht bange wird, so mußt du wieder so thun." Aber dazu kam es jetzt nicht mehr, denn wegen seiner Beklemmungen konnte er solche Nähe und Berührung zuletzt nicht mehr ertragen. Wir beteten aber oft: „Wenn ich einmal soll scheiden," — „Erscheine mir zum Schilde," — und er selbst flüsterte „Erscheine," wenn er diesen Vers hören wollte. Am Mittwoch den 15. November, Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr, ließ er sich von mir Lieder vorlesen, er

Digitized by Google

wollte dabei einschlafen. Ich las: „Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren ....“ ein Lieblingslied von ihm, das man in Basel einst ihm in's Herz gesungen hatte. Dann las ich sein anderes Lieblingslied, das ich ihm auch sonst vorsagen und vorlesen mußte: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt,“ — dann: „O Haupt voll Blut und Wunden,“ und andere mehr, denn ich mußte immer weiter lesen. Endlich sagte er: „Vater unser!“ als eine Aufforderung an mich, es laut zu beten. Jene obenerwähnte Freundin und jene alte Wärterin, welche ihre letzten Kräfte in dem treuen Dienst seiner Pflege verzehrt hat, nachdem sie ihn schon als unmündiges Kind gepflegt und seitdem ihm treu ergeben war bis in den Tod, waren außer mir gegenwärtig. Ich kniete am Bett und jene knieten auch; ich betete laut das Vaterunser und ein freies Gebet und segnete ihn. Da gab er uns Allen die Hand. Und zu mir sagte er: „Du bist unruhig (wegen des Tons meiner Stimme) — Sei getrost — der Herr wird's versehn.“ Mit diesem Wort: „Der Herr wird's versehn,“ hatte ihn Stroele in Brasilien manchmal getröstet, das hatte er mir gesagt. — Vorher, während des Liederlesens, sagte er mit lauter Stimme, wie verkündigend und wie aus einer andern Welt: „Barmherzig und gnädig ist der Herr.“ — Und als ich mich nach Gebet und Segen über ihn beugte, sagte er zweimal: „Lobe den Herrn meine Seele.“ Von da ab nahm ihn wieder die Qual seiner Krankheit in Anspruch. In der Nacht sah er gespannt auf das Heilandsbild zu Füßen seines Bettes an der Wand, das Ecce homo-Bild von Guido Reni. Wir wachten abwechselnd. Einen Krankenwärter hielt ich in Bereitschaft für Heben des Kranken, wenn es nöthig sei. Um ein Uhr verlangte er mich, ich saß bis nach vier an seinem Bett, er fieberte furchtbar, hatte keinen Schlaf und viel Beängstigung. Oefter sagte er: „Ich kann es nicht mehr aushalten,“ — mit leiser Stimme. Und wenn ich betete: „Herr, erbarme dich; Herr, hilf; Herr, gieb Erleichterung,“ so wehrte er mit der Hand und sagte: „Nein, mach' Ende, Ende,“ — so beteten wir dann im Herzen Alle um ein gnädiges, seliges Ende. Nach vier Uhr übermannte mich der Schlaf und ich legte mich auf das Sopha in der Nebenstube. Aber gegen fünf verlangte er mich und klagte über einen Druck im Magen. Da er gehoben werden und aufrecht sitzen mußte, lehnte er seinen Kopf gegen meinen, und Brust und Kopf kochten, das Herz pochte furchtbar laut, als wollte es zerspringen, die Athemanstrengung ging über seine Kräfte. Nun ermattete er und sagte: „Legt mich hin!“ Dies geschah. Und da sagte er „spielen.“ Dies Wort „spielen“ wußten wir nicht zu deuten, ich meinte „spülen,“ und gab ihm

Digitized by Google

Selterwasser. Darauf sagte er: „Ach, Ihr versteht mich nicht — spielen — Oeffnung —" Da plötzlich veränderte er sich. Ich sah ihn an, faßte seine beiden Hände und rief: „Der Herr ist da! Herr Jesu, erbarme Dich — Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum —" und Alles, was mir der Geist eingab, rief ich ihm zur Stärkung zu — wie viel er noch gehört hat, weiß ich nicht. — Alle knieten — seine lieben Augen brachen — er athmete noch zweimal — und war erlöst. Da kniete ich nieder am Bette und lobte und pries den Herrn für alle Gnade und Barmherzigkeit und die Erhörung unseres Gebetes um Abkürzung seiner Leiden, und zeugte ihm, daß er sein Leben gelassen hat für seine Brüder! — Ich hätte in diesem Augenblick nicht gewünscht, daß er wieder erwacht wäre. Qual auf Erden — Erlösung im Himmel und ewige Seligkeit, und das Schauen Gottes wie Er ist und Jesus, mein Heiland, — — der Herr sei gelobt für Alles! An seinem Sterbebette saßen wir noch und lasen bei Matthäus das Sterben und die Grablegung des Herrn.

In den nun folgenden schweren Tagen haben mich meine herbeigeeilten Brüder und hiesigen Freunde mit großer Liebe getröstet und dem selig Heimgegangenen ein liebevolles Andenken an den Tag gelegt. Viele Briefe gingen ein, die ihm Zeugniß gaben und mir Trost waren. Der Herr segne alle diese Liebe an denen, welche sie geübt haben.

Wir Brüder, jene Freundin und Wärterin, welche letztere Beide den müden Leib zur letzten Ruhestätte bereiteten, legten ihn nun in den Sarg, angekleidet mit seinem Talar. Freunde schickten viele Kränze, Palmen, Blumen, unter anderen auch eine Blumenkrone und ein Blumenkreuz. Die Krone legten wir ihm zu Häupten, eine Palme gaben wir ihm in die rechte Hand, das Kreuz in die Linke, und der Leib war mit vielen Kränzen bedeckt. In der Hand aber hält er das Neue Testament mit der aufgeschlagenen Stelle 2. Tim. 2, 5: „Und so Jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht." So wartet er der seligen Auferstehung. Noch am dritten Tage sah er unerwartet unverändert aus, freundlich, mild, verklärt.

Am Sonntag Morgen, den 19. November, begleiteten wir ihn zu Grabe. Die Currendeknaben sangen vorausgehend vom Hause ab: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt." — Am Grabe betete ich von Herzensgrund und dankte Gott, daß er uns berufen habe für das theure Predigtamt, und demselben Leib und Seele zu opfern. Dem theuern Heimgegangenen rief ich drei Bibelworte nach: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben gelassen hat für uns, und wir sollen auch

Digitized by Google

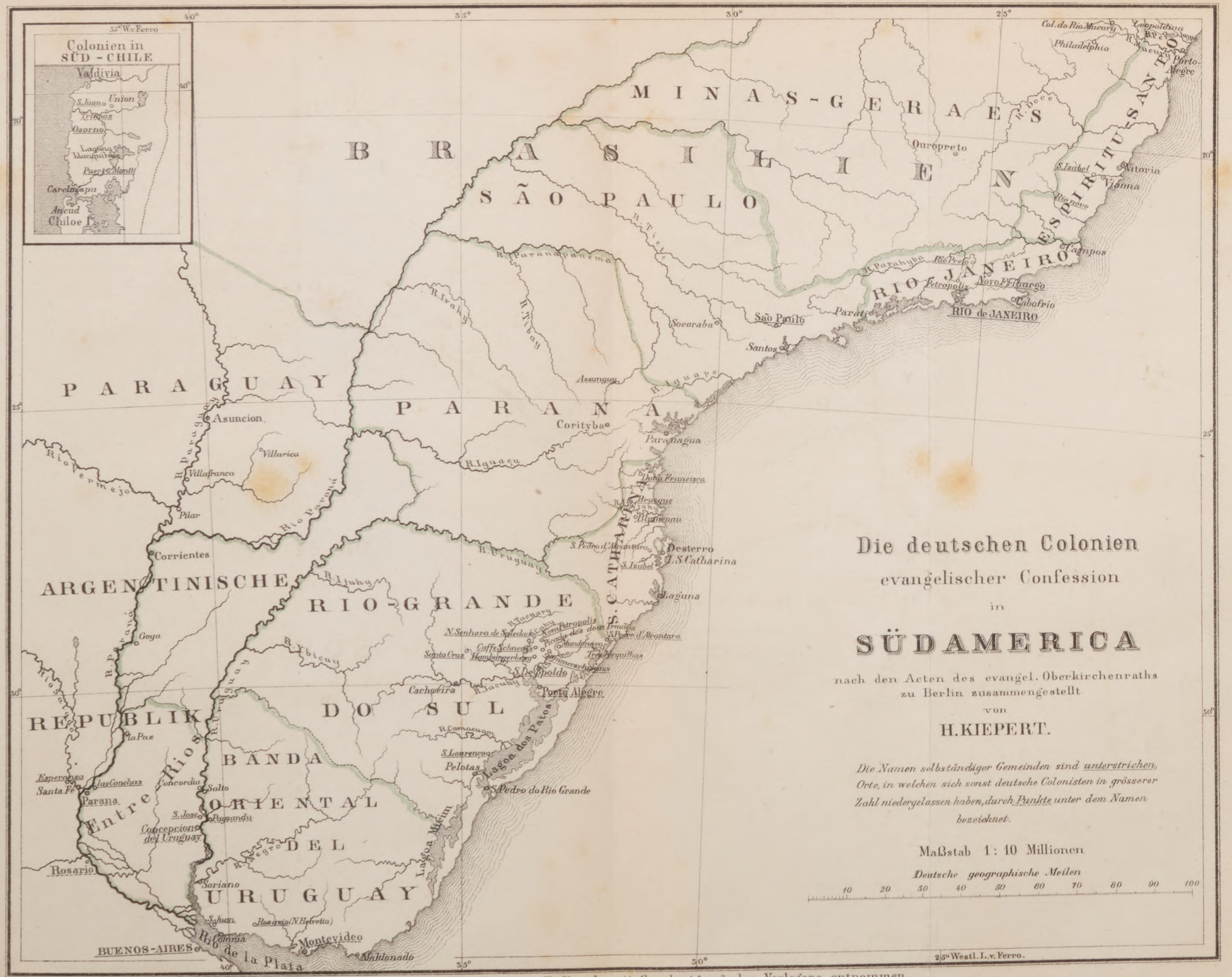
das Leben lassen für die Brüder." Dies Wort hatte auch mein lieber Amtsbruder Nottrott, unabhängig von mir, zum Text seiner Predigt erwählt, mit welcher er mich an diesem Sonntage in meiner Kirche vertrat. — — „Ein guter Hirt läßt sein Leben für seine Schafe." — — „Und so Jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht." —

Ueber seinem rasenbedeckten Grabeshügel stehen an der Vorderseite des Kreuzes seine letzten erbaulichen Worte: „Barmherzig und gnädig ist der Herr. — Lobe den Herrn meine Seele. — Der Herr wird's versehn." — Auf der Rückseite des Kreuzes steht geschrieben: „Gehe aus von deinem Vaterland und von deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen will." —

„Und so Jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht."

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Digitized by Google



Aus der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde mit Genehmigung des Verlegers entnommen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

MARX KRUG
Buchbinder.


Digitized by Google